

Stimmen aus Marie-Laach. Ergaenzungsheft

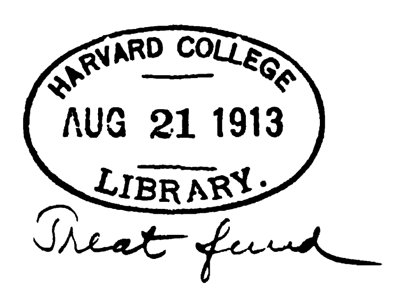
Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

XXIV. Ergänzungsband.

94.—97. Ergänzungsheft.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des XXIV. Ergänzungsbandes.

94. Heft.

Die

Grundlagen der Seelenstörungen.

Von

Julius Beßmer S. J.

(Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 94.)

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1906.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Imprimatur.

Friburgi Brisgoviae, die 2 Iulii 1906.

✠ **Thomas,** Archiep̃ps.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

In Nr 87 der „Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach“, welche die Aufschrift trägt: „Störungen im Seelenleben“, wurde die Absicht ausgesprochen, auf Grund der dort gewonnenen Anschauungen die tieferen philosophischen Fragen über die Grundlagen der Seelenstörungen in einem zweiten Ergänzungshefte zu behandeln.

Da auch in dieser Schrift gutbeglaubigtes Tatsachenmaterial zum sichern Ausgangspunkt der philosophischen Erörterungen genommen werden sollte, so lag es nahe, demselben jenes Einteilungsprinzip zu Grunde zu legen, welches in psychiatrischen Werken den allgemeinen Teil beherrscht, die Frage nach den Ursachen und Prädispositionen der seelischen Störungen. Diese Einteilung erlaubt einen innigeren Anschluß an den von Neuropathologen und Psychopathologen gebotenen Stoff und ermöglicht zugleich, am geeigneten Ort mit den philosophischen Erörterungen einzusetzen.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß eine reine Scheidung zwischen bloßen Dispositionen und eigentlichen Ursachen zuweilen unmöglich sein wird, so daß jemand eine entferntere Ursache oder auch Teilursache in dem erblicken könnte, was der Verfasser Disposition nennt. Diese Schwierigkeit ist mit dem Begriff der Disposition selbst gegeben, die ja immer eine Vorbereitung des Subjektes auf die Wirkung besagt und daher in das Gebiet der Materialursachen miteinbezogen werden kann. Sie läßt sich einigermaßen dadurch heben, daß wir unter Ursachen der seelischen Störungen jene Momente verstehen, welche die Störungen herbeiführen, in ihrer Existenz und Art bedingen, unter Disposition und Anlagen dagegen all das, was die Wirksamkeit jener Momente entweder ermöglicht oder erhöht. Andere sprechen daher von determinierenden und prädisponierenden Ursachen. Einem Wortstreit möchten wir gerne entsagen, da eigentlich das praktische Moment einer für alle leichter faßlichen Darstellung bei der Wahl der Einteilung den Ausschlag gegeben hat.

Es war gleichfalls eine rein praktische Rücksicht, welche trotz der sachlichen Zweiteilung in der Form der Darstellung eine Dreiteilung eintreten ließ. Es erforderte nämlich die Behandlung der körperlichen Ursachen seelischer Störungen eine solche Ausdehnung, daß sie den Gesamtumfang, welcher der Darstellung der Dispositionen noch eingeräumt werden durfte, selbst um ein Bedeutendes übertraf.

Das positive Beobachtungsmaterial ebenso wie eine ganze Reihe von Winken zur Erklärung der Tatsachen wurde Werken über Neuropathologie und Psychopathologie entnommen. Die Werke, welche sozusagen beständig zu Rate gezogen wurden, sind: Griesinger, Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, 3. Aufl., Braunschweig 1871. — Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie, 7. Aufl., Leipzig 1903 u. 1904. — Krafft-Ebing, Psychiatrie, 7. Aufl., Stuttgart 1903. — „Lehrbuch der Psychiatrie", bearbeitet von Dr Cramer, Dr Westphal, Dr Hoche, Dr Wollenberg und den Herausgebern Dr Binswanger und Dr Siemerling, Jena 1904. — C. v. Monakow, Gehirnpathologie, Wien 1897. — Oppenheim, Lehrbuch der Nervenkrankheiten, Berlin 1898.

Die bloß einzelnen Kapiteln zu Grunde gelegten Monographien sowie gelegentlich angeführte Werke werden an Ort und Stelle zitiert.

Für die philosophischen Ausführungen wurden berücksichtigt: Wundt, Grundzüge der physiolog. Psychologie, 5. Aufl., 3 Bde, Leipzig 1903. — Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie, Leipzig 1902. — Störring, Psychopathologie in ihrer Bedeutung für die normale Psychologie, Leipzig 1900.

Von den Vertretern der Schule: Pesch Tilmannus, Institutiones psycholog., 3 Bde, Friburgi 1896. — Urraburu, Psychologia, 3 Bde, 1894—1898, Vallisoleti.

Die vertretenen philosophischen Anschauungen werden überall durch Beweismomente begründet. Doch mußte dies auf die denkbar kürzeste Weise geschehen, sollte nicht der Rahmen dieser Arbeit, welche keine Psychologie sein will, überschritten werden.

Möchte auch diese Schrift dem Wohle der Seelen dienen und die Obsorge für geistig Schwache und geistig Kranke fördern.

Luxemburg, Gründonnerstag 1906.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Die körperlichen Ursachen der Seelenstörungen.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Übersicht.

Man ist erstaunt, die reiche Liste von körperlichen Ursachen zu lesen, die ein Kapitel über die Ätiologie der Geistesstörungen in einem Handbuch der Psychopathologie uns bietet. Da marschieren auf: Typhus und Wechselfieber, Lungenentzündung und Gicht; Herzleiden und Arterienverkalkung, Kropf und Kropfoperationen, Magen- und Darmkatarrhe, Leberkrankheiten und Nierenaffektionen, Alkoholrausch und Morphiumgenuß, Vergiftung mit Kohlengas und Bleidämpfen, Sonnenstich und Hitzschlag, Operationen und Verwundungen, Verletzung von Sinnesorganen und Weichteilen, von Nerven und Rückenmark, Hirnhautentzündung und Hirnerweichung, Rückenmarksschwindsucht und Rückenmarksklerose. Man könnte sagen, die gesamte Schar innerer und äußerer Schädlichkeiten ist aufgeboten, um das Kapitel der Ursachen von Seelenstörungen zu bevölkern. Wie ist das möglich? Was haben die alle mit dem Seelenleben zu schaffen? Und wie ist überhaupt ein Einfluß des Körperlichen auf das Seelische denkbar? Wir sind doch immer gelehrt worden, das Leben des Verstandes und des Willens als ein rein geistiges und von der Materie unabhängiges aufzufassen. Selbst von den einfachsten seelischen Vorgängen lehrt die Philosophie gemeiniglich, daß sie aus den chemischen und physikalischen Eigenschaften des Körpers sich nicht erklären lassen.

Es ist vollkommen richtig und durchaus zu betonen, daß nicht eine einzige seelische Erscheinung, nicht einmal eine einfache Empfindung aus den chemischen und physischen Kräften selbst der kompliziertesten und feinstgebauten körperlichen Organe sich erklären lassen. Wie es stoffliche Kräfte gibt, mit denen man wie mit etwas aus der Erfahrung Gegebenem rechnen muß, so gibt es seelische Kräfte, und wie es chemische und physische Prozesse

gibt, die man nicht als bloße subjektive Empfindungen und Vorstellungen erklären darf, so gibt es auch seelische Vorgänge, die sich nicht in chemische Alterationen und physikalische Wirkungen auflösen lassen.

Wenn wir nun aber jedem psychischen Vorgang sein ihm eigenes Wesen und mit ihm seine eigene Art der Wirksamkeit gewahrt wissen wollen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß auch die Philosophie der Vorzeit eine gewisse Abhängigkeit seelischer Funktionen vom Körper für dieses Leben zugestand, ja dieselbe als notwendige Bedingung für ein richtiges Verständnis der innigen Vereinigung von Leib und Seele ansah. Was zunächst die höchsten seelischen Leistungen, Verstandes- und Willenstätigkeit, betrifft, so hängen dieselben von der sinnlichen Empfindung und der sinnlichen Vorstellung ab. Diese Abhängigkeit beschränkt sich nach der Lehre der Vorzeit nicht bloß auf das erste Erwerben der Begriffe; vielmehr ist die geistige Tätigkeit auch in ihrer ferneren Ausgestaltung auf die sinnlichen Vorstellungen angewiesen. Einen Einspruch dagegen erheben die Ergebnisse der empirischen Psychologie und der Pathologie sicher nicht.

Die Vorstellungen und Empfindungen sind direkt an den Organismus gebunden; die Empfindungen an das Sinnesorgan, an die Nervenleitung, an verschiedene Nervenzentren, welche die Erregung im Rückenmark und höheren Teilen des Zentralnervensystems zu passieren hat, und endlich an die Großhirnrinde; die Vorstellungen sind von den Zentren der Großhirnrinde und intrazentralen Bahnen allein abhängig. Eine Zuordnung von Nervenprozessen zu den seelischen Vorgängen des Empfindens und Vorstellens, des sinnlichen Fühlens und Begehrens kennt nicht nur die aristotelisch-scholastische Philosophie, sondern auch die moderne Psychologie. Die strittigen Punkte, welche im zweiten Teile dieser Arbeit kurz zur Sprache kommen sollen, beziehen sich auf die Ausdehnung dieser Zuordnung und auf das innere Wesen derselben. Wir werden also keinem Widerspruch begegnen, wenn wir sagen: Eine ganze Reihe nervöser Vorgänge in der Großhirnrinde sind dadurch ausgezeichnet, daß mit ihnen psychische Vorgänge, Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen aufs innigste verbunden sind. Jenen nervösen Vorgängen entspricht jedesmal zugleich eine psychische Erscheinung, und diese letztere, die Empfindung, die sinnliche Vorstellung, das sinnliche Gefühl und das sinnliche Begehren sind undenkbar ohne die Beteiligung eines körperlichen Organs, und zwar ganz speziell der Hirnrinde. Diese innige Verbindung bringt es mit sich, daß gewissen Änderungen des nervösen Prozesses eine Änderung im

psychischen Vorgang entspricht, und umgekehrt eine Änderung im psychischen Geschehen der Empfindungen, sinnlichen Vorstellungen, Gefühle, Affekte und Begehrungen eine Änderung in den entsprechenden Nervenprozessen bedingen kann.

Beiden so innig verbundenen Elementen kommt noch ihre eigene Wirksamkeit und Beeinflußbarkeit zu. Der Nervenprozeß als Nervenprozeß behält seine Wirksamkeit in der körperlichen Sphäre und kann auch von dieser aus beeinflußt und geändert werden. Ebenso aber behält das seelische Element seine eigene Beeinflußbarkeit durch seelische Faktoren, und zugleich seine eigentümliche Wirkungsweise. Wenn die Nachricht vom Tode eines teuern Bruders, einer heißgeliebten Mutter die tiefste Trauer wachruft und Klagen auspreßt, so ist es nicht der materielle Laut, der wirkt, sondern der seelische Gehalt. Und wenn der Anblick eines Unglücklichen zu werktätigem Eingreifen, zu Selbstaufopferung führt, dann ist es weder das Netzhautbild, noch der Nervenprozeß in der Sehrinde, der als solcher diese Wirkungen hervorgebracht, sondern der auf Erkenntnismomente sich stützende Wille.

Ein alter philosophischer Grundsatz sagt: Bonum ex integra causa, malum ex quocumque defectu. Wenden wir dieses Prinzip auf das Seelenleben an, so heißt es: Das seelische Leben kann beeinträchtigt werden sowohl durch Störung der Nervenprozesse, an welche die niedrigen psychischen Vorgänge gebunden sind, als durch die direkte Störung des seelischen Elementes in sich. Die Ausgangspunkte von Störungen können also sowohl auf leiblichem wie auf geistigem Gebiete liegen. Wenn im Eifer der Arbeit Empfindungen nicht zur Geltung kommen, wenn eine interessante Beobachtung uns plötzlich ganz in Anspruch nimmt, und wir alles übrige vergessen, wenn das Lesen eines Briefes tausend Bilder aus vergangenen Tagen wachruft, wenn eine Befürchtung so das Innere erfüllt, daß sie sich nicht verscheuchen lassen will, immer und immer wieder vor dem Auge unseres Geistes steht und ein ruhiges, freudiges Arbeiten unmöglich macht, dann ist der Grund der teilweisen Empfindungslosigkeit, des Schwindens anderer Vorstellungen, der Störung des ruhigen Gedankenablaufes, jedenfalls im geistigen Inhalt der interessanten Beobachtung, in den Ideen, welche der gelesene Brief enthält, im Affekt der Befürchtung als solchem zu suchen. Wenn dagegen Fieberglut durch die Glieder wogt, wenn ein Blutandrang zum Kopf alles vor den Augen schwinden macht, wenn schwere Krankheit uns ans Lager fesselt, so brauchen wir den Grund für das ruhelose Treiben von Vorstellungen, für Verwirrtheit und Bewußtlosigkeit oder tiefe seelische Depression nicht weit zu suchen.

Als die Stelle, an welcher krankhafte körperliche Reize einsetzen, um seelische Störungen hervorzurufen, muß das Gehirn betrachtet werden. Da dieses aber durch Nerven- und Blutbahnen mit dem übrigen Körper verbunden ist, können auch Veränderungen in den verschiedenen Organen ihren Einfluß auf das seelische Leben, sein Wohl und Wehe, auf dessen normalen Verlauf und seine Störungen gewinnen.

Nervenbahn und Blutbahn sind die beiden Wege, auf denen sie ihren Einfluß geltend machen. Die verschiedenen Krankheitszustände, sagt Griesinger [1], „scheinen auf das Gehirn hauptsächlich wieder in dreierlei Weise zu wirken, einmal, indem sie Kreislaufanomalien (Hyperämie, Anämie) in der Schädelhöhle erzeugen oder begünstigen; zweitens durch nervöse Reizung des Gehirns, welche man sich kaum anders als durch Mitteilung und Übertragung eines peripherischen Irritationszustandes einzelner Nervenpartien auf das Zentralorgan gewissermaßen reflektorisch geschehend vorstellen kann; drittens durch eine mangelhafte Ernährung und Erregung des Gehirns infolge einer dyskrasischen Blutmischung."

Griesinger [2] berichtet von Fällen, bei denen das Irresein nach (und ohne Zweifel infolge) einer verhältnismäßig unbedeutenden peripherischen Nervenverletzung — überhaupt Verletzung der Weichteile — oder nach peripherisch entstandener Erkrankung der Sinnesnerven, z. B. des Gehörnerven, entstand.

„So haben wir bei einer hysterischen Frau nach einer ganz ungefährlichen Verletzung des Auges durch einen hingeflogenen Holzsplitter tiefe Melancholie entstehen sehen; so hat Herzog einen Fall von Irresein nach der Operation des Strabismus (Schielen) beobachtet ... es gehört ferner hierher der Fall von Jördens, wo ein Knabe durch kleine, in die Fußsohle eingedrungene Glassplitter, tobsüchtig ward und es bis zu ihrer Entfernung verblieb, und es sind sehr wahrscheinlich die von Zeller erwähnten Erkrankungen nach bloß äußerlichen Kopfwunden zu dieser pathogenetischen Kategorie zu rechnen."

Einflüsse auf dem Wege der Blutbahn werden wir bei den Gehirnkrankheiten selber zu besprechen haben. Sehen wir nunmehr von diesem indirekten Einfluß organischer Erkrankungen auf das Gehirn ab. Es bleiben dann noch als Ursachen von Störungen der seelischen Funktionen zu betrachten: Schädigung der Sinnesorgane, der Nerven in ihrem peripheren Verlauf, des Rückenmarks und des Gehirns. Allein auch hier ist für uns Beschränkung geboten.

Eine Behandlung der Erkrankung der Sinnesorgane würde uns zwar manche interessante Belehrung über die Sinneserkenntnis verschaffen können; allein dieselbe läßt sich in engem Rahmen nicht bieten und hat, da sie zunächst bloß die Empfindung betrifft, nicht ein so tiefgreifendes Interesse wie die Behandlung der Gehirnerkrankungen, an welche viel umfassendere Störungen sich anschließen. Ähnliche Rücksichten zwingen uns, von der Darstellung jener Empfindungs- und Bewegungsstörungen abzusehen, welche an die Erkrankung peripherer Nervenbahnen und des Rückenmarks sich

[1] Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten [3] 136. [2] S. 183.

anschließen. In Bezug auf das verlängerte Mark, Kleinhirn, Hirnstamm und Hirnganglien sind die anatomischen und physiologischen Verhältnisse zu schwierig, die Ergebnisse für das Verständnis des psychischen Lebens zu dürftig, als daß ein Eingehen auf dieselben sich jetzt schon lohnen könnte. So müssen wir uns denn auf die Frage nach den Störungen bei Erkrankung des Großhirns beschränken.

Zweites Kapitel.

Erkrankungen des Großhirns und ihre seelischen Folgen I.

Soweit bis jetzt die Kenntnisse vom Bau und den Verrichtungen des Gehirns reichen, haben die grauen Massen des Linsenkerns und des Schwanzkerns keine weitere Beziehung zum psychischen Leben. Wir können also unsere Aufmerksamkeit den Großhirnhemisphären oder dem sog. Gehirnmantel zuwenden. Es sind dies ja auch diejenigen Teile, welche sogleich beim ersten Anblick eines Gehirns ins Auge fallen. Wenn wir die Erkrankungen des Gehirns, welche mit seelischen Störungen verbunden sind, behandeln wollen, so genügt es indessen nicht, daß wir einzig die nervöse Hirnsubstanz in Betracht ziehen, d. h. die weißen Fasermassen des Innern und der einzelnen Windungen, sowie den grauen Rindenbelag von Nervenzellen, welcher jeder Furche folgend, die Windungen überkleidet. Auch die Blutgefäße des Gehirns und seine Häute sind zu berücksichtigen. Aus diesen Vorbemerkungen läßt sich die folgende Gliederung dieses Kapitels leicht verstehen.

§ 1. Mängel der organischen Entwicklung.

Kraepelin, Psychiatrie II[7] 866 ff. — Berkhan, Der angeborne und erworbene Schwachsinn, Braunschweig 1899.

Wie v. Gudden nachgewiesen hat, richtet sich das Gehirn in seinem Wachstum nicht nach dem Schädel; vielmehr ist die Art der Entwicklung der Schädelknochen bedingt durch die Ausbildung des Gehirns. Man könnte auch bei dieser Anschauung geneigt sein, von der Schädelbildung auf die Formation der einzelnen Gehirnteile zu schließen. So bemerkt Kraepelin (S. 870): „Da die Schädelnähte verwachsen, sobald der Gegendruck des Hirns an einer Stelle nachläßt, so lassen sich aus der Schädelbildung gewisse allgemeine Schlüsse auf die verhältnismäßige Entwicklung der einzelnen Hirnteile ziehen.“ Doch warnt er vor voreiligen Ableitungen, weil trotz begrenzter Störungen des Wachstums nach andern Richtungen

hin ausgleichende Verschiebungen sowohl des Gehirns wie des Schädels stattfinden können, welche dann eine völlig genügende Entfaltung aller einzelnen Hirnteile gestatten. „In der Tat finden sich nicht so selten ziemlich hochgradige Verbildungen des Schädels bei geistig durchaus gesunden, ja hochstehenden Menschen, so daß wir jene Befunde im allgemeinen mehr als eine Hindeutung auf die Möglichkeit gleichzeitiger anderer Veränderungen, denn als die notwendige Ursache krankhafter Funktionsstörungen selbst ansehen dürfen.“ Sichere Anhaltspunkte bietet uns erst die pathologische Anatomie des Gehirns selber.

Man spricht von Mikrokephalie, wenn das ganze Gehirn abnorm klein ist. Dabei kann eine gleichmäßige Verkleinerung in allen Durchmessern stattgefunden haben oder aber, was seltener ist, das Hinterhaupt ist abgeflacht und die Stirne fliehend wie beim Aztekentypus. Mikrogyrie besagt, daß die Windungen abnorm klein sind. Beim sog. „Wasserkopf“ sind die äußeren Gehirndimensionen außerordentlich groß (Makrokephalie). In Wirklichkeit sind nur die Gehirnhöhlen übermäßig ausgedehnt, während die Marksubstanz und die Hirnrinde auf kümmerliche Reste reduziert sein können. Porenkephalie ist der Ausdruck für Lückenbildungen im Gehirn. Neben diesen ausgebreiteten Mißbildungen kommen auch mehr örtliche Verkümmerungen vor, die entweder den einen oder andern Gehirnlappen oder bloß einzelne Windungen treffen können. „Ich sah“, erzählt Kraepelin (S. 876), „Atrophie beider Schläfelappen bei Idiotie durch alte, von mächtigen Schwarten umgebene Ohrenabszesse.“ Mit diesen im Fötalleben oder den ersten Lebensjahren entstandenen Mißbildungen ist gewöhnlich Idiotie oder hochgradiger Schwachsinn verbunden. Eine Reihe von solchen Fällen von Idiotie, bei denen später das Gehirn untersucht werden konnte, führt z. B. Dr Ulrich an[1]. So spricht er von einer Idiotin, die im Alter von 40 Jahren starb. Das Gehirn war abnorm klein. Sein Gewicht betrug bloß 850 gr. Im rechten Hinterhauptslappen waren die Windungen abnorm zahlreich, aber zu schmal. Sie fühlten sich lederhart an. Die Idiotin war von kleiner Statur gewesen, „mit kleinem Schädel und kindlichem Gesichtsausdruck. Vollkommen sprachlos, grinste und gestikulierte sie nach Affenart. Hie und da stieß sie einen grunzenden Schrei aus, und sie schlug sich mit der Flachhand täglich unzähligemal in raschem Tempo ins Gesicht. Was sie erwischen konnte, steckte sie in den Mund. Sie war außerstande selber zu essen, oder überhaupt eine zweckmäßige Bewegung mit den Händen auszuführen. Dagegen konnte sie trotz sehr mißbildeter Füße, wenn auch mühsam, gehen. Sie war beständig unreinlich. Dann und wann traten allgemeine Muskelkrämpfe auf.“[2] Bei Porenkephalie kommt es noch mehr als bei andern Miß-

[1] Der Schwachsinn der Kinder in „Verhandlungen der vierten schweizerischen Konferenz für das Idiotenwesen“, Glarus 1903.

[2] Ebd. 32.

bildungen auf die Ausdehnung an. Kleinere Lücken in der Hirnsubstanz können unter Umständen symptomlos verlaufen. Bei größeren und doppelseitigen Defekten wäre dies allerdings schwer erklärlich.

In einzelnen, aber verhältnismäßig sehr seltenen Fällen handelt es sich um eine bloße Entwicklungshemmung. Das ganze Gehirn oder einzelne Teile desselben können auf niederer Stufe der Ausbildung stehen bleiben, während andere weiter fortschreiten und sogar ziemlich gut sich gestalten. Hammarberg und Kraepelin fanden in den Gehirnen von Idioten, welche im Leben auf einer Stufe tiefsten Blödsinns gestanden, die Hirnrinde in einem Zustand, der deutlich eine bloß embryonale Entwicklung aufwies. Auf diese Weise soll die wahre Mikrokephalie zu stande kommen, dadurch, daß das ganze Gehirn im Wachstum gehemmt wird, Mikrogyrie dadurch, daß gewisse Markmassen sich nicht entwickeln, und somit auch die entsprechenden Rindengebiete nicht ausgebildet werden.

Viel häufiger liegen Krankheitsprozesse zu Grunde, die Zerstörungen von Nervensubstanz herbeiführen. An die Stelle der zerstörten Nervensubstanz tritt dann oft eine Wucherung des Stützgewebes (Neuroglia). Vor allem werden „Gehirnentzündung" (Encephalitis, Entzündung des Gehirns und seiner Häute) sowie Gehirnwassersucht (Hydrocephalus internus) die Schuld tragen. Die Zerstörungen können recht beträchtlichen Umfang erreichen, besonders wenn einzelne Gebiete sehr stark befallen werden. Wir dürfen wohl auch die Folgen der sog. „zerebralen Kinderlähmung" mit in Betracht ziehen, da ihr nach Oppenheim oft entzündliche Prozesse zu Grunde liegen. Der anatomische Befund ist nicht sicher. Man fand schon Porenkephalie, Eitersäcke (Cysten), Erweichungsherde, die von Gehirnblutungen herrühren konnten. Nach Berkhan (S. 19) sind die hauptsächlichsten Folgeübel der Hirnlähmung von Kindern: Lähmung einzelner oder mehrerer Glieder, Schwachsinn niedern Grades, aber auch Blödsinn und Idiotie, Störung der Sprache und Fallsucht. Einen Fall, wo alle diese Folgen eintraten, berichtet er (S. 18): „Die Tochter des Kürschners B., zweites Kind, leicht geboren, bekam, ein halbes Jahr alt, Kinderlähmung mit nachbleibender Kontraktur der rechten Hand und rechtsseitigem Spitzfuß. In den ersten Lebensjahren zeigte sie Schwachsinn geringeren, in den späteren höheren Grades mit sexueller Erregung. Im sechsten Lebensjahr bekam sie epileptische Anfälle, die nach unregelmäßigen Zwischenräumen oft gehäuft, bis zu zwanzig an einem Tage, wiederkehrten und bis zu ihrem Tode durch Phthisis im 20. Lebensjahr anhielten."

Bei der Sektion fand man das Gehirn blutarm, die Seitenventrikel erweitert und reichlich mit Flüssigkeit angefüllt. Die linke Seitenhöhle bildete einen weiten Sack, die Gehirnsubstanz der oberen Wand war dünn, die Hirnrinde sehr reduziert.

§ 2. Erkrankungen der Gehirnhäute.

Vgl. Obersteiner, Bau der nervösen Zentralorgane[4] 635 ff. — Krafft-Ebing, Psychiatrie[7] 165. — Hellpach, Grenzwissenschaften der Psychologie 254 f.

Bekanntlich wird das Gehirn, wie überhaupt das gesamte Zentralnervensystem von einer dreifachen fibrösen Bekleidung eingehüllt. Die äußerste, dem Schädelknochen fest anliegende Haut ist die harte Hirnhaut (Dura mater). Die zweite, mittlere Haut, Arachnoidea oder Spinnwebenhaut, nähert sich meist der harten Hirnhaut bis zur Berührung. Die dritte und innerste Membran, die zarte Hirnhaut (Pia mater) schmiegt sich der Oberfläche des Gehirns aufs innigste an. Gerade diese letztgenannte Hirnhaut, die Pia mater cerebralis, senkt sich nicht bloß in alle Furchen des Großhirns hinab, sondern sie dringt auch in das Innere der Gehirnhöhlen ein, um dort die sog. Telae choroideae zu bilden. Durch ihre Nähe an der nervösen Substanz des Gehirns selber, noch mehr aber durch den Umstand, daß die gleichen Blutgefäße sowohl die Gehirnsubstanz selber, wie die zarte Hirnhaut versorgen, werden krankhafte Prozesse an der letzteren für Rinde und Mark des Gehirns selbst gefährlich.

Blutüberfüllung und Gewebeveränderungen der Pia können in der Gehirnrinde Ernährungsstörungen und damit Geisteskrankheit wachrufen. Bei Entzündung der zarten Hirnhaut (Leptomeningitis) bilden sich Ausscheidungen, Exsudate, die, wenn sie nicht resorbiert werden, d. h. wenn die Hirnhautentzündung chronisch sich gestaltet, in der Hirnrinde Ernährungsstörungen und Reizerscheinungen, und in ihrem Gefolge Stumpfsinn (dementia) und zeitweilig auftretende Tobsucht erzeugen. Besonders gefürchtet ist diese durch Spaltpilze hervorgerufene Infektionskrankheit, wo sie epidemisch als „ansteckende Genickstarre“ auftritt. Wahnsinnige Kopfschmerzen, Delirien oder Bewußtlosigkeiten stehen immer im Vordergrund des Krankheitsbildes. Während die eitrige Hirnhautentzündung die konvexe Oberfläche des Gehirns zunächst ergreift, befällt die tuberkulose Meningitis mehr die Basis desselben. Sie verläuft, wie Krafft-Ebing sagt, bei Erwachsenen häufig in subakuter Form und unter dem nahezu fieberlosen Bild einer eigentlichen Geisteskrankheit. Auch wenn die harte Hirnhaut ergriffen ist, wenn Blutungen (Pachymeningitis interna haemorrhagica) eintreten, und durch Ablagerung von Blutgerinnsel an der Innenseite eine

Art Geschwülste sich bilden, die Dura verdickt wird oder gar zur dicken Schwarte sich umbildet, können seelische Störungen in der Form von chronischer Stupidität mit zeitweise auftretenden tobsuchtartigen Aufregungszuständen, mit Fallsucht- und Schlagflußattacken entstehen. Gewöhnlich handelt es sich bei den Erkrankungen der Hirnhäute um ausgebreitete Prozesse, und demgemäß sind auch die Erscheinungen, die am Gehirn selbst sich kundgeben, diffuser Art. Natürlich können aber die Gehirnhäute auch der Sitz herdartiger Entzündungen oder Neubildungen sein, denen dann auch im Gehirn mehr lokal umschriebene Reiz- oder Lähmungserscheinungen entsprechen.

Auf dreifache Art werden wir nach dem Gesagten uns den Einfluß der Gehirnhautaffektionen auf die Hirnsubstanz und ihre Folgen zu denken haben: einmal als Reizerscheinungen rein mechanischer Natur, nämlich als Folgen des Druckes auf die anliegenden nervösen Gebilde; sodann als ein Übergreifen entzündlicher Prozesse von den Hirnhäuten auf die Hirnrinde; endlich als Ernährungsstörungen, die durch den innigen Zusammenhang der Blutversorgung der zarten Hirnhaut mit der Blutversorgung in der Gehirnsubstanz bei Erkrankung der Pia von selbst gegeben sind.

§ 3. Störungen des Blutumlaufs im Gehirn.

Vgl. Kraepelin, Psychiatrie I 16 ff. — Wollenberg, Geistesstörungen bei Arteriosklerose, in Lehrbuch der Psychiatrie, herausgegeben von Binswanger und Siemerling 309 ff. — Hellpach, Grenzwissenschaften und Psychologie 255 f.

Soll die Gehirnsubstanz arbeiten können, so muß sie auch ihren Unterhalt, ihre Nahrung haben. Sie bekommt dieselbe aus dem Blut. Es ist daher klar, daß Störungen in der Blutzufuhr Störungen in der Funktion, im Gedeihen, ja im Bestehen der nervösen Hirnsubstanz nach sich ziehen können. Sowohl die Menge, wie noch mehr die Beschaffenheit des zufließenden Blutes ist hier in Betracht zu ziehen.

1. Die Gehirnsubstanz bedarf einer bestimmten Menge Blutes; wird ihr dieses nicht geboten, so tritt eine Unterernährung ein, die so weit gehen kann, daß das Gehirn seine Funktionen einstellt. Plötzliche Verhinderung der Blutzufuhr hat Ohnmacht und Bewußtlosigkeit im Gefolge. Längere Zeit fortgesetzte Herabminderung des Blutquantums muß bleibende Schädigungen der Hirnsubstanz herbeiführen. Eine allgemeine Blutleere des Gehirns kommt zu stande durch starke Blutverluste, durch Herzschwäche, vorübergehend auch durch jene Gemütserschütterungen, mit welchen eine krampf-

hafte Zusammenziehung der Hirngefäße verbunden ist. Die Blutzufuhr kann aber auch bloß in einzelnen Gebieten des Gehirns behindert oder herabgesetzt sein durch den Druck von Geschwülsten, durch teilweise oder gänzliche Verstopfung (Embolie) jener Blutgefäße, welche den betreffenden Hirnbezirk versorgen müssen.

Dies tritt um so leichter ein, als die Hirnarterien sog. „Endarterien“ [1] darstellen, welche durch keine Zwischenschaltungen miteinander verbunden sind. Jede Arterie besteht hier ganz für sich und ihre Aufzweigungen in Kapillaren gehen direkt durch andere Kapillaren in eine Vene über. Wird eine dieser Endarterien durch Verstopfung abgeschlossen, so wird der von ihr zu versorgende Bezirk nicht mehr ernährt, und entartet. Gewöhnlich zeigen sich dann die gleichen Erscheinungen wie bei einem „Schlagfluß“.

2. Aber auch eine Überfülle von Blut kann dem Gehirn schädlich werden, mag dieselbe nun von Wärmebestrahlung des Kopfes, von Behinderung des Abflusses des venösen Blutes, von Gemütserregungen, von gesteigerter Herztätigkeit oder von Erweiterung der Blutgefäße herrühren. Im Gefolge finden sich meist Reizerscheinungen, Aufregungszustände. Krafft-Ebing macht aber darauf aufmerksam [2], daß die Erscheinungen der Hirnhyperämie durchaus nicht von Vollblütigkeit (Plethora) herrühren, sondern von Schwäche, von Lähmungen im Gebiet der vasomotorischen Nerven. Eine allzu rasche Vermehrung des Schädelinhalts soll nach Kraepelin (I S. 18) unausbleiblich eine Erstickung der Gehirnrinde zur Folge haben.

3. Eine dritte Krankheitserscheinung, welche auf die Verteilung der Blutsmenge Einfluß hat, ist der Blutaustritt aus Hirngefäßen. Sind die Gefäßwände des Gehirns krankhaft verändert, wie dies bei zunehmendem Alter leicht geschieht, so kann durch plötzliche Erhöhung des Blutdrucks, z. B. bei einer Gemütsbewegung, nach einer Mahlzeit, bei einer Anstrengung plötzlich ein Gefäß zerreißen und das Blut sich in die umgebende Hirnmasse ergießen. So entsteht ein „apoplektischer Herd“. Es kommt natürlich auf die Ausdehnung und Lage des Blutergusses an, welche Krankheitserscheinungen sich an denselben anschließen. Nach Krafft-Ebing [3] schließt sich — wofern nicht eine Aufsaugung des ausgetretenen Blutes eintritt, und das Entstehen eines Erweichungsherdes verhindert wird — fortschreitender Blödsinn mit herdartigen Lähmungen an den Schlagfluß an. In diesen Verlauf hinein schieben sich aber zeitweilig psychische Erregungs-

[1] Hellpach 39. [2] Psychiatrie [7] 259. [3] Ebd. 165, A.

zustände, Delirien, Halluzinationen, Angst und epileptische Anfälle. Trifft der Herd nur das Mark, nicht die Rinde, so kann unter Umständen der Schlagfluß ohne psychische Störungen verlaufen. War der apoplektische Herd ziemlich groß oder fanden mehrere, wenn auch kleine Blutergüsse gleichzeitig oder rasch nacheinander statt, so bleibt, auch wenn die Herde ausheilen, Hirnatrophie und ein dauernder psychischer Schwächezustand zurück.

Wollenberg (S. 316) führt folgenden Fall „postapoplektischer Demenz" an, der zur Erläuterung des Gesagten dienen kann: „Eine 56jährige Frau wird in heiter erregtem Zustande in die Klinik gebracht, ist sehr euphorisch (wohlgemut) geschwätzig, bringt verschiedene Tatsachen durcheinander (Konfabulation); ist über Personen und Umgebung im ganzen gut, zeitlich schlecht orientiert; hat mangelhafte Kenntnisse, eine herabgesetzte Merkfähigkeit und geschwächtes allgemeines Gedächtnis. Sehr gehobenes Selbstgefühl, große Erregbarkeit, äußerst zahlreiche Größenideen, verschenkt goldene Uhren, hat hundert goldene Ketten, gewinnt sicher das große Los. Der Arzt ist der Superintendent oder der Kaiser; (sie) redet alle Personen mit Du an. Vorübergehend depressiv, klagt über Schwindel und Kopfschmerzen. Wird allmählich ruhiger, korrigiert Größenideen. Geistige Schwäche (allgemeine Gedächtnisschwäche, insbesondere starker Merkfähigkeitsdefekt, Urteilsschwäche) bleibt bestehen. Körperlich: etwas harter, gespannter Puls. Sonst keine äußere Arteriosklerose[1]. Frische Netzhautblutungen. . . . Rechtsseitige Hemiparese (halbseitige unvollständige Lähmung). . . . Leichte Sprachstörung. . . . Die Krankheit hatte vor sechs Jahren mit zwei rasch aufeinanderfolgenden Schlaganfällen begonnen, denen eine rechtsseitige Lähmung und Sprachstörung gefolgt war. Vor einem Jahr begann leichte manische Störung; vor einigen Monaten steigerten sich diese; seitdem Größenwahn; macht sinnlose Einkäufe, verspricht Geldgeschenke, schimpft öffentlich brutal, verbreitet unwahre Erzählungen."

4. Aber auch dann, wenn die **krankhafte Veränderung der Hirngefäße** überhaupt zu keinen Blutungen führt, hat doch die eintretende Verengerung der Blutgefäße Ernährungsstörungen zur Folge, die sich naturgemäß auf die nähere Umgebung der angegriffenen Arterie beschränken. Selbst wenn die „arteriosklerotische Degeneration" — wie die infolge der Arterienverhärtung auftretende Veränderung des Nervengewebes genannt wird — an den verschiedensten Stellen des Gehirnes auftritt und demgemäß ausgebreitete Hirnerscheinungen bedingt, bleibt dennoch längere Zeit normales Gewebe in größerem oder kleinerem Umfang vorhanden. Die

[1] Aus der Gefäßveränderung in den der Untersuchung zugänglichen Körperpartien kann der Arzt mit einiger Wahrscheinlichkeit auf krankhafte Veränderungen der Hirngefäße schließen. Ein sicherer Schluß kann indes vom Zustand des einen Gefäßgebietes auf den eines andern nicht gezogen werden. Ebd. 310.

seelischen Störungen sind daher auch nicht so weitgehende und tiefgreifende wie bei der Dementia paralytica, der „Gehirnerweichung“ der Laien. Neben Ausfallserscheinungen auf dem Gebiete der Bewegung und der höheren Sinnesfunktionen ist, wie Wollenberg (S. 316) bemerkt, in geistiger Beziehung besonders in den Anfangsstadien Verlangsamung und Erschwerung des Gedankenablaufes charakteristisch, welche den Kranken selbst zum Bewußtsein kommt, ferner das auffällig lange Erhaltenbleiben der Krankheitseinsicht und gesunder Vorstellungsreste, die auch in den fortgeschrittenen Stadien in den plötzlichen Remissionen oft in überraschendster Weise zum Vorschein kommen.“

5. Fast wichtiger noch als diese Erscheinungen von Hirnanämie und Hirnhyperämie, von apoplektischen Herden und Arteriosklerose sind die Schädigungen, welche durch qualitative Veränderungen des dem Gehirn zugeführten Blutes hervorgerufen werden. Ist das Blut durch Mangel an roten Blutkörperchen verwässert und minderwertig geworden, so muß natürlich die Ernährung des Gehirns geschädigt und dieses in seiner Tätigkeit beeinträchtigt werden. Eine wichtige Rolle spielt die Chlorose (Bleichsucht). Sie steht in einer nahen Beziehung zu den geistigen Störungen nach Erschöpfung (Erschöpfungspsychosen) und zur Hysterie. Bei der perniziösen Anämie können halluzinatorische Verwirrtheitszustände auftreten. Ist das Blut gar in seiner Konstitution verändert, wie dies durch Einatmung von Kohlenoxyd (CO) geschieht, so kann es für das Gehirn zum wahren Gifte werden.

Féré[1] beschreibt die Erscheinungen dieser Vergiftung wie folgt: Der akute Anfall beginnt mit einer Erregung, deren charakteristisches Zeichen Kopfschmerz, Ohrensausen, Zittern, Behinderung der Atmung sind; diese letztere wird allmählich beklemmend und ängstigend. Dann kommt eine Periode der Depression: Die Empfindlichkeit verschwindet, ebenso die Willkürbewegung, dann auch die Reflexbewegungen. Die Glieder werden blau, Koma stellt sich ein. Dann erlöst der Tod vom Leiden.

Eine chronische Kohlenoxydvergiftung soll sich nach Féré zeigen durch beständiges Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten, eine fortschreitende Schwächung der Sensibilität und der Bewegung. Diese Schwächung offenbart sich im Verlust des Gedächtnisses und der Sprache. Die Verdauungsfunktionen werden langsamer; vasomotorische Lähmungen, besonders an den Extremitäten treten hinzu. Krafft-Ebing vermutet, es möchten in jenen Fällen, die Moreau bei Bäckern, Köchen usw. gefunden, Überhitzung und Trunk in Anschlag zu bringen sein[2].

---

[1] Pathologie des émotions 4. [2] Psychiatrie 200 f.

Eine Umwölkung der Sinne, die schließlich bis zur Bewußtlosigkeit fortschreiten kann, gemischt und unterbrochen von Sinneswahn und Halluzinationen stellt sich nach Féré bei langem Aufenthalt in engen, schlecht gelüfteten Räumen ein.

Der englische Physiologe Sir Holland erzählt folgendes Erlebnis: „Ich stieg an einem Tag in zwei tiefe Minen des Harzgebirges herab und blieb mehrere Stunden auf dem Grunde derselben. Während ich in der zweiten war, erschöpft zugleich durch Müdigkeit und Entkräftung, fühlte ich mich völlig unfähig, mit dem deutschen Aufseher, der mich begleitete, zu sprechen. Alle Sätze waren aus meinem Gedächtnis entschwunden. Erst nachdem ich Nahrung und Wein zu mir genommen und kurze Zeit ausgeruht hatte, fand ich die Worte wieder." [1]

Fassen wir die Art und Weise, in welcher die Kreislaufstörungen auf die Gehirnsubstanz und deren Funktionen einwirken, kurz zusammen, so kommen zunächst mechanische Momente in Betracht: erhöhter Druck, entweder direkt durch die Blutfülle oder aber durch Exsudate, Schwellungen, Blutergüsse. An zweiter Stelle sind es Ernährungsstörungen in der Nervensubstanz selber durch Unter- oder Überernährung, durch entzündliche und degenerative Prozesse, die eingeleitet werden und bis zur Atrophie oder Schwund der nervösen Elemente führen können. Endlich sind es direkt chemische Umwandlungen der Nervensubstanz selber, welche diese funktionsuntüchtig machen. Dies führt uns zu einer neuen Quelle von Gehirnerkrankungen und Störungen der vom Gehirn abhängigen psychischen Vorgänge.

Drittes Kapitel.

Erkrankungen des Großhirns und ihre seelischen Folgen II.

§ 1. Die Vergiftungen des Gehirns.

Vgl. Krafft-Ebing, Psychiatrie[7] 195 ff. — Kraepelin, Psychiatrie I[7] 37 ff.

Wir finden leider nur zu oft geistige Störungen ja ausgesprochene geistige Krankheiten infolge von Giftwirkungen. Es handelt sich dabei um Gifte, die vor allem schädigend auf das Nervensystem wirken. Wir können drei Klassen unterscheiden: von außen beigebrachte nicht organisierte Gifte; Bakteriengifte; Stoffwechselgifte aus dem eigenen Körper.

1. Zu den für das Nervensystem gefährlichsten Giften der ersten Gruppe gehört der Übergenuß von Alkohol. Wir haben das Bild der Alkoholvergiftung schon in den „Störungen im Seelenleben" gezeichnet.

[1] Chapters on mental physiology[2] (1858) 167 bei Féré a. a. O. 107.

Wir wollen hier bloß noch die Wege anführen, auf denen der Alkohol das Zentralnervensystem schädigt und den Ruin des seelischen Lebens begründet. In erster Linie ist die direkte Einwirkung auf das Gehirn in Betracht zu ziehen. Der Alkohol wirkt hier als chemische Reizung, dann verändert er in weiteren Fortschritten das Nervengewebe. Überdies greift er die Blutgefäße des Gehirns an, und führt zu Schlagflüssen. Aber auch der indirekt schädigende Einfluß des übermäßigen Alkoholgenusses auf das Gehirn ist durchaus nicht gering anzuschlagen. Die vasomotorischen Störungen, die er in den Blutbahnen bewirkt, führen leicht zu krankhafter Verdickung der Spinnwebenhaut, der zarten Hirnhaut und zu Blutungen in der Dura (Pachymeningitis haemorrhagica). Die erregenden Wirkungen auf das Herz führen zu Fluxionen, die spätere Herzentartung zu Gefäßlähmungen und somit Kreislaufstörungen. Wenn der Alkoholmißbrauch nicht bloß eine mitwirkende Rolle beim Entstehen einer Geisteskrankheit spielt, sondern als einzige Ursache angesprochen werden darf, zeigt das Krankheitsbild einen so eigentümlichen Charakter, daß man von eigentlichen Alkoholpsychosen sprechen kann. In ähnlicher Weise nervenzerrüttend wirkt der Opiummißbrauch. Der indische Hanf (Haschisch) bringt Delirien und Geistesstörungen hervor. Auch der übermäßige Genuß des Tabaks wird nicht nur für Nervenleiden verantwortlich gemacht, sondern soll zu eigentlicher Geisteskrankheit führen können.

Bei Arbeitern, welche mit Blei zu tun haben, Bergleuten, Anstreichern Schriftschleifern usw., finden sich außer den körperlichen Erscheinungen von Bleivergiftungen zuweilen akute seelische Störungen oder selbst ausgesprochene geistige Krankheiten. Im akuten Anfall der „Bleitollheit" zeigt sich ein vorübergehendes Delirium mit Sinnestäuschungen. Auf der Höhe der Erscheinung stellt sich eigentliches Toben mit Zeichen des Hirnreizes ein. Die seelischen Phänomene der chronischen Bleivergiftung sollen halluzinatorische Wahnsinnszustände oder Krankheitsbilder sein, welche dem paralytischen Irresein nachstehen.

Unter medizinischen Mitteln, aus deren unvorsichtigem Gebrauch geistige Störungen entstehen, nennt Krafft-Ebing Atropin, Kokain, Salizylsäure, Secale cornutum, Jodoform, Brom, Chloral, Paraldehyd. „Auch durch Chloroformmißbrauch hat man psychische Störungen entstehen gesehen, die möglicherweise durch die vasomotorisch lähmende Herztätigkeit und Blutdruck herabsetzende Wirkung des Chloroforms zu stande kommen. Es kommen hier Zustände von Delirium zur Beobachtung, außerdem aber schwerere, dauernde degenerative Krankheitsbilder (periodische Manie)."

Wenn sich die moderne Auffassung der Wirksamkeit der Narkotika bewahrheiten sollte, müßte man freilich außer den eben genannten mittelbaren Einflüssen noch an eine ganz direkte Wirkung dieser betäubenden Mittel auf das Gehirn denken.

Man ist nämlich geneigt, anzunehmen, daß die Gifte der Alkohol- und Chloroformgruppe direkten physikalischen Einfluß auf die fettartigen Bestandteile des Nervengewebes üben, dieselben lösen. Allgemein nimmt man an, daß die Narkotika im strengen Sinne des Wortes isolierter auf das Großhirn wirken, „indem die kleinsten Gaben, die überhaupt eine Wirkung haben, die Großhirnrinde zum ersten Angriffspunkte haben, und bei immer größeren Mengen allmählich das ganze Zentralnervensystem gelähmt wird, während die peripheren Endapparate und andere Funktionsgebiete bis zum Tode funktionsfähig bleiben." [1]

Eine traurige Berühmtheit besitzen auch die seelischen Symptome des Morphinismus. Nicht nur der Mißbrauch des Morphiums, sondern auch die Entziehung desselben ruft seelische Störungen hervor.

„So schwer wie der Alkohol", sagt Krafft-Ebing [2], „schädigt niemals das Morphium das psychische Organ, aber noch niemals habe ich einen Morphinisten gesehen, der psychisch intakt gewesen wäre. Die Intelligenz bleibt allerdings leidlich geschont, aber die höchsten geistigen Funktionen — Charakter, ethischer Besitz, Selbstbestimmungsfähigkeit, geistige Energie und Tatkraft — erweisen sich ausnahmslos geschädigt. Der ausgebildete Morphinist ist ein charakter-, willensschwacher, energieloser Mensch. In schwereren Fällen konstatiert man überdies Schwäche des Gedächtnisses, namentlich mangelhafte Reproduktionstreue, erschwerte geistige Leistungsfähigkeit bis zum Torpor, zeitweise psychische Verstimmung bis zu ausgesprochener Dysthymie und Taedium vitae, große Emotivität, überhaupt tief gesunkene Widerstandsfähigkeit gegen Affekte."

In Bezug auf die körperliche Grundlage dieser seelischen Störungen werden sowohl die allgemeinen, gefäßverengernden Wirkungen des Morphiums auf den Gesamtorganismus, als insbesondere die direkt narkotischen Einflüsse auf das Gehirn in Anschlag zu bringen sein. Zur Zeit, wo bei plötzlicher oder allmählicher Entziehung des Morphiums die seelischen Störungen in Gestalt von sensibler und sensorischer Überempfindlichkeit, Trübungen des Bewußtseins, Halluzinationen und sogar Delirium tremens-artigen Anfällen auftreten, ist der Kranke in einer solchen Verfassung, daß er vor dem Verbrechen nicht zurückschrecken würde, das ihn in den Besitz von Morphium brächte. Hier sind offenbar vielmehr psychologische

[1] Gottlieb, Theorie der Narkose, in Ergebnisse der Physiologie, 1. Jahrg. (1902), 2. Abtl. 666 ff. [2] Psychiatrie 556.

Faktoren im Spiele, die auf den körperlichen Mißempfindungen, welche die Entziehung des Morphiums herbeiführt, weiter bauen.

2. Eine Reihe von psychischen Störungen finden sich im Verlauf oder in der Folge von Infektionskrankheiten. Sie sind hier, wie die Krankheiten selbst, durch Mikroorganismen (Bazillen, Bakterien) bzw. deren Stoffwechselprodukte hervorgerufen, welche ins Blut gelangt sind und somit die Ernährung des Gehirns schädigen. Da die Stoffwechselprodukte dieser Mikroorganismen normalerweise durch dieselben Prozesse ausgeschieden oder unschädlich gemacht werden, welche auch die schädlichen Stoffwechselprodukte des menschlichen Körpers eliminierten, so können wir sämtliche Vergiftungen, welche durch Überführung schädlicher Stoffwechselprodukte ins Blut entstehen, unter dem einen Begriff der Selbstvergiftungen Autointoxikationen oder autochthonen Vergiftungen zusammenfassen. Die ergiebigste Quelle von Selbstvergiftungen des Blutes, die nachher zu seelischen Störungen führen, sind nach Binswanger[1] Erkrankungen des Darmtraktus. v. Wagner glaubt, daß meistens Amentia mit Aufregungszuständen, zuweilen aber auch eine depressive Form derselben, folge.

Binswanger hatte einen Fall zur Behandlung. Es handelte sich um einen siebzehnjährigen jungen Mann. Mehrwöchentlicher Darmkatarrh mit schwerer Koprostase war vorhergegangen. Dann trat ein schwerer, stuporöser Zustand und vollständige Lähmung ein. Die Erkrankung endete in Blödsinn (Dementia).

Wenn die Niere ihrer Aufgabe nicht mehr zu genügen vermag, so entstehen Urämie (Harnstoff [?] im Blut), Acetonämie (Essigsäure im Blut). Im Gefolge der Urämie zeigen sich als Bilder der Vergiftung des Gehirns Somnolenz und Koma[2], im Gefolge von Acetonämie bei Zuckerkrankheit Aufregungszustände mit folgendem Koma. Gelangt Galle ins Blut (Cholämie) bei Gelbsucht, so zeigt sich psychische Depression. Auffallend häufig verlaufen nach Krafft-Ebing die „Autointoxikationspsychosen“ unter dem Bilde der Verwirrtheit.

Eine besondere Erwähnung verdienen hier die Störungen, welche beim Nichtfunktionieren, bei Entartung und Schwund, sowie bei operativer Entfernung der Schilddrüse entstehen[3]. Denn dieses Gebilde spielt eine außerordentlich wichtige Rolle sowohl für das körperliche Wachstum wie für die Ernährung und Erhaltung des Organismus. Sie scheint vom

[1] Allgemeine Ätiologie, in Lehrbuch der Psychiatrie 64.

[2] Schwerster und tiefster, zum Tode führender Schlaf.

[3] Vgl. darüber Hoche, Kretinismus und Myxödem, in Lehrbuch der Psychiatrie, herausgegeben von Binswanger und Siemerling 245 ff.

Schöpfer dazu bestimmt, Stoffe zu produzieren, welche ein Gegenmittel, wir könnten fast sagen, ein Gegengift gegen schädliche Stoffwechselprodukte bildeten und die letzteren unschädlich machen. Wenn die Schilddrüse (glans thyreoidea) schon sehr frühe ganz oder teilweise funktionsunfähig ist, so bleibt die körperliche wie die geistige Entwicklung zurück, und es entsteht das Bild des Kretinismus mit seinen Zügen geistiger Schwachheit, die zwischen bloßem Schwachsinn und voller Idiotie schwanken. Wird die Schilddrüse erst in späterem Lauf des Lebens von einem Krankheitsprozeß ergriffen, so daß sie teilweise entartet und schwindet, so entsteht das Myxödem mit seinem torpiden Schwachsinn, der nur durch episodisch auftretende Zustände von Verwirrtheit oder Depression unterbrochen wird. Die Entfernung der Schilddrüse oder des größten Teils derselben bei der Kropfoperation führt in sehr vielen Fällen zu einem geistigen Zerfall (cachexia strumipriva). Man hat all diese verschiedenen Fälle geistiger Erkrankung infolge von Krankheitsprozessen ꝛc. der Schilddrüse unter dem Namen thyreogenes Irresein zusammengefaßt.

Auch einer Reihe von Infektionskrankheiten hat man einen Einfluß auf die Entstehung geistiger Störungen zugeschrieben. Der Typhus, die Pocken, das Wechselfieber, die Influenza, der akute Gelenkrheumatismus, die Kopfrose sind neben der Lungenentzündung und der Cholera von den Irrenärzten auf die Anklagebank versetzt worden. Bei den vier ersten glaubt man einen direkten Angriff des Giftstoffes auf das Gehirn annehmen zu können. Die übrigen sind angeschuldigt, allgemeine Krankheitserscheinungen hervorzurufen, welche auch das Gehirn angreifen (Fieber- und Fieberdelirium), oder durch Vermittlung von Organerkrankungen das seelische Leben zu gefährden.

Wir werden jedenfalls unterscheiden müssen zwischen den im Verlaufe der Krankheit und den erst später auftretenden geistigen Störungen. Bei den ersteren werden wohl die Giftwirkungen die Hauptschuld tragen. Die erst nach der Krankheit einsetzenden Störungen können wenigstens, wenn sie rasch und günstig verlaufen, durch eine Erschöpfung des gesamten Körpers bedingt sein. Bei schweren, unheilbaren seelischen Schwächezuständen müssen wir an die giftigen Nachwirkungen des Infektionsstoffes denken.

Wenn die Irrenärzte das syphilitische Gift als einen Todfeind des Gehirns und somit auch des ganzen seelischen Lebens erklären, so sind sie in ihrem vollen Rechte.

Das Gift kann das Gehirn und seine Umhüllungen ergreifen. Schädelknochen und Hirnhäute werden von entzündlichen Prozessen erfaßt, sog. Gummi-

geschwüre bilden sich. Die Geschwüre berühren oft die Hirnsubstanz auf das innigste. Diese wird von einem Prozeß der Entartung ergriffen. Ein übriges tut die Arterienerkrankung, welche eine gesunde Ernährung des Gehirns nicht mehr aufkommen läßt und zum Absterben des Nervengewebes führt. Diese Prozesse vollziehen sich an den verschiedensten Stellen des Gehirns.

Ähnlich wie die anatomischen Erscheinungen, bieten hier auch die seelischen Phänomene eine bunte Mannigfaltigkeit und einen wirren Wechsel dar. Dem vollen Ausbruch des Leidens gehen oft monate-, bisweilen jahrelange Einzelerscheinungen voraus, die bald auf eine lokale Erkrankung hinzudeuten scheinen, bald ein ausgebreitetes Hirnleiden ahnen lassen. Zugleich mit diesen Einzelerscheinungen bemerkt man eine Änderung des Charakters und des geistigen Wesens. Der Patient wird gemütsreizbar und gedrückt, sein Gedächtnis, sein Wortschatz nimmt ab, die geistige Leistungsfähigkeit reduziert sich immer mehr. „Nach kürzerer oder längerer Dauer dieser Prodromi (Vorläufer) kann ein Anfall furibunder Manie, halluzinatorischen Deliriums mit heftigster Angst und schreckhaftem Inhalt der Halluzinationen, oder ein apoplektiformer oder epileptiformer Anfall den Ausbruch der eigentlichen Krankheit vermitteln. Nach völligem oder teilweisem Rückgang der Symptome des Insults entwickelt sich das Krankheitsbild einer Dementia progressiva (fortschreitenden Verblödung) oder auch das einer Dementia paralytica (Lähmungsirresein)." In dem Verlaufsbild einer fortschreitenden Verblödung können dann zeitweise „die mannigfachsten Zustandsbilder primordialen Verfolgungs- und Größenwahns, halluzinatorischen Deliriums, tiefer Somnolenz- und Dämmerzustände, schwerer Tobsucht bis zu Delirium acutum-artiger Erscheinungen auftreten" [1]. Was dem „syphilitischen Blödsinn" sein eigentümliches Gepräge gibt, ist neben der allgemeinen geistigen Schwäche der hervortretende Ausfall ganz bestimmter geistiger Leistungen, z. B. der Fähigkeit zu rechnen, eine fremde Sprache zu sprechen und das befremdend rasche Kommen und Gehen von Symptomen.

Daß sehr viele Fälle „paralytischen Irreseins" letztlich von einer Syphiliserkrankung herrühren, wurde bereits in den „Störungen im Seelenleben" erwähnt, wo zugleich das Bild dieser Krankheit nach seiner psychischen Seite gezeichnet wurde.

3. Das Krankheitsbild jeder Vergiftung des Gehirns wird in seinen seelischen Symptomen sehr wesentlich bestimmt durch die spezifischen Eigenschaften des betreffenden Giftes.

[1] Krafft-Ebing, Psychiatrie 611.

Schon oben geschah bei den Narkotika Erwähnung der sog. „elektiven" Eigenschaften mancher Gifte. Nicht alle Körpergewebe, nicht einmal die Nervengewebe des Zentralnervensystems sind in allen ihren Partien, in allen Faserzügen und Zentren den verschiedenen Giften gleich zugänglich. Rückenmark, Oblongata und Gehirn, motorische und sensible Bahnen haben unter den Nervengiften ihre jeweiligen besondern Todfeinde. Es ist, wie Kraepelin bemerkt, gemäß den Versuchsresultaten, die Nißl erhielt, durchaus wahrscheinlich, daß jedem Nervengift ein eigentümlicher Erkrankungsvorgang im Nervengewebe entspricht, der zuweilen, jedoch durchaus nicht immer, anatomisch sich nachweisen läßt.

§ 2. Kopfverletzungen.

Vgl. Griesinger[3] 181 f. — Kraepelin I[7] 21. — Krafft-Ebing[7] 166 f.

Eine wichtige Gruppe von Ursachen sowohl für vorübergehende seelische Störungen wie für eigentliche geistige Krankheiten bilden die Kopfverletzungen. Bruch der Schädelknochen, Eindringen von Splittern in das Gehirn oder gar Verlust von Gehirnsubstanz, entzündliche Prozesse an den Gehirnhäuten, welche auf die nervösen Elemente übergreifen, Blutergüsse im Gehirn durch Gefäßzerreißung, das sind eine Reihe von Momenten, welche bei Kopfverletzung dem Gehirn selber verderblich werden.

Unmittelbar mit dem Unglücksfall verbunden zeigen sich traumartige Trübungen des Bewußtseins, Unbesinnlichkeit und Ideenverwirrung, Delirien oder auch vollständige Bewußtlosigkeit. In sehr schweren Fällen stellen sich die geisteszerrüttenden Folgen der Verletzung sogleich ein. Erscheinungen der Hirnreizung, Angstgefühle und Halluzinationen, Überempfindlichkeit und Störungen der Bewegung treten auf, lassen aber bald nach, um einer hochgradigen psychischen Schwäche und allmählicher Verblödung Platz zu machen, welche nur zeitweise von Angstanfällen und Sinnestäuschungen unterbrochen wird. Wo die Verletzung nicht so schwer war, bleibt oft eine Neigung zu Hirnkongestionen zurück, so daß schon geringe Mengen Alkohol oder sonst unbedeutende Gemütsbewegungen einen ungewöhnlichen Andrang des Blutes zum Gehirn wachrufen. Ebenso zeigt sich reizbare Schwäche auf dem Gebiete der Sinneswahrnehmung, welche bis zu einfachen Halluzinationen führen kann. Daneben erscheint oft die Gemütsstimmung und der Charakter des Patienten verändert. Er zeigt große Reizbarkeit und nicht selten Hang zu Vagabondage und zu Exzessen. Es sind Vorboten geistiger Erkrankung, welche 1, 2, 6, 10 Jahre nach dem Unfall sich noch einstellen kann. Den Zusammenhang zwischen der Verletzung und

den erst so spät eintretenden seelischen Störungen vermittelt gewöhnlich ein Reizzustand der Gehirnsubstanz, welcher entweder durch sich umwandelnde Blutextravasate, durch die Einwirkung von Knochensplittern entsteht oder durch häufig sich wiederholende Blutkongestionen hervorgerufen wird. Die seelischen Krankheiten, zu denen dieser Reizzustand hinüberführt, stehen oft dem paralytischen Irresein ziemlich nahe, man bemerkt aber auch zornige Manien in plötzlicher Explosion, die periodisch wiederkehren. Das Ende ist Blödsinn (Dementia), aber verbunden mit brutaler Reizbarkeit, oder epileptisches Irresein.

Eine Kopfverletzung kann aber auch dadurch gefährlich werden, daß sie, ohne die Gehirnsubstanz nachweisbar zu verändern, das Gehirn zum „schwachen Punkt", zum locus minoris resistentiae macht, an dem dann spätere Schädlichkeiten ein um so leichteres Spiel haben.

So sagt schon Griesinger: „Es ist wenigstens durchaus nicht selten, daß man von den Angehörigen der Kranken bei näherem Nachfragen frühere, oft wieder in Vergessenheit geratene derartige Ereignisse erfährt, einen Sturz vom Pferde, einen Fall oder Stoß an den Kopf, dem längere Betäubung folgte, u. dgl.; zuweilen fällt es nun erst der Umgebung auf, daß sich von dort an sogleich leise Veränderungen des Charakters an dem Kranken zeigten, leichte Ärgerlichkeit, Neigung zum Zorn, allerlei Verkehrtheiten, die aber wenig beachtet wurden und in ihrer wahren Bedeutung als Vorläufer eines Irreseins kaum mit dessen Ausbruch anerkannt werden." Krafft-Ebing glaubt, daß der schwächende Einfluß der Gehirnerschütterung in erster Linie die Gefäßinnervation treffe. Meist führen dann Momente, welche die Blutgefäße erschlaffen lassen (Affekte, Trinkgelage, Hitze), die geistige Krankheit herbei, welche sich in verschiedenen Formen: Manie, Verfolgungswahn, Melancholie, Lähmungsirresein abspielen kann.

Kraepelin macht die Bemerkung, daß zu den Krankheitsbildern mit Zeichen verminderter psychischer Widerstandsfähigkeit, welche sich späterhin aus Kopfverletzungen entwickeln, eine Reihe seelisch bedingter Störungen sich geselle, so daß es oft genug recht schwierig werde, ihren Anteil am Gesamtzustande des Kranken von denjenigen Symptomen zu trennen, welche unmittelbar durch die Verletzung des Gehirns bedingt sind.

§ 3. Krankheitsprozesse an der Hirnsubstanz.

Vgl. Kraepelin I[7] 19 ff. — v. Monakow, Gehirnpathologie 228—252; Ders., Über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Lokalisation im Großhirn, in: Ergebnisse der Physiologie, 1. Jahrg. (1902), 2. Abtl. 563—575.

Zwei Schwierigkeiten treten dem Wunsche, die Ergebnisse der umfangreichen mikroskopischen Untersuchungen über den Bau und die Veränderungen der Hirn-

elemente für das Studium seelischer Krankheitserscheinungen fruchtbar zu machen, hindernd in den Weg. Einerseits wird es dem Psychiater nur zu oft unmöglich, die Krankheit in ihrer ganzen Ausdehnung, in der sie das Gehirn in irgend einem ihrer Entwicklungsstadien erfaßt hat, zu erkennen. Bloß die gröbsten Störungen treten ihm sichtbar entgegen. Die geheimen Wege, auf denen der krankhafte Prozeß weiter schleicht oder wenigstens weiter wirkt, bleiben nur zu oft dem geübtesten Auge und den feinsten Instrumenten verborgen. Sodann wird es dem Arzt niemals gelingen, die krankhaften Prozesse der Hirnrinde in ihrem ganzen zeitlichen Verlauf zu verfolgen. Zur Obduktion kommen für gewöhnlich alte Fälle, welche höchstens zu den psychischen Störungen der letzten Lebenstage in Beziehung gebracht werden könnten. Akute Fälle kommen selten zur anatomischen Untersuchung, und auch dann sind es Zustandsbilder aus der Krankheit verschiedener Individuen, und es wird sogar schwer halten, einen Fall zu finden, der zu einer Zusammenstellung mit dem früheren berechtigt, geschweige denn je eine ganze Serie von sich ergänzenden Befunden zu gewinnen.

1. Eine kleine Entschädigung für diese trostlosen Aussichten bietet dem Anatomen und Physiologen der Umstand, daß man durch Tierversuche und auch durch jahrelange mühevolle Sammlung und Vergleichung von Befunden sich einigermaßen eine Übersicht zu verschaffen wußte von den Stadien, welche die Elemente des zentralen Nervensystems durchmachen, wenn sie dem vollen Zerfall entgegengehen. Wir wollen versuchen, dieselben kurz zu skizzieren und aus ihnen einige allgemeine Prinzipien ableiten, die wenigstens erlauben, zwischen einzelnen Phasen nervöser Entartung und den psychischen Störungen, die nebenhergehen, einen wenn auch noch so dürftigen Vergleich zu ziehen. Wir setzen aus der Anatomie voraus, daß die Hirnrinde aus Nervenzellen und Nervenfasern besteht. Neben dem eigentlichen Nervengewebe, dem eigentlichen Träger der nervösen Funktionen, findet sich noch die Neuroglia mit ihren Zellen, welche nur als Stützgewebe dient.

In Bezug auf die krankhaften Vorgänge an Nervenfasern im Gehirn gilt das gleiche, was von der Entzündung der Nerven überhaupt. Die Markscheide, welche hier an jeder Nervenfaser den die Erregung leitenden Achsenzylinder umhüllt, scheint breiter zu werden. Das Mark gerinnt und beginnt in kugelige Körnchen zu zerfallen; allmählich wird die ganze Markscheide vom umliegenden Gewebe resorbiert. Der Achsenzylinder quillt an, zerfällt dann ebenfalls und verschwindet [1]. Diese Vorgänge gewinnen deshalb besondere Wichtigkeit im Zentralnervensystem und im Gehirn, weil der Zersetzungsprozeß, welcher die Nervenfaser ergriffen, sich nicht nur in dem von der Zelle abgetrennten Teil, sondern auch aufwärts in der Richtung der Zelle, von der er entspringt, fortpflanzen und die Nervenzelle selber dem Untergang weihen kann. Man spricht dann von einer sekundären Degeneration. Die

[1] Vgl. Hellpach 212.

Degeneration muß auch im Gehirn nicht überall stattfinden, wo eine Nervenfaser verletzt ist. Nicht alle Ursprungszellen der zerrissenen Nerven brauchen dem Tode zu verfallen, und auch wo der Entartungsprozeß zur Zelle hin sich fortsetzt und diese ergreift, vollzieht sich die Entartung und der Untergang nicht gleich rasch. Man pflegt an der Zelle eine doppelte Art des Krankheitsprozesses zu unterscheiden: die bloße Schrumpfung (Atrophie) oder den eigentlichen Zerfall (Nekrose). Beide Prozesse führen aber zum Zellentod. Die geschrumpfte Zelle ist ein verkleinertes Gebilde, das seinen Kern noch behalten hat, aber das Ganze ist ausgetrocknet. Bei der sklerotischen Degeneration, wie sie gerade im Gehirn häufig zu treffen ist, bildet das Ganze einen starkverdichteten, glänzenden Körper; bei der sog. Pigmentdegeneration ist das Volumen reduziert und der Protoplasmaleib der Zelle in körniges Pigment verwandelt, die Protoplasmafortsätze der Zelle sind verschwunden. Welche Stadien der sklerotischen Degeneration vorausgehen, darüber weiß man nichts Sicheres. Vielleicht tritt wie bei andern Ganglien erst Schwellung, dann Zerfall und endlich die Verhärtung (Sklerose) ein. Es scheint der Kern jedenfalls nie intakt zu bleiben, sondern gleich dem Protoplasma des Zelleibes Veränderungen zu unterliegen. v. Monakow bemerkt (S. 235), daß der Zerfall der Nervenfaser mit den Gewebsveränderungen in der Zelle selber ziemlich gleichen Schritt hält. Wir dürfen demnach wohl wie bei der Nervenfasern so bei den Zellen die Stufen der Schwellung, des Zerfalles, des völligen oder teilweisen Schwindens annehmen.

Aber nicht nur von der Nervenfaser aus kann der Krankheitsprozeß die Zelle befallen. Die Schädlichkeit kann sie selber angreifen. Dies ist leicht der Fall, wenn die Nervenzellen einen abnormen Druck auszustehen haben, sei es durch Neubildungen und Geschwülste oder durch Blutextravasate. Wenn in der Umgebung entzündliche Prozesse sich abspielen, können auch die Nervenzellen von solchen ergriffen werden. Wird durch irgend einen Vorgang das zirkulierende Blut abgesperrt, so müssen natürlich auch die Zellen darunter leiden. Diese mehr durch äußere Umstände bedingten Atrophien sind zuweilen einer Wiederherstellung fähig, wenn die schädigenden Momente zeitig nachlassen oder wenn die gepreßte Nervenpartie, wie z. B. bei Geschwülsten, diesen ausweichen kann.

Bedeutend schlimmer steht die Sache bei selbständigen Schädigungen, die in der Nervenzelle selber ihren Sitz haben, wie dies bei Giften, besonders beim syphilitischen Gift und seinen Nachwirkungen, der Fall sein kann. Hier führen die Krankheitsvorgänge immer zur Nekrose, zum Zellentod. Die Prozesse, die sich dabei in der Zelle abspielen, sind von denen, welche wir oben bei der sekundären Degeneration besprochen haben, nicht wesentlich verschieden. An die Stelle der zerstörten Nervenelemente tritt eine Vermehrung der Stützsubstanz, die sog. Gliawucherung, die, wenn sie gewisse Grenzen überschreitet, durch Druck auf die umliegenden Nervenelemente neue Schädigungen bedingen kann.

2. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, wie bedenklich ein wenn auch noch so kleiner Krankheitsherd werden kann, wenn er nicht etwa im Marklager des Gehirns, sondern in der Hirnrinde selber liegt. Es werden da nicht nur direkt Zellen betroffen, sondern auch eine

ganze Reihe von unter Umständen sehr wichtigen Fasern, welche von diesen Zellen ausgehen oder zu denselben führen. Wenn diese Fasern dem Untergang verfallen, und auch nur ein Teil von ihnen den Todeskeim in die Mutterzelle trägt, so können Schäden in andern Hirnwindungen, in andern Hirnlappen, in tiefer unter dem Mark liegenden Zentren, bis ins Rückenmark und an die Körperperipherie hinaus entstehen. Den verschiedenen Stadien der Erkrankung entsprechen verschiedene Phasen der Funktionsschädigung. Dies ist bei den peripheren Nerven ziemlich klar ersichtlich. Es zeigt sich dort erst ein Stadium der Überreizbarkeit, dann der völligen oder teilweisen Leitungshemmung, endlich der Ausfall der ganzen Funktion. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir mit Kraepelin ebenfalls im Gehirn Stadien der Reizung, Stadien der Hemmung und Beeinträchtigung und endlich den vollständigen Ausfall, die Lähmung der Funktion der nervösen Elemente unterscheiden. Insofern nun psychische Erscheinungen an bestimmte Nervenprozesse der Großhirnrinde gebunden sind, wird den Stadien der Übererregbarkeit, der Herabsetzung und Hemmung, der vollständigen Funktionslähmung, auf seelischer Seite erst eine Steigerung der Empfindung oder der Vorstellung oder des Gefühls, dann eine Verminderung und Herabsetzung und endlich ein Ausfall der seelischen Funktion entsprechen können. Was aber die Interpretation in einem gegebenen Fall so schwer, man könnte sagen, unmöglich macht, sind eine Reihe von komplizierenden Umständen. Wir nennen kurz die schwer zu determinierende Ausdehnung der schädigenden Prozesse, die anatomische und physiologische Ungleichwertigkeit der betroffenen Zell- und Fasergebiete, das ganz ungleichmäßige Vorrücken eines und desselben Krankheitsprozesses an den verschiedenen Stellen; die Möglichkeit, daß an der einen Stelle früher oder später eine Wiederherstellung eintritt, während dies anderwärts unmöglich ist; endlich das für einige Funktionen mögliche, für andere unmögliche Inanspruchnehmen anderer Zellgruppen und Nervenbahnen. Von all diesen verwirrenden Umständen wollen wir zwei kurz ins Auge fassen: die Ausdehnung der Schädigung und die Ungleichwertigkeit der betroffenen Gebiete und ihrer Funktionen.

3. Bei den klinischen Folgen einer Läsion der Gehirnsubstanz müssen drei Punkte immer auseinandergehalten werden: a) der Funktionsausfall, welcher dadurch zu stande kommt, daß die verletzten Elemente krankhaft verändert, unerregbar und funktionsuntauglich geworden sind, b) die (sozusagen direkte) Schädigung von Funktionen benachbarter oder entfernterer Teile, c) die Fortleitung und Übertragung krankhafter Reize.

Von großer Bedeutung ist „jene Störung, die durch den Gefäßapparat vermittelt wird. Jede mechanische Läsion hat eine mehr oder weniger ausgesprochene Störung der Zirkulation in der Nachbarschaft eventuell auch in entfernten Gehirnteilen zur Folge. Es kann sich da sowohl um Verstopfung der Gefäße (Anämie, Ödem) als auch um hyperämische Zustände (Fluxion) handeln. Dadurch wird die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Gegenden im Gehirn, namentlich aber solcher, die zum Gefäßbezirk des erkrankten Hirnteils gehören, verändert werden. Dieses Moment schließt sich in mehr oder weniger ausgesprochenem Grade ausnahmslos an die mechanische Läsion an; es kann aber auch ohne sie, z. B. infolge von entzündlichen Prozessen, auftreten. Eine weitere Schädigung muß entstehen durch Fortleitung und Übertragung krankhafter, von der Läsionsstelle ausgehender Reize auf fernliegende Zentren. Solche Fernwirkungen kommen namentlich häufig bei entzündlichen Vorgängen, sowie bei abnormem Druck durch Tumoren, Blutergüsse und konsekutive Stauungserscheinungen zur Beobachtung.“ [1]

Sind die Zerstörungen ausgedehnter Art, so tritt auch im Zusammenwirken der übrig gebliebenen, gesunden nervösen Elemente eine Gleichgewichtsstörung ein.

Wir müssen nämlich wohl bemerken, daß eine Reihe von Nervenkomplexen (Neuronenkomplexen) gewöhnlich harmonisch zu einer einheitlichen Funktion zusammenwirken. Fällt nun eine Komponente aus, indem verletzte Teile nicht mehr arbeiten, so wird die Funktion des ganzen Komplexes gestört werden. Die direkte Störung nach Unterbrechung einer Pyramidenbahn [2] ist eine reine, halbseitige, vollkommene oder unvollkommene Lähmung (Hemiplegie, Hemiparese). Wenn es später noch zu Kontrakturen, Mitbewegungen ꝛc. kommt, so sind diese Erscheinungen nicht unmittelbare Folge der Bahnunterbrechung, sondern vielmehr als ein Produkt des fehlerhaften Zusammenwirkens der gesund gebliebenen, aber einiger wichtigen Mitarbeiter beraubten Bahnen und Zentren aufzufassen. v. Monakow bemerkt mit Recht, daß diese Einwirkung auch dort nicht aus dem Auge verloren werden sollte, wo pathologische Veränderungen von Geweben klar zu Tage treten und vor allem die Aufmerksamkeit fesseln. Überall findet man unter den Krankheitssymptomen auch bloße Funktionsstörungen, und man würde irre geführt, wenn man als Sitz der Funktion den verletzten Hirnteil betrachten wollte.

Sowohl die Ausfallssymptome, die Lähmungserscheinungen wie die Funktionsstörungen benachbarter Teile und ganzer Komplexe gestalten sich natürlich sehr verschieden je nach der Art der direkt oder indirekt in Mitleidenschaft gezogenen Teile. Denn verschiedenen Teilen des Gehirns sind verschiedene Funktionen zugewiesen. Das gilt nicht bloß von den weißen Fasersträngen und den grauen Ganglienmassen im Innern, sondern auch von den einzelnen Teilen der eigentlichen Hirnrinde. Zum Teil gibt sich

[1] v. Monakow, Gehirnpathologie 268 f.

[2] Vgl. v. Monakow 226. Pyramidenbahn ist die vorzüglichste motorische Bahn für die Willkürbewegungen.

dies schon durch Verschiedenheit in der feineren Struktur kund. Daher weisen einzelne Symptome darauf hin, daß ganz bestimmte Partien, z. B. Hinterhauptlappen, Schläfelappen, Insel, Stirnhirn in Mitleidenschaft gezogen sind. Man spricht dann von Herderscheinungen. Herderscheinungen sind z. B. bestimmte Störungen der Willkürbewegung, Lähmung von Arm und Bein der gleichen Seite, und ebenso das Unvermögen, Gelesenes zu verstehen oder nachzusprechen. Die Herderscheinungen haben vorzügliche Dienste geleistet, um z. B. den Sitz einer Neubildung zu finden und dieselbe durch operativen Eingriff entfernen zu können. Allein nicht immer können Herderscheinungen in dem Sinne gedeutet werden, als ob der primäre Sitz oder gar der alleinige Sitz der Krankheit an der Stelle läge, auf welche das Herdsymptom hinweist. Andere Symptome dagegen sind derart, daß sie von verschiedenen Hirnregionen ausgehen können und auch bei ausgebreiteten Hirnerkrankungen sich zeigen. Diese Symptome nennt man allgemeine Hirnerscheinungen. Dieser Art sind z. B. das Erbrechen, die Benommenheit, Verwirrtheit, die Ohnmacht 2c. Allein auch bei diesen Symptomen wissen wir bloß, daß das ganze Gehirn, große Partien oder viele Einzelteile leiden. Damit ist keineswegs gesagt, daß nicht eine Einzelpartie der primäre Sitz der Erkrankung sein kann.

Das Gesagte können wir durch Beispiele erläutern. Manche Sprachstörungen gelten, und zwar mit gutem Recht, wie wir sehen werden, als Herderscheinungen, sie weisen auf ganz bestimmte Krankheitsherde hin. Und doch finden sich solche Sprachstörungen auch in Fällen von seniler Gehirnatrophie (Hirnschwund im Greisenalter). Einen solchen Fall berichtet Pick[1]. Beim Kranken fanden sich schwere Formen der Paraphasie (Versprechen), aber keine Bewegungslähmungen. Bei der Sektion fand man das Gehirn im allgemeinen atrophisch, besonders aber in der linken Hemisphäre im Operculum, Gyrus angul., Gyrus temp. super, Gyrus frontal. infer. und der Insula Reilii. Ja Pick glaubt, die Erscheinungen des Greisenirreseins seien ebenso wie die des Lähmungsirreseins ein Mosaik von Herderscheinungen.

Viertes Kapitel.

Psychische Herderscheinungen.

Wir werden die Herderscheinungen naturgemäß nach den Krankheitsherden gruppieren und mit den am besten studierten Fällen einer Verletzung des Hinterhauptlappens beginnen.

[1] Vgl. Köppen, Krankheiten des Nervensystems II 102.

§ 1. Hemianopsie, Hemiamblyopie, Hemiachromatopsie.

Oppenheim 512 ff. — Obersteiner 456 ff. — v. Monakow, Gehirnpathologie 445—470; Ders., Über den gegenwärtigen Stand ꝛc., in: Ergebnisse der Physiologie, 1. Jahrg. (1902), 2. Abtl. 646—660.

1. Die erste Störung, welche bei Verletzung der Sehsphäre im Hinterhauptlappen zu stande kommt, und auf welche schon Gräfe 1860 aufmerksam machte, ist die halbseitige Blindheit: Hemianopsie. Man versteht darunter den Verlust der Sehkraft nicht etwa des einen Auges, sondern einer Gesichtsfeldhälfte beider Augen. Und zwar fällt für gewöhnlich auf der einen Seite die der Nase zugekehrte, auf der andern die der Schläfe zugekehrte

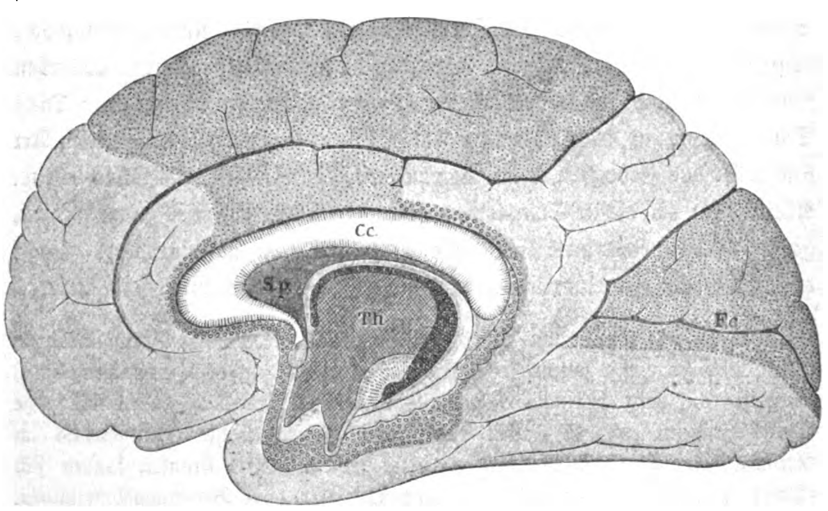


Fig. 1. Medianschnitt des Gehirns (nach Edinger) mit den Sinneszentren der Rinde (nach Flechsig).

Th = Sehhügel (Thalamus)
S.p. = Durchsichtige Scheidewand (Septum pellucidum)
C.c. = Balken (Corpus callosum)
F.c. = Sporenfurche (Fissura calcarina).

Sehsphäre und Körperfühlssphäre sind durch kleine Punkte, die Riechsphäre durch kleine Kreise bezeichnet.

Gesichtsfeldhälfte aus. Man nennt dies die homonyme bilaterale Hemianopsie. Sie erklärt sich aus der Tatsache, daß in der Sehnervenkreuzung ein Teil der Fasern auf die andere Seite übertritt, ein anderer Teil dagegen ungekreuzt verläuft. So bekommt ein jeder der beiden Sehzüge und folglich auch jede der beiden Sehsphären Fasern aus der Netzhaut beider Augen, und zwar die eine aus den beiden rechten, die andere aus den

beiden linken Augenhälften. Merkwürdig ist vor allem, daß das eng umgrenzte Gesichtsfeld, das dem gelben Fleck, der Stelle des deutlichsten Sehens entspricht, verschont bleibt. Es sieht also der Kranke das, was er genau fixiert, aber rechts davon oder links davon verschwindet alles. So steht die Sache, wenn eine wirkliche Verletzung die eine Seite des Hinterhaupts befallen hat. Nach v. Monakow spielt dabei die Verletzung resp. Erkrankung der zur Rinde des Hinterhauptlappens führenden Sehleitung (Sehstrahlung) eine größere Rolle als die Verletzung einer Sehsphäre allein. Nur dadurch, daß eine Reihe in der Sehstrahlung eng zusammen-

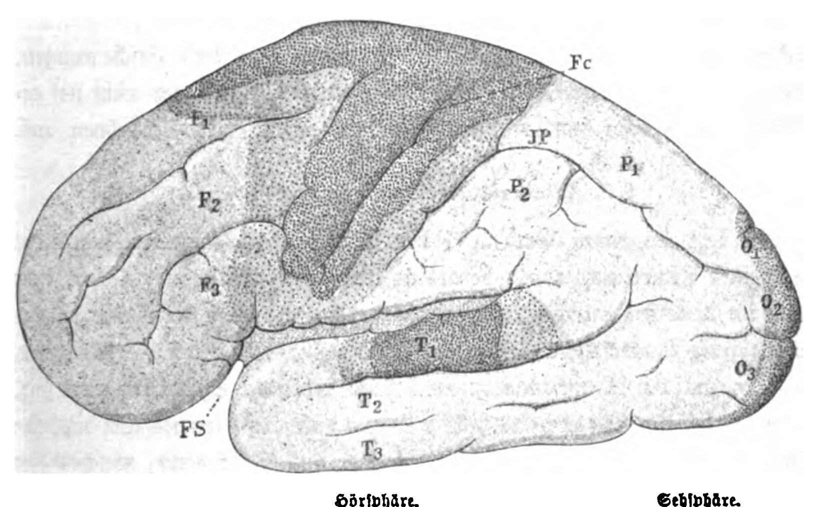


Fig. 2. Seitenansicht der linken Großhirnhemisphäre (nach C. v. Monakow) mit den (durch Punktierung bezeichneten) Sinneszentren der Hirnrinde (nach Flechsig).

$F_1F_2F_3$ erste bis dritte Stirnwindung
$T_1T_2T_3$ erste bis dritte Schläfenwindung
$O_1O_2O_3$ erste bis dritte Hinterhauptwindung
P_1P_2 oberes und unteres Scheitelläppchen
JP Intraparietalfurche
Fc Zentralfurche
FS Sylvische Spalte etwas auseinandergezogen.

liegender Fasern geschädigt ist, erklärt sich die große Ausdehnung des Gesichtsfeldausfalles. Der Umstand, daß der Kranke noch alles erkennen kann, was er genau fixiert, erklärt sich durch die wenigstens zum Teil anatomisch nachgewiesene Tatsache, daß die Stelle des direkten Sehens eine weitgehendere Vertretung im Gehirn hat als andere Netzhautpartien.

Es sind aber in der pathologischen Literatur auch einige Fälle bekannt geworden, in denen nach Schlagfluß die rechten oder linken Netzhauthälften bis zum Fixationspunkt für Farben abgestumpft oder blind waren.

Man bezeichnet diese Zustände als Hemiachromatopsie (halbseitige Farbenblindheit). Es handelt sich dabei meist um begrenzte Schädigungen im Hinterhauptlappen einer Seite. Die Farbenblindheit kann sich dabei auf bestimmte Farben, namentlich auf Rot und Grün beschränken; meist aber werden Farben überhaupt nicht mehr erkannt und unterschieden, jedenfalls werden ihnen falsche Bezeichnungen gegeben. Wilbrand hat diese Erscheinung amnestische Farbenblindheit genannt.

Neben der Farbenblindheit bemerkt man auch zugleich Abnahme der Sehschärfe; die Gegenstände erscheinen im ergriffenen Gesichtsfeld dem Kranken dunkler, und er vermag ihre Formen schwerer zu erkennen. Dies nennt man Hemiamblyopie. Auch das Augenmaß und das „körperliche" Sehen mögen beeinträchtigt sein. v. Monakow faßt diese Erscheinungen, wie es scheint mit Recht, als Folgen erschwerter Tätigkeit der nicht tief ergriffenen Sehsphäre bzw. erschwerter Leitung geschädigter Sehbahnen auf.

§ 2. Rindenblindheit und Seelenblindheit.

Entsteht bei einem Patienten, der infolge eines Krankheitsherdes in dem einen Hinterhauptlappen bereits an halbseitiger Erblindung leidet, nun auch im andern Hinterhauptlappen ein neuer Herd oder trifft eine einzige Schädigung symmetrische Stellen im Occipitalhirn, so wird die Fähigkeit, zu sehen, auf ein Minimum reduziert. Wir haben die Symptome einer sog. Rindenblindheit vor uns. Wir können diese auffassen als eine doppelte Halberblindung. Meistens bleibt auch hier das Gesichtsfeld, welches der Macula, der Stelle des deutlichsten Sehens entspricht, erhalten, wenngleich, wie naturgemäß zu erwarten, auch hier die Sehschärfe herabgesetzt ist. Klassisch ist der von Förster klinisch beobachtete, von Sachs anatomisch studierte Fall. Wir zitieren die überaus lehrreiche Beobachtung nach v. Monakow, Gehirnpathologie (S. 451):

„Der 44jährige Postsekretär U. bekam am 24. November 1884 einen vollständigen Defekt der rechten Hälften beider Gesichtsfelder; nur am Fixationspunkt griff das erhaltene Gesichtsfeld um 1—2° nach rechts hinüber. Die Sehschärfe, anfänglich ein Drittel, hob sich allmählich fast bis zur Norm. Der Kranke konnte seine Amtsgeschäfte weiter versehen. Im August 1889 entwickelte sich im Verlauf von wenigen Tagen eine weitere Abnahme des Sehvermögens. Es blieb danach nur ein sehr kleiner, zentraler Teil des Gesichtsfeldes noch funktionsfähig; dasselbe erstreckte sich mehrere Monate nach dem Anfall nach rechts vom Fixationspunkt 1°, nach links 3°, nach unten 2 1/2°, nach oben 1/2°. Die Sehschärfe, die dann anfänglich ein Drittel betrug, erhob sich bis auf die Hälfte. Rings um das

erhaltene Gesichtsfeld sah U. nicht etwa schwarz, sondern überhaupt nicht. Der Farbensinn war völlig erloschen. Auch hatte U. die Fähigkeit verloren, sich die gegenseitige Lage der Dinge im Raume vorzustellen. Lesen und Schreiben waren aber nicht im mindesten gestört. Im Jahre 1893 starb er. Bei der Sektion zeigte sich in beiden Hemisphären ziemlich symmetrisch auf der medialen Fläche jedes Hinterhauptlappens ein größerer Defekt, der zum Teil noch auf die konvexe Fläche übergriff."

Wir wollen in diesem Fall des „Försterschen Rindenblinden" jene Krankheitserscheinung ausscheiden, vermöge deren U. die Fähigkeit verloren hatte, sich die gegenseitige Lage der Dinge vorzustellen. Sie gehört schon in das Gebiet komplexerer psychischer Folgeerscheinungen, die wir Seelenblindheit nennen.

2. Die im Gefolge von Krankheitsherden des Hinterhauptlappens auftretenden seelischen Störungen können „je nach Sitz und Ausdehnung des Herdes eine ganze Stufenleiter darstellen, von einer erschwerten Orientierung im Raume, Behinderung der Perzeption, Lesestörung an bis zu einer bedeutenden Gedächtnisschwäche für optische Eindrücke, Verlust der optischen Einbildungskraft, ja bis zur vollen Einbuße der Fähigkeit, mit dem Auge Wahrgenommenes zu erkennen und in den allgemeinen Vorstellungsinhalt einzureihen" [1]. Solche von der optischen Sphäre ausgehende Schädigungen in der Vorstellungstätigkeit bzw. auch der Tätigkeit des Verstandes bezeichnet man als Seelenblindheit.

Als unbedeutendste und leichteste Störung aus dieser Gruppe muß die Störung der Orientierung im Raume erscheinen.

Sie schließt sich aufs innigste den elementaren Sehstörungen der Rindenblindheit oder der Hemianopsie an. Sie ist bedingt durch die Abnahme der Sehschärfe, des Farbensinns, durch die Einengung des Gesichtsfeldes und die so grundgelegte Erschwerung des körperlichen Sehens. Der Patient kann sich im eigenen Zimmer nicht mehr zurechtfinden und verirrt sich auf ihm früher wohlbekannten Straßen.

Bedeutend schwerer und unheimlicher kann sich die Schwächung der optischen Merkfähigkeit und der optischen Erinnerung gestalten. Die Möglichkeit, neue Gesichtsvorstellungen sich zu verschaffen, ist zwar nicht ganz abgeschnitten, aber doch oft sehr erschwert.

„Die Patienten sind dann außer stande, die Formen der Gegenstände, die ihnen kurz vorher vorgelegt wurden, zu beschreiben, dieselben herzuzählen oder sie auch nur in ungefähren Umrissen aus dem Kopfe nachzuzeichnen, während sie

[1] v. Monakow, Gehirnpathologie 471.

noch eine ganz gute Vorstellung von den Gegenständen des gewöhnlichen Lebens (Messer, Uhr, Schlüssel usw.) im allgemeinen haben und sie auch schildern können." [1] Leiden auch die optischen Erinnerungen früherer Zeiten, so stellt sich im Gefolge dieser Schwäche erst die Unmöglichkeit ein, früher oft Gesehenes zu beschreiben und zu benennen, ein sonst wohlbekanntes Gebäude, selbst einen Freund sich vorzustellen, endlich wird es bei hochgradiger Steigerung der Seelenblindheit dem Kranken einfach unmöglich, die allergewöhnlichsten Dinge, seine eigenen Angehörigen, Frau und Kinder, wiederzuerkennen, zu identifizieren. Erkennt er Worte und selbst Buchstaben nicht wieder, so entsteht die Unfähigkeit, zu lesen.

Es kann nicht befremden, wenn bei so tiefgreifenden Störungen der Gesichtswahrnehmungen und Erinnerungen, welche ja eine entscheidende Rolle in unserem Leben spielen, auch die Wahrnehmung und das Gedächtnis überhaupt, das höhere Verstandsleben, die Gemütsstimmung, die Kraft und Energie des Willens Schaden leidet. Dies sind dann Faktoren, die den Kreis der Krankheitssymptome noch bedeutend erweitern und diese selbst viel schwerer gestalten.

Man hat auf die verschiedensten Weisen gesucht, das Bild der Seelenblindheit zu erklären. Wilbrand nahm an, in der Sehrinde finden sich zwei verschiedene Zentren, eines für die optischen Wahrnehmungen und ein anderes für die optischen Erinnerungsbilder, beide aber seien durch Fasern miteinander verbunden. Es entstünde dann Rindenblindheit, wenn das Wahrnehmungszentrum, Seelenblindheit, wenn bloß das Erinnerungszentrum angegriffen ist usw. Aber zu einer solchen Scheidung von Wahrnehmungs- und Erinnerungszentrum in der Sehsphäre berechtigen uns keinerlei anatomische oder physiologische Daten. Die optischen Erinnerungsbilder brauchen bei der Seelenblindheit selbst dann, wenn einer sein eigenes Kind nicht wiedererkennt, durchaus nicht verloren zu sein. Ein einziges Wort des Kindes vermag den fremden Eindruck so umzuwandeln, daß der Vater jetzt sein Kind auch durch das Auge wiedererkennt. Näher kommt der Wahrheit Lissauer. Nach ihm ist das Sehzentrum im eigentlichen Sinne bloß der Licht- und Farbenempfindung zugeordnet. Soll die Vorstellung eines Gegenstandes entstehen, so müssen sich noch andere Sinneszentren, vor allem die Empfindungszentren für die Augenbewegung mitbeteiligen. Die Störungen, welche in der Seelenblindheit auftreten, sind nach Lissauer wesentlich Assoziationsstörungen. Wir brauchen seinen Gedanken nur etwas zu erweitern, um die genügende Erklärung zu finden.

---

[1] v. Monakow 473.

Beim Seelenblinden ist der Gesichtseindruck offenbar noch da, aber er ist aus irgend einem Grunde nicht genügend, um allein frühere Erinnerungsbilder optischer Art oder auch Erinnerungsbilder aus andern Sinnesgebieten zu wecken. Die optische Komponente der Vorstellung des eigenen Kindes ist geschwächt, aber nicht verloren. Was aber der Gesichtseindruck des Kranken für sich allein nicht vermag, das kann er, wenn von andern Sinnen her ihm entsprechende Eindrücke zu Hilfe kommen. Der Kranke wird sich wieder im Zimmer orientieren, wenn er zugleich tastet; dann sieht er wieder alles wie früher, und hört er die Seinen reden, so schwindet der befremdende Eindruck, den der Anblick allein machte. Die Seelenblindheit ist der Besserung fähig, solange nicht die Assoziationsbahnen ganz unterbrochen sind, welche das Sehzentrum mit andern Zentren verbinden sollen.

§ 3. Isolierte Alexie und optische Aphasie.

Vgl. v. Monakow, Gehirnpathologie 482—491. — Ballet, Die innere Sprache und die verschiedenen Formen der Aphasie, deutsch von Bongers, Leipzig und Wien 1890. — Sachs, Gehirn und Sprache, Wiesbaden 1905, 111 f 118.

1. Im Gefolge von Sprachstörungen (Aphasie) und bei mangelnder Auffassung des gesprochenen Wortes (Worttaubheit) treten natürlich auch Lesestörungen (Alexie) ein. Von isolierter oder reiner Alexie spricht man jedoch bloß dann, wenn Aphasie und Worttaubheit nicht vorliegen und doch das Lesen unmöglich oder doch sehr erschwert ist. Kußmaul nannte diese Erscheinung Wortblindheit, Wernicke subkortikale Alexie. Die erstere Bezeichnung gibt uns den Ausgangspunkt der Erkrankung an, die zentrale optische Läsion; die zweite dagegen bezeichnet in etwa mehr die Lage des Krankheitsherdes. Sie ist unter der Rinde in den Nervenfasern, die von den Occipitallappen zum linken Schläfelappen ziehen, zu suchen (im Mark des Gyrus angularis, der zweiten Hinterhauptswindung und im Balkenwulst).

Im Jahre 1838 hatte Trousseau einen Fall berichtet, wo eine Patientin plötzlich die Fähigkeit, zu lesen, verlor und nicht wieder gewann, obgleich die Sprache intakt blieb. Ballet (S. 113) beschreibt einen Fall aus dem Jahre 1882. Die Wortblindheit entwickelte sich hier im Anschluß an einen Schlaganfall mit rechtsseitiger Lähmung (Hemiplegie) und Sprachstörung (Verreden, Paraphasie). In einigen Tagen verschwanden die Hemiplegie und die Paraphasie. Aber es bestanden noch zwei Krankheitssymptome, die homonyme rechtsseitige Hemianopsie und die Wortblindheit. Während der Kranke leicht sprechen konnte, alle Fragen mit großer Klarheit beantwortete und selbst einen Brief zu schreiben vermochte, war er un-

fähig, die Worte zu lesen, die er einige Augenblicke zuvor geschrieben. „Ich schreibe", sagte er, „als ob ich die Augen geschlossen hätte; ich lese nicht, was ich schreibe."

Kürzlich führte Dr Schuster der Berliner medizinischen Gesellschaft folgenden interessanten Fall vor[1]: Es handelte sich um einen 60jährigen Pelzhändler aus Rußland, der vor ungefähr einem Jahre früh morgens beim Erwachen nicht mehr lesen oder, wie er sich selbst ausdrückte, „die Buchstaben nicht mehr zusammenfinden konnte". Er versteht alles, was man zu ihm spricht, hat auch selber eine durchaus normale Sprache, kann aber nichts lesen, weder Geschriebenes noch Gedrucktes. Ziffern und Zahlen machen ihm dagegen keine Schwierigkeiten. Ja er vermag sogar selbst ganz korrekt zu schreiben, ist aber nicht im stande, auch nur ein Wort des eben Hingeschriebenen wieder zu lesen. Er erkennt alle körperlichen Gegenstände durchaus richtig, ist aber unfähig, einfache Zeichnungen, wie die einer Fahne, eines Baumes und ähnlicher Gegenstände, die jedes Kind korrekt deuten würde, überhaupt zu erkennen.

Im letztzitierten Fall ist ebensogut wie in dem von Ballet der Zusammenhang mit der Hemianopsie bzw. mit der Seelenblindheit konstatiert. Ferner handelte es sich um das Nichtlesenkönnen von Worten (verbale Alexie). Daß die einzelnen Buchstaben nicht erkannt worden wären (literale Alexie), scheint aus den Worten des Patienten ausgeschlossen.

Was für ein Fehler liegt eigentlich der reinen Wortblindheit zu Grunde? Wegen ihres Zusammentreffens mit dem halbseitigen Gesichtsfeldausfall können und müssen wir zugeben, daß der Hemianopsie eine gewisse Bedeutung in der Entstehung der Wortblindheit zukommt. Die für das Lesen so notwendigen, von der Netzhaut aus reflektorisch angeregten Augenbewegungen werden durch Ausschaltung der gleichseitigen Netzhauthälften empfindlich geschädigt. Der Kranke wird durch den übergroßen Kraftaufwand, der nötig ist, um die Augen immer wieder einzustellen, ermüdet. Außerdem ist aber höchst wahrscheinlich die Schwierigkeit, die Klangbilder der gesehenen Buchstaben zu wecken und festzuhalten, an der Krankheitserscheinung mitbeteiligt. Diese Schwierigkeit kann Schuld tragen, daß der Kranke die ersten Buchstaben eines Wortes vergessen hat, wenn er am Studium des letzten ist.

Dafür spricht eine doppelte Erscheinung: Beim Versuch zu lesen, liest der Patient „bisweilen den ersten Buchstaben ganz richtig, dann sagt er, er sehe nichts mehr, er sehe nichts weiter, oder er liest eine Silbe und muß dann aufhören"[2]. Bei der Rückbildung der Lesestörung stellt sich zuerst die Fähigkeit wieder ein,

[1] Vgl. Notiz der Trierer Landeszeitung vom 8. März 1906, Nr 55 a, entnommen der Berliner klinischen Wochenschrift. [2] v. Monakow 483.

bekanntere, einfache, und zwar einsilbige Worte zu lesen und erst später kompliziertere; die zum Lesen einer Zeile erforderliche Zeit sinkt von Tag zu Tag. Wichtiger ist noch, daß der von Wortblindheit befallene Kranke offenbar das Lautbild nicht finden kann, dessen wir fast immer bedürfen, damit ein Buchstabe und gar eine Buchstabengruppe Bedeutung für uns habe. Legt man einem solchen Patienten einzelne Buchstaben vor und frägt man nachhelfend: Ist das H, K, R? so kann er das Richtige finden und ebenso unter einer Reihe von Buchstaben den rechten aussuchen. Wir haben es also mit einer Störung der Assoziation zu tun. Das Schriftbild vermag für sich allein das Lautbild nicht zu wecken. Oft verfällt der Kranke selbst auf ein Hilfsmittel. Er zeichnet die Gestalt des Buchstabens in der Luft nach und findet jetzt den rechten Laut. Das optische Schriftbild hat hier das Bewegungsbild und dieses das Lautbild geweckt.

Dieser hier gegebenen Erklärung entspricht auch der anatomische Befund vieler Fälle. Der Krankheitsherd lag an einer Stelle, an welcher nicht nur die Sehstrahlung geschädigt war, sondern auch die Bahnen, die vom Sehzentrum zum Hörzentrum führen.

2. Wenn ein Kranker die Bezeichnung für gesehene Gegenstände des Alltagslebens auf Grund von Fehlern im Occipitalhirn nicht findet, so nennt man die so entstehenden Sprachstörungen optische Aphasie.

Gewöhnlich findet der Kranke schon irgend ein Wort, aber nicht das rechte. Er sagt z. B. Kerze statt Bleistift, wegen der Ähnlichkeit in der Gestalt, Salz statt Zucker, aber auch Futter statt Butter, Fisch statt Tisch. Zuweilen meint der Kranke, in bester Überzeugung das Rechte getroffen zu haben, häufiger aber gibt sich auf dem Antlitz die ganze Ratlosigkeit zu erkennen. Daß es sich nicht um die eigentliche Paraphasie handelt, ersieht man aus dem Umstand, daß der Kranke für den Gegenstand leicht das richtige Wort findet, wenn er ihn betasten kann.

Bis jetzt hat man optische Aphasie bloß gefunden bei Krankheitsherden im linken Hinterhauptslappen. Zur Erklärung dient der gleiche Faktor wie bei der isolierten Alexie: Mangelhaftigkeit des optischen Eindrucks, der sich zu schwach erweist, für sich allein das Lautbild zu wecken.

§ 4. Reine Worttaubheit und subkortikale sensorische Aphasie.

Vgl. v. Monakow, Gehirnpathologie 522—530 547. — Sachs, Gehirn und Sprache 104 ff.

In Bezug auf die Störungen, welche bei Verletzung des Hörzentrums (vgl. Fig. 2, S. 27) in der ersten Schläfenwindung eintreten, sind wir viel weniger gut unterrichtet. Dennoch ergeben sich bei näherem Zusehen eine ganze Reihe von Analogien zu den bei Verletzung der Occipitallappen

besprochenen Störungen. Wir wollen bloß zwei hervorheben, die für das Verständnis der Sprache von größerer Wichtigkeit sind, die Worttaubheit und die von Wernicke so genannte subkortikale sensorische Aphasie.

Man spricht von reiner Worttaubheit, wenn außer der mangelnden Auffassungsfähigkeit für Wortklänge weder andere Gehörsstörungen noch Gesichts- oder Sprachstörungen vorhanden sind. Der Kranke vernimmt also noch die Geräusche und vielleicht selbst jeden leisen Ton und vermag sie richtig zu deuten. Nur in Bezug auf Worte, die er hört, will ihm eine Deutung nicht gelingen, vielleicht das eine oder andere sehr viel gebrauchte Wort ausgenommen. Infolgedessen reagiert der Kranke auch auf Worte nicht, und es mag oft recht schwer werden, ihn von einem peripher Tauben oder Schwerhörigen zu unterscheiden.

Neuere Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die Gehörswahrnehmung im allgemeinen etwas herabgesetzt ist, und demnach eine Art Rindentaubheit vorliegt. Wir haben also in der reinen Worttaubheit ein Seitenstück zur reinen Wortblindheit (isolierten Alexie), und wie sich diese auf einer doppelten Störung aufbaut, nämlich einer sensorischen: Abschwächung des optischen Eindrucks und einer damit zusammenhängenden Assoziationsstörung: Schwierigkeit, frühere Klangbilder der Worte wachzurufen, so ist es auch bei der reinen Worttaubheit. Der akustische Eindruck ist abgeschwächt; er ist zu schwach im Verhältnis zu dem im Worte liegenden komplizierten Reiz. Infolgedessen gelingt es nicht, vom Gehörseindruck des Wortes allein aus jene früheren Klangbilder (bzw. auch Erinnerungsbilder aus andern Sinnen) wachzurufen, die zur Auffassung und zum Verständnis des Wortes, behilflich sein könnten ja sogar absolut notwendig sind.

Der von Lichtheim beobachtete 55jährige worttaube Redakteur Loosli machte auf Lichtheim den Eindruck eines peripher Tauben. Er zeigte geringe Aufmerksamkeit für Geräusche und achtete scheinbar gar nicht darauf, wenn man mit ihm sprach. Gesungene Melodien konnte er nicht unterscheiden.

Es ist natürlich, daß bei der überaus großen Bedeutung, welche die Klangbilder für das Entstehen und den Gebrauch der Sprache haben, ein Nichterfassen der Wortklänge auf das Sprechen einen hemmenden Einfluß ausüben muß; es kommt zur (akustischen) Aphasie oder vielmehr zum Versprechen, ganz ähnlich wie dies im Gefolge der Hemianopsie eintreten kann. Der „worttaube" Patient Ziehls sagt statt Kopfschmerz Kopfschwarz, statt Verwandten Vernachten u. dgl.

Wernicke gab dieser von mangelnder Erfassung des gehörten Wortes herrührenden Sprachstörung den Namen „subkortikale" sensorische Aphasie, weil er vermutete, der Krankheitsherd liege nicht in der Rinde der Schläfenwindung selber, sondern im Mark. Die anatomische Forschung gab ihm insofern recht, als

bei den wenigen Fällen, wo Sektion später vorgenommen werden konnte, sich das Mark der ersten und zweiten Schläfenwindung der linken Seite mitangegriffen zeigte.

Auch abgesehen von dem Umstand, daß ein Krankheitsprozeß in den hintern Schläfenpartien leicht wenigstens funktionell schädigend auf den Hinterhauptslappen und so auf die Sehsphäre übergreifen kann, kann es schon rein psychologisch nicht verwundern, wenn dabei die Auffassung des gedruckten und geschriebenen Wortes schwer wird. Wir lernen eben alle durch „Klänge" buchstabierend oder lautierend lesen. Dieses Moment kam bereits bei der optischen Aphasie in Betracht. Aus dem gleichen Grunde kann das Schreiben gefährdet werden. Damit ist aber gezeigt, daß eine Reihe von Mittelgliedern in kontinuierlicher Folge von der reinen Worttaubheit zur gewöhnlichen Worttaubheit hinüberführen, die mit Recht als eine tiefgreifende Sprachstörung aufgefaßt wird.

§ 5. Störung des stereognostischen Sinnes; motorische Aphasie.

v. Monakow, Gehirnpathologie 394 ff 513 ff. — Störring, Vorlesungen über Psychopathologie in ihrer Bedeutung für die normale Psychologie 110—111. — Sachs, Gehirn und Sprache 94 ff.

1. Als motorische Zone des Gehirns, von welcher die willkürlichen Bewegungen ausgehen, gelten nach v. Monakow die vordere und hintere Zentralwindung samt dem dem Operculum angehörigen Teil der dritten Stirnwindung. Operculum (Klappe) nennt man den die Insel überdeckenden Teil des Hirnmantels. Die einzelnen Partien der motorischen Region sind zum Teil sehr gut bekannt, so daß man ziemlich genau angeben kann, welche Stelle dem Arm, dem Bein, der Fingermuskulatur, der Sprachmuskulatur entspricht (vgl. Fig. 3, S. 36). Wir wissen nun, daß infolge der Kreuzung der Pyramidenbahnen die motorische Region der rechten Hemisphäre der Muskulatur der linken Körperseite, und der Muskulatur der rechten Körperseite die motorische Region der linken Hemisphäre zugeordnet ist.

Es sind übrigens nur die feineren, von Jugend auf unter besonderem Einfluß des Willens eingeübten und auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Bewegungen, welche hier lokalisiert erscheinen. Vor allem ist die motorische Zone der Ursprungsort und die eigentliche Redaktionsstätte für die feineren manuellen Fertigkeiten „wenigstens in dem Bestandteil der motorischen Leistung, welche sukzessive aufeinander folgende Bewegungen der Finger und der Hand erheischt" [1]. Damit sind aber die Funktionen der motorischen

[1] v. Monakow, in Ergebnisse der Physiol. Jahrg. I, 2. Abtl., 613.

Zone durchaus nicht erschöpft. Eine Fülle von Tatsachen weist darauf hin, daß auch die Sensibilität zum Teil hier ihren Sitz hat, obgleich sich ihr Gebiet wahrscheinlich noch über das der motorischen Zone hinaus erstreckt. (Vgl. die Körperfühlsphäre, Fig. 2 mit den motorischen Feldern, Fig. 3.) Wir wollen bloß zwei umschriebene Herde näher ins Auge fassen, die Armregion und die motorische Sprachstelle.

v. Monakow (S. 410 ff) erzählt folgenden sehr lehrreichen Fall: „Dem 25jährigen Eusebius Häringer, Wagner, fiel im November 1895 ein schweres Holzstück mit der Kante auf die linke Scheitelgegend. Als Patient nach $2^1/_2$ Stunden aus dem bewußtlosen Zustand erwachte, fiel ihm sofort auf, daß der rechte Arm

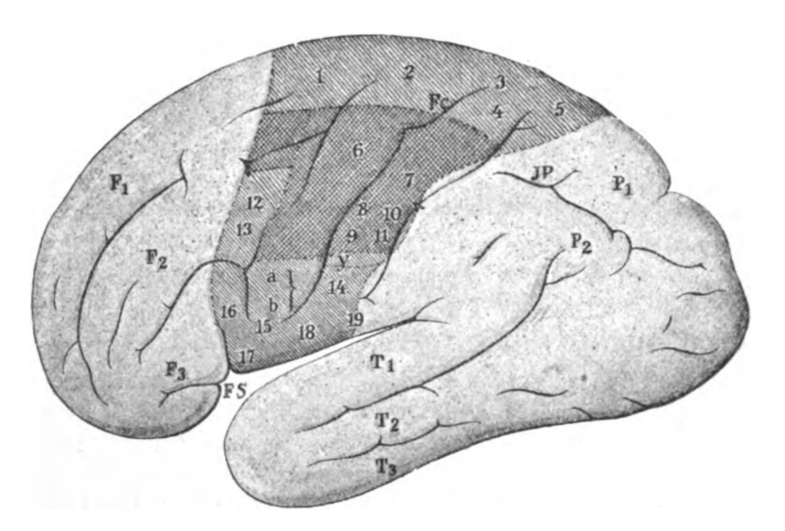


Fig. 3 Motorische Felder nach v. Monakow.

1. Rumpf	6. Schulter	11. Daumen	15. Mund
2. Oberschenkel	7. Ellenbogen	12. Kopf	16. Zunge
3. Unterschenkel	8. Handgelenk	13. Augen	17. Kehlkopf
4. Fuß	9. Finger	14. Gesichtsmuskeln	18. Kauen
5. Zehen	10. Finger	a) obere	19. Platysma
		b) untere	

x) nach Zerstörung dieser Stelle Bewegungen der vier Finger aufgehoben, Daumen frei.
y) Reizung bringt isolierte Daumenbewegungen hervor; Zerstörung hatte dauernde Beeinträchtigung der Motilität des Daumens und der Finger (auch Störung des stereognostischen Sinnes) hervorgebracht.
Die übrigen Bezeichnungen wie in Fig. 2, S. 27.

motorisch völlig gelähmt, und daß auch die Empfindung in demselben völlig geschwunden war. Es war ihm, als hätte er ‚keinen rechten Arm und keine rechte Hand mehr'. Tags darauf wurde (von Dr Schuler im Theodosianum in Zürich) die Trepanation vorgenommen. Es wurden mehrere Knochensplitter und unter diesen einer entfernt, der die Dura durchbohrt hatte und keilförmig ca 1 cm tief in die Hirnrinde (offenbar in die hintere Zentralwindung, vgl. die Stelle

y in Fig. 3) gedrungen war. Schon acht Tage nach der Operation konnte Patient alle gröberen Bewegungen mit dem rechten Arm ausführen. Dagegen erwies sich der Daumen und teilweise auch der erste Finger während mehrerer Wochen deutlich paretisch (halbgelähmt), (motorische Schwäche und Rindenataxie)." Im Oktober 1896, elf Monate nach der Verletzung, fand v. Monakow noch folgende Ausfallserscheinungen an der rechten Hand des Patienten, die seit ungefähr vier Monaten in unveränderter Stärke fortbestanden: „Das Tastgefühl und der Temperatursinn sind im Daumen und in den drei ersten Fingern immer noch, wenn auch nur leicht, abgestumpft (sehr deutliche Differenz zwischen links und rechts); auch werden alle Berührungen mit einem fremden Beigefühl wahrgenommen.... Das Schmerzgefühl ist dagegen nicht vermindert, ja eher gesteigert. Mit der rechten Hand kann Patient nun fast alle Bewegungen ausführen, er kann das Taschenmesser aufmachen; ja er kann sogar schreiben — einige Wochen nach der Operation konnte er die Buchstaben bloß kritzeln. Alle diese Bewegungen führt er indessen in ungeschickterer Weise und mit geringerer Sicherheit aus als in gesunden Tagen; die Schriftzüge sind etwas zitterig, auch ermüdet die Hand beim Schreiben schon nach wenigen Zeilen, und es nimmt dann die Schrift einen ganz krankhaften Charakter an, sie wird eckig und kaum leserlich." Das Zeichnen, das Patient früher vorzüglich verstand, hat sehr viel eingebüßt; er kann feinere Bogenlinien nur mit größter Unsicherheit und zitterig ausführen. „Er selber vergleicht seine Bewegungsstörung mit dem Zustande einer Hand, wenn sie im Winter vor Kälte erstarrt ist und zu halbwegs geordneten Bewegungen nicht verwandt werden kann. Auch jetzt noch besteht eine unverkennbare Störung des stereognostischen Sinnes[1]: Patient vermag nur selten richtig anzugeben, welche Objekte in seine rechte Hand gelegt werden; er hält den Hausschlüssel für ein Stück Holz, ein Fünffrankenstück für ein Medaillon u. dgl. Hie und da errät er aber auch einen Gegenstand, z. B. eine Bürste ganz richtig. Jedenfalls ist der Unterschied zwischen der Empfindung der rechten und der linken Hand ein evidenter."

2. Für die Sprachmuskulatur besteht nach v. Monakow (S. 547) ein ganz eigentümliches Verhältnis. Bei den Rechtshändern wird nämlich gerade die rechte dritte Stirnwindung mehr als die linke für die äußere und grobe Lautmechanik in Anspruch genommen. Ist diese motorische Zone verletzt, dann tritt natürlich eine Störung bzw. Aufhebung der Sprachbewegungen ein. Man spricht dann von Anarthrie, aber nicht von motorischer Aphasie. Die motorische Aphasie (Wortstummheit) tritt bei Rechtshändern dann ein, wenn der hintere Teil der dritten Stirnwindung — die sog. Brocasche Windung — der linken Hemisphäre verletzt bzw. durch

[1] Es handelt sich um einen Komplex von Druck- und Temperaturempfindungen, durch welche Gestalt und Art des Körpers einigermaßen erkannt werden. Daher der Name.

Einflüsse von anderswoher geschädigt ist. Für gewöhnlich sind mit der motorischen Aphasie auch Schreibestörungen (Agraphie) verbunden (motorische Aphasie vom Typus Broca). Die Agraphie kann aber auch fehlen. (Reine motorische Aphasie.) Bei Wortstummheit ist die grobe Innervation der Sprachmuskulatur wenigstens für reflektorische Bewegungen erhalten. Das zeigt sich auch in der Aussprache spärlicher Wortreste. Dagegen findet der Kranke die sprachliche Bezeichnung für die allergewöhnlichsten Dinge, Vorkommnisse und Zustände nicht mehr, und wird ihm selbst ein Wort vorgesagt, so kann er es nicht nachsprechen.

Absolut stumm ist indes der Patient selten. Er besitzt noch Worttrümmer, die aber für den Zuhörer sinnlos sind wie Cusi-Cusi, Tan-Tan und ähnlichen, oder ganz kurze Wörtchen, vielleicht auch einen Eigennamen, den er gerettet. Doch kann er nach v. Monakow auch diese nicht nachsprechen, wenn man ihn auffordert, während er sie im Affekt sogar gut artikuliert. Und wenn er auch noch im ganzen ein Dutzend Worte aus dem Schiffbruch gerettet hätte, so kann er sie zu keinem Satz zusammenfügen. Er kann nicht mit ihnen operieren.

Es soll bereits Trousseau aufgefallen sein, daß der Patient, wenn er ein ganzes Wort aussprechen kann, nicht im stande ist, die einzelnen Silben für sich allein nachzusprechen. Kommt der Aphasische, der noch Trümmer gerettet hat, in Affekt, so kann er noch kurze oder längere Ausdrücke und Sätze zusammenbringen. Lebrogue, genannt „Tan“, weil er auf alle Fragen mit diesem einen Wörtchen antwortete, vermochte, wenn er zornig wurde, einen langen Fluch auszustoßen. Der englische Physiologe Gowers erzählt, daß ein Aphasischer, der mehrmals eindringlich aufgefordert wurde, „Nein“ zu sagen, schließlich nach einigen erfolglosen Versuchen unwillig herausstieß: „Ich kann nicht ‚Nein‘ sagen, Herr Doktor.“

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß für den Kranken einfach das Sprachbewegungsbild des betreffenden Wortes nicht verfügbar ist. Denn sonst fehlt ihm ja nichts. Er weiß nicht, wie Zunge, Lippen und Zähne zu gebrauchen sind, um seine Vorstellungen auszudrücken. Dem liegt offenbar eine Schwierigkeit zu Grunde, die der Kranke findet, das früher gehabte Sprachbewegungsbild willkürlich wachzurufen.

Daß das Bild nicht absolut verloren ist, zeigt sich aus folgender Erscheinung. Über einen motorisch Aphasischen berichtet v. Monakow (S. 517): „Ich selbst war erstaunt, einen Patienten, der außer seinem Namen nur noch das Wort ‚Tunke‘ (mit dem er alle Fragen beantwortete) sagen konnte, ganz sicher und munter in das Lied: ‚Ich hatt' einen Kameraden‘ einstimmen zu hören unter teilweise richtiger Wiedergabe des Textes, nachdem ich ihm den ersten Vers vorgesungen hatte.“

Es scheint nicht ausgeschlossen, daß auch hier der Schwierigkeit, Sprachbewegungsbilder wachzurufen, zum Teil eine gewisse Abschwächung der Bewegungsempfindungen aus den Sprachwerkzeugen[1] zu Grunde liege.

§ 6. Die Sprachstörungen im allgemeinen.

v. Monakow, Gehirnpathologie 497—548. — Sachs, Gehirn und Sprache. — Störring, Vorlesungen über Psychopathologie 2c. 110—181. — Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie I[5] 307—320.

Es ist wohl hier die beste Stelle, eine Übersicht über die Aphasien zu bieten, welche von so weittragender Bedeutung für das Verständnis der psychischen Störungen überhaupt werden. Allerdings treten wir damit bereits aus dem Rahmen der Herderscheinungen in etwa hinaus. Soll es sich um „Aphasien" in dem strengen Wortsinn, in welchem die Gehirnpathologen und Irrenärzte von Aphasie sprechen, nicht aber um Sprachstörungen im weitesten Sinne des Wortes handeln, so müssen drei Bedingungen erfüllt sein: 1. Der Kranke muß sowohl in der Auffassung des gesprochenen Wortes wie im sprachlichen Ausdruck seiner Vorstellungen und Gedanken behindert sein. 2. Es darf keine grobe peripherische Störung, sei es in den Sinnesorganen oder den Nervenleitungen oder der Sprachmuskulatur, vorliegen, welche für den Fehler haftbar gemacht werden könnten. 3. Der Verstand und Wille muß relativ intakt, der Besitzstand an Begriffen und das Urteilsvermögen im großen und ganzen nicht nennenswert geschädigt sein. Diese letzte Einschränkung muß notwendig gemacht werden; denn bei weit ausgedehnter Aphasie machen sich psychische Störungen wie Seelenblindheit und Seelentaubheit geltend, welche eine Schädigung des höheren geistigen Lebens bedeuten. Die Aphasien stellen eine lange Stufenleiter dar. Die unterste Stufe ist wohl die bloße Schwierigkeit, im Augenblick das rechte Wort zu finden und leicht dem freien Worte anderer folgen zu können. Solche Sprachstörungen finden sich schon bei Ermüdung und werden ausgesprochener bei allgemeiner Gedankenschwäche und bei der Altersrückbildung. Die oberste Stufe der Aphasien — die sog. totale Aphasie — wird erreicht, wenn der Patient weder im stande ist, willkürlich das Wort zu finden, noch auch das vorgesagte nachzusprechen;

[1] Wenn die von v. Monakow öfters ausgesprochene Ansicht, daß die Zentren für die Bewegung und diejenigen für die Empfindungen aus den betreffenden Organen nahe zusammenliegen, richtig ist, darf man wohl Brocas Windung als Zentrum für die Empfindungen aus den Sprachwerkzeugen ansehen.

wenn er die gewöhnlichsten Ausdrücke der Muttersprache in Wort (und Schrift) nicht mehr erfaßt. Die totale Aphasie wird zur Asymbolie, wenn der Kranke Zeichen, Mienen und Gebärden nicht mehr versteht und selbst nicht mehr zu gebrauchen weiß. Zuweilen gesellt sich nun auch noch verkehrter Gebrauch der Dinge des Alltagslebens (Apraxie) dazu, so daß der Kranke z. B. mit dem Taschenmesser die Haare kämmen, mit dem Lineal schneiden will. Zwischen den beiden Grenzstufen einer bloßen Spracherschwerung und der totalen Aphasie liegt eine an Varietäten reiche Stufenreihe. Jedenfalls lassen sich schon zwei größere Gruppen scheiden, je nachdem mehr das Verständnis des Gesprochenen oder der sprachliche Ausdruck des Gedachten Schädigung erlitten hat. Diese Gruppen können wir mit dem Ausdruck sensorische und motorische Aphasie bezeichnen. Es müssen sich noch als dritte Gruppe eine Reihe von Mischformen beider hinzugesellen. Die Bildung dieser Gruppen hängt zusammen mit den verschiedenen Komponenten, in welche sich die „innere Sprache“ auflösen läßt. Vier Einzelvorstellungen oder Sondererinnerungsbilder sind es, welche in die Bildung der Wortvorstellungen einer jeden Kultursprache eintreten: a) Ein akustischer Bestandteil: der Wortklang oder das Erinnerungsbild des Wortklanges. b) Ein sensibler Bestandteil für das Sprechen: die Bewegungsempfindungen und Lageempfindungen (kinästhetische Empfindungen) aus der Sprachmuskulatur oder das Erinnerungsbild an die beim Sprechen gemachten Bewegungen und Stellungen von Zunge, Lippen, Gaumen, Kehlkopf. c) Ein sensibler Bestandteil, vom Schreiben herstammend: die kinästhetischen Erinnerungsbilder der Schreibbewegungen. d) Ein optischer Bestandteil: das Schriftbild. Von diesen Komponenten sind für den Menschen im allgemeinen die Klangbilder der Worte und in zweiter Linie die Bewegungsbilder der Sprachmuskulatur die wichtigsten. Je weniger sich jemand mit Lesen und Schreiben beschäftigt, desto mehr treten Schriftbild und Schreibbewegungsbild an Bedeutung zurück.

Für denjenigen, welcher beim Erlernen der Sprache sich auf das Schriftbild stützt, muß der Ausfall des letzteren viel verhängnisvoller werden als für jenen, dem das Lautbild oder die Vorstellung der nötigen Artikulationsbewegungen fast allein maßgebend war. Ballet hat recht, wenn er[1] bemerkt: beim Bauer könne eine Verletzung, welche bei einem Gelehrten Wortblindheit zur Folge haben würde, unbemerkt vorübergehen, während sie für den auf Schrift und Druck Angewiesenen eine nicht geringe geistige Einbuße bedeute.

[1] Innere Sprache 123.

Diese individuellen Verschiedenheiten müssen wir auch im Auge behalten bei Erwägung der Art und Weise, in welcher das „innere Wort" wachgerufen wird. Dies kann geschehen: durch den Gedanken (Vorstellung) der Person, Sache, Eigenschaft, welche mit dem betreffenden Wort bezeichnet wird, durch mechanisches Hersagen einer Wortreihe, von der wir wissen, daß in ihr der gesuchte Ausdruck vorkommt. (Eines solchen Hilfsmittels bedienen sich Aphasische in der Rekonvaleszenz, um den Ausdruck für den Wochentag, den Monat usw. wiederzufinden.) Das innere Wort kann auch geweckt werden durch direkte Sinneswahrnehmung (Betasten, Besehen, Behorchen) der Objekte, deren Ausdruck wir suchen. Voit, der aphasische Patient Grasheys, ging, wenn er gefragt wurde: „Wieviel Beine hat

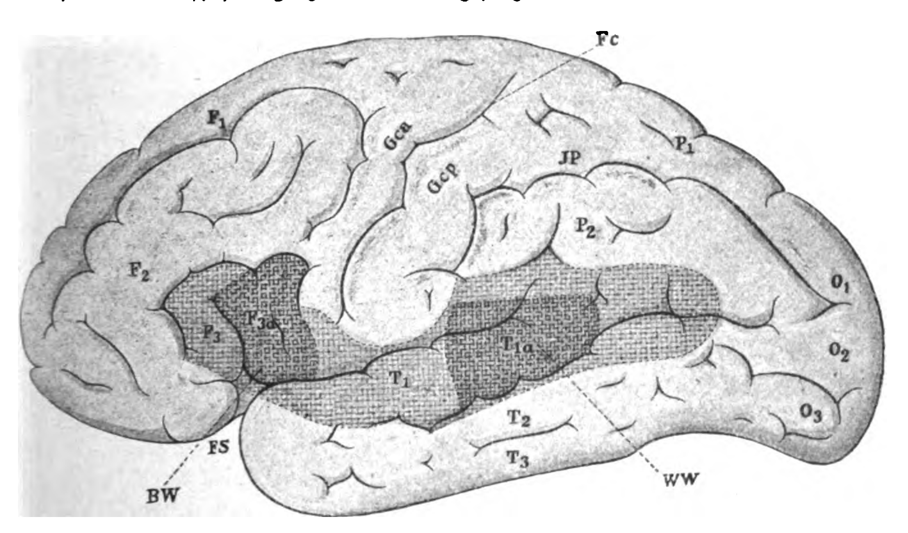


Fig. 4. Seitenansicht der linken Großhemisphäre mit der Sprachregion nach v. Monakow.

FS = Sylvische Spalte
Fc = Zentralfurche
Gca = Vordere Zentralwindung
Gcp = Hintere Zentralwindung
JP = Intraparietalfurche
BW = Brocasche Windung
WW = Wernickesche Windung
$F_1F_2F_3$ erste bis dritte Stirnwindung
P_1P_2 oberes und unteres Scheitelläppchen
$O_1O_2O_3$ erste bis dritte Hinterhauptwindung
$T_1T_2T_3$ erste bis dritte Schläfenwindung

ein Pferd"? ans Fenster und konnte dann die Zahl sagen, wenn es ihm gelang, ein Pferd zu sehen. Endlich erwacht in uns das „innere Wort", wenn wir das Wort aussprechen hören oder es geschrieben und gedruckt vor uns sehen. Die eine oder andere, ja sogar mehrere dieser Weisen, das innere Wort wachzurufen, können beim Aphasischen ganz ähnlich wie beim peripher Blinden und Stummen fehlen.

Die anatomischen Grundlagen zu einer Erklärung des aphasischen Symptomenkomplexes sind nur zum Teil gefunden. Die Stelle, von welcher aus die Sprachmuskulatur innerviert wird, liegt im Fuß der dritten Stirnwindung. Broca fand die Stelle, deren Läsion bei erhaltenem Verständnis für das gehörte und gelesene Wort die Unmöglichkeit zu sprechen im Gefolge hat: Nennen wir diese Brocasche Stelle das Sprachbewegungszentrum und nennen sie M (motorisches Sprechzentrum). Der Ausdruck ist gang und gäbe, wenn auch ungenau. Wernicke fand die Stelle, deren Verletzung das Verständnis für das gehörte Wort auslöscht, während das Verständnis des Gelesenen und die Möglichkeit zu sprechen, erhalten scheint. Sie liegt in der ersten Windung des Schläfelappens, da wo die Ausbreitungen des Hörnervs in die Hirnrinde einstrahlen. Nennen wir diese Wernickesche Stelle: Auditives Zentrum (A). Wir müssen noch mit Lichtheim

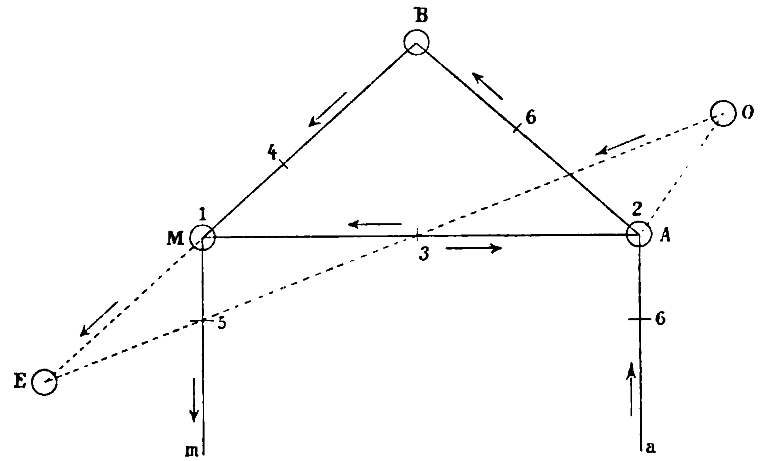


Fig. 5. Schema der Sprachstörungen nach Lichtheim.
(Erklärung im Text.)

bzw. Déjérine ein optisches Zentrum (O) hinzufügen. Es muß im Hinterhauptlappen oder Scheitellappen liegen, jedenfalls nahe der ersten Schläfenwindung. Denken wir uns diese Zentren miteinander verbunden, so erhalten wir die sog. Sprachregion, die bei Rechtshändern sich um die große Sylvische Spalte der linken Hemisphäre lagert (vgl. Fig. 4, S. 41). Allein diese Zentren sind immerhin erst ein sehr dürftiges Material für eine Erklärung der Sprachstörungen. Mehr als die Möglichkeit eines Zusammenwirkens verschiedener Hirngebiete für die Sprache erläutern sie nicht. Lichtheim hat es nun versucht, schematisch die Verbindungen und Ausschaltungen der verschiedenen Zentren darzustellen und aus ihnen die mannigfaltigen pathologischen Beobachtungen zu erklären (vgl. Fig. 5). In seiner Darstellung, die hier folgt, sind außer den oben schon genannten Zentren noch ein Begriffszentrum B und ein Schreibzentrum E angenommen. Wir werden die Bezeichnungen behalten, obwohl ein Begriffszentrum anatomisch schwer faßbar

ist, wie v. Monakow bemerkt. Nach unsern philosophischen Anschauungen, deren Berechtigung wir später zu erweisen haben, können wir ein materielles Organ der Begriffsbildung nicht annehmen. Auch das Schreibzentrum E ist nicht nötig. Mit Hilfe dieses Schemas, bei dem die Kreise Zentren, die Linien Verbindungsbahnen bezeichnen, leitet nun Lichtheim mit Geschick die verschiedensten Formen der Aphasie ab.

1. Unterbrechung in M: gewöhnliche motorische Aphasie vom Typus Broca. (Der Kranke kann nicht sprechen, aber Gesprochenes und Geschriebenes verstehen, sowie Vorgelegtes kopieren.)

2. Unterbrechung in A: sensorische (akustische) Aphasie. (Der Kranke versteht nicht das Gesprochene und verspricht sich.)

3. Unterbrechung der Bahn A M: Paraphasie und Paragraphie. (Versprechen und Verschreiben.)

4. Unterbrechung der Bahn B M: Abart der motorischen Aphasie. (Es sollen Nachsprechen, Diktatschreiben, Lautlesen erhalten, willkürliches Sprechen und Schreiben verloren sein.)

5. Unterbrechung der Bahn Mm: Reine motorische Aphasie (Verlust der willkürlichen Sprache, Wortverständnis und Fähigkeit zu schreiben sind erhalten).

6. Unterbrechung der Bahn A B: Abart der Worttaubheit. (Das Wortverständnis leidet; Fähigkeit nachzusprechen, auf Diktat zu schreiben, laut zu lesen erhalten, aber ohne Verständnis des Gesprochenen, Geschriebenen, Gelesenen.)

7. Störung der Bahn Aa ergibt eine reine Störung der Auffassung des gesprochenen Wortes bei Unversehrtheit der willkürlichen Sprache, der Schrift und des Verständnisses für das gelesene Wort.

Wernicke stimmt im großen ganzen dieser Einteilung Lichtheims bei und führt folgende Nomenklatur ein: a) kortikale Aphasie, wenn die Störung in einem der Zentren A oder M liegt; b) subkortikale Aphasie, wenn die Störung peripher von A oder M liegt; c) Transkortikale Aphasie, wenn die Störung zwischen den Zentren liegt. Allein man kann sich, wie v. Monakow richtig betont, mit diesen Ausdrücken Wernickes nur schwer befreunden. Es ist schwer denkbar, daß ein Krankheitsherd in der Großhirnrinde nur ein Zentrum und nicht zugleich eine Reihe von Verbindungsbahnen schädige und somit eine Aphasie bloß kortikal sein könne. Aber auch abgesehen von dieser Sprachweise haben Männer wie Kußmaul, Déjérine, Freud darauf hingewiesen, daß eine Reihe von klinischen Erscheinungen anders seien als diejenigen, welche man aus dem Schema ableiten müßte. Die Schwierigkeit kommt davon her, daß Lichtheim alle Sprachstörungen rein anatomisch erklären will und für verschiedene Funktionen gleich verschiedene Bahnen konstruiert. v. Monakow sagt, das Lichtheimsche Schema sei teils anatomisch teils physiologisch gedacht, und wir dürfen hinzufügen, mit unnötigen anatomischen Korrelaten zu psychischen Vorgängen ausgeschmückt. Dennoch sind die Grundgedanken richtig, und es unterstützt die Phantasie.

Nur müssen wir bei Benützung eines solchen Schemas eine Reihe von Gedanken nicht aus dem Auge verlieren.

Es liegen keine genügenden Gründe vor, ganz eigene Zentren für das Lesen (optisches Schriftzentrum), für das Vernehmen der Sprachlaute (akustisches Wortzentrum), für die Sprachbewegungsvorstellungen anzunehmen. Die allgemeinen Licht-, Klang- und Bewegeempfindungszentren genügen vollauf. Vom psychologischen Standpunkte müssen wir Sachs (S. 22) recht geben, wenn er bemerkt, abgesehen vom Verständnis, von der Verknüpfung des Wortlautes mit einer ganzen Reihe von andern Erinnerungen besitze der Wortklang nichts Besonderes, das ihn von andern Gehörsempfindungen unterscheiden könnte. Das gleiche läßt sich sagen vom optischen Bilde der Buchstaben und Worte, vom kinästhetischen der Sprachbewegungen. Anatomisch will man ganz bestimmte Stellen im Stirnlappen, im Schläfelappen und an der Grenze von Hinterhaupt-, Scheitel- und Schläfelappen (Gyrus angularis) kennen, in denen solche Zentren gesondert liegen sollen. Allein die bei Verletzung dieser Stellen auftretenden Erscheinungen lassen sich genügend erklären aus der Verletzung von Bahnen, die verschiedene Zentren verbinden und deren Unversehrtheit für das Erkennen von Schriftzeichen und Lauten viel notwendiger ist als zum sonstigen bloßen Sehen und Hören. Für die Sprache sind nicht so sehr die einzelnen Sinneszentren als vielmehr deren Verbindung und ihr Zusammenarbeiten von ausschlaggebender Bedeutung. Das zeigt sich auch klar bei dem so oft auftretenden Sichversprechen (Paraphasie). „Bei der leichtesten Form", sagt Sachs (S. 103), „werden inhaltlich oder sprachlich ähnliche Wörter verwechselt, bei den schwereren Formen leidet das Wortgefüge selbst. Die einzelnen Wörter kommen nicht richtig heraus, es fallen in ihnen Bestandteile, Buchstaben oder Silben aus, die Buchstaben werden durcheinandergeworfen, es werden Bruchstücke aus verschiedenen Wörtern aneinandergehängt und zu einem neuen Wortgebilde vereinigt, in ganz schweren Fällen kommt es zu neuen Wortbildungen, die bald mit den gewollten Wörtern Ähnlichkeit haben, bald sich mehr und mehr von diesen entfernen, bis im äußersten Falle ein Kauderwelsch hervorgebracht wird, welches den Eindruck einer fremden Sprache macht."

Die Tätigkeit der einzelnen Zentren wie auch das Zusammenwirken kann behindert werden nicht bloß durch Zerstörung von Zentren und Bahnen, sondern auch durch anatomisch nicht nachweisbare funktionelle Störungen, mögen dieselben wie immer bedingt sein.

Auch abgesehen von den anatomischen Läsionen können eine Reihe funktioneller Störungen dadurch entstehen, daß verschiedene Sprachkomponenten zeitlich nicht mehr geordnet ineinandergreifen.

Bei verschiedenen Menschen sind die verschiedenen Sprachkomponenten verschieden stark, weil die einen mehr ihr Auge, die andern mehr das Gehör, andere mehr die Stellung der Sprachmuskulatur beim Erlernen einer Sprache eingeübt haben. Je weniger Komponenten augenblicklich verfügbar sind, und je weniger diese eingeübt sind, desto umfassender müssen die Sprachstörungen erscheinen.

Es können rein seelische Einflüsse Symptome hervorrufen, welche den anatomisch bedingten Aphasien gleichen. Hypnotische Suggestion kann isolierte Wortblindheit und isolierte Unmöglichkeit zu schreiben hervorrufen. Der Patient Grasheys konnte unter gewissen Bedingungen einfach deshalb ein Wort nicht lesen, weil er beim letzten Buchstaben angekommen den ersten vergessen hatte. Das geschah dann, wenn man ihm ein Wort so verdeckte, daß er immer nur sukzessiv einen Buchstaben zu sehen bekam; sah er das ganze Wort auf einmal, so konnte er es lesen. Bei Ermüdung, verminderter Merkfähigkeit, Zerstreutheit zeigen sich Sprachstörungen.

Fünftes Kapitel.

Psychische Erscheinungen bei diffusen Hirnerkrankungen.

Es wurde in früheren Kapiteln schon öfters hervorgehoben, daß im Gefolge von Gehirnverletzungen, von Gehirnblutungen, mangelnder Ernährung des Gehirns und Vergiftung desselben sich eigentliche Geisteskrankheiten einstellen. Allein auch wenn wir von den Psychosen im engeren Sinne des Wortes absehen, kommen seelische Störungen bei den organischen Hirnerkrankungen recht häufig vor. Sie werden weniger durch eine umschriebene, das übrige Gehirn weder direkt noch durch Druck beeinträchtigende Erkrankung, als durch diffuse oder sich in ihrer Wirkung auf das gesamte Gehirn verbreitende Krankheitsprozesse hervorgerufen [1].

Wir können sie gruppieren: Delirien, Bewußtseinsstörungen und allgemeine Gedächtnisschwäche mit Abnahme der Intelligenz. Die Delirien stellen uns Reizzustände, die beiden andern Gruppen hingegen Hemmungs- und Ausfallserscheinungen dar.

[1] Oppenheim, Lehrbuch der Nervenkrankheiten [2] 490.

§ 1. Delirien.

Kraepelin, Psychiatrie II[7] 14—62. — Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie 174 f 561 f.

Delirium ist ein Zustand von Erregtheit und Verwirrtheit, von Sinnestäuschung und flüchtigen Wahnideen, verbunden mit großer Unruhe der Bewegungsorgane. Die Grade, in denen alle diese einzelnen Faktoren auftreten, können sehr verschieden sein.

Ein traurig bekanntes Bild aus dem Leben der „Säufer" ist die trunkenfällige Sinnestäuschung, das Delirium tremens. Es ist nach Kraepelin (S. 87) „gekennzeichnet durch ausgeprägte und zahlreiche erlebnisartige Sinnestäuschungen der verschiedensten Gebiete, durch mäßige Benommenheit bei völligem Verlust der Orientierung durch Unruhe, Zittern und ataktische Störungen".

Bei den Fieberdelirien, welche gewöhnlich auf der Höhe infektiöser Krankheitsprozesse eintreten, unterscheidet derselbe Autor mit Liebermeister folgende Grade:

„Im ersten Grade allgemeines Unbehagen, Eingenommenheit des Kopfes, Empfindlichkeit gegen stärkere Sinneseindrücke, Reizbarkeit, Unlust zu geistiger Arbeit, leichte Unruhe und Störung des Schlafes mit lebhaften ängstlichen Träumen. Im zweiten Grade greift die Bewußtseinsstörung tiefer; die Sinneswahrnehmung wird durch illusionäre und halluzinatorische, rasch sich mehrende Sinnestäuschungen verfälscht. Die Vorstellungen gewinnen eine große Lebendigkeit; der Verlauf derselben entzieht sich in buntem traumartigen Zusammenhange dem bewußten Einflusse der Kranken. . . . Zugleich wächst die Unruhe, lebhafte heitere oder traurige Stimmungen tauchen auf und entwickeln sich zu Gemütsbewegungen, bis dann auf der Höhe des dritten Grades das Krankheitsbild einer starken Bewußtseinstrübung mit völliger Unbesinnlichkeit, verworrener Ideenflucht, heftigen, oft wechselnden Gefühlsausbrüchen und mächtigem, selbst rasendem Bewegungsdrange zur Ausbildung gelangt ist. Allerdings gesellen sich nun schon häufig einzelne Lähmungszeichen diesen psychischen Reizungserscheinungen hinzu (vorübergehende Schlafsucht, Schwäche und Unsicherheit der Bewegungen) und deuten bereits den Übergang in den völligen Verfall des psychischen Lebens an. Im vierten Grade schwächt sich die Erregung zum Flockenlesen und unsichern Herumtasten ab. Der Kranke murmelt einzelne zusammenhanglose Worte oder Sätze vor sich hin (blande, mussitierende Delirien) und versinkt schließlich in einen Zustand dauernder Betäubung (Koma, Lethargie), aus dem er gar nicht oder nur durch sehr kräftige Reize vorübergehend erweckt werden kann (Koma vigil)."

Im Stadium der Lösung einer fieberhaften Krankheit stellen sich ebenfalls zuweilen Delirien ein, denen man, weil sie auf Erschöpfung beruhen,

den Namen Inanitions-, asthenische oder Erschöpfungsdelirien gegeben hat. Sie sind, wie Krafft-Ebing (S. 174) hervorhebt, bedingt durch Anämie und tiefere Ernährungsstörungen der Hirnrinde. Bei Krankheiten, wo ganz plötzlich die Körperwärme sinkt („mit bedeutendem kritischem Absprung der Temperatur") läßt der bisher durch das Fieber zu gesteigerter Tätigkeit angetriebene Herzmuskel in seiner Energie nach. So wird die im Fieberstadium erschöpfte Hirnrinde, welche einer ausgiebigeren Blutzufuhr bedürfte, erst recht ungenügend ernährt. Daneben müssen noch zwei andere Faktoren, wenigstens bei schwereren Fällen in Betracht gezogen werden: der Säfteverlust (z. B. bei Cholera, bei starken Blutungen) und die noch fortdauernde Wirkung infektiöser Stoffwechselprodukte. In sehr schweren Fällen, wo ein wahrer Kräftezerfall (Kollaps) stattfindet, können daher die Delirien sehr akut und heftig als wahre Kollapsdelirien verlaufen. Benommenheit, hochgradige Verwirrtheit mit traumhaften Sinnestäuschungen, Ideenflucht, Stimmungswechsel und lebhafte motorische Erregung kennzeichnen das Krankheitsbild. Das Kollapsdelirium dauert gewöhnlich nur einige Tage. Es könnte merkwürdig erscheinen, daß den Zuständen der Erschöpfung Delirien entsprechen, welche doch auf eine Reizung der Hirnrinde hinzuweisen scheinen. Dieses scheinbare Paradoxon erklärt sich daraus, daß bei den nervösen Apparaten dem Stadium der Hemmung und Lähmung ein Stadium reizbarer Schwäche vorausgeht, welches in erhöhter Erregbarkeit gegenüber den verschiedenen Reizen, aber auch in rascher Erschöpfbarkeit sich kundgibt.

Ist ein Gehirn, sei es durch vererbte Anlage neuropathisch belastet oder durch Kummer und Sorgen, schwere Krankheit, ungenügende Nahrung erschöpft, sind seine Blutgefäße in ihrer Spannungsfähigkeit tief geschädigt, so können Exzesse im Genusse geistiger Getränke, aber auch geistige Überanstrengung und starke Gemütserregungen zum sog. Delirium acutum führen. Die aufgeführten Gelegenheitsursachen machen nämlich die Blutgefäße erschlaffen, und es kommt durch Stauung des venösen Blutes eine Hyperämie des Gehirns zu stande (transsudative Wallungshyperämie im Übergang zu Periencephalitis nach Krafft-Ebing), welche dann die Erscheinungen des akuten Deliriums zeitigt. Das Bild eines solchen entwirft folgende von Krafft-Ebing (S. 569) aufgezeichnete Krankengeschichte:

Frau M., 37 Jahre alt, erblich belastet, Mutter von fünf Kindern, hatte schon zweimal Anfälle von Melancholie und Delirien durchgemacht, als sie am 2. März 1878, einen Monat nach dem Tode ihres Mannes, schlaflos wurde

über Schwindel und Kopfschmerz klagte, sich unstet zeigte, „bald überlustig und tanzend, bald in Schmerz zerflossen. Am 3. März tiefe Remission (Nachlassen). Am 4. März wieder bunter Stimmungswechsel, schreckhafte Gehörs- und Gesichtshalluzinationen. Am 5. März stellt sich unter heftigem Kopfschmerz tiefe Störung des Bewußtseins ein. Bei der Aufnahme (in die Grazer Klinik) am 6. März tiefe Bewußtseinsstörung, dämmerhaftes Erkennen der bekannten Räume und Personen. Phasen von Stupor mit Starre wechseln mit solchen, in denen sie singt, tanzt, in triebartiger Bewegungsunruhe alles durcheinander wirft. Dann kommt es episodisch wieder zu ängstlicher Erregung, in welcher sie nach dem verstorbenen Manne ruft, ihn sieht, ihm Vorwürfe macht, daß er sie allein gelassen, die Hütte brennen sieht, die Umgebung feindlich verkennt. Patient ist fieberlos, die Pupillen erweitert. Deutliche Anämie, gesunkene Ernährung. Bis zum 9. März erregen wohl das zerfahrene Delirium, die Verworrenheit und die Bewußtseinsstörung Verdacht auf ein tieferes Leiden, aber weder Fluxion (Blutandrang) noch Fieber noch motorische Reizerscheinungen gestatten eine Diagnose auf Delirium acutum. Am 9. März, zugleich mit dem Aufhören der Menses ändert sich die Szene. Patient bietet heftige Fluxion, rotiert zwangsmäßig beständig um die Längsachse, sieht sich von Flammen umgeben, im Fegfeuer, reißt sich die Kleider vom Leibe und sucht das Feuer zu löschen. Stundenweise tiefe Remissionen mit Erkennen der Umgebung. Auffällig sind in diesen Nachlässen pathetische Sprache, theatralische Posen bis zu ekstaseartigen Erscheinungen. Andauernd schlaflos. Nach einer bedeutenderen Remission am 10. März früh, unter Fluxion, heftiger Erregungszustand, in dem sie mit dem Kopf auf den Boden hämmert, schreit, verbigeriert, grimassiert, Strabismus (Schielen) und Nystagmus[1] bietet. Temperatur 37, Puls 100. (Eisblase.) Nach einer halben Stunde, mit Nachlaß der Fluxion, liegt Patient erschöpft und ruhig mit verstörter, schreckhafter Miene da. Ab und zu Grimassieren. Nahrungsaufnahme unbehindert. Nachmittags wiederholt sich die Erregung. Am 11. März schlaflos, ruhig, erschöpft. Grimassieren . . . (Remissionen . . .) . . . am 16. nach ruhiger Nacht heftige Exazerbation. Zwangsmäßiges Schlagen mit den Händen, Schnappen und Blasen mit dem Mund, Grimassieren, Strabismus, Recken und Wälzen des Körpers. Temperatur 39, Puls 84, celer (schnell) kräftig, Zunge borkig, trocknend. Verworrene Delirien von Hölle, Feuer. Am 17. Verfall. Adynamischer (kraftloser) Zustand. Sehnenhüpfen, ungeschicktes Herumtasten, sehr gestörte Bewegungsanschauungen. Grimassieren, Silbenstechen, Verbigerieren. So bis zum 20. mit zeitweisen Remissionen, die aber nur mehr stuporöse Erschöpfungszustände darstellen. Am 20. steigt die Temperatur auf 40,5, der Puls auf 128 . . . allgemeine Ataxie, unsichere Tast- und Greifbewegungen, zuweilen noch Grimassieren, Sichwälzen, Strecken, Bäumen. Nachmittags tiefe Remission — sie wolle nur noch einmal die Kinder sehen, dann gerne sterben. „O wie schön wird's im Himmel sein mit dem Mann!" Sie verlangt zu beichten, weil sie noch heute sterben werde. Mittags Erbrechen der Nahrung nebst drei Spulwürmern. Abends nochmals Erbrechen. 9 Uhr plötzlich gestorben."

[1] Eigentümliche Unordnung in den Augenbewegungen.

Man kann es uns nicht verargen, wenn wir mehr als eine Remission in dem Zustande der Kranken am Nachmittag des 20. März erblicken. Die vorhergehenden Remissionen hatten nur mehr stuporöse Erschöpfungszustände dargeboten. Am Nachmittag des 20. aber wurde die Kranke völlig klar und konnte sich auf den Übergang in die Ewigkeit vorbereiten. Warum sollten wir hier nicht das Walten einer liebevollen Vorsehung erblicken dürfen? Ein solches Walten Gottes sehen wir auch in der häufig konstatierten Tatsache, daß Geisteskranke manchmal kurz vor dem Tode wieder verständig werden. „Ich könnte", schreibt der berühmte Utrechter Professor Schröder van der Kolk[1], „mehrere Fälle aus meinem Beobachtungskreise beibringen, will mich aber auf den folgenden beschränken: Ein wissenschaftlich gebildeter und gelehrter Mann war innerhalb 7 bis 8 Jahren durch Gehirnwassersucht im höchsten Grade blödsinnig geworden; nur das ohne allen Zusammenhang oftmals wiederholte Wort Domine war noch ein trauriges Überbleibsel, welches auf die frühere Kraft und Klarheit des Geistes hinwies. Der Mann wurde immer schwächer und erschien zuletzt ganz abgezehrt; aber in dem Maße, als die Körperkräfte sanken und die Energie dahinschwand, hob sich wieder die Klarheit des Geistes. Sich selbst zurückgegeben und seinen Zustand klar übersehend, blickte er mit freudiger Unterwerfung auf sein bevorstehendes Ende; ohne über das zu murren, was er erdulbet hatte, ja unter Anerkennung des vielen Guten in früheren Tagen, ging er verlangend und geistesklar dem letzten Stündlein entgegen, wo er die Erde verlassen sollte, die ihm nichts mehr bieten konnte. Bei der Sektion fand sich das Gehirn durch Wasser sehr ausgedehnt und teilweise dadurch zerstört. . . . So berichtet auch Zimmermann von einer zuletzt in Irrsinn verfallenen Frau, die einige Stunden vor dem Tode wieder vollkommen zu sich kam und nun mit solcher Inbrunst und in so erhabener Sprache zu Gott betete, daß bei der Größe ihrer Bilder und bei der Kraft ihres Ausdrucks die ganze Erde zum Sandkorne zusammenzuschrumpfen schien. Am Ende dieser Herzensäußerung neigte sie das Haupt und war nicht mehr. Kommt auch diese Erhellung nicht bei jenen Unglücklichen insgesamt vor, so läßt sie sich doch nicht wegleugnen. Nur zu häufig sind die Apparate zu sehr gelähmt, als daß die Seele ihre Empfindungen noch zu äußern vermöchte. Wer aber mit Bedachtsamkeit mehrfach am Sterbebette gestanden hat, der wird gleich mir aus einem Winke des Auges, aus einem letzten sanften Drucke der Hand einen bedeutungsvolleren Abschied entnommen haben, als sich in einer wohlgesetzten Rede kund geben könnte."

§ 2. Schwächung des Bewußtseins und Bewußtlosigkeit.

v. Monakow, Gehirnpathologie 279 ff. — Oppenheim, Lehrbuch der Nervenkrankheiten[3] 490 ff.

Das Wort „Bewußtsein" wird in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht.

Bald faßt man es auf als eine Art des Erkennens: „Ich bin mir wohl bewußt, daß ich an dies oder jenes denke, fühle, will." Dann bezeichnet Bewußtsein wieder die Gegenwart eines inneren Erlebnisses selber. So spricht man von bewußten und unbewußten Empfindungen, Vorstellungen, Regungen. Endlich

[1] Seele und Leib, Braunschweig 1865, 20 21.

erscheint das Bewußtsein wie eine Bühne, auf der Empfindungen, Sinnenbilder, Gedanken, Strebungen erscheinen, ihre Rolle spielen und wieder verschwinden. Es ist die Rede von einer Enge und Weite des Bewußtseins, und man müht sich ab, die seelischen Erscheinungen zu zählen, welche gleichzeitig nebeneinander auf der Szene so Platz haben, daß die eine die andere nicht verdeckt, und sucht die Zeit zu schätzen, die zwischen ihrem Auftauchen im Bewußtsein und ihrem Versinken ins Unbewußte verstreicht.

Wir nehmen hier das Bewußtsein im Sinne eines Erkenntnisaktes, durch welchen wir die Gegenwart seelischer Erscheinungen in uns wahrnehmen. Ob es sich dabei um eine direkte oder reflexe Erkenntnis handle, ob es eine Tätigkeit des Verstandes oder einer inneren Sinneswahrnehmung sei, kommt dabei zunächst nicht in Frage. Jede Erkenntnis hat ihre Grade der Klarheit und Deutlichkeit. Solche Grade abnehmender Deutlichkeit und Klarheit bis zum völligen Erlöschen des Bewußtseins treten uns entgegen in der Benommenheit, der Schläfrigkeit (Somnolenz), der Starre (Stupor) und der vollen Betäubung, welche sich besonders bei ausgebreiteten Hirnerkrankungen zeigen.

Wir geben ihre Beschreibung nach v. Monakow: „Gelingt es durch Anreden die Aufmerksamkeit des benommenen, teilnahmslos daliegenden Patienten für einige Zeit zu fesseln und ihn zum Sprechen zu veranlassen, so nennt man diesen Zustand Somnolenz (erster Grad der Bewußtseinstrübung). Der Kranke kann sich noch, wenn auch mühsam, orientieren und gibt bisweilen korrekte vernünftige Antworten. Eine weitere Stufe bildet der Sopor. Der Kranke liegt im Halbschlaf da, er ist stumpf gegen Sinnesreize; hie und da murmelt er still etwas vor sich hin (mussitierende Delirien); doch kann er aus dem Halbschlaf noch ziemlich leicht geweckt werden. Er ist fähig, sich in beschränktem Maße im Bette zu bewegen, er hat noch eine dunkle Ahnung, wo er ist und kann mit ja und nein antworten; doch verfällt er, sich selbst überlassen, sofort wieder in den alten Zustand zurück. Einen noch tieferen Grad der Bewußtseinsstörung bezeichnet man mit Stupor: Der Kranke öffnet noch, angeredet, schwerfällig die Augen, starrt aber verworren die Umgebung an und vermag sich weder zeitlich noch örtlich zurechtzufinden; er kann aber noch schlucken, wenn man ihm die Speisen mit dem Löffel reicht, und auch mit den Extremitäten einige reflektorische Bewegungen ausführen. Die Reflexe sowohl der Pupillen als der Haut und der Sehnen sind noch vorhanden, ja es kommt in diesem Zustand nicht selten erhöhter Muskeltonus[1] und auch tonischer Krampf in einzelnen Muskelgruppen vor. Auch folgen die Augen bisweilen noch reflektorisch dem Licht. Das tiefste Stadium der Bewußtseinsstörung ist das Koma. Hier ist jede bewußte und unbewußte Reaktion auf

[1] Als Tonus bezeichnet man in der Physiologie einen bei zahlreichen Organen, Nerven, Muskeln, Blutgefäßen usw. vorkommenden Zustand stetiger Erregung.

Sinnesreiz ebenso wie jede spontane Regung vollständig erloschen. Der Komatöse ist weder durch Anreden noch durch Aufrütteln zu irgend einer Lebensäußerung zu bringen. Er liegt da wie in ganz tiefem Schlaf. Die Glieder sind schlaff, die Muskeln haben ihren Tonus verloren, und die Sehnenreflexe sind völlig aufgehoben. Schlucken ist unmöglich; in den Mund gebrachte Flüssigkeiten fließen einfach wieder heraus.... Die Pupillen reagieren nicht mehr auf Licht und sind eng oder ganz weit (letztes Stadium). Die Konjunktiva der Augen und die Hornhaut können berührt werden, ohne daß Lidschluß erfolgt. Die Augenlider sind halb geöffnet. Das Atmen kann noch rhythmisch sein, ist aber häufig unregelmäßig.... Gegen Ende des Lebens nimmt die Atmung einen röchelnden Charakter an.... Ein Erwachen aus diesem Zustand gibt es nur ausnahmsweise, kommt aber z. B. nach paralytischen Anfällen vor. Selbstverständlich gibt es zwischen allen den angeführten Graden der Bewußtseinsstörung viele Übergangsstufen. So kann es vorkommen, daß der Kranke wohl noch auf Sinnesreize oder auf Anrede reagiert, daß aber die Muskelgruppen sich im tonischen oder klonischen Krampfzustande befinden, daß der Nacken starr ist, und der Kopf sowie die Augen in Zwangsstellung seitwärts gerichtet sind (epileptiformer Anfall). Und umgekehrt wird mitunter beobachtet, daß der Patient ganz bewußtlos daliegt, die Extremitäten aber sich im Krampfzustande befinden."

Die allmählich anwachsende Bewußtseinstrübung, die schließlich in Bewußtlosigkeit übergeht, findet sich gewöhnlich bei chronischen Erkrankungen des Gehirns, welche über ein großes Gebiet ausgedehnt sind, oder bei Krankheitsprozessen, welche die Hirnrinde in ihrem ganzen Umfange beeinträchtigen, z. B. bei großen Geschwülsten; die durch Blutverluste (Anämie des Gehirns) und Vergiftung (tiefer Alkoholrausch, Chloroform und Äthernarkose, Urämie, Diabetes) hervorgerufene Bewußtlosigkeit entwickelt sich gewöhnlich stufenweise. Es gibt aber auch Zustände der Bewußtlosigkeit, die ganz plötzlich voll einsetzen; so bei Blutungen im Gehirn, bei Gefäßverstopfung (Embolie), Bildung von Blutgerinnsel (Thrombose) bei epileptischen Anfällen, bei Gehirnverletzung oder Gehirnerschütterung, zuweilen auch bei heftigen seelischen Erregungen [1].

„Ein plötzlich einsetzendes Koma wird als Apoplexie bezeichnet. Der Kranke sinkt, wie von einem Schlage getroffen, zusammen und bleibt in diesem reaktionslosen Zustande einige Stunden bis höchstens einige Tage. Dann erwacht er langsam. Nach dem Erwachen bleibt meistens eine halbseitige Lähmung oder eine Hemianopsie zurück" (v. Monakow 282).

Wie lassen sich nun diese Erscheinungen der Bewußtlosigkeit erklären? Wenn es gelingt, eine befriedigende Lösung für die volle Bewußtlosigkeit,

[1] Oppenheim 490.

die psychischen Ausfallserscheinungen im eigentlichen Koma zu bieten, so können die zu ihr führenden Stufen der Starre, des Schlafes (sopor), der Schläfrigkeit und Benommenheit der Erklärung keine besondern Schwierigkeiten mehr entgegensetzen.

§ 3. Psychologische und psychophysische Erklärungsversuche.

Vgl. Lotze, Medizinische Psychologie 445—472. — Purkinje, in Wagners Handwörterbuch der Physiologie III 2, 472 ff. — Urraburu, Instit. philos. psych. II. n. 154 ff.

Lotze sucht eine rein seelische Erklärung für die Bewußtlosigkeit auch für jene Fälle zu gewinnen, in denen dieser Zustand auf heftige körperliche Einwirkungen hin erfolgt. Er gibt zunächst zu, daß in jenen Fällen eine mächtige Erregung des Zentralorgans der Bewußtlosigkeit vorangehe und wirklich Ursache derselben sei. Allein die Art und Weise, in welcher die Erschütterung des Zentralorgans die Bewußtlosigkeit hervorruft, erklärt sich Lotze im Sinne eines positiven, auf die Seele ausgeübten Reizes. Dieser gewaltsame Reiz versetzt die Seele in einen Zustand, mit dem die Fortdauer des Bewußtseins unvereinbar ist. Es geht ähnlich wie bei heftigem Schmerze. Die Seele erfährt dabei nicht nur eine Beeinträchtigung ihres Wesens, sondern auch eine Hemmung des Gedankenablaufs und der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke. Beides zu höherer Intensität gesteigert, könnte als gemeinsamer Grund der Unterdrückung des Bewußtseins angesehen werden. Eine Reihe von wichtigen Bedenken zwingen uns, die Erklärung Lotzes für ganz ungenügend zu halten. Die Frage, warum nicht nur Vorstellungen und Empfindungen aufhören, sondern die Seele noch überdies auch die Gedanken und ihr freies Wollen einstelle, bleibt ungelöst. Ungelöst ist die Frage, warum der Vorstellungsablauf und die Empfindung durch den Schmerz gehindert werden. Eine Bewußtlosigkeit infolge des Aufhörens der Blutzirkulation wird ganz unverständlich. Ein positiver Reiz liegt dann nicht vor. Und daß die Seele schmollend ihre Arbeit einstelle, bloß weil der Hirnrinde die Blutzufuhr abgeschnitten ist, läßt sich doch kaum behaupten. Mit einem solchen schroffen Dualismus, wie ihn Lotze aus Descartes' Philosophie übernommen, läßt sich auf den Grenzgebieten von Gehirn und Seele absolut nichts anfangen.

Entgegengesetzte Pfade geht ein anderer berühmter Physiologe der gleichen Zeit. Purkinje entwickelt in seinem Aufsatze „Wachen, Schlaf, Traum und verwandte Zustände“ folgenden Gedankengang:

„Es ist kaum zu zweifeln, daß das Großhirn vorzugsweise oder ausschließlich das Organ der Sensation oder des Bewußtseins überhaupt und somit auch des Selbstbewußtseins sei. Damit wäre es auch das Organ des Wachens, dessen wesentliches Attribut das Bewußtsein ist. Die Bedingungen des Schlafes müssen also unter denen zu suchen sein, welche durch ihr Gegebensein im Großhirn diejenige Tätigkeit aufheben oder wenigstens beschränken, davon im tierischen Organismus die Erregung der Sensation, des Bewußtseins abhängig ist."

In dem zweiten Satze sind sehr gute und fruchtreiche Gedanken niedergelegt. Allein Purkinje geht entschieden zu weit, wenn er das Großhirn auch Organ des Selbstbewußtseins nennt. Die Philosophie verbietet, aus dem einzigen Umstand einer gewissen Abhängigkeit des Bewußtseins vom Gehirn zu schließen, daß dieses sogar das Organ des Selbstbewußtseins sei. Das Bewußtsein des Menschen umfaßt nicht nur seine animalische, sondern auch seine rein geistige Tätigkeit. Dies gilt erst recht vom Selbstbewußtsein. Dieses muß also intellektueller Natur sein. Nun besitzt freilich wenigstens jedes höhere animalische Wesen ein gewisses Bewußtsein. Dasselbe ist innerlich abhängig vom Gehirn. Aber aus ihm läßt sich ein Schluß auf die Natur des speziell menschlichen Bewußtseins nicht machen. Unterscheiden wir demgemäß zunächst ein höheres menschliches Bewußtsein, das *alles* seelische Geschehen von der Empfindung bis zum Denk- und Schlußakt, vom unbestimmten Körpergefühl bis zum freien Wollen erkennend umfassen kann. Dieses Bewußtsein ist ein Akt des erkennenden Verstandes. Auf niedrigerer Stufe steht das animalische oder sinnliche Bewußtsein. Es umfaßt bloß das sinnliche Gebiet und auch von diesem im eigentlichen Sinn bloß die Empfindungen und die einfachen mit den Empfindungen verbundenen Gefühlstöne. Die Vorstellungen, Erinnerungen und an sie anschließenden komplizierten Gefühle, Affekte und Strebungen können bloß durch den Verstand klar erkannt werden, da eine an ein ausgedehntes Substrat gebundene Kraft einer Rückbeziehung auf sich selbst in keiner Weise fähig ist. Wenn wir gleichwohl jeder Empfindung, jeder Vorstellung, jedem eigentlich psychischen Phänomen auch in sich, abgesehen von jedem ihm äußeren Erkenntnisakt, ein gewisses Bewußtsein zuschreiben, so ist dies bloß jene mehr dunkle und unbestimmte Art des Eindruckes, durch welchen jedes Erkennen und Streben seine Gegenwart von selber dokumentiert, und die auch eine spekulativ analysierende Vorzeit durchaus nicht verkannte[1].

[1] Vgl. S. *Thom.* 3, dist. 23, q. 1, a. 2 ad 3; *Suarez*, De anima l. 3, c. 11, n. 5.

Spekulative Analyse der Akte der Empfindung, wie die Forschungen der Anatomie und Physiologie, haben gleich klar zur Annahme geführt, daß das, was jedermann bewußte Empfindung nennt, nicht zu stande kommt ohne die Tätigkeit der Rindenzentren, in denen die Sinnesnerven und die sich ihnen anschließenden Sinnesbahnen ihr letztes Ende erreichen. Soll also eine bewußte Empfindung entstehen, so muß nicht nur der zugeleitete physiologische Vorgang eine bestimmte Qualität und Intensität zeigen, sondern es muß auch die Sinnesstätte in der Hirnrinde zur Arbeit fähig sein. Ebenso ist funktionelle Integrität der Rindenzentren erfordert für die Vorstellungen, Phantasiebilder und sinnlichen Erinnerungen. Denn sie müssen ihr Organ in der Großhirnrinde haben, sei es nun in einem einzelnen bestimmten Teile oder, was wahrscheinlicher ist, in ausgebreiteten Teilen bzw. der gesamten Hirnrinde. Ist diese in ihrer Tätigkeit gelähmt, so muß Bewußtlosigkeit in Bezug auf Empfindungen, Vorstellungen und folglich auch sinnliche Gefühle, Affekte und Strebungen eintreten. Da aber in unserem irdischen Leben ohne ein besonderes Eingreifen Gottes eine intellektuelle Betätigung nicht möglich ist, wenn Sinne, Phantasie und Erinnerung ihre Tätigkeit einstellen, so ist in dem Fall einer gänzlichen Hemmung oder Lähmung der Hirnrindenfunktionen auch der Verstand an der aktuellen Benutzung des früher Erworbenen ebensowohl wie an der Erwerbung neuen Bildungsmaterials gehindert. So kommen auch die höheren geistigen Affekte und Strebungen in Wegfall. Damit ist eine volle Bewußtlosigkeit gegeben.

Von einem veränderten Bewußtsein werden wir dann reden können, wenn ein Teil der Akte, die im normalen Leben zum Bewußtsein kommen, in gewissen Zuständen nicht bewußt werden oder umgekehrt; oder wenn dieselben eine ganz andere Gestalt annehmen, als es im Alltagsleben der Fall ist. Dies letztere geschieht hauptsächlich in den Halluzinationen und Illusionen und bedeutet eine Bewußtseinsfälschung weittragender Art. Beide Momente begegnen uns im Traumbewußtsein, im hypnotischen Bewußtsein, in der Narkose, in den Dämmerzuständen der Hysteriker und Epileptiker, im Bewußtseinszustande der ausgesprochenen Geisteskranken. Da das volle Selbstbewußtsein die Erkenntnis unserer eigenen Persönlichkeit, Orientierung mit Bezug auf Raum und Zeit, ethische und soziale Stellung verlangt, ist es leicht erklärlich, daß das Selbstbewußtsein sowohl durch den Ausfall von Wahrnehmungen wie durch Illusionen und Halluzinationen beeinträchtigt werden kann. Die Nervenmechanik des Gehirns spielt hier

zwar eine wichtige, aber sozusagen bloß einleitende Rolle für die Bewußtseinsänderung. Sie bedingt wohl den Ausfall von Empfindungen, Vorstellungen und Erinnerungen, von Gefühlen, Affekten und Strebungen, ebenso ermöglicht sie das Auftreten von Halluzinationen, den Mangel an Orientierung in Raum und Zeit; das Entstehen von Wahnideen, den Bruch mit dem eigenen Ich. Aber für den weiteren Gang der Störungen sind vielmehr seelische Momente verantwortlich. Sie bedingen den Inhalt der Stimmungen, der Halluzinationen, der Wahnideen. Durch ihren Einfluß nimmt der Bewußtseinsinhalt jene eigentümlichen Gestaltungen an, welche erlauben, von einem manischen, melancholischen, paranoischen, hysterischen Bewußtsein zu sprechen. So gehören denn auch die Zustände von Doppelbewußtsein, von Spaltung des eigenen Ich mehr ins Wirkungsgebiet seelischer als körperlicher Ursachen.

§ 4. Abnahme der höheren geistigen Funktionen.

Die allgemeine Gedächtnisschwäche, welche sich bei allen länger dauernden Hirnerkrankungen einstellt, wenn dieselben nicht bereits im Reizstadium des Gehirns zum Tode führen, bietet nach dem über die Bewußtseinsstörungen Gesagten keine besondere Schwierigkeit mehr. Handelt es sich doch einfach um die größere oder geringere Schwierigkeit, sich Vorstellungen einzuprägen, zu behalten und dieselben später wieder zu reproduzieren. Die sinnlichen Vorstellungen sind aber wesentlich an die Tätigkeit der Großhirnrinde gebunden. Daß unter dieser Gedächtnisschwäche auch das höhere geistige Leben leidet, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Wirklich wird eine tiefe Schädigung der Intelligenz, der ethischen Anschauungen und Gefühle von den Irrenärzten bei allen diffusen und chronischen Erkrankungen des Gehirns statuiert. Der Ausgang derselben sind psychische Schwächezustände. Aber auch infolge von herdartiger Hirnverletzung werden tiefe Charakterstörungen und Abnahme der Intelligenz beobachtet. Die Frage ist nur, wie lassen sich dieselben erklären. Nehmen wir als klassisches Beispiel die progressive Paralyse, Dementia paralytica. Ziehen[1] stellt folgende Behauptungen auf:

„Die Beobachtung am Krankenbett lehrt uns untrüglich, daß mit der Zerstörung der Großhirnrinde auch diese Allgemeinvorstellungen (wie Baum, Pflanze, Farbe usw.) zu Grunde gehen. Eine der häufigsten Geisteskrankheiten ist die

[1] Über die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben, Leipzig 1902, 23 ff.

Dementia paralytica, die sog. Gehirnerweichung der populären Sprache. Hier können Sie den Untergang der Allgemeinvorstellungen Monat für Monat in klarster Weise verfolgen, und absolut regelmäßig ergibt die Sektion und mikroskopische Untersuchung der Hirnrinde schwere Zerstörungen in der letzteren. Verlust der Allgemeinvorstellungen ohne solche Zerstörungen kommt nicht vor. — Wie die Allgemeinvorstellungen, so sind auch alle unsere Gefühle in der Großhirnrinde lokalisiert. Auch hierfür liefert z. B. die soeben erwähnte Dementia paralytica die unzweideutigsten Beweise. Mit dem Untergang der Zellen und Fasern der Großhirnrinde erlischt auch das Affektleben mehr und mehr. Im letzten Stadium der Krankheit besteht daher eine absolute Apathie: die Kranken haben nicht nur alle Vorstellungen, sondern auch alle Gefühle eingebüßt. Ausdrücklich muß auch hervorgehoben werden, daß nicht etwa nur die groben, wie man wohl auch sagt, ‚rein körperlichen' Gefühle verloren gehen, sondern ganz ebenso auch die höchsten ästhetischen und ethischen Gefühle. Meistens gehen diese sogar vor jenen unter. — Endlich ist mit völlig ausreichender Sicherheit nachgewiesen, daß auch alle Verknüpfungen unserer Vorstellungen, von der einfachsten Ideenassoziation bis zum kompliziertesten Urteilsgefüge, an die Tätigkeit der Großhirnrinde gebunden sind. Wenn wir die Vorstellung des Duftes der Rose mit der optischen Vorstellung ihrer Form und Farbe zu der Gesamtvorstellung Rose, wenn wir die optische Vorstellung des Blitzes mit der akustischen Vorstellung des Donners und des Regenprasselns zu der Gesamtvorstellung Gewitter verknüpfen, so ist die Unversehrtheit bestimmter Fasern notwendig, welche die einzelnen Elemente der Hirnrinde untereinander verbinden. Man hat daher diese Fasern auch als Assoziationsfasern bezeichnet.... Auch hier liefert wiederum die Pathologie den entscheidenden Beweis. Nicht nur der Untergang der Ganglienzellen der Hirnrinde, sondern auch der Untergang der soeben erwähnten Assoziationsfasern ist für die Defektpsychosen, d. h. die mit einem Intelligenzdefekt — Abnahme des Gedächtnisses und der Urteilskraft — einhergehenden Psychosen charakteristisch. Zu diesen Verknüpfungen gehören schließlich auch unsere sog. Handlungen oder Willensakte. Noch allzuoft ist man heute geneigt, unser Handeln bzw. unser Wollen als eine ganz besondere ursprüngliche Willenstätigkeit aufzufassen. Schon Herbart hat in überzeugendster Weise dargetan, daß es ein besonderes Willens‚vermögen' nicht gibt, daß unsere Willenshandlungen sich aus unsern Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen mit Notwendigkeit ergeben. Vor allem aber ist unzweifelhaft, daß auch unsere Willenshandlungen an die Tätigkeit der Großhirnrinde gebunden sind. Zerstörung eines bestimmten Bezirks der Hirnrinde beraubt den Patienten der bewußten Bewegungsfähigkeit einer Hand, während die unbewußten Bewegungen ihm erhalten bleiben. Mit der Zerstörung eines ebenso bestimmten Nachbarbezirkes tritt eine Lähmung eines Beines ein usf."

Die Wichtigkeit der Sache und die Berühmtheit des Autors, dem wir diese Stelle entnommen, möge die Länge des Zitates entschuldigen. Wir wollten ihm seine ganze Kraft gewahrt wissen.

Es muß befremden, daß auch da, wo der große Neuro- und Psychopathologe ganz innerhalb der Marken seiner eigensten Wissenschaft bleibt, Übertreibungen in der Darstellung nicht fehlen. Gemäß den Worten Ziehens müßte man glauben, der Verlauf der Dementia paralytica nach ihrer seelischen Seite sei ein ganz feststehender und typischer, und der Befund am Sektionstisch und unter dem Mikroskop könne ohne weiteres für die Deutung der Erscheinungen intra vitam herangezogen werden. Da Ziehen dies nicht sagen will — er kann es nicht sagen wollen —, so verliert z. B. die ziemlich am Anfang des Zitats auftretende Behauptung, Verlust von Allgemeinvorstellungen ohne solche Zerstörungen komme nicht vor, ihren Wert, das gleiche gilt von der Erklärung der mangelnden Vorstellungsverknüpfung durch den Ausfall von Assoziationsfasern. Für die Erklärung einfachen Schwachsinns, wo doch auch die Verknüpfung von Vorstellungen viel zu wünschen übrig läßt, wird niemand im Ernst den Ausfall von Assoziationsfasern verantwortlich machen. Die philosophische Seite der Ausführungen Ziehens macht nicht den Eindruck, daß man sich ihm als Führer auf den steilen Pfaden psychologischer Forschung und Analyse anvertrauen dürfe, ohne sichtliche Gefahr, in die Tiefe zu stürzen. Es ist doch eine starke Zumutung, Allgemeinvorstellungen im Sinne von schattenhaften, schemenähnlichen Phantasmen, abgeblaßten und verdünnten Vorstellungen für das gleiche halten zu sollen wie die wahren allgemeinen Begriffe, welche ebensosehr die festen Grundlagen jeder ernsten Wissenschaft wie der sittlichen Lebensführung bieten müssen. Nicht weniger sonderbar muß dem Psychologen die Einladung erscheinen, in gar naiver Weise einfache, vielleicht ganz unwillkürliche Assoziation der Vorstellungen mit einem abschließenden Urteil in wissenschaftlichen Fragen auf eine Stufe zu stellen. Mit einer Berufung auf die verfehlten Konstruktionen Herbarts wird kein Beweis gegen die Willensfreiheit geschaffen. Den Gipfelpunkt psychologischer Ratlosigkeit bildet aber die Verwechslung eines inneren Willensaktes mit der Ausführung einer äußeren Bewegung. Ist denn der Wille erlahmt, weil das Bein im Schlagfluß lahm geworden? Für Vorstellungen, Gefühle im strengen Sinne des Wortes, auch für unwillkürliche Assoziationen und Willkürbewegungen mag Ziehen seine Behauptungen in beschränktem Maße aufrecht halten. Für die Störungen im intellektuellen Leben, in den höheren Affekten und Strebungen, wie sie im Gefolge von Gehirnkrankheiten auftreten, muß man eine andere Erklärung suchen. Sie liegt nicht mehr auf dem Gebiete der Hirnlokalisation, auch nicht auf dem

Gebiete einer Mechanik der Nervenprozesse, sondern auf psychischem Gebiet. Die anatomisch und physiologisch bedingten Störungen im Gebiete der sinnlichen Vorstellungen, Gefühle und Strebungen, die Hemmungen und Lähmungen der Sensibilität, und ihr Wechsel mit Reizerscheinungen wie Hyperästhesie und Halluzinationen, die Stimmungen der Depression und toller Exaltation, der mannigfach durchbrochene Vorstellungsablauf geben nicht nur genügenden Aufschluß über den Mangel an Orientierung in Zeit und Raum, sondern auch über die Wahnideen und das Zurücktreten der Besonnenheit und freien Willensentschließung vor dem Treiben der Phantasie und dem gebieterischen Heischen der sinnlichen Triebe. Sind aber einmal die Krankheitsprozesse in der Hirnrinde soweit vorgerückt, daß die Sinnessphären nicht mehr arbeiten, daß den sinnlichen Vorstellungen und Strebungen das Substrat der nervösen Gehirnprozesse entzogen ist, dann hört auch das geistige Leben auf. Denn es kann sich hienieden nicht betätigen, wenn die sinnlichen Fähigkeiten ihm kein Material mehr liefern können und den begleitenden Dienst einstellen müssen.

Sechstes Kapitel.

Funktionelle Symptome und funktionelle Krankheiten.

Vgl. Obersteiner, Funktionelle und organische Nervenkrankheiten, Wiesbaden 1900. — Binswanger, Allgemeine Symptomatologie der Geisteskrankheiten im Lehrbuch der Psychiatrie, herausgeg. von Binswanger und Siemerling, Jena 1904.

Wenn wir die Erkrankungen durchmustern, welche auf das Gehirn als ersten oder hauptsächlichsten Krankheitssitz hindeuten, so fällt uns ein gewaltiger Unterschied in die Augen, sobald wir nach den anatomischen Grundlagen der Krankheitserscheinungen fragen.

Bei einer ersten Gruppe — es sind gerade diejenigen Hirnkrankheiten, die in den vorigen Kapiteln zur Sprache kamen — tritt eine anatomische Grundlage nicht nur bei mikroskopischer Untersuchung, sondern selbst dem unbewaffneten Auge klar zu Tage. Die Herde der Blutung, die Schrumpfungspartien, die erweichten Gebiete lassen sich leicht sehen. Hier hat die Anatomie und Pathologie wenigstens für die Erklärung einzelner Erscheinungen und großer Phasen ziemlich leichtes Spiel.

Bei einer zweiten Gruppe kann man der Annahme, es lägen tiefe organische Schädigungen vor, kaum entgehen. Und doch wollte es bis zur Stunde nicht gelingen, das eigentliche anatomisch-pathologische Substrat

derselben sicher zu finden. Hierher gehört vor allem die Fallsucht. Daß höchst wahrscheinlich eine organische Schädigung zu Grunde liegt, zeigen die Ursachen der Epilepsie: Vergiftungen, Verletzungen, Geschwülste im Nervensystem.

„Es ist richtig", sagt Obersteiner (S. 82), „daß wir für die reine genuine Epilepsie noch nicht genügend klar das anatomische Substrat kennen. Doch haben uns die Untersuchungen der letzten Jahre auch darüber schon manchen Aufschluß gebracht; man fand z. B. diffuse Wucherungen des Gliagewebes oder solche in kleinen Herden. Auch die bekannte, im Verlaufe der Epilepsie oft beobachtete Sklerose des Ammonshorns, weist darauf hin, daß hier tatsächlich ein organischer Destruktionsprozeß stattfindet."

Hat ein Fall oder Stoß im Zentralnervensystem keinerlei gröbere Veränderungen, Risse, Blutungen, Quetschungen verursacht, so spricht man von einer Rückenmarks- oder Gehirnerschütterung. Lange konnte man keinerlei Schädigungen nachweisen und behalf sich mit dem Gedanken einer primären „molekulären Veränderung" im Gehirn oder Rückenmark. Da gelang es in neuerer Zeit bei Tierversuchen, durch die Anwendung der Färbemethoden von Marchi an den Nervenfasern, durch die Anwendung der Nißlschen Zellfärbung auch an den Nervenzellen die Anzeichen der Degeneration nachzuweisen.

Obersteiner wehrt sich sehr gegen den Gebrauch von Ausdrücken wie „molekuläre Veränderungen" oder „Ernährungsstörungen" für hypothetische, krankhafte Vorgänge im Zentralnervensystem. Wenn man damit nur sagen will — wie dies bei Obersteiner wirklich der Fall zu sein scheint —, daß diese Ausdrücke Notbehelfe sind, die nichts positiv erklären, und daß das Zellenstudium dahin zielen muß, faßbarere Begriffe an deren Stelle zu setzen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Daß aber auch diesen Ausdrücken ein wahrer Sinn zu Grunde liege, scheint nicht er zu leugnen. Obersteiner schreibt S. 86 selber: „Es ist ja bekannt, daß manche Menschen als Neurastheniker behandelt werden, bei denen sich später das Bestehen eines zum Tode führenden Rückenmarksleidens, Dementia paralytica oder eine andere grob anatomische Läsion des Zentralnervensystems herausstellte." Hier liegt doch nahe, daß, wenn gewissenhafte Ärzte jahrelang das Leiden mißkennen konnten, grobe Veränderungen, welche deutliche äußere Symptome hätten zeitigen müssen, nicht vorlagen und erst ganz langsam sich herausgearbeitet haben. Ein langsames Wirken irgend einer Schädigung, eines Giftes oder sonst was immer, hatte also zuletzt zu groben Veränderungen geführt. Wenn bei der Altersrückbildung des Gehirns eine allmähliche, gleichmäßige Reduktion der Hirnsubstanz stattfindet, können wohl ebensogut wie bei der arteriosklerotischen Hirndegeneration, die sich jahrelang hinzieht, Ernährungsstörungen, welche durch Entartung der

Blutgefäße bedingt sind, die Schuld tragen. Es ist aber nicht einzusehen, warum diese Ernährungsstörungen nicht in ihrem ersten Beginn derart sein könnten, daß sie selbst der genauesten Zellenuntersuchung entgehen. Diese Bemerkungen über die Annahme von „molekulären Veränderungen“, „Störung des Nervenchemismus“, „Ernährungsstörungen“ sind bloß deshalb gemacht, weil diese Ausdrücke und die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken bei sehr tüchtigen Nerven- und Irrenärzten, wie Krafft-Ebing und Binswanger, häufig wiederkehren und zum Ausgangspunkt der Erklärungen der Neurasthenie gemacht werden.

Damit haben wir eine dritte und letzte Gruppe von Krankheiten des Zentralnervensystems angedeutet, bei denen einzelne Gebiete oder das gesamte Nervensystem nicht regelrecht arbeiten und allerlei Störungen aufweisen. Hierhin gehören die Nervenschwäche, die Hysterie und wahrscheinlich auch der Veitstanz (chorea) der Kinder. Eine anatomische Läsion irgend welcher Art ließ sich bis jetzt nicht nachweisen. Was diese Gruppe von Nervenstörungen, zu denen früh elementare psychische Störungen sich gesellen, charakterisiert, ist die Abhängigkeit vieler ihrer Symptome von seelischer Beeinflussung.

Obersteiner hat recht, wenn er in Bezug auf den Veitstanz schreibt: „Ein choreatisches Mädchen wird sich vielleicht längere Zeit ganz ruhig verhalten haben; in dem Augenblick, als es sich beobachtet glaubt oder in Verlegenheit gerät, beginnen die Zuckungen. Andere Kinder, die nervös veranlagt sind und dies mitansehen, können die gleichen Krämpfe bekommen. Es bedarf ja wohl keiner speziellen Erwähnung, daß eine organische Nervenerkrankung niemals durch Imitation ausgelöst werden kann.“

Die hysterische Halbseitenlähmung mag für denjenigen, der die Bewegungen nicht genauer studiert, geradeso aussehen wie diejenige des Kranken, der eine Hirnblutung erlitten hat, und kann somit eine anatomische Grundlage vortäuschen. Schon mancher Fall wurde als schweres Nervenleiden angesehen, der sich später als Hysterie entpuppte. Wer aber bemerkt, daß die Hysterische auf Suggestion oder im Affekt davonlaufen kann, als wäre nichts geschehen, dem wird der Gedanke nicht wiederkehren, die hysterische Lähmung habe einen anatomischen Grund gehabt. Féré[1] berichtet von Alexie und Agraphie eines Neurasthenikers. Hatte der Patient 5 oder 6 Minuten gelesen, so konnte er den Wert der Buchstaben nicht mehr unterscheiden; er sah sie noch, vermochte sie aber nicht mehr zu einem Worte zusammenzufassen. Wenn er eine Seite geschrieben, so war er nicht

[1] Pathologie des émotions 269 f.

mehr im stande, ein Wort zusammenzubringen. Hier könnte man auf den ersten Augenblick Herderscheinungen vermuten, wie sie bei Krankheitsprozessen im Hinterhauptslappen vorkommen. Aber der Umstand, daß diese Störungen erst auftraten, nachdem schon eine, wenn auch kurze Leistung des Lesens und Schreibens voraufgegangen, und verschwanden, wenn der Kranke einige Minuten ausgeruht, zeigen, daß man eine anatomische Grundlage irgend welcher Art für diese Störungen nicht suchen darf. Die Störungen dieser zuletzt behandelten Gruppe nun nennt man funktionelle Störungen im engeren Sinne des Wortes, weil nur das Funktionieren der Elemente, nicht ihr Bestand in Frage kommt. Obersteiner (S. 80) glaubt nun sagen zu dürfen: „Allen rein funktionellen Symptomen oder Symptomengruppen von seiten des Nervensystems ist aber gemeinsam, daß sie in den Bereich der psychischen Symptome gehören, wenn auch ihre Manifestation nach außen hin oft eine materielle wird, wie beispielsweise eine hysterische Lähmung." Damit ist aber nicht gesagt, daß das Grundleiden selber, z. B. die Neurasthenie oder Hysterie bzw. jene Disposition des Nervensystems, welche sich durch eine Gelegenheitsursache zur eigentlichen Krankheit umbildet, nicht eine, wenn auch schwer aufzudeckende und bis jetzt in keiner Weise näher zu bestimmende, organische Grundlage habe. Ja eine solche muß vorausgesetzt werden. Denn nur beim Bestehen einer abnormen Verfassung des Zentralnervensystems ist es zu begreifen, daß psychische Ursachen die verschiedensten krankhaften materiellen Äußerungen wachrufen könnten.

Gewöhnlich faßt man heute unter dem Sammelnamen funktionelle Nervenkrankheiten alle jene krankhaften Zustände des Nervensystems zusammen, für welche man sichere anatomische Grundlagen bis jetzt nicht finden konnte. Und da man einerseits bei seelischen Störungen, die sich gefestigt haben und stabil geworden sind, Störungen der Gehirntätigkeit voraussetzen muß, anderseits aber nur bei wenigen Geisteskrankheiten ein sicheres, anatomisches Substrat nachgewiesen ist, so spielen natürlich die funktionellen Nerven- bzw. Gehirnstörungen in der Psychopathologie eine große Rolle. Ein wahres Verständnis für das Wirken dieser funktionellen Störungen kann man nur gewinnen, wenn man die aus den organischen Hirnkrankheiten bekannten Symptome studiert. Bloß die organischen Hirnerkrankungen lehren uns, in welchen Teilen die primär geschädigten seelischen Funktionen ihren Sitz haben; sie allein gewähren Aufschluß über die körperlichen Ursachen, welche vorübergehend oder dauernd die Gehirntätigkeit beeinträchtigen.

Siebtes Kapitel.

Art der Abhängigkeit psychischer Funktionen vom Organismus und speziell der Hirnrinde.

Wir haben jetzt der Frage näher zu treten, wie weit die psychiatrischen Erfahrungen auf eine Abhängigkeit psychischer Funktionen vom Organismus hinweisen. Die Möglichkeit genauer Lokalisation einer psychischen Funktion in der Hirnrinde darf dann wenigstens als Fingerzeig für eine innere Abhängigkeit gelten.

§ 1. Empfindungen und Empfindungsgruppen.

Vgl. v. Monakow, Der gegenwärtige Stand der Frage nach der Lokalisation im Großhirn, in Asher und Spiro, Ergebnisse der Physiologie 1. Jahrg. (1902), 2. Hälfte; 3. Jahrg. (1904), 2. Hälfte. — Tigerstedt, Lehrbuch der Physiologie des Menschen II² 385—403.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Abhängigkeitsverhältnis, in welchem die Empfindungen von der Großhirnrinde stehen. Siehe die Figuren 1 u. 2, S. 26 u. 27.

1. Wollen wir einigermaßen sicher gehen, so müssen wir vor allem uns überzeugen, daß auch bei den alltäglichen und scheinbar einfachsten Gesichtswahrnehmungen eine ganze Reihe von Komponenten mitbeteiligt sind. Wir sehen ja die relative Größe der Gegenstände, wechselseitige Ordnung ihrer Teile, ihre Lage im Raum, die Beleuchtungsverhältnisse usw. All das wäre unerklärlich, wenn es sich bloß um eine Lichtwahrnehmung handelte. Offenbar sind Augenbewegungen, verschiedene Leistungen des Akkommodationsapparates mitbeteiligt, und diese müssen durch den Lichtreiz wenigstens reflektorisch ausgelöst und reguliert werden. Sehr oft sind willkürliche Maßnahmen mit im Spiele, und dann handelt es sich um sensible Reize, die von den Augenmuskeln, den Lidern usw. ausgehen. Auch die verschiedenen peripheren und zentralen Apparate, die beim Sehen beteiligt sind, weisen darauf hin. Von all diesen Komponenten, welche beim Sehen mitwirken, läßt sich bloß eine einzige, die Komponente der eigentlichen Lichtperzeption, einigermaßen lokalisieren. Wir wollen sie mit v. Monakow die optische Komponente nennen. Ihr dient der Hinterhauptslappen, besonders die Rinde der fissura calcarina. Beim Menschen stehen ganz bestimmte Bezirke der Sehsphäre auch in einer viel innigeren Beziehung zu bestimmten Teilen der Netzhaut als zu andern. In vorzüglicher Weise hat der Schöpfer für die Vertretung der Stelle des deutlichsten Sehens (der Macula) in der Hirnrinde gesorgt. Es scheint, daß ihr nicht ein kleiner, inselförmiger

Herd, sondern ein ziemlich weit über die als eigentliche Sehrinde bekannte Stätte hinausgehendes Areal zukommt, so daß selbst beiderseitige Zerstörung der sog. Sehrinde nicht absolut das Sehen gerade fixierter Gegenstände aufhebt. Ähnlich wie beim Sehen mag sich die Sache beim Hören verhalten. Doch sind wir hier weniger über die Verhältnisse aufgeklärt. Was wir lokalisieren können, das ist der Klang. Seine Sphäre liegt in der ersten Schläfenwindung in der Tiefe der Sylvischen Spalte, wo die Hörleitung aus dem inneren Kniehöcker (dem eigentlichen Hörnerv, nervus cochlearis entsprechend) sich aufsplittert. Für den Geruch soll der hintere Rand der Basis der Stirnlappen und andere Rindenpartien in der Nähe dienen; für den Geschmack wissen wir nur sehr weniges aus Tierexperimenten. Da beide Sinne für den Menschen bloß eine untergeordnete Bedeutung haben, lohnt es sich nicht, sich näher mit ihnen zu beschäftigen. Wenn wir verschiedene Gegenstände tastend untersuchen, so haben wir eine Reihe von Empfindungen, Druckempfindungen, Temperaturempfindungen, unter Umständen auch Schmerzempfindungen. Sie geben zusammen, selbst wenn wir andere Sinne nicht gebrauchen können, Aufschluß über Form, Konsistenz usw. des betasteten Körpers (stereognostischer Sinn). Neben diesen äußeren Tastempfindungen gibt es auch noch innere, die aus den Muskeln und Sehnen, aus den Gelenken, Blutgefäßen usw. kommen. Das Zusammenwirken mehrerer derselben gibt Aufschluß über Lage und Bewegung der Glieder. Man spricht daher auch von einem kinästhetischen Sinn.

Es gibt nun im Gehirn, auch des Menschen, einen großen Windungsbezirk (Regio centroparietalis; vgl. in den Fig. 1 u. 2 die „Körperfühlsphäre"), dessen Zerstörung mit Sicherheit eine ausgedehnte, fast alle Empfindungsqualitäten umfassende Störung, Hemianästhesie, auf der der Verletzung gegenüberliegenden Seite erzeugt. Was aber das Merkwürdige ist, diese Störung verschwindet zum großen Teil im Laufe der Zeit, ohne daß natürlich die zerstörte Nervensubstanz regeneriert worden wäre. Und zwar verhalten sich da die verschiedenen Empfindungsqualitäten verschieden. Schmerz- und Druckempfindung ist nicht notwendig verloren, nur ist es dem Patienten unmöglich, genau die betroffene Stelle anzugeben. Der Sinn für Temperatur ist etwas herabgesetzt, der Kranke weiß das Glied, welches gereizt wurde, verwechselt aber Kälte und Wärme. Ort- und Raumsinn erscheinen in hochgradiger Weise beeinträchtigt. In der Lokalisation des Reizes begeht der Kranke die größten Fehler, erkennt zwar noch das gereizte Glied, nicht aber die Art des Reizes. Der stereognostische Sinn bleibt dauernd gestört, wenn auch eine teilweise Besserung eintreten kann.

Was die Lokalisation der einzelnen Empfindungsqualitäten des Tastsinns in der Hirnrinde betrifft, glaubt v. Monakow folgendes sagen zu können: Weder experimentelle noch bisherige klinische Erfahrungen weisen auf eine strenge Lokalisation des Schmerz- und Drucksinnes hin. Wahrscheinlich haben sie ihre Grundlage in den verschiedensten Rindenteilen. Tast- und Muskelgefühleindrücke sind wegen ihres Zusammenhangs mit den Muskelbewegungen in der motorischen Zone in der Nähe der Herde für diejenigen Muskelgruppen zu suchen, deren Tätigkeit sie regulieren sollen. Der Muskelsinn, der sich aus Haut-, Gelenk- und Muskelempfindungen aufbaut (folglich auch der kinästhetische Sinn), wird zum großen Teil in der Gegend um die große Zentralfurche zu suchen sein, greift aber wahrscheinlich wegen seiner Verbindung mit den Zentren der Augenbewegungen und dem Zentrum des statischen Sinnes (der Bogengänge und der Otholithen) auf das untere Scheitelläppchen über. Der stereognostische Sinn kann, da alle andern Tastqualitäten ihm zu Grunde liegen, nicht inselförmig lokalisiert sein. Seine wichtigste anatomische Stätte werden aber doch die Zentralwindungen bilden.

2. Da nun einer und derselben Sinnestätigkeit die verschiedensten Teile dienen: Sinnesorgane, primäre Sinneszentren (vielleicht sogar eine ganze Reihe von solchen wie z. B. beim Tastsinn), endlich die Sinnessphäre in der Großhirnrinde, so frägt man sich unwillkürlich: vollzieht sich die Sinnestätigkeit, z. B. das Sehen, erst in der Hirnrinde oder bereits in den primären Sinneszentren des Rückenmarks, der Oblongata, der Gehirnganglien oder wohl gar schon im peripheren Sinnesorgan?

Die Philosophie der Vorzeit schrieb dem beseelten Sinnesorgan die Empfindung zu [1]. Sie konnte für sich den allgemeinen Sprachgebrauch anführen, daß wir mit den Augen sehen, den Ohren hören, daß die Hand tastet, Zunge und Gaumen die Geschmäcke wahrnehmen, und durfte von dem, der anders dachte, triftige Beweisgründe verlangen. Sofern der Gegner absolut die Gehirnrinde als Sitz der Empfindung behauptete, kamen ihr im Kampfe Bundesgenossen von seiten der Physiologie selber.

So verlegt Hitzig in die Gehirnrinde bloß die „Apperzeption" der Sinnesempfindung und die Ausstattung derselben mit Lokalzeichen. Den niedrigeren, unter der Rinde gelegenen (subkortikalen) Zentren schreibt er außer der „Gemeinempfindlichkeit" (Schmerzempfindung) auch spezifische Sinnesqualitäten, Tastsinn, Temperatursinn usw. zu. Wir haben also in Hitzig einen Vertreter der Ansicht, daß Sitz der Empfindung die primären Sinneszentren seien. Für die Ansicht, daß die Großhirnrinde zu den Sinnesempfindungen nicht notwendig sei, könnte man das Verhalten der großhirnlosen Taube und des großhirnlosen Hundes [2] anführen. Die Taube ohne Großhirn fand noch im Fliegen ziemlich leicht einen Ort, wo sie sich setzen konnte. Der Hund, dem Goltz das Großhirn ausschnitt,

[1] Vgl. Urraburu, Instit. philos. psych. II, n. 179 ff. [2] Tigerstedt II² 358.

wurde durch starkes Geräusch noch wach, auch wenn das Instrument so gehalten wurde, daß nicht etwa ein Luftstrom die Reizung verursachen konnte. Also hörte er. Richtete man, während er im Dunkeln saß, plötzlich die Blendlaterne auf ihn, so schloß er die Augen, wandte sogar in seltenen Fällen den Kopf zur Seite. Er sah also noch. Auch darauf hat man hingewiesen, daß Tiere, die überhaupt kein Großhirn haben, doch sehen und hören, tasten und schmecken. Für Munk ist ein Hund ohne Großhirn eine bloße Reflexmaschine. Den Beweis zu erbringen, dürfte auch ihm schwer fallen. v. Monakow bemerkt mit Recht, daß die verschiedene Art und Weise, in der das Wort „Empfindung" gebraucht werde, nicht genügend beachtet und abgegrenzt werde. Wird jeder Sinneseindruck, der eine Bewegung auslöst, Empfindung genannt, so läßt sich dem großhirnlosen Hund des Physiologen Goltz Empfindung nicht absprechen. Versteht man unter Empfindung nur einen solchen Vorgang, der die Zeichen von Bewußtsein, von seelischer Benützung des Sinneseindruckes an sich trägt, so hatte jener Hund keine Empfindung.

Mag man also irgend eine Empfindung dem Wirken der Sinnesorgane mit den primären Sinneszentren oder auch den Sinnesorganen für sich allein zuschreiben, darin stimmen alle, auch die Vertreter der Philosophie der Vorzeit überein, daß solche Empfindung nur höchst unvollkommen wäre. Ohne sensitives Bewußtsein, das erst durch die Leistungen des Gehirns sich den Sinneseindrücken zugesellt, könnte von Empfindung im vollen Sinne des Wortes keine Rede sein [1].

3. Die Empfindung zeigt die größte Abhängigkeit von körperlichen Faktoren: vom Sinnesorgan, von den Leitungsbahnen, vom Zentralorgan. Nur durch Einwirkung auf bestimmte Sinnesorgane können bestimmte Reize eine Empfindung hervorrufen; auch dann müssen sie eine bestimmte Stärke haben. Erkrankung der Sinnesorgane macht entweder die Empfindung unmöglich oder verfälscht sie. Vom Zustand der Erregbarkeit der Sinnesorgane, der peripheren und zentralen Bahnen hängt sowohl Entstehen wie die Stärke der Empfindungen ab, oder auch das Umschlagen in Parästhesien und Schmerz. Alles dies weist auf eine *wesentliche* Abhängigkeit der Empfindung von körperlichen Organen hin.

§ 2. Erinnerungsbilder und Phantasiebilder.

Vgl. *Pesch*, Instit. psych. II, n. 560 ff. — *Ebbinghaus*, Grundzüge der Psychologie I 523 ff.

1. In unserer sinnlichen Wahrnehmung haben wir es für gewöhnlich durchaus nicht mit einer einfachen Empfindung zu tun. Meistens treten eine ganze Reihe von sinnlichen Eindrücken zu einem Gesamtbilde zusammen.

[1] Vgl. *Urraburu*, Instit. philos. psych. II, n. 179 ff.

Gehen wir an einem Sommertag durch Gottes schöne Natur, so sehen wir mit einem Blick die Landschaft gleich einem einzigen großen Gemälde, und doch gruppieren sich darin eine Reihe von Eindrücken wieder zum Bilde des bunten Angers, des schattigen Waldes, des stillen Dörfleins und des weiten, blauen Himmels. Daneben das Murmeln des Baches, das Singen der Vögel, das wonnige Gefühl behaglicher Kühle unter dem Laubdach gewaltiger Bäume, der Wohlgeruch der Blumen, alles das vereint sich zu der einen Vorstellung: Ein schöner Sommertag. Nicht jede einzelne Empfindungskomponente tritt da in ihrer ganzen Stärke hervor — das würde den Gesamteindruck nur stören — es ist ein Ganzes, zu dem alles zusammenwirkt. Damit aber dieses Ganze entstehe, muß es eine Fähigkeit geben, welche nicht nur das Hören des Tones, das Sehen des Lichtes, das Fühlen der Wärme wahrnimmt, sondern auch den gehörten Ton, die gesehene Farbe, die gefühlte Wärme zum Gesamtbilde vereinigt. Dies ist aber nicht das Werk der äußeren Sinne. Sie ist aber auch an und für sich nicht das Werk des denkenden Verstandes, findet sie sich doch schon beim Tiere. Denn auch der Hund faßt die verschiedensten Einzelwahrnehmungen, die er macht, zum Bilde seines Herrn zusammen. Es handelt sich also um eine organische Fähigkeit, welche im Gehirn ihren Wohnsitz haben wird. Die Vorzeit nannte sie „inneren Sinn".

2. Das Wahrnehmungsbild dauert solange, als die Sinneseindrücke dauern; dann ist es verschwunden. Doch ist es nicht spurlos dahin. Verschließen wir gleich das Auge und das Ohr weiteren Eindrücken von außen, und suchen wir das innere Bild festzuhalten oder wieder wachzurufen. Wir glauben noch das Murmeln des Baches zu hören und den dunkeln Wald vor uns zu sehen. Später aber ist die sinnliche Lebhaftigkeit verloren, und wenn es auch gelingt, mitten im Schneegestöber das Bild vom Sommertage wachzurufen und es mit all der Farbenpracht auszugestalten, die wir je geschaut, es wird nur schwer gelingen, die sinnliche Lebhaftigkeit der früheren Wahrnehmung heraufzuzaubern. Es läßt sich nicht leugnen, das Erinnerungsbild und das Phantasiebild sind schwach im Vergleich zu der wirklichen Wahrnehmung. Eine wesentliche Verschiedenheit brauchen wir indessen nicht anzuerkennen. Von den schemenhaften, blassen, fast farb- und tonlosen Vorstellungen, welche dem Stubengelehrten noch bleiben, führt eine ganze Stufenleiter anderer Bilder mit immer deutlicherer Gestaltung und Prägung, immer lebhafterer Schattierung und Färbung, immer klarerem und kräftigerem Klang hinüber zu den fast mit sinnenfälliger Lebenswahrheit ausgestatteten Vorstellungen des Malers, der aus der Erinnerung ein Porträt zu malen versteht, des Musikers, der beim Lesen der Partitur ein Konzert von neuem durchlebt. Auch diejenigen, welche keine so glückliche Naturanlage ihr eigen nennen, vermögen durch lange Übung ihre Vorstellungen immer inhaltsreicher, immer deutlicher und lebensvoller zu gestalten; schon die Schlummerbilder und noch mehr die Traumbilder haben beinahe sinnenfällige Lebhaftigkeit. Endlich gibt es Erinnerungsbilder und Schöpfungen der Phantasie, welche freilich meist unter der Mitwirkung pathologischer Faktoren so sehr die Gestalt von wirklichen Sinneswahrnehmungen nachahmen, daß der Verstand, irregeleitet, für ein Werk äußerer Sinneseindrücke hält, was nur ein Produkt eines durch fieberhafte Vorgänge, durch reizbare Schwäche oder durch Alkohol und andere Gifte erregten Gehirnes ist. Eines jedenfalls geht daraus hervor, ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen Wahrnehmungsbildern, Erinnerungs- und Phantasiebildern in ihren Elementen keineswegs. Die Erinnerung als Wiedererkennen geht freilich über die bloße Reproduktion und Kombination der früheren Empfindungs-

elemente hinaus. Sie besagt ein Vergleichen, sei es zwischen einem Wahrnehmungsbild und einem Gedächtnisbild, sei es zwischen zwei durch verschiedene assoziative Prozesse geschaffenen Gedächtnisbildern. Wenn ein Hund, angetrieben durch das Phantasiebild seines Herrn, auf die Suche nach ihm geht, und sobald er ihn erblickt, freudig bellend um ihn herumtanzt, so hat das konkrete Wiederfinden aller Eigenschaften des Phantasiebildes im Wahrnehmungsbilde das Wiedererkennen ermöglicht. Jedenfalls arbeiten Phantasie und Erinnerung mit den ursprünglichen Empfindungselementen bzw. mit den Reproduktionen derselben. Denn wir dürfen uns nicht vorstellen, als seien die Empfindungen und die auf ihnen sich aufbauenden Wahrnehmungsbilder eingeschachtelt gewesen und tauchten später im günstigen Augenblick aus ihren Verließen empor. Sie blieben wohl, aber nicht actu, sondern virtute, wie die Alten mit Aristoteles sagten. Und jene selbe Fähigkeit, welche einst das Sinnenerkennen schuf, weckt als Erinnerung aus diesen Dispositionen wieder die aktuellen Bilder oder schafft als Phantasie aus alten Elementen neue Gemälde[1].

3. Diese Auseinandersetzung ermöglicht es, der Frage näherzutreten, welches die materielle Grundlage der Vorstellungen sei. Der Gehirn-Anatom und Physiologe Meynert dachte sich die verschiedenen Vorstellungen an verschiedene Nervenzellen gebunden und rechnete aus, daß wohl eine Milliarde von Ganglienzellen in der Hirnrinde wären; so fänden wohl die verschiedensten Eindrücke der funktionellen Träger genug, um dauernd nebeneinander zu existieren. Und Munk, einer der tüchtigsten Kenner des Gehirnes meint, daß die Erinnerungsbilder eines bestimmten Sinnes, etwa in der Reihenfolge der Wahrnehmungen „von einem zentralen Punkte aus in immer größerem Umkreis deponiert werden". Er glaubt, daß das einzelne Erinnerungsbild nur einer kleinen Gruppe von Nervenelementen bedarf, und daß verschiedene Erinnerungsbilder an verschiedene solche Gruppen gebunden seien. Allein diese ziemlich roh mechanistische Auffassungsweise befriedigt nicht.

Wir pflichten Ebbinghaus bei, der nach Anführung dieser Ansichten schreibt: „Mir scheint zweifellos, daß sich die Sache so grob und einfach gar nicht verhalten könne. Wenn ich in diesem Moment einen Hund und gleich darauf eine Ziege betrachte, so sind die den Eindruck vermittelnden Elemente der Retina zum großen Teil ganz dieselben. Die Erregungen werden also auch größtenteils auf

[1] Aus dem Umstand, daß die mittelalterliche Philosophie mit dem hl. Thomas von Aquin den inneren Sinn und die Phantasie als im Gehirn lokalisiert ansah, folgte naturgemäß die Lehre, daß auch durch Störungen des Gehirns Unordnung im Seelenleben entstehen kann. Wenn Kraepelin auf der ersten Seite seines Werkes gleich behauptet, man habe im Mittelalter die Geisteskranken entweder als Besessene betrachtet „oder als Heilige angebetet", so verrät er eine ebensolche Unkenntnis der philosophischen Lehren des Mittelalters wie der katholischen Anschauungen überhaupt; denn Heilige betete die katholische Kirche nie an.

ganz denselben Bahnen in die Zentralorgane weitergeleitet, und wie sie es nun hier anfangen sollten, je nach der Ordnung ihrer Ankunft in ganz verschiedene Zellgruppen zu geraten und in diesen die betreffenden Vorstellungen zu ‚deponieren', ist nicht einzusehen. Ebenso wenn ich etwa die Worte ‚Rebe' und ‚Eber' laut ausspreche und damit der Hirnrinde nahezu identische akustische und kinästhetische Erregungen nur in etwas anderer Reihenfolge zuführe. Die Ganglienzellen sind doch nicht nach Analogie von Badezellen zu denken, aus denen dem Späterkommenden ein ‚Besetzt' entgegenschallt, so daß er nun weiter wandern muß, bis er eine noch freie Unterkunftsstätte findet. Soweit der periphere Ursprung der verschiedenen Vorstellungen der gleiche ist, müssen sie offenbar auch dauernd irgendwelche Beziehungen zu denselben Rindenelementen behalten, und soweit dies wiederum der Fall ist, kann es bei dem ihnen entsprechenden materiellen Prozeß nicht sowohl darauf ankommen, welche einzelne Zellindividuen in Erregung geraten, sondern vielmehr darauf, in welcher Anordnung und in welcher Reihenfolge die größtenteils identischen Zellen erregt werden."

Machen wir also die Annahme, bei den verschiedenen komplizierten oder weniger komplizierten Wahrnehmungsbildern treten Zellenkomplexe, deren Komponenten in verschiedenen Sinnessphären liegen, in Funktion, und suchen uns dann über die Substrate der verschiedenen Funktionen des inneren Sinnes, der Erinnerung und Phantasie, klar zu werden. Mehr freilich als ein schwacher, tastender Versuch kann diese ganze Arbeit nicht werden. Zunächst also handelt es sich um die Erkenntnis und Zusammenfassung der einzelnen, in den Sinnessphären sich abspielenden Empfindungskomponenten zu einem Ganzen. Dies kann geschehen durch eine Fähigkeit, die entweder über alle einzelnen Sinnessphären sich ausdehnt oder in Gebieten ihren Sitz hat, welche die Sinnessphären unter sich verbindet (Assoziationszentren), oder endlich sowohl über die Sinnessphären wie über die sog. Assoziationszentren sich erstreckt und demgemäß die gesamte Hirnrinde umfaßt. Assoziationszentren scheint es wenigstens in dem Sinne zu geben, daß es große Gebiete in der Hirnrinde gibt, welche nur verhältnismäßig wenig Fasern aus subkortikalen Zentren und demnach aus den verschiedenen Sinnesorganen (Projektionsfasern) empfangen, dagegen durch einen Reichtum intracerebraler Fasern, die aus den Sinneszentren der Hirnrinde kommen (Assoziationsfasern), sich auszeichnen.

„Auf jeder Hemisphäre umfassen dieselben drei verschiedene Regionen, nämlich eine frontale oder vordere, eine insuläre oder mittlere und eine parieto-occipito-temporale oder hintere Region (siehe Fig. 6 u. 7, S. 69 70). Völlig gleichwertig sind diese Zentren keinesfalls. Bringt doch schon ihre verschiedene relative Lage zu den einzelnen Sinnessphären Besonderheiten mit sich, indem das hintere

Assoziationszentrum sich zwischen Seh-, Hör- und Tastsphäre einschiebt, während das vordere zwischen Tast- und Riech- (wahrscheinlich auch Schmeck-)Sphäre, das mittlere zwischen Hör-, Riech- und Tastsphäre eingeschaltet ist." Diese Gebiete stellen die Knotenpunkte der langen Assoziationssysteme dar. Es läßt sich kein langes Assoziationssystem nachweisen, welches zwei Sinneszentren miteinander verbände. Sollen ein Gesichts- und ein Gehörseindruck sich irgendwo in der Hirnrinde begegnen, so kann dies nur durch Intermediärgebiete und Assoziationszentren geschehen [1].

Wundt, der im ganzen ein Gegner der Theorie der Assoziationszentren ist, kann nicht umhin, zu gestehen: „Immerhin scheint es keinem Zweifel zu unterliegen,

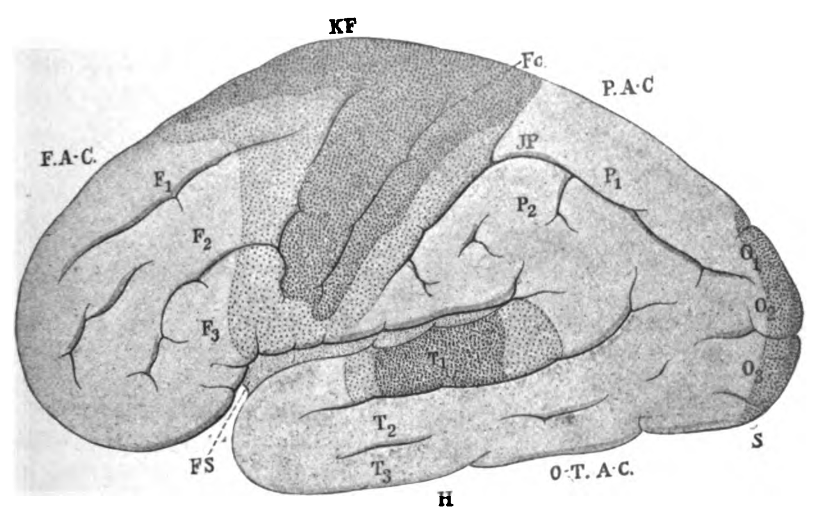


Fig. 6. Linke Hemisphäre (nach v. Monakow) mit den Assoziationszentren (nach Flechsig).

KF = Körperfühlsphäre	PA-C = parietales Assoziationszentrum
S = Sehsphäre	O-T.A-C = occipito-temporales Assoziationszentrum
H = Hörsphäre	FA-C = frontales Assoziationszentrum

daß es Gebiete der menschlichen Hirnrinde gibt, zu denen sich vorzugsweise Assoziationsfasern begeben, und daß dies im allgemeinen die gleichen Gebiete sind, deren Zerstörung sich nicht sowohl in zentromotorischen oder zentrosensorischen Störungen, Symptomen, als in komplizierteren Funktionsanomalien äußert." [2] Was die Assoziationszentren Flechsigs um allen Kredit gebracht hat, sind die psychologischen Spekulationen, die Flechsig an dieselben geknüpft, und durch welche er ihnen die Rolle von Denkorganen zugewiesen hat. Gegen diese, wie wir noch bald sehen werden, ganz unbegründete und unhaltbare Ausgestaltung der Theorie allein legt auch v. Monakow Verwahrung ein.

[1] Tigerstedt, Lehrbuch der Physiologie des Menschen II² 403 ff.

[2] Grundzüge der physiol. Psychologie I⁵ 215.

Wir haben also einen guten Grund, die Assoziationszentren hypothetisch wenigstens für die Funktion der Vorstellungsbildung in Anschlag zu bringen. Von ihnen aus ist die Zusammenfassung der Empfindungskomponenten zu Vorstellungen möglich, und zugleich können von ihnen aus mehrere Sinneszentren bei der Reproduktion gleichzeitig in Tätigkeit versetzt werden. Allein auch die Sinneszentren sind bei der Bildung von Phantasievorstellungen oder einfacher Reproduktion von früher Erlebtem, sowie beim

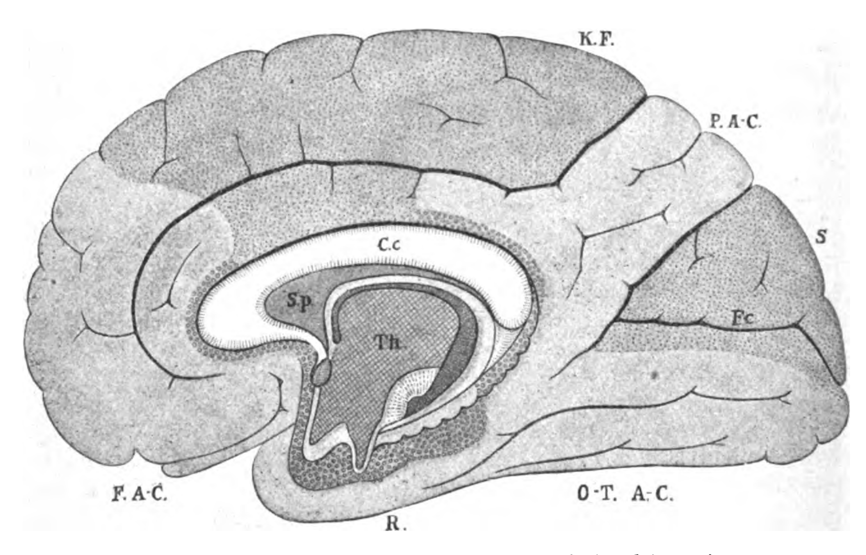


Fig. 7. Medianschnitt des Gehirns (nach Edinger) mit den Assoziationszentren (nach Flechsig).

KF	Körperfühlsphäre	FA-C	frontales Assoziationszentrum
S	Sehsphäre	PA-C	parietales Assoziationszentrum
R	Riechsphäre	O-T.A-C	occipito-temporales Assoziationszentrum

Wiedererkennen in vorzüglicher Weise beteiligt, und ihr Mitwirken ist absolut notwendig. Denn in ihnen allein sind die früheren Empfindungen, die Komponenten der einstigen Wahrnehmungsbilder nicht zwar in voller Wirklichkeit, aber als Dispositionen geblieben, auf Grund derer eine Reproduktion möglich ist. Den hier entwickelten Anschauungen gemäß würde sich das materielle Substrat für die Vorstellungen über die gesamte Hirnrinde erstrecken. Es würden unter der Leitung von Assoziationszentren bald diese bald jene Sinnessphären zusammenarbeiten, je nach der Zahl und Art der in die Vorstellung eintretenden Empfindungs- bzw. Erinnerungskomponenten. So fände auch die Frage, ob Wahrnehmungszentren (Empfindungszentren)

und Vorstellungszentren identisch seien, eine bejahende Antwort[1]. Das Entstehen der Halluzinationen im Gegensatz zu gewöhnlichen Vorstellungsbildern erklärt sich dann aus der Reichhaltigkeit und Lebendigkeit der geweckten Komponenten. Besonders müßten assoziativ geweckte Erinnerungen an Sinnesorganempfindungen in Betracht gezogen werden.

Die Abhängigkeit der sinnlichen Vorstellungen von nervösen Prozessen der Hirnrinde wird durch alles dokumentiert, was von den Herderscheinungen und den diffusen Symptomen bei Hirnkrankheiten gesagt wurde. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht das Kapitel der Aphasien sowie der Delirien und der zunehmenden Gedächtnisschwäche. Der tiefste Grund aber, warum diese Abhängigkeit als eine innere zu betrachten ist, wird in dem Wesen der sinnlichen Vorstellung selber liegen, die das Sinnenfällige gerade nach seinen sinnenfälligen Eigenschaften zur Darstellung bringt.

§ 3. Gefühle und Affekte.

Vgl. Lehmann, Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens, deutsch von Bendixen, Leipzig 1892. — Pesch, Instit. psych. II, n. 655 ff.

Was wir Gefühl zu nennen pflegen, ist ein Gemisch von Momenten sinnlicher Erkenntnis mit Elementen des sinnlichen Strebevermögens. Will man das letztere Element ganz isoliert herausheben, so spricht man von Gefühlstönen. Jeder Gefühlston lehnt sich entweder an eine Empfindung oder Vorstellung an. Isoliert erscheint er nie. Der Gefühlston kann wohl einmal im Verhältnis zur Empfindung so stark sein, daß er vor der Empfindung unser Bewußtsein in Anspruch nimmt, und das gleiche gilt von den Gefühlstönen, welche eine Vorstellung begleiten. Die Gefühlstöne lassen sich wahrscheinlich alle unter die beiden Kategorien Lust oder Unlust einreihen, erhalten aber einen ganz speziellen Charakter je nach der Empfindung oder Vorstellung, die ihnen zu Grunde liegt. Einen andern Charakter trägt der Zahnschmerz als das „Herzeleid" oder der Reueschmerz; einen andern Charakter haben die Tafelfreuden als die Lust beim Studium.

Die an Empfindungen gebundenen Gefühlstöne nehmen bis zu einem gewissen Maximum der Reiz- und Empfindungsstärke zu. Dann aber schlägt die Lust in Unlust um. Süß ist angenehm, und süßer vielleicht noch angenehmer. Aber „zu süß" kann entschieden unangenehm werden, nicht weniger als eine versalzene Suppe. Die Unlust steigert sich auch mit wachsender Empfindung, schlägt aber nie in Lust um. Wenn die Erstlingsübungen eines einsamen Trompetenbläsers unangenehm affizieren, wird's sicher nicht besser, wenn er crescendo zum fortissimo ansteigt. Auch von der Dauer der Empfindung hängt der Gefühlston ab. Wer nicht nervenschwach ist, kann es eine Zeitlang ertragen, wenn im Nachbarhaus

[1] Im bejahenden Sinne sprechen sich auch v. Monakow und Störring aus.

das Klavier malträtiert wird. Dann aber wird es auch ihm zu bunt. Überhaupt setzt Lust oder Unlust erst ein, wenn die Empfindung schon einige Zeit gedauert hat, dann aber wachsen beide eine Zeitlang mit dem Weiterdauern der Empfindung. Das Gefühl der Lust treibt an, das Lustbringende festzuhalten und zu suchen, und umgekehrt treibt die Unlust an, das Unlustbringende wegzuschaffen und fernzuhalten. Im allgemeinen ist das Lustbringende auch dem Organismus zuträglich, das Unlustbringende ihm schädlich. Dadurch dokumentiert das Gefühl seinen teleologischen Charakter und seine Zugehörigkeit zum Strebevermögen. Doch gilt die soeben angeführte Regel bloß im großen ganzen. Auf einen kranken Organismus mit pathologischer Lust und Unlust kann sie schon gar keine Anwendung finden. Auch die an bloße Empfindungen geknüpften Gefühlstöne haben eine Reihe von deutlich am Körper hervortretenden Begleiterscheinungen. Blutzirkulation und Atem zeigen sich in besonderer Weise beeinflußt. Wir müssen im zweiten Teil auf dieselben zurückkommen. Wir bemerken nur, daß wir dieselben als Wirkungen des Gefühls bzw. integrierende Bestandteile desselben, nicht aber als wesentliche Momente des Gefühles selber betrachten.

2. Wie an die Empfindungen und Wahrnehmungen, so schließen sich auch an Vorstellungen Gefühle an (Gefühlstöne der Vorstellungen). Sie können eine große Stärke erreichen und dann zu den Affekten (Leidenschaften) gerechnet werden oder aber den Charakter bloßer Gefühlstöne oder auch von Stimmungen tragen. Ein mehr als gradueller Unterschied dürfte wohl kaum obwalten. Bekannt sind die ästhetischen Elementargefühle, welche durch Harmonie, Symmetrie und Rhythmus hervorgerufen werden. Was die Neueren Affekt nennen, nannte die Philosophie der Vorzeit Leidenschaft. Nach der heutigen Auffassung charakterisieren drei Eigenschaften den Affekt: Die Intensität des Gefühls, die Stärke der deutlich zu Tage tretenden körperlichen Veränderungen, die Störung des normalen Vorstellungsverlaufes. Der aristotelischen Philosophie erschien der zweite Punkt mit Recht der wichtigste.

3. Über den Sitz der sinnlichen Gefühle und Affekte wissen wir nichts. Denselben in ein peripheres Organ, und wäre es auch das Herz, oder der plexus cardialis des Sympathikus — zu verlegen, dazu berechtigen die Begleiterscheinungen nicht, solang nicht erwiesen ist, daß dieselben zum eigentlichen Wesen des Affekts und des Gefühles gehören. Dagegen weisen einerseits die innige Abhängigkeit von bewußten Empfindungen und Vorstellungen als ihren Ursachen, sowie die nahen Beziehungen zu den Spontan- und Willkürbewegungen als ihren Wirkungen, auf die Großhirnrinde hin, in welcher sowohl die Sinneszentren wie die motorischen Zentren sich finden. Daß die Gefühle und Affekte in innerer Abhängigkeit von körperlichen Organen

stehen, zeigen außer der gleichartigen Entwicklung, welche wir beim Verlauf der körperlichen Erregung und im Verlauf der Affektzustände bei Gehirnkrankheiten finden, auch die so innig mit den Gefühlen verbundenen äußeren Begleiterscheinungen. Jedenfalls hat in der Philosophie der Vorzeit ein Zweifel darüber nie geherrscht. Was von Gefühlen und Affekten gesagt wurde, ließe sich von Trieben und spontanen Strebungen wiederholen.

§ 4. Verstand und freier Wille.

v. Monakow, Der gegenwärtige Stand der Frage nach der Lokalisation im Großhirn, in Ergebnisse der Physiologie, 3. Jahrg. 1904. — Wundt, Grundzüge der physiol. Psychologie I⁵ 320 ff. — Urraburu, Instit. psych. II, n. 11 ff.

Unter denjenigen Fällen, welche beim ersten Anblick für eine direkte Lokalisation, auch der höchsten geistigen Leistungen, und damit für eine innere Abhängigkeit derselben von den Prozessen der Hirnrinde zu sprechen scheinen, bilden jedenfalls Verletzungen des Stirnhirns die Mehrzahl.

Wir heben nach v. Monakow[1] zwei Fälle hervor, die besonders lehrreich scheinen: „Im sog. Crowbar-Case handelt es sich um einen jungen Mann, dem beim Sprengen ein ca 3½ Fuß langer und 1¼ Zoll dicker Eisenstab mit der Spitze am linken Unterkieferwinkel eindringend in den linken Frontallappen gestoßen wurde und in der Stirngegend in der Nähe der Pfeilnaht wieder herauskam." Trotz der gewaltigen Zerstörung im linken Stirnlappen heilte die Wunde nach etwa zwei Monaten, und der Patient erholte sich leidlich. Doch litt derselbe von dieser Zeit an bis zu seinem Tode, der erst nach zwölf Jahren erfolgte, an epileptischen Krämpfen, und der geistige Charakter war verändert. „Seine Arbeitgeber, die ihn vor dem Unfall als ihren brauchbarsten Werkführer angesehen hatten, fanden ihn seitdem so verändert, daß sie ihm seine frühere Stelle nicht wiedergeben konnten. Er ist launisch, unehrerbietig, gefällt sich in unanständigen Ausdrücken, ist ungefällig, ungeduldig, eigensinnig, dabei aber veränderlich und wankelmütig, entwirft unrealisierbare Pläne, um sie wieder aufzugeben. In seinen intellektuellen Fähigkeiten ist er wie ein Kind, hat aber die tierischen Leidenschaften eines Mannes. Früher galt er, obgleich ohne Schulbildung, für einen guten Kopf und für einen gewiegten, tüchtigen Geschäftsmann von großer Energie und Ausdauer und verriet keine moralische Schwäche." Ein anderer Fall wurde von L. Welt aus der Züricher medizinischen Klinik berichtet. „Der 37jährige Kranke war vom vierten Stockwerk herabgestürzt und hatte sich unter anderem das linke Stirnbein derart verletzt, daß zerquetschte Hirnsubstanz aus dem Stirnlappen zur Schädelwunde herausfloß. ... Auch bei diesem Kranken (er lebte noch neun Monate), der früher gutmütig, wenn auch etwas leichtlebig war, wurde eine nicht

[1] Gehirnpathologie 493.

zu verkennende Schädigung des Charakters beobachtet. Er zeigte sich gewalttätig, plagte in der unsinnigsten und boshaftesten Weise das Wartepersonal, renommierte, war zänkisch und schadenfroh usw. Auch in andern Fällen, namentlich von Geschwülsten im Stirnhirn, trat ein läppisches Ironisieren — von Jastrowitz Witzelsucht genannt — nebst gewalttätigem, anspruchsvollem Wesen hervor.

Solche und ähnliche Fälle haben nun zu der Ansicht geführt, im Stirnhirn sei der Sitz der Intelligenz und der moralischen Gesittung zu suchen. Flechsig[1] drückt sich immerhin noch etwas vorsichtig aus:

„Tatsache scheint, daß das positive Wissen nicht unmittelbar leidet, wenn das Stirnhirn zerstört wird, wohl aber die zweckmäßige Verwendung desselben, indem eventuell eine vollständige Interesselosigkeit, ein Hinwegfall aller persönlichen Anteilnahme an inneren und äußeren Vorgängen sich geltend macht. Insofern hiemit eine Herabsetzung aller persönlichen Betätigungen, der aktiven Aufmerksamkeit, des ‚Nachdenkens' u. dgl. m. einhergeht, gewinnt es den Eindruck, daß das frontale Zentrum in hervorragender Weise an dem Gefühle und Willensakte vorstellenden, dem aus sich heraus hemmend und anregend wirkenden Ich beteiligt ist — um so mehr als partielle Läsionen des Stirnhirns nicht gar selten von eigenartigen Änderungen des Charakters begleitet sind. Immerhin wird man noch weitere klinische Erfahrungen abzuwarten haben, bevor man ein abschließendes Urteil zu fällen sucht."

Die letzten Worte waren sehr am Platze; denn seit dem Jahre 1896 ist eine ziemlich strenge Kritik über die Fälle von psychischen Störungen infolge von Stirnhirnerkrankungen eingetreten. Weder der Crowbar-Case noch der von L. Welt berichtete Fall hielten ihr stand. Mit vollem Recht wurde bemerkt, man dürfe nicht anatomisch und klinisch so verschiedene Fälle unter eine Rubrik bringen und die Erscheinungen summieren. Ferner sei nicht zu vergessen, daß Witzelsucht auftrete, nicht nur bei Stirnhirntumoren, sondern auch bei Geschwülsten an andern Hirnstellen, und daß bei Geschwülsten am Stirnhirn die Witzelsucht recht oft fehle. Dazu muß genau unterschieden werden, ob die Charakterveränderungen bloß vorübergehend als Stimmungen sich zeigen, oder aber als Dauererscheinung auftreten. Was sollen gar für eine allgemeine Beurteilung des Geisteszustandes Prüfungen dienen, die man am Kranken vornahm, während er im Zustande der Somnolenz und der Benommenheit war, und sein Bewußtsein sich getrübt erzeigte? Endlich wäre es sehr wichtig, zu wissen, in welchem Stadium der Erkrankung die Charakterveränderung und die Witzelsucht eintraten. Wenn dies, wie E. Müller hervorhebt, erst dann geschieht, wenn

[1] Die Lokalisation der geistigen Vorgänge (Vortrag), Leipzig 1896, 63 f.

Allgemeinerscheinungen bereits in reichem Maße vorhanden sind, so ist eine strenge Lokalisation solcher Erscheinungen im Sinne von Herdsymptomen nicht mehr möglich. Damit dürfte klar genug gezeigt sein, daß ein anatomisch pathologischer Beweis für die Annahme, das Stirnhirn sei der Sitz von Intelligenz und Gesittung, nicht vorliegt. Wundt glaubt, im Stirnhirn den Sitz der Apperzeption — oder nach unserer Sprachweise den Sitz der Aufmerksamkeit — erblicken zu dürfen.

Bei dem Klarerwerden einer Vorstellung durch Aufmerksamkeit kann nach Wundt entweder ein Zuwachs physiologischer Erregungszustände in jenen Nervenelementen angenommen werden, welche das Substrat der betreffenden Vorstellung bilden, oder eine Abnahme von Erregung in andern Nervenelementen, deren Funktion die ersteren gehindert hätte[1]. Eine ähnliche Auffassung hatte schon Ferrier im Auge, wenn er die Hemmungszentren, welche nach ihm bei der Aufmerksamkeit die entscheidende Rolle spielen, in den Stirnlappen verlegt[2]. Soweit ließe sich ja die Idee — das Stirnhirn sei Sitz der Aufmerksamkeit — mit gesunder Philosophie noch einigermaßen vereinigen.

Doch Ferrier schreibt weiter: „Ich denke, die Phrenologen haben guten Grund, die Reflexionsfähigkeit in die Stirngegend zu verlegen, und es ist in der Tat nicht unwahrscheinlich, daß die besondere Ausbildung bestimmter Punkte des Stirnhirns auch eine Anzeige von Konzentrationskraft und intellektueller Leistungsfähigkeit in gewissen Richtungen abgebe." Hier spricht die Phantasie, nicht das gesunde Denken. Allgemeine Begriffe, Urteile und Schlüsse, ebenso wie die inneren Akte des eigentlichen menschlichen Willens können überhaupt direkt kein physiologisches und anatomisches Substrat haben. Das widerspricht ihrem innersten Wesen. Allgemeine Begriffe, Urteile und Schlüsse, welche der Wissenschaft und dem sittlichen Leben zur festen Unterlage dienen können, vermögen bloß von einer Fähigkeit hervorgebracht zu werden, welche von allem Stofflichen und allem Individuellen abzusehen vermag. Die Wissenschaft arbeitet mit Begriffen, die rein abstrakt sind, wie Ursache, Wirkung, Verhältnisse, Beziehung, Wahrheit, Weisheit, Pflicht, Tugend und Laster usw. Man möge den Versuch machen, zu erklären, wie eine organische Kraft solche Begriffe schaffe. Über die Materie sich zu erheben und ganz von ihr zu abstrahieren, dazu ist eine an die Materie gebundene Kraft, eine Fähigkeit, zu deren konstituierenden

---

[1] Grundzüge der physiol. Psychologie I[5] 320 ff.

[2] Ferrier, Die Funktionen des Gehirns, deutsch von Obersteiner, Braunschweig 1879, 323 ff.

Wesenselementen der Stoff gehört, nie und nimmer im stande. Es wäre eine contradictio in adiecto. Nur jene Gedankenanarchie, welche seit bald vier Jahrhunderten immer weitere Kreise ergreift, vermag an die Stelle der abstrakten Begriffe bloße „Wortvorstellungen“ zu setzen. Schriftbilder, Klangbilder, Sprachbewegungsbilder können nie einen Begriff ersetzen. Für sich allein sind es starre, wesenlose Schemen. Wer mit bloßen sinnlichen Vorstellungen operiert, der denkt nicht, sondern phantasiert. Assoziation von Vorstellungen ist kein Urteil, obgleich sie dem Urteil vorausgehen, das Urteil begleiten und ihm folgen kann. Es wäre um die Wissenschaft geschehen, sobald die Assoziation zur Schöpferin der Wahrheit erhoben würde. Noch weniger ist es erlaubt, das Schlußverfahren auf bloße Assoziationen zurückführen zu wollen. Eigentliche Begriffe, begriffliche Analyse und begriffliche Verknüpfung bilden das Wesen von Urteil und Schluß. Nur dadurch vermögen sie zu Normen für Wissen und Handeln zu werden. Daß der freie Wille nicht vereinbar ist mit einer an die Materie gebundenen Kraft, ist so einleuchtend, daß gerade in dieser Erkenntnis der Grund liegt für den Sturmlauf gegen die Willensfreiheit. Jede an die Materie gebundene Fähigkeit ist unweigerlich gebunden an die Gesetze und Schranken, welche die Materie mit sich bringt. Aber der Wille des Menschen erhebt sich über die Schranken der Materie. Das muß jeder zugestehen, der sich der Sprache nicht verschließen will, welche die Opfer reden, die der Mensch an Bequemlichkeit, an Gesundheit, am eigenen Leben für ideelle Güter, für Wissenschaft, Ehre, für Recht und Sitte, vor allem aber für das Glück einer unsterblichen Seele, für die Verherrlichung seines Gottes darzubringen im stande ist.

Mögen die Intelligenz- und Willensstörungen auftreten infolge von lokalumschriebener Verletzung oder weit um sich greifender Erkrankung des Gehirns, immer finden sie eine genügende Erklärung darin, daß durch die Erkrankung die Empfindung, die sinnliche Vorstellung, das sinnliche Begehren gestört erscheint. Von diesen psychischen Krankheitserscheinungen aus wird es nicht schwer, das Auftreten von Störungen im Urteil, das Entstehen von Wahnideen zu begreifen. Anderseits erklären sich Willenlosigkeit, übermäßiges Hasten und Drängen sowie alle Charakterstörungen aus den Störungen im Gefühls- und Triebleben in ganz befriedigender Weise.

Es fordert demgemäß die Psychopathologie in keiner Weise die Annahme, daß Verstand und Wille in ihren Funktionen unmittelbar und

wesentlich an körperliche Organe gebunden seien. Eine indirekte und mittelbare — keineswegs aber innere und wesenhafte — Abhängigkeit wird für dieses Leben nicht in Abrede gestellt, sondern ausdrücklich anerkannt.

§ 5. Möglichkeit und Grenzen anatomischer und physiologischer Erklärung.

Auf eine doppelte Weise kann man versuchen, die seelischen Erscheinungen zu erklären: von seiten der körperlichen Organe und Prozesse, die allfällig an denselben beteiligt sind oder aber durch die Wechselwirkung der seelischen Vorgänge aufeinander. Daß beide Versuche, namentlich in Bezug auf die psychopathischen Erscheinungen ihre Berechtigung haben, wurde bereits im Eingange dieser Arbeit klar gelegt. Hier gilt es bloß, in zusammenfassender Weise darzustellen, wie weit eine Betrachtung der körperlichen Organe und Funktionen uns wirklich führt, und wo eine rein anatomische und physiologische Erklärung ihre Grenze finden muß.

1. Die Hoffnung, dereinst für jede seelische Funktion das Feld in der Hirnrinde zu finden, auf dem sie sich abspiele, hat sich nicht erfüllt. Sie konnte sich nicht erfüllen und wird sich nie erfüllen in Bezug auf Denken und Wollen. Selbst in Bezug auf die Empfindungen haben sich die Verhältnisse viel verwickelter gezeigt, als man glaubte. Man hat es nicht mit einer landkartenähnlichen Verteilung der Sinnessphären zu tun. Der anatomische Aufbau der Hirnrinde ist viel verwickelter, weil in der Nähe der sensibeln und sensorischen Zentren auch Zentren für die Bewegung der Sinnesorgane zu liegen scheinen. Freilich gibt es noch eine Unsumme anatomischer und histologischer Details über die Hirnrinde und subkortikale Fasermassen. Aber sie zu interpretieren, ist schwer. An Hypothesen hat es nicht gefehlt, wohl aber an Daten, sie solid zu begründen. v. Monakow gesteht denn auch offen: „So sind wir in Bezug auf die eigentlichen psychischen Phänomene über ein unsicheres Tasten an der Hirnoberfläche nicht hinausgekommen. Und doch weisen sowohl die klinischen als die anatomischen Erfahrungen darauf hin, daß eine gewisse räumliche Arbeitsteilung in der Großhirnrinde auch auf die höchsten nervösen Leistungen sich ausdehnen muß.“ [1]

2. Auf seiten der Physiologie steht es zum Teil noch schlimmer. Von den physikalischen und den chemischen Vorgängen in der Nervenfaser und

---

[1] Über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Lokalisation im Großhirn, in Ergebnisse der Physiologie, 3. Jahrg. (1904), 2. Abtl. 122.

der Nervenzelle sind die Kenntnisse sehr mangelhaft. Ob dieselben wenigstens in den einzelnen Teilen, die man anatomisch sondern kann, und deren Bestimmung man kennt, sich unterscheiden und wie, darüber scheint volles Dunkel zu herrschen. Überdies ist es klar, daß man selbst dann, wenn es gelänge, den Mechanismus und Chemismus der einzelnen Zellen, Zellgruppen und Zellgruppenkombinationen aufzudecken, ihnen nicht ansehen könnte, ob seelisches Leben sich abspiele oder nicht, und welcher Art die geheimnisvollen psychischen Phänomene seien. Es bleibt da das Wort eines englischen Anatomen wahr, der sagte: „Wir gleichen vor den Fasern und Zellen des Gehirns Droschkenkutschern, welche die Straßen und Häuser kennen, aber nicht wissen, was darin vorgeht."[1] Nun kommt aber der Physiologie ein Bundesgenosse, den sie zwar bisweilen zu verachten scheint, dessen Aufklärungen auf dem geheimnisvollen Gebiet sie aber nicht entbehren kann, dessen Sprache sie häufig sprechen muß, wenn sie irgendwie verstanden sein will. Es ist die rationelle Psychologie. Die Psychologie analysiert die seelischen Vorgänge, zeigt, aus welchen psychischen Elementen sie sich aufbauen, weist nach, welche dieser Elemente an Nervenprozesse gebunden sind, und welche es nicht sein können. Nunmehr kann der Physiologe statt jener seelischen Elemente die entsprechenden nervösen Prozesse einsetzen und sich fragen, wie diese nach den Gesetzen der Nervenmechanik und Nervenchemie wohl weiter wirken würden, und welches Resultat sich ergeben müßte. Sollte es dem Physiologen gelingen, Konstellationen von Nervenprozessen zu finden, die genau dem Verlauf eines komplizierteren psychischen Vorgangs entsprächen, so wird die Psychologie sich redlich mit ihm freuen. Denn auf dem großen Gebiet der Empfindungen, der sinnlichen Vorstellungen, der Gefühle und Affekte, sind Nervöses und Seelisches so innig verknüpft, daß jede Entdeckung, die auf dem Gebiet der nervösen Prozesse gemacht wird, auch dem besseren Verständnis des psychischen Lebens dient und umgekehrt.

3. Wie weit wird nun unter diesen Umständen die rein physiologische Betrachtungsweise führen? Es scheint zunächst, daß die positiven Erklärungen selbst verhältnismäßig einfacher Prozesse wie diejenigen des Gedächtnisses, der Erinnerung, der Assoziationen, nicht über das hinausführen, was man schon längst durch psychologische Analyse kennt, noch auch die Vorgänge selber dem Verständnis näher rücken.

---

[1] Vgl. **Ribot**, Psychologie anglaise contemporaine 26.

Nehmen wir z. B. die Assoziationen. Man hat sich ihr Zustandekommen folgendermaßen vorgestellt: Jede in der Rinde entstehende Erregung hat die Neigung, sich nach allen Seiten auszubreiten; wirken also zwei Erregungen in a und b gleichzeitig, so wird derjenige Weg, der beide Herde miteinander verbindet, aus doppeltem Grunde miterregt, also stark bevorzugt; diese Bahn wird also mehr „ausgeschliffen". Wird später von neuem eine Erregung in a wachgerufen, so pflanzt sie sich leichter nach b fort, als nach andern Richtungen. Der Erregung a folgt also leicht die Erregung b; sie ist ihr assoziiert. Diese Theorie führt indes nicht weit. Sie erklärt kein einziges der Assoziationsgesetze; das Kontrastgesetz wird sogar positiv unerklärlich. Ferner handelt es sich bei der Assoziation nicht einfachhin um Miterregung eines zweiten Sinneszentrums, sondern um ganz bestimmte Miterregungen. Wir assoziieren nicht den Blitz mit dem Trompetenstoß, sondern mit dem Donner. Zu erklären ist nicht, wie eine Erregung in a z. B. einem Teile des Sehzentrums, eine Erregung in b, d. h. einem Teile des Hörzentrums wachrufe, sondern wie die bestimmte Erregung a die bestimmte Erregung b auslöse. Denn das ist nicht das gleiche. Man hat ja keinen Grund, zu behaupten, daß für jedes bestimmte Empfindungselement eine bestimmte Zelle aufgespart sei. Ja, die Grundlage der ganzen Theorie selber steht auf sehr wackeligen Füßen. Denn es scheint nicht geringen physiologischen Bedenken unterworfen, anzunehmen, daß jede Erregung in der Hirnrinde nach allen Seiten sich auszubreiten trachte. Ebenso groß wie die Schwierigkeit einer Erklärung der Assoziationen, ist die der Erklärung des Entstehens der sinnlichen Vorstellungen selber. Die Zusammengehörigkeit der Empfindungselemente in einer bestimmten Vorstellung richtet sich zunächst nach Gesichtspunkten, die mit dem anatomischen Aufbau der Hirnrinde, mit der Gruppierung der Zellenelemente und der Fasern, die von ihnen ausgehen oder um sie sich aufsplittern, gar keine nähere Beziehung haben. Die anatomischen und physiologischen Daten führen über die wechselreichste Möglichkeit eines Zusammenwirkens optischer, akustischer, taktiler Eindrücke beim ersten Entstehen einer Wahrnehmung, und über das Zusammenwirken der zurückgebliebenen Dispositionen bei der Reproduktion überhaupt nicht hinaus.

4. Viel größer sind die Aufschlüsse, welche Anatomie und Physiologie der Psychopathologie liefern. So erklärt sich aus der Zerstörung oder Funktionshemmung der Sinneszentren der Ausfall von Sinnesempfindungen sowie der Ausfall der entsprechenden Empfindungskomponenten aus den Vorstellungen. Aus der Herabsetzung oder Steigerung der nervösen Aktivität in der ganzen Hirnrinde oder bestimmten, wohlbekannten Partien derselben, läßt sich mit einiger Sicherheit auf ein rascheres oder langsameres Entstehen der Vorstellungen und somit auf einen schnelleren oder trägeren Vorstellungsablauf schließen.

Eigentliche Erregung in den Sinneszentren dürfen wir zur Erklärung der Halluzinationen in Anspruch nehmen. Ebenso kann der Psychopathologe

mit einiger Wahrscheinlichkeit aus der Herabsetzung der Aktivität auf depressiven, aus der Steigerung der Nerventätigkeit auf expansiven Charakter allfällig bestehender Gefühle und Affekte erkennen. Endlich vermag man aus dem Verlauf eines sehr einfachen pathologischen Prozesses in der Hirnrinde mit einiger Sicherheit gewisse Stadien auch des entsprechenden seelischen Krankheitsbildes herauszulesen wie z. B. Erregungszustände, Hemmungserscheinungen, Verfall des psychischen Lebens. Dagegen ist es aussichtslos, für Gestaltung eines komplizierten pathologischen Prozesses, bei welchem eine Unsumme krankhafter Erscheinungen den ruhigen Verlauf unterbrechen, das seelische Gegenbild oder zum komplizierten psychischen Symptomenkomplex das anatomisch-physiologische Seitenstück zeichnen zu wollen. Was eine Darstellung des individuellen Verlaufes einer psychischen Krankheit aus bloßen anatomischen und physiologischen Daten unmöglich macht, ist das Eingreifen von Momenten seelischen Erkennens und Strebens, die sich ihrem Inhalt nach aus den nervösen Elementen und ihren Prozessen nicht erklären lassen.

Es kann uns daher nicht wundern, daß bedeutende Psychiater wie Griesinger, Krafft-Ebing, Ziehen, Kraepelin, in ihren Erklärungen der Krankheitsbilder den psychischen Zusammenhang sehr stark betonen und gewillt sind, der Psychologie eine bedeutende Stellung einzuräumen. Anderseits bringt es der Aufschwung der naturwissenschaftlichen Forschung mit sich, daß man auch von seiten des Zellenstudiums aus immer mehr, so weit als möglich, eine physiologische Deutung von Krankheitserscheinungen anzubahnen sucht. Dies ist gut. Doch selbst Nißl, dem die Anatomie und Physiologie für die bessere Kenntnis der Nervenzellen und der an ihr sich vollziehenden Veränderungen so viel verdankt, muß zugestehen, daß man keineswegs darüber klar ist, wie man die psychischen Krankheitsäußerungen der Dementia paralytica auf die nachgewiesenen pathologischen Veränderungen zurückführen könne. Und doch ist, wie Obersteiner bemerkt, neben der Gehirnseuche gerade die progressive Paralyse eine der pathologisch-anatomisch am besten gekannten Geisteskrankheiten [1]. Es wird nie gelingen, den vollen anatomischen Befund für jedes Krankheitsstadium zu finden, und wäre er gefunden, so ließen sich nicht einmal alle primären Krankheitserscheinungen deduzieren.

So führen uns denn Anatomie, Physiologie und Pathologie dazu, auf seelischem Gebiete selber einen Teil der Ursachen für die psychischen Störungen zu suchen.

[1] Funktionelle und organische Nervenkrankheiten, Wiesbaden 1900.

Zweiter Teil.

Die seelischen Ursachen der psychischen Störungen.

Wir werden zunächst die Tatsachenfrage zu erörtern haben, ob wirklich seelische Ursachen zu psychischen Störungen führen. Dann werden wir die beiden Weisen, auf welche diese Ursachen wirken, gesondert betrachten und durch klassische Beispiele erläutern. Endlich werden wir die so erlangten Ergebnisse benutzen, um die philosophische Lehre von der wechselseitigen Beziehung zwischen Leib und Seele zu erklären und zu begründen.

Erstes Kapitel.

Die Tatsachenfrage.

Den besten Aufschluß über die Frage, ob psychische Störungen auch von seelischen Einflüssen ausgehen können, finden wir wohl in den Lehrbüchern über Psychopathologie im Kapitel von den Ursachen. Die Lehren, die uns hier geboten werden, lassen sich unschwer auch auf die Entstehung vorübergehender Elementarstörungen im seelischen Leben anwenden.

„Die psychischen Ursachen", sagt Griesinger (a. a. O. S. 169), „halten wir für die häufigsten und ergiebigsten Quellen des Irreseins, sowohl was die Vorbereitung als namentlich und hauptsächlich die unmittelbare Erregung der Krankheit betrifft; bekennen indessen, daß sich diese Ansicht nicht sowohl auf Zählungen, sondern auf den Gesamteindruck vieler Beobachtungen stützt. Würde man die psychischen Ursachen vollständig erfahren — sie werden sehr oft in ihren wichtigsten Teilen verborgen — so würde dieser Eindruck wahrscheinlich ein noch viel stärkerer werden."

§ 1. Seelische Überanstrengung.

Vgl. Kraepelin, Psychiatrie I[7] 88 ff. — Binswanger, Die Neurasthenie 104—108. — Maudsley, Physiologie und Pathologie der Seele 259.

Eine maßvolle Betätigung unserer Seelenkräfte, der geistigen wie der sinnlichen, der erkennenden wie der begehrenden, gereicht dem ganzen Menschen zum Wohl, und dieser segensreiche Einfluß gibt sich kund in

der Freudigkeit und Wonne, welche mit einer solchen Arbeit sich verbindet. Aber auch die geistige Arbeit ermüdet und darf nicht maßlos fortgesetzt werden; denn assidua meditatio corporis afflictio est, sagt der Weise.

„Die einfache geistige Arbeit", so bemerkt Kraepelin — und das gleiche gilt natürlich auch von der sinnlichen Wahrnehmung —, „führt nach einer gewissen Zeit zur Ermüdung. Die subjektive Begleiterin derselben, die Müdigkeit, erzwingt in wachsender Stärke schließlich Einstellung der Tätigkeit, erzeugt Schlaf und schafft somit von selber die günstigen Bedingungen für den Ersatz des verbrauchten Nervengewebes."

Daher führt denn auch geistige Anstrengung, wenn nicht andere schädigende Momente hinzutreten, sozusagen nie zu Irresein, und man sagt den Naturphilosophen nach, daß sie gesunder bleiben als Romanschriftsteller und Dichter und ein hohes Alter erreichen. Allein allzu leicht gesellen sich zu geistigen Anstrengungen Gemütserregungen hinzu, der Schlaf wird gekürzt, Reizmittel für die Nerven angewendet, und so der Zusammenbruch der Kräfte herbeigeführt, der seinen Ausdruck in der Neurasthenie findet, einer Krankheit, die in ihren höchsten Graden auf der Grenzscheide zwischen Nerven- und Geisteskrankheit steht. Die Arbeit ist „interessant", man möchte gern noch um ein Stück voran; der Wille treibt; der Ruf des Organismus nach Ruhe und Erholung wird nicht beachtet. Noch schädlicher wirken Gemütserregungen, die zur Arbeit spornen, Examennot, geschäftliche Sorgen usw.

Elementare Störungen infolge von geistiger Überanstrengung lassen sich in Zeiten, wo die Arbeit drängt, leicht bemerken. Die Arbeit geschieht in fieberhafter Hast; die Vorstellungen drängen und häufen sich bis zur Ideenflucht. Die Gedanken an die Arbeit verfolgen einen bis tief in die Nacht hinein und verscheuchen den Schlaf, bald in buntem, unruhigem Wechsel, bald als einzelne Erinnerungsbilder in eintönigem, widrigem Einerlei. Dann zeigen sich wieder Zeichen geschwächter Merkfähigkeit und Erinnerung; Unmöglichkeit, sich lange gesammelt zu halten und die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu konzentrieren; große Ablenkbarkeit und leichtes Zerstreutwerden durch Sinneseindrücke, die sonst spurlos vorübergegangen wären. Einige Stunden oder Tage der Ruhe und Erholung, eine kleine Ferientour genügen, diese krankhaften Erscheinungen zum Verschwinden zu bringen, wenn die Ermüdung sich nicht gefestigt hat und zur Dauerermüdung geworden ist.

§ 2. Gemütserregungen.

Vgl. Krafft-Ebing, Psychiatrie[7] 162 ff. — Griesinger, Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten 168 ff. — Binswanger, in Lehrbuch der Psychiatrie 66 ff.

Plötzliche und heftig eingreifende Gemütserschütterungen vermögen ohne allen Zweifel sogleich seelische Erkrankung herbeizuführen, ebensowohl wie sie Fallsucht, Veitstanz und Hysterie begründen können. Die Affekte haben eben einen gewaltigen Einfluß auf die motorischen und vasomotorischen Zentren und demgemäß auch auf die Ernährung des Gehirns. Besonders bei Schreck kann die Einwirkung schlagartig erfolgen. Noch nach Jahren mag der Zustand des Kranken mit seiner halb krampfhaften halb lähmungsartigen Erstarrung des Denkens und Wollens den physiologischen Einfluß des Schreckens widerspiegeln (Griesinger). Doch scheint, wie Krafft-Ebing bemerkt, aus mächtigen und ungezügelten Affekten der Leidenschaft eigentliche seelische Erkrankung nur dann zu entstehen, wenn entweder neuropathische bzw. gar erbliche Belastung oder aber zufällig eine vorübergehende größere gemütliche Erregbarkeit vorlag. Für manche Personen besteht eine solche schon bei mäßigem Genusse von Alkohol.

Féré führt (Pathologie des émotions 289 ff) folgenden sehr interessanten Fall an. Es handelte sich um einen Mann von 46 Jahren. Er konnte geistige Getränke nicht gut vertragen. Von Zeit zu Zeit, besonders wenn er in Geschäften abwesend war und dabei einige Glas Bier mehr trank, als sein gewöhnliches, auf Anraten des Arztes sehr beschränktes Maß zu sein pflegte, verfolgten ihn Eifersuchtsideen gegen seine Frau, die er grob anfuhr, sobald er nach Hause kam, obgleich er sich bei ruhigen Stunden sagen mußte, es sei nicht der geringste Grund vorhanden, an der Treue seines Weibes zu zweifeln. „Den 18. Juni 1888 versammelte M. T. mehrere Freunde um sich, um die Wiedergenesung seiner Frau zu feiern, die eine sehr schwere Operation durchgemacht hatte. Obgleich er sich in acht nahm, trank er doch mehr als sein gewöhnliches Maß. Da meldete man ihm gegen Ende des Mittagessens, es sei Feuer in seinem Magazin. M. T. erhebt sich hastig, sein Gesicht ist rot und mit Schweiß bedeckt. Die Augen funkeln und rollen in ihren Höhlen, der ganze Körper ist bewegt und zeigt ein starkes und rasches Zittern. Nach Verlauf einiger Minuten flieht er in den Hof und schreit: ‚Rettet euch.' Dann entledigt er sich seiner Kleider; was er nicht rasch genug ablegen kann, zerreißt er. Er sieht sich von Flammen umgeben, ruft nach der Frau, den Kindern, den Freunden, sagt, sie seien verbrannt. Mit Mühe kann man ihn halten. Inzwischen ist das Feuer gelöscht, ohne daß es großen Schaden hätte anrichten können. Das Delirium des Kranken aber dauerte an. so daß er ins Bett gebracht und gefesselt werden mußte." Zwei Stunden nach Ausbruch des Deliriums fand ihn Féré. „Der Puls zählte 120 Schläge . . . die Augen waren hervorgetreten und in ständiger Bewegung; sie hatten den Ausdruck des Schreckens. Der Kranke macht beständige

Anstrengungen, frei zu werden und zu fliehen. Gegen äußere Reize scheint er gefühllos, nur wenn er schreit, sieht man die trockene, blutende Zunge. Indes wenn man ihm von Frau und Kindern spricht, hält er plötzlich inne. . . .

„Unter beständiger Ruhe und nur wenig Licht begann das Delirium, nachdem es etwa 18 Stunden gedauert hatte, abzunehmen. Dann verfiel der Kranke gegen Abend in einen tiefen Schlaf. Er erwachte erst am andern Mittag wiederhergestellt. Die Erinnerung an das Vorgefallene war ganz verschwunden."

Bei dieser plötzlichen Wirkung einer Gemütsbewegung, eines leidenschaftlichen Affektes sind immer drei Faktoren in Anschlag zu bringen: Die Stärke des Affektstoßes selber, die Dauer desselben, die momentane körperliche und seelische Verfassung, in der sich der Betroffene im Augenblick befand, in welchem die Erregung einsetzte. Es kommen natürlich in erster Linie die depressiven Affekte in Betracht. Daher war es des großen Irrenarztes Pinel erste Frage: „Haben Sie Kummer, Verdruß, Widerwärtigkeiten erlitten?" „Und heute noch so selten wie damals erhält man auf diese Frage eine negative Antwort", fügt Griesinger (S. 169) bei.

„Im einzelnen können diese schmerzhaften Gemütszustände nach ihrer Art und nach ihren äußerlich gegebenen Motiven die allerverschiedensten sein; bald ist es ein plötzlich erregter Zorn, Schrecken oder Kummer über eine Beleidigung, einen Vermögensverlust, eine rohe Beeinträchtigung der Schamhaftigkeit, einen schnellen Todesfall u. dgl. Bald sind es die langsam an der Seele nagenden Folgen des zurückgewiesenen Ehrgeizes, der Reue über eigene unrechtmäßige Handlungen, des Hauskreuzes, der unglücklichen Liebe, der Eifersucht, der Verkennung, des gezwungenen Verweilens in unadäquaten Verhältnissen oder jedes andern verletzten Gemütsinteresses. . . . Immer sehen wir da die stärksten Wirkungen, wo eine lange Konzentration der Wünsche und Hoffnungen auf einen Gegenstand stattgefunden, wo sich der Mensch in gewisse Zustände ganz hineingelebt hatte, und wo nun mit gewaltsamer Hemmung dieser Interessen den Vorstellungen ihr Übergang in Strebungen (besser doch wohl: den Wünschen die Möglichkeit der Verwirklichung) abgeschnitten wird, und damit ein Riß in das Ich und ein heftiger innerer Kampf entsteht" (ebd. S. 170).

Bei diesen vielleicht nicht sehr starken, aber lange schon dauernden Verstimmungen, Traurigkeit und Sorge, kann ganz sachte und fast unmerkbar, wenigstens für den, der nicht genauer zusieht, der seelische Schmerz in das erste Stadium der eigentlichen psychischen Erkrankung übergehen. Dann trägt oft die seelische Krankheit selber noch ganz das eigentümliche Gepräge des Affektes, aus dem sie entstand. Griesinger rechnet hierher auch mit Grund die Fälle, in welchen ein Individuum schon lange Zeit Verschrobenheiten, Grillen, Bizarrerien aller Art zeigte, die nun in Irrsinn übergehen, ohne daß man eine besondere Gelegenheitsursache nachweisen könnte.

Gewöhnlich führt der Affektstoß oder sonstige anhaltende Gemütsbewegungen nicht direkt zum Irrsinn, sondern erst auf dem Umweg über körperliche Schwächung und Erkrankung peripherer Organe. Der Mensch scheint, nachdem der erste Anprall vorüber ist, sich zu erholen, das seelische Gleichgewicht wiederzufinden. Aber er fängt nunmehr an abzumagern; er verdaut schlecht, der Schlaf ist gestört, schlummernde Krankheitskeime entwickeln sich; Tuberkulose, chronische Herzkrankheiten entstehen, und erst im Anschluß an sie erscheint, wie ein letztes Glied, eine Geisteskrankheit. Wo übrigens bereits ein psychisches Grundleiden vorliegt, wie z. B. in der Hysterie, da vermag natürlich die Gemütserschütterung auch neue Symptome hervorzurufen.

Bei sehr vielen Ursachen, welche zuerst als rein körperliche erscheinen, wirken übrigens eine ganze Reihe von seelischen Momenten, besonders Gemütserregungen, schädigend mit. Das ist z. B. nach Krafft-Ebing der Fall bei einer Reihe von Unfallpsychosen nach Mißhandlung oder nach Eisenbahnunglücken usw. Die seelische Beeinträchtigung, Furcht und Schrecken, wirken mehr als die körperliche Erschütterung. Eine wichtige Rolle spielen seelische Erschütterungen beim Entstehen des Irrsinns im Leben der Trunkenbolde, sodann derer, die geschlechtlichen Ausschweifungen sich hingeben, ein unstetes, ruheloses Leben führen. Mancher greift auch erst zum Glase oder flieht das eigene Heim aus Kummer und Gram, Ärger und Verdruß. Ist aber einmal die abschüssige Bahn betreten, so wirken die gewöhnlichen Folgen der Trunksucht, die Aufregungen, Hader und Streit, Ausschreitungen aller Art, häuslicher Unfriede, Ruin der Geschäfte, Zerrüttung der eigenen Gesundheit und vor allem auch die äußere Geringschätzung, die jedermann dem Trunkenbold entgegenbringt, weiter. Bei dem, dessen sittliches Bewußtsein noch nicht ganz erstorben ist, kommen dazu die Scham vor sich selber, Reue und Gewissensbisse, die Furcht vor der eigenen Schwäche und Sklaverei, wenn er den moralischen Mut nicht findet, die eisernen Bande der Leidenschaft zu brechen. Ähnliche seelische Momente tragen, wie Griesinger bemerkt, auch bei sexuellen Verirrungen der Jugend zum Entstehen des Irreseins bei, und zwar noch mehr als die direkte Reizung des Zentralnervensystems. Es ist das stete Unterliegen im Kampfe gegen einen Trieb, der schon übermächtig geworden, der vor der Welt verdeckte und geheim gehaltene Zwiespalt zwischen Scham, Reue und gutem Vorsatz, und zwischen dem gebieterischen Reize, welcher die psychische Gesundheit untergräbt. — Aber auch an Elend und Entbehrung, die ohne eigene Schuld

den brävsten Arbeiter und Familienvater, die pflichtgetreueste Mutter treffen können, schließen sich oft die Gemütserschütterungen an und führen im Verein mit jenen zur Seelenkrankheit.

§ 3. Die psychische Ansteckung.

Kraepelin, Psychiatrie I⁷ 94 ff. — Binswanger, in Lehrbuch der Psychiatrie 66. — Siemerling ebd. 156 f. — Friedmann, Über Wahnideen im Völkerleben, Wiesbaden 1901[1].

Die psychiatrische Literatur lehrt uns eine Reihe von Fällen kennen, in welchen eine geistige Krankheit von einer Person auf eine andere sich zu verpflanzen scheint. Im Verkehr mit Geisteskranken innerhalb der engen Wände eines Familienhauses kann es geschehen, daß bisher gesunde Glieder geistig erkranken. Solange aber die neue Erkrankung sich auf bloße körperliche Überanstrengung in der Pflege, auf die Erschöpfung durch schlaflose Nächte, auf die Gemütserschütterung durch aufregende Szenen zurückführen läßt, und die geistige Krankheit des zweiten Familiengliedes die des ersten nicht widerspiegelt, sondern ihre eigenen Wege geht, kann man von einer seelischen Ansteckung nicht sprechen. Wenn z. B. Siemerling in einem Fall von Kollapsdelirium, welches sich an Lungenentzündung anschloß, bei der jüngeren Schwester, der die Sorge für die Kranke oblag, eine maniakalische Exaltation entstehen sah, so kann man, wie der genannte Autor mit Recht bemerkt, von induziertem Irresein nicht reden. Erst dann, wenn die gleiche psychische Krankheit eintritt, und zwar auf Grund der seelischen Erkrankung eines andern, kann man von psychischer Ansteckung reden. Es scheint, daß diejenige Gruppe von seelischen Krankheiten, die man unter dem Namen der Paranoia oder Verrücktheit zusammenfaßt, die meisten Beispiele eines induzierten Irreseins liefert. Die Wahnidee des Kranken pflanzt sich auf die Gesunden über. Die Wahnideen sind oft bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich, vor allem für Leute, die, vom Kranken gedrängt und in die Enge getrieben, auf die Beweisgründe desselben keine Antwort zu finden wissen und sich selber

[1] Es ist zu bedauern, daß Friedmann bei dem reichen Material, das er bietet, die Kritik nicht genügend handhabt. Im Bestreben, alten Suggestivideen zu entgehen, verfällt er der neuen Mode, Übernatürliches als unmöglich zu verwerfen. Solange es einen Gott gibt, der über den Menschen waltet, solange es Engel gibt und verworfene Geister, solange noch unsterbliche Menschenseelen existieren, schafft man die Möglichkeit von Wundern und Prophezeiungen, von übernatürlichen Gesichten und Ekstasen nicht aus der Welt.

so manches nicht zu erklären vermögen. Denn die Verrückten werben Anhänger für ihre krankhaften Wahngedanken und sind nicht verlegen, wenn es gilt, ihre Ansicht zu verteidigen. Sie haben ja schon lange ein ganzes System sich zusammengedacht, in welchem alle Erlebnisse und Erfahrungen ihre Stelle haben. So können Verfolgungswahn, religiöser Wahn, Prozeßkrämerwahn um sich greifen. Allerdings verfallen bloß Personen, die schon krankhaft veranlagt sind, einen geistig beschränkten Horizont haben und überhaupt geringe psychische Widerstandsfähigkeit zeigen, der seelischen Infektion. Der Verrücktheit zunächst steht in der Ansteckungsfähigkeit die Hysterie und die auf dem Boden der Hysterie sich entwickelnden Psychosen. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein Teil der großen geistigen Epidemien, welche in früheren Jahrhunderten auftraten, auf psychische Ansteckung zurückgeführt werden kann. Der Wahn, besessen zu sein, mit Satan zu verkehren, aber auch von Gott erleuchtet und vom Heiligen Geiste erfüllt zu sein, konnte um sich greifen. Ein Eingehen auf einzelne Fakta ist hier nicht am Platze, und ein genaues Studium der historischen Zeugnisse aus erster Hand erscheint notwendig, ehe man über diese Vorkommnisse im einzelnen ein Urteil abgeben kann. Die Zeiten des allgemein lebhaften Glaubens sind vorüber, aber die Zeiten psychischer Ansteckungen durchaus nicht. Auch wenn wir absehen von den auf religiösen Ideen aufbauenden Vorgängen, wie Friedmann sie von den camp-meetings und revivals bei den zahlreichen amerikanischen, irischen und englischen Methodistensekten sowie von der Predigerkrankheit in Schweden 1841—1842, Sikorski[1] vom religiösen Wahn der Bauern in der Gegend von Kiew schildert, finden sich im heutigen Völkerleben massenhaft Ansätze zu psychischer Ansteckung. Friedmann rechnet dahin das Umsichgreifen anarchistischer Ideen, das „Hereinfallen" der Volksmassen auf jeden gut arrangierten, pekuniären Schwindel, den politischen und nationalen Größenwahn, die Gewalt der „sechsten Großmacht", der Presse. Henneberg[2] weist hin auf die Erfahrungen über geistige Störungen im Anschluß an hypnotische und spiritistische Sitzungen. Schon das Umsichgreifen des Spiritismus und Okkultismus, der Umstand, daß die schwindelhaften und oft bodenlos dummen Erzeugnisse amerikanischer und deutscher Reklame auf diesem Gebiet Glauben finden, das Festhalten ganzer Scharen an entlarvten Betrügern

---

[1] Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie L 778, LV 326 bei Kraepelin I[7] 94.
[2] Archiv für Psychiatrie XXXIV 3; vgl. Kraepelin I[7] 96.

spricht deutlich genug dafür, daß das Seelenleben von Hunderten der psychischen Ansteckung erliegt. Die Wissenschaft ist nicht frei geblieben von der Infektion. Es gibt Modewahrheiten, denen man zujubelt, denen man sein Geld und auf dem Gebiete der Medizin seine Gesundheit opfert.

Die Ansätze zur seelischen Ansteckung liegen auf dem Gebiete der geistigen Schwäche und der damit verbundenen erhöhten Suggestibilität und des gesteigerten Nachahmungstriebes. Sie begegnen uns beim Kinde und beim Nervenschwachen.

„Daß gewisse einfache, unwillkürliche Bewegungen, das Gähnen, Lachen, Räuspern, Husten, Erbrechen, durch Nachahmung, d. h. durch die Erzeugung der Vorstellung dieser Bewegungen, hervorgerufen werden, ja daß sogar Ohnmachten (Soldaten beim Impfen) und Krämpfe (Mädchenschulen) auf gleiche Weise ausgelöst werden, ist bekannt" (Kraepelin I [7] 93).

Man weiß, wie es gelingt, durch Stillstehen und unverweiltes Fixieren eines einzelnen Punktes ganze Scharen von Passanten um sich zu versammeln. Schließlich behaupten viele unter ihnen, den Luftballon zu sehen, der nicht existiert.

Dieser Weg der Suggestion und Imitation ist es, der zu Massenhalluzinationen oder vielmehr Illusionen, zur Verbreitung des Veitstanzes oder hysterischer Krämpfe führt. Das Mitwirken anderer psychischer Faktoren, vor allem der Gemütserregungen, ist nicht ausgeschlossen.

Blicken wir auf die in den vorigen Paragraphen behandelten Tatsachen zurück, so finden wir eine doppelte Art und Weise, wie von seelischen Faktoren seelische Störungen ausgehen können. Die erste ist eine direkte: Unordnung in einer seelischen Funktion bewirkt unmittelbar die Störung in einer andern. Diese so bewirkte Störung wird aber wieder verschwinden, sobald der schädigende Einfluß aufhört. Diese direkt psychisch entstandenen Störungen sind meist elementarer, immer aber in sich vorübergehender Natur. Die Störung kann aber ihren Umweg durch den Körper nehmen und sich im Organismus gleichsam einen Halt begründen. Dies geschieht sehr häufig durch die infolge von Gemütsbewegungen hervorgerufenen vasomotorischen Störungen oder andere körperliche Schädigungen. Dann kann auch die so indirekt erzeugte oder indirekt gefestigte Störung bleiben, obgleich die primäre psychische Ursache zu wirken aufgehört hat. Demnach müssen wir ein Doppeltes näher ins Auge fassen: erstens die Wechselwirkung psychischer Funktionen, zweitens den Einfluß der psychischen Funktionen auf den Organismus.

Zweites Kapitel.

Wechselwirkung seelischer Faktoren.

Die seelischen Funktionen im Menschen zeigen eine reiche innere Abhängigkeit und Wechselbeziehung. Störungen der einen können oder müssen Störungen in andern zur Folge haben. Es ist bekannt, daß unser höheres geistiges Leben sich auf dem sinnlichen aufbaut. Bekannt ist auch die Abhängigkeit des Begehrens vom Erkennen. Höher noch möchten wir beinahe die Rückwirkungen anschlagen, welche das Begehren auf das Erkennen, das geistige Leben auf den Verlauf des sinnlichen übt. Gerade auf diesen Punkt werden wir in den folgenden Paragraphen näher eingehen, indem wir zeigen, welche Störungen im Seelenleben eintreten, wenn Verstand und Wille, das höhere Erkennen und Begehren im Menschen die ihnen gebührende Hegemonie verlieren, wenn die sinnliche Wahrnehmung auf sich selber angewiesen ist, wenn die Phantasie sich emanzipiert, das sinnliche Streben der Zügel des Willens entledigt selber herrscht.

§ 1. Sich selbst überlassene sinnliche Wahrnehmung.

Im gewöhnlichen Leben haben die isolierten Einzelempfindungen nur eine geringe und höchst untergeordnete Bedeutung. Die Empfindungen müssen zu Gruppen, zu Vorstellungsbildern zusammengefaßt und einigermaßen in den schon vorhandenen Vorstellungsgehalt eingereiht werden, dann erst sprechen wir von Wahrnehmungen. Die Gruppenbildung muß aber in bestimmter Weise sich vollziehen; es dürfen nicht Elemente, die dem einen gesehenen Gegenstand angehören, auf einen ihm ganz naheliegenden, zu gleicher Zeit geschauten, bezogen, die Farben des einen mit den Formen des andern vermischt werden. Es ist nun sicher, daß schon einfach der innere Sinn in dieser Beziehung manches zu leisten vermag[1]. Denn auch das Tier faßt ganz bestimmte zusammengehörige Gruppen von Empfindungen zu einem Gesamtbilde auf. Auch die Tiere sehen körperlich, auch sie erkennen durch Tasten, Erfassen, Besehen, Beriechen die verschiedenen Personen und Gegenstände und behalten das komplexe Bild in der Erinnerung, so daß sie das schon einmal Erkannte wieder erkennen.

Aber ebenso sicher muß es erscheinen, daß unsere geistige Beurteilung der Sinneseindrücke, ihre Vergleichung mit früheren Erfahrungen, bei der

[1] S. Thom., De anima l. 3°, lect. 3ª. Suarez, De anima l. 3, c. 8, nr. 5 ff, c. 11, nr. 6. Pesch, Institut. psych. II, nr. 569 ff.

Wahrnehmung und Auffassung auf sinnlichem Gebiet eine große Rolle spielen. Der berühmte Ophthalmologe Ruete wies in seiner Antrittsrede, die er als Rektor der Leipziger Universität hielt[1], darauf hin, daß bei der Verlegung des die Empfindung hervorrufenden Gegenstandes nach außen, bei Beurteilung der Örtlichkeit des eigenen Körpers, beim körperlichen Sehen, bei Beurteilung der spezifischen Farbenempfindung usw. eine geistige Tätigkeit mit im Spiele sei. Er geht wohl insofern zu weit, als er die psychische Tätigkeit des inneren Sinnes nicht genug in Rechnung bringt. Daß er in Wirklichkeit vielfach recht hat, zeigt sich in schwierigeren und komplizierteren Fällen. Irrtümer in der Beurteilung von sehr einfachen Objekten führen zu den sog. geometrisch optischen Täuschungen[2], und bloß genauere Vergleichung der verschiedenen gesehenen Elemente zeigt den Irrweg auf.

Wir sind immer Irrtümern ausgesetzt, sobald wir für die Beurteilung sinnfälliger Eigenschaften, die von mehreren Sinnen aus beurteilt werden können und müssen (sensibile commune), auf das Zeugnis eines einzigen Sinnes angewiesen sind. Dies gilt bei Beurteilung von Größe und Gestalt, von Richtung und Lage, Bewegung und Ruhe. Hier nützt es nichts zu sagen: „Ich hab's doch mit meinen Augen gesehen." Vergleichung und Überlegung muß da zu Hilfe kommen, um wenigstens annähernd richtig zu gehen.

Ein anderer Umstand, den wir sehr häufig übersehen, ist die Ergänzung der aktuell wahrgenommenen Empfindungselemente durch unsere schon erworbenen Kenntnisse. Diese Kenntnisse wirken nicht etwa bloß dadurch, daß sie unsere Aufmerksamkeit steigern, sondern die Erinnerungselemente werden direkt zur Ergänzung der Lücken in der Wahrnehmung benutzt. Wenn ein Bauer und ein Botaniker zum erstenmal die gleiche Blume sehen, so weiß der Botaniker viel mehr sinnenfällige Einzelheiten von ihr als der Bauer. Und doch war das Netzhautbild des letzteren vielleicht besser und deutlicher als das des kurzsichtigen Gelehrten. Wenn wir eine Seite rasch überfliegen oder gar in der Diagonale lesen, so können wir von den einzelnen Buchstaben nur sehr unvollkommene Bilder haben. Aber der Verstand hilft nach und ergänzt.

---

[1] Über die Existenz der Seele, Leipzig 1863.

[2] Vgl. Hering, Beiträge zur Physiol., 1. Hft, Leipzig 1861. Ruete a. a. O. 66—80.

Was wird demnach geschehen, wenn der Wille kein Interesse mehr weckt und das geistige Urteil nicht mehr durch Zuhilfenahme anderer Faktoren eingreift? Zunächst kommt die Aufmerksamkeit in Ausfall und damit die nötige exakte Einstellung der Sinnesorgane für die einzelnen sukzessiven Reize. Sodann werden zwar vielleicht frühere Erinnerungsbilder, aber nicht die richtigen oder nicht in genügender Anzahl geweckt. Dieser Umstand muß um so mißlicher werden, je undeutlicher und verschwommener die Sinneseindrücke augenblicklich sind. Nun ist dies aber sehr oft der Fall. Wie oft wird undeutlich gesprochen, wie oft sind Briefe nur mit Mühe zu entziffern, so daß man die Worte und Buchstaben erst erkennt, wenn man einigermaßen den Sinn ahnt! Wie hart ist es, einer Unterhaltung mehrerer zu folgen, wenn dieselbe in einer fremden Sprache geführt wird, die man nicht vollständig beherrscht! So muß die Wahrnehmung notwendig eine lückenhafte werden, auf die man sich nicht recht stützen kann. Zugleich liegt eine andere Gefahr nahe. Die Phantasie ruht nicht, und während der Verstand nicht die willkürlichen Assoziationen wachruft, treten die unwillkürlichen ein, und statt der Wahrnehmung erhält man ein buntes Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Es sind die Illusionen. Unklar Gesehenes wird am leichtesten mißdeutet, nur verschwommen Gehörtes am leichtesten mißverstanden[1]. Daher kommt es auch, daß Schwerhörige mißtrauisch sind. Die Phantasie macht ihnen leicht ein quid pro quo. Verfälschungen der Auffassung oder Apperzeptionsillusionen, wie sie Kraepelin[2] nennt, kommen im Leben sehr häufig vor. Eine ganz unschuldige Art ist das Übersehen von Druckfehlern. Bedenklich aber wird die Sache, wenn solche Auffassungsillusionen in den Zeugenaussagen einem Angeklagten zum Verderben werden. Es scheint eine traurige Tatsache zu sein, daß dies nicht so selten vorkommt, und daß dabei ungeschickte Fragestellung durch die in ihr liegende Suggestion noch befestigend wirkt. Gemütserregung, vorgefaßte Meinung und geistige Schwäche üben hier den schädlichsten Einfluß. Bei Geisteskranken wirken eine Reihe Faktoren zusammen, solche Auffassungstäuschungen zu begünstigen:

[1] Lehrreich sind folgende von Goethe (Hör-, Schreib- und Druckfehler, Ausg. Stuttgart-Tübingen 1851 XXVI 165 ff) angeführte Beispiele von Hörfehlern: Lehmgrube, lies Löwengrube; schon hundert, lies John Hunter; daß sie die älteste, lies das Ideellste; die sie schätzt, lies Sujets; sehr dumm, lies Irrtum. Er bemerkt, wer keine Schulstudien gemacht hat, kommt in den Fall, alle „lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen".

[2] Psychiatrie I⁷ 138.

starke gemütliche Erregung, Unfähigkeit zur Sichtung und Bewertung des sinnenfälligen Materials. Aber auch bei Anklagen und Verdächtigungen, die von Hysterischen ausgehen, sind solche Illusionen in Anschlag zu bringen.

Ist nun bei gewissen Personen die Vorstellungstätigkeit eine sehr lebhafte, so kommt eine ganz neue und bedeutungsvolle Schwierigkeit hinzu, die Schwierigkeit der Unterscheidung der äußeren Wahrnehmung von bloß inneren Vorstellungen sinnlicher Lebhaftigkeit. Denn die geringere Lebhaftigkeit der Erinnerungsbilder, ihre mangelnde Deutlichkeit und sinnliche Klarheit sind für uns das erste Merkzeichen, daß es sich um keine sinnliche Wahrnehmungen handelt. Fehlt dieses unterscheidende Merkmal, so muß eine um so umfassendere Kontrolle durch die übrigen Sinne vorgenommen werden, was nur unter der Leitung der vernünftigen Überlegung geschehen kann.

Belehrend in dieser Beziehung sind eine Reihe von Beispielen, welche Ruete anführt. Ein Studiosus der Theologie und Philologie in Göttingen, der sehr viele anstrengenden geistigen Arbeiten übernommen, litt an Visionen. Imaginäre Besuche kamen, denen er die Hand reichte, mit denen er sich unterhielt und wohl auch auf- und abspazierte. Kam nun dem Kranken ein Zweifel an der Richtigkeit des Besuches, so fing die Gestalt an zu erblassen; dachte er bestimmt, es ist nur eine Erscheinung, so war das Phantasma auch augenblicklich verschwunden. Ein Patient Dr Aldersons litt ebenfalls an Visionen. Er sah seine amerikanischen Freunde aber nur, wenn sein Blick auf ein glänzendes Messingschloß fiel [1]. Er unterhielt sich dann mit ihnen und war sogar überzeugt, Dr Alderson sehe und höre sie ebenfalls. Aber nur für einen Augenblick. Wandte er seinen Blick von dem messingenen Schlosse weg, so konnte er wieder ganz ruhig und vernünftig wissenschaftliche Gespräche mit seinem Arzte führen und erkannte die Natur seines Übels. Von seinem eigenen Schwiegervater, einem sonst sehr kräftigen, durchaus ruhigen und vernünftigen Manne, berichtet Ruete, daß derselbe in seinem hohen Alter bei eintretenden Blutkongestionen nach dem Kopf an Halluzinationen litt: „Eines Tages, als er bei mir in Leipzig zu Besuche war und neben mir auf dem Sofa sich mit mir unterhaltend saß, stand er plötzlich auf, um einen ihm bekannten Herrn, der nach seiner Meinung unerwartet in das Zimmer trat, zu bewillkommnen. Als ich ihn nun darauf aufmerksam machte, daß ja niemand da sei, und er sich umwandte und seinen Blick erstaunt auf mich richtete, sah er den Fremden plötzlich in meiner Nähe stehen. Jetzt sah er ein, daß er bloß eine Vision hatte, und nun erblaßte und verschwand das Phantom nach kurzer Zeit.“ [2]

Nicht allen glückt es aber, die nötige Kontrolle zu gewinnen, selbst solchen nicht, welche durch willkürliche Einübung ihre Phantasmata zur sinnlichen Lebhaftigkeit erhoben haben.

[1] Es ist dies ein Seitenstück zu den sog. Kristallvisionen.
[2] A. a. O. 84 ff.

So erzählt ein Porträtmaler bei Brierre de Boismont[1] von sich: „Wenn sich mir ein Modell präsentierte, so betrachtete ich dasselbe während einer halben Stunde aufmerksam, indem ich es von Zeit zu Zeit auf Leinwand skizzierte. Nie hatte ich eine längere Zeit nötig. Ich legte dann die Leinwand weg und ging zu einer andern Person über. Wenn ich dann das erste Porträt vollenden wollte, so stellte ich mir den Mann geistig vor, setzte ihn auf einen Stuhl, wo ich ihn dann so deutlich gewahrte, als wenn er dort in Wirklichkeit gesessen hätte; und ich kann selbst hinzufügen, mit einer deutlicheren Form und Farbe. Ich betrachtete dann von Zeit zu Zeit die eingebildete Figur und begab mich ans Malen; ich unterbrach meine Arbeit, um die Haltung zu untersuchen, ganz ebenso, als wenn das Original vor mir gesessen hätte; jedesmal, wenn ich den Blick auf den Stuhl richtete, sah ich meinen Mann." Der Maler hat 300 Porträts in einem Jahre vollendet; doch kam er dahin, seine Phantasiebilder mit der Wirklichkeit zu verwechseln, und verfiel in eine dreißigjährige Geisteskrankheit. Endlich wurde er wiederhergestellt. Erinnerungsvermögen und Malertalent zeigten sich noch ungeschwächt.

§ 2. Die emanzipierte Phantasie.

Man braucht auch am hellen Tage bloß die Augen zu schließen, äußeres Geräusch fern zu halten, dem dolce far niente sich hinzugeben und jedem ernsten Gedanken sich zu entziehen, und man wird bald das rege Treiben der Phantasie sich entfalten sehen. Läßt man die Einbildungskraft ungezügelt schalten und walten, so entstehen die Träumereien. Mit dem Wort „träumerisches Wesen" pflegen wir drei innig verbundene Eigenschaften zu bezeichnen. Zunächst wendet man das Wort wohl auf Leute an, deren Gedanken nicht bei dem sind, was sie tun, sondern ganz anderswo. Sie sehen „verloren in den Tag" oder „ins Blaue" hinein und leben in einer Welt von Phantasiegebilden, statt in der Wirklichkeit. Sodann nennen wir träumerisch jene, welche ihre Motive zu handeln nicht festen Vernunftprinzipien entnehmen, sondern von Gefühlen, Ahnungen, dunkeln Trieben sich leiten lassen. Damit hängt die dritte Eigenschaft zusammen, daß jeder energische Willensentschluß fehlt, ein geregeltes Leben nicht zu stande kommt, alles von den augenblicklichen Einbildungen oder der Einwirkung anderer abhängt. Ein solches Traumleben im wachen Zustande, wie es sich vor allem auf dem Grunde einer neuropathischen Belastung entwickeln kann, schildert uns die folgende Beobachtung des französischen Irrenarztes Féré[2].

Es handelt sich um einen Kaufmann von 37 Jahren. Von frühester Jugend an war er, wie seine Verwandten bemerken konnten, Anfällen von Traurigkeit

[1] Des hallucinations 39; vgl. andere Fälle ebd. 497 586.

[2] Pathologie des émotions 345 ff.

ausgesetzt gewesen. In diesen zeigte er eine große Neigung, alles übel auszulegen, und faßte augenblicklich Haß gegen die Personen, die ihn umgaben. Er verheimlichte diese Abneigungen; denn sein Vater, der ihn sehr streng erzog, würde sie nicht geduldet haben. Aber er entfernte sich, verbarg sich in den verborgensten Teilen des Hauses und blieb dort stundenlang sitzen. Später, als ihm erlaubt wurde auszugehen, irrte er einen Teil des Tages umher. In diesen Stunden der Einsamkeit begann er sich seine Luftschlösser zu bauen, die allmählich eine bedeutende Rolle in seinem Leben spielten. Erst waren seine Bauten nur vorübergehender Natur und machten täglich neuen Platz. Allmählich aber nahmen sie Gestalt und Festigkeit an. Jedesmal, wenn der junge M. das Bedürfnis fühlte, allein zu sein, nahm er den Traum vom Morgen oder vom vorhergehenden Tage wieder auf und lebte eine Karriere durch, eine rasche Laufbahn, die nur einige Tage, eine oder zwei Wochen dauerte. Wenn er von seiner eingebildeten Rolle ganz durchdrungen war, geschah es öfters, daß er seine Träume auch in Gegenwart anderer Personen fortsetzte. Als er im Kolleg war, hatte er oft von dem, was um ihn vorging, nichts gesehen und nichts gehört. So lebte M. mehrere Karrieren durch, bald die militärische, bald die eines Seemanns, eines Ingenieurs usw.... Die Ereignisse schienen sich zur Zufriedenheit des Träumers zu verketten, und er zog sein erträumtes Leben dem wirklichen vor. Wohl oder übel brachte er seine Studien zu Ende. Als er aus der Schule kam, änderte sich sein Leben. Während des Tages lebte er mit den Angestellten des Hauses zusammen, der Abend war dem Verkehr mit der Familie und dem Vergnügen gewidmet. Seine vielfachen und dringenden Geschäfte hielten seine Aufmerksamkeit gefesselt. Es blieb ihm keine Zeit für Träumereien mehr. Er heiratete 1877 und wurde zugleich Chef des Hauses, in dem er angestellt gewesen war. Mit seiner Lage war er in jeder Hinsicht zufrieden; übrigens war er sehr beschäftigt und hatte wenig Mußestunden. Infolge Kränklichkeit seiner Frau während der Schwangerschaft stellte sich bei ihm Schlaflosigkeit ein. Zuerst waren die schlaflosen Stunden bloß ausgefüllt mit den Sorgen für den Haushalt und das Geschäft. Aber allmählich kehrten seine alten Luftschlösser wieder. Auch jetzt waren sie zuerst nicht dauerhaft, nahmen ihn nicht sehr in Anspruch; aber immer mehr und mehr gewannen sie an Dauer. Schließlich setzten sie sich definitiv fest. Vier Jahre führte er nun so sein Traumleben, und die Hauptzüge desselben waren folgende: Er hatte sich in Chaville am Waldrande einen Pavillon bauen lassen, umgeben von einem Garten. Durch stetige Vergrößerung war aus dem Pavillon ein Schloß geworden, aus dem Garten ein Park. Ställe mit Pferden und Wasseranlagen waren gekommen, um das Besitztum zu schmücken. Die innere Ausstattung war gleichzeitig modifiziert worden. Jedesmal, wenn Herr M. allein sein konnte, ging er im Geiste dorthin, legte sich eine Verbesserung, einen neuen Schmuck zurecht, der sogleich entstand. Eine Frau kam und belebte das Gemälde, zwei Kinder wurden ihm geboren. Es fehlte dem Haushalt nichts als das rechtliche Bestehen. Das war denn auch die einzige Wolke im Glücke unseres Träumers.

Inzwischen zeigte er seiner wirklichen Frau gegenüber eine große Kälte; seine eigenen Kinder schien er ganz vergessen zu haben. Seine Geschäfte interessierten ihn nicht mehr. Er wurde von seiner Umgebung und seinen Angestellten, die festen Überlieferungen folgten, gleichsam gehalten und gezwungen, mit der Maschine zu laufen. Er führte Féré gegenüber mehrere Geschäfte an, die nicht vollzogen werden konnten, ohne daß er daran teilgenommen, und doch war er nicht im stande, an ein einziges Detail sich zu erinnern. Ein großer Teil der Tätigkeiten in seinem täglichen Leben waren ganz maschinenmäßig ohne Bewußtsein getan; er hatte für sie kein Gedächtnis, während die erträumten Abenteuer viel lebendiger vor ihm stehen. Von Zeit zu Zeit bemerkte man an ihm, daß er geistesabwesend war. Man fand ihn ganz regungslos dasitzen, ein seliges Lächeln verklärte seine Züge. Erst lautes Zurufen oder sonst eine starke Sinneserregung riefen ihn in die Wirklichkeit zurück. Vom Sonntag, den 20. Februar, an welchem er seiner Umgebung am meisten zerstreut und versunken schien, wußte er nur seine Träume. Als ihm Féré sagte, daß er um zehn Uhr mit seiner Frau zur Messe gegangen sei, antwortete er: „Ich glaube gern, was Sie mir sagen, da ich aus allem, was sich zuträgt, sehe, daß ich meinen Verstand verloren. Aber wenn ich nur meinen Erinnerungen Rechnung trüge, würde ich Ihnen sagen, daß ich an jenem Tag nach Versailles gegangen war, grüne Pflanzen zu kaufen, um im Speisesaal jene zu ersetzen, die abgestorben waren. Der Rest des Tages wurde in Chaville zugebracht." Am Donnerstag, den 24. Februar war Herr M. in Wirklichkeit in seinem Bureau, wo auch sein Schwiegervater anwesend war. Im Geiste aber war er im Salon zu Chaville und überwachte einen Tapezierer, der eine neue Anordnung von Wandteppichen traf. In diesem Augenblick näherte sich ihm ein Fremder und fragte nach Herrn M. Keine Antwort. Der Fremde fragt ein zweites Mal. Darauf ertönt es von den Lippen des Herrn M.: „Er ist in Chaville." Dabei erwacht M. aus seiner Träumerei und ist selbst erschreckt über diese Antwort. Er glaubte selbst irre zu sein. Das gab den Anlaß, daß er sich dem Nervenarzte stellte. Kalte Duschen, verbunden mit einer stärkenden Behandlung, getreue Überwachung durch den Schwiegervater und die Frau brachen den Bann. Sie riefen ihn zur Wirklichkeit zurück, sobald die Träumereien einsetzen wollten. Im Mai des Jahres war er wiederhergestellt.

Fälschung des Urteils, Verkehrung aller Gefühle und Strebungen, Kollision mit Recht und Pflicht, Tollheiten in Handel und Wandel: das ist das Leben der folle du logis. Auf dem gleichen Boden einer sich selbst überlassenen, kaum durch höhere Überlegungen und Ziele gelenkten Tätigkeit der Einbildungskraft entwickelt sich bei regerer Beteiligung des sinnlichen Gefühls- und Affektslebens ein anderes Bild. Es ist dasjenige der P h a n t a s t e n u n d P l ä n e m a c h e r. Hier ist das Treiben der Phantasie reger und unruhiger, die Bilder wechselvoller und widerspruchsreicher. Das spiegelt sich dann wieder in der äußeren Erregung, im Blick

der Augen, im Reden und unruhigen Handeln des Phantasten, der Pläne faßt und sie umwirft, um neue zu gestalten, alles anfängt und nichts ordentlich zu Ende führt. Gefährlich wird die Phantasie vor allem jenen, welche sie planmäßig erregen und mißbrauchen, welche die Produkte der Einbildungskraft bis zur Halluzination treiben.

Das Beispiel eines solchen haben wir in dem bekannten Musiker und Erzähler E. T. A. Hoffmann[1], dem Verfasser des „Kater Murr". Er war ein würdiges Seitenstück zu Thomas Quincey. Mit Wein von der besseren Sorte beschleunigte er sein „Mühlenrad". Er trieb das Trinken nicht bis zum vulgären Rausch; er hörte auf, wenn er meinte, auf der rechten Höhe zu sein. Dann kamen ihm seine Halluzinationen, seine Phantome und Visionen. Er glaubte dann seinem Talent den ganzen Scharfsinn gegeben zu haben, um seine Blicke in die Tiefe einer geheimnisvollen Welt zu versenken. Das war eine Welt mit andern Gesetzen und andern Kräften, als die Kräfte und Gesetze sind, welche die Doktoren und Universitätsprofessoren studieren, formulieren und messen. Er sah die Bewohner dieser andern Welt und verkehrte mit den Geistern der Hingeschiedenen. Die „Doppelgänger" waren ihm ganz gut bekannt. Donna Anna, die er eben noch auf dem Theater spielen gesehen, steht plötzlich hinter ihm in der Loge und plaudert mit ihm; er kann an ihrer Doppelgegenwart gar nicht zweifeln. Die Phantome waren ihm gut bekannt. Er brauchte für sie keine düstern, verlassenen Schlösser, sie kamen nicht aus Felsenspalten hervor, entstiegen nicht den Wassern. Sie zeigten sich ungeniert, wo sie wollten. An einem Kaffeetisch, im erstickenden Tabakrauch macht Hoffmann die Bekanntschaft mit dem Schatten des Komponisten Gluck. Diese Phantome, die er sah, mit denen er sprach, bildeten den Ausgangspunkt vieler seiner Erzählungen. Es wurden aus ihnen Porträts nach der Natur.

Ungestraft vermochte freilich auch Hoffmann seine Halluzinationen nicht heraufzubeschwören. Sie stellten sich allmählich ungerufen ein. Zwar hatte er nie jene schrecklichen Gesichte, wie sie dem Delirium tremens eigen sind. Doch sah er zuweilen mitten in einem hellerleuchteten Saale, der voll von Leuten war, einen Gnom aus dem Parkettboden aufsteigen, und wollte mit dem Ausdruck des Scherzes nicht glauben, daß andere nichts davon bemerkten. Es kam auch vor, daß er von Gespenstern und Grimassen schneidenden Figuren umgeben war, besonders in der Nacht, wenn er allein an seinem Arbeitstische saß. Seine phantastischen Erzählungen belebten sich dann um ihn her mit einem solchen Realismus, daß ihn der Schrecken erfaßte, und er seine Frau aufwecken ging. Die geduldige Micheline erhob sich dann, kleidete sich an und setzte sich neben ihren Gatten, um ihm Sicherheit einzuflößen.

Dazu gesellte sich die Furcht, der Zwangsgedanke an das Irresein. „Warum denke ich so oft an den Irrsinn im Schlafen und im Wachen?" Er wollte sich

[1] Vgl. Essais de littérature pathologique. I Le vin. — Hoffmann — par Arvède Barine. Revue des deux mondes, 15 nov. 1895.

befreien, indem er die Narren aus seinem Geist nach außen projizierte: er meinte, das müßte wirken wie ein Aderlaß. Doch der Gedanke verließ ihn nicht. Und er hat ihn in seinen Kreisleriana mit dem Akzent des Grauens und Schreckens selber zum Ausdruck gebracht. Sein Ende soll die Paralyse gewesen sein.

Es möge noch ein Psychiater zum Worte kommen, um uns die schädigenden Wirkungen einer emanzipierten Phantasie zu zeigen. „Dauerndes Überwuchern der Einbildungstätigkeit", sagt Kraepelin[1], „findet sich bei einer großen Gruppe psychopathischer Persönlichkeiten. Dahin gehören zunächst die krankhaften Erfinder und Abenteurer, die bei der Verfolgung ausschweifender Pläne vollständig den sichern Boden der Wirklichkeit verlieren und nur den Erfolg, aber nie die Schwierigkeiten und die Unzulänglichkeit ihrer Mittel vor Augen haben. Ihnen verwandt sind die Träumer, die sich gewohnheitsmäßig in willkürlich erdachte Lebenslagen versenken und sie liebevoll mit feinsten Einzelheiten ausmalen. Endlich haben wir hier der krankhaften Lügner und Schwindler zu gedenken, die in den wechselnden Gebilden ihrer geschäftigen Einbildungskraft höchste Befriedigung finden und dadurch zu immer neuen, kühnen Erfindungen und Ausschmückungen getrieben werden, so daß ein unentwirrbares Gemisch von Wahrheit und Dichtung entsteht."[2]

In innigster Beziehung zu diesem Überwuchern der Phantasietätigkeit stehen drei seelische Eigentümlichkeiten, die wir im dritten Teile dieser Arbeit besprechen werden: Die Enge des Bewußtseins, die erhöhte Beeinflußbarkeit und die Empfindsamkeit.

§ 3. Überwucherndes sinnliches Begehren.

1. Gefühle und Affekte sind abhängig von den Empfindungen und Vorstellungen, aber auch von der Art, wie die einzelnen Vorstellungen sich durch Assoziationen verbinden. Sie können durch Gegenvorstellungen geschwächt, aber auch gesteigert werden. Sehr oft weichen sie ruhiger Überlegung. Der Wille hat über das sinnliche Begehren keine direkte Herrschaft. Er kann aber die Aufmerksamkeit von den Vorstellungen ablenken, in deren Gefolge die Gefühle und Affekte auftreten; er vermag die Affektäußerungen zu hemmen, indem er sie nicht in Handlung übergehen läßt; er kann befehlen, den Gefühlen und Affekten gerade

---

[1] Psychiatrie I⁷ 207 f.

[2] Vgl. Delbrück, Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler (1891).

entgegenzuhandeln, sie zu ignorieren und so ihre Kraft zu brechen. Was wird aber geschehen, wenn man Gefühle und Affekte ungehindert sich entwickeln läßt?

Lebhafte Gefühle, wie sie sich bei Kindern, Frauen, nervösen Leuten sehr leicht finden, haben eine Tendenz, sich auf alles auszudehnen, was mit der lust- oder unlustbetonten Vorstellung irgend welche Beziehung hat, nachfolgende Erlebnisse gerade in dem Lichte erscheinen zu lassen, welches dem herrschenden Gefühle entspricht, nichts aufkommen zu lassen, was diesem Gefühle widerspricht, und so zur eigentlichen herrschenden Stimmung zu werden. So manche rätselhafte Sympathie oder Antipathie beruht auf dieser Ausbreitung der Gefühle. Der Gang, der Ton der Stimme, der Hut, das rote Haar usw. vermögen für oder gegen jemand einzunehmen, einzig aus dem Grunde, weil jemand, den man lieb gewonnen oder den man verabscheut hatte, so sprach und solche Haare hatte. Scherzend meint Groß, Bismarck hätte es nie so weit gebracht, wenn er Mayer geheißen hätte. Die zeitliche und objektive Expansion der Gefühle gewinnt nun bei den „Gefühlsmenschen" einen außerordentlich weitgehenden Einfluß auf die Assoziationen und deren Verlauf, auf die Wahrnehmungen, auf die Urteile und auf den Willen. Nur das wird geweckt, was zu der Stimmung paßt; ist man heiter, so kommt alles Frohe, ist man traurig, so kommt nur das Traurige zur Erinnerung. Ist man guter Laune, so nimmt man alles gut auf, ist man gerade schlecht gelaunt, macht's einem niemand recht. Himmel und Wetter erscheinen nur durch die gefärbte Brille der eigenen Stimmung. Ist die Stimmung eine traurige, und dauert sie länger an, so entsteht zuletzt das Bild der melancholischen Depression, ist sie froher oder zornig erregter Natur, so zeigt sich eine Analogie zur maniakalischen Exaltation und zu tobsuchtartigen Zuständen. Zu den Wechselzuständen des manisch-depressiven Irreseins bildet der rasche Wechsel der Gefühle bei schwachen Naturen eine noch ganz in die physiologischen Gesundheitsbreiten gehörende Analogie.

2. Wird den Gefühlen und Affekten nicht entgegengearbeitet, so sind sie eines schnellen Wachstums fähig. Besonders tritt dies bei den depressiven Affekten hervor. Die Trauer kann sich rasch zum alles beherrschenden seelischen Schmerze entfalten, in welchem keine Trostgründe mehr helfen. Gefährlich wirken besonders zu einer solchen Entfaltung der Umgang mit Traurigen, das Jammern und Klagen vor solchen, welche nur in die gleiche Melodie miteinstimmen, aber ebenso das gewaltsame Unterdrückenwollen. Die

Trauer läßt sich nicht wegdekretieren, wohl aber kann es gelingen, gewisse körperliche Äußerungen hintanzuhalten, zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen, dem beleidigenden oder kränkenden Wort ein freundliches entgegenzusetzen. Dann ist die Macht der Trauer schon zum Teil gebrochen. Wird sie gar nicht bekämpft, so wächst sie an. Dann gilt schließlich von ihr, was Griesinger vom gesteigerten psychischen Schmerze sagt: „Die Pupille des geistigen Auges verengert sich, und als einziges Objekt kommt der scharf fixierte geistige Schmerz zum Bewußtsein; wie in der Hyperästhesie (Hyperalgesie) der Sinne z. B. des Auges dieses sich dem sonst aufgesuchten Lichtreize entzieht und das Dunkle sucht, so entzieht sich der von geistigem Schmerz Gequälte dem geistigen Verkehr mit der Außenwelt, weil ihm jede psychische Berührung unangenehm ist, und wird in teilnahmlosem Versunkensein noch mehr in sich konzentriert."

Beim Zorn ist dies noch viel mehr der Fall. Es ist eine alt bekannte Tatsache, daß man sich in den Zorn hineindenken, hineinreden, hineinleben kann. Galenus[1] zeichnete schon das rasche Anwachsen des Zornes in der Schilderung jenes Mannes, der in Wut geriet, weil er den Schlüssel im Loche verdreht hatte, und nun mit den Zähnen den Schlüssel ergriff und die Türe mit den Füßen einstoßen wollte, mit dem Munde schäumte und Augen machte, als wollten sie ihm aus dem Kopfe springen. Wird aber die Aufmerksamkeit von der zornerregenden Vorstellung abgelenkt, so kann auch der Zorn rasch verrauchen.

Die Störung des Gedankenablaufs ist so häufig beim Affekt, daß die moderne Psychologie dieses Moment in die Definition des Affektes aufgenommen hat. Unter dem Wirken ungeregelter Affekte leidet die Besonnenheit. Zugleich wird die Urteilskraft herabgestimmt, es wird für Realität hingenommen, was bloß Einbildung ist. Ist es doch Tatsache, daß die Halluzinationen die gewaltige Kraft, mit der sie das Geistesleben knechten, mehr noch ihrer innigen Beziehung zu den Wünschen und Befürchtungen des Kranken als ihrer sinnlichen Lebhaftigkeit verdanken[2]. Der Affekt erklärt für recht, was unrecht ist, für nützlich, was offenbar ins Verderben stürzt[3].

Bei erregbaren Naturen bedingt „dieses Fehlen der Dämpfung dauernde Schwankungen des seelischen Gleichgewichtes, Unruhe und Unstetigkeit mit gelegentlichen heftigeren Gefühlsausbrüchen, die bald mehr die Färbung

[1] De cognoscendis curandisque animi morbis.

[2] Kraepelin, Psychiatrie I[7] 141. [3] S. th. 1, 2, q. 10, a. 2.

der Verzweiflung bald mehr diejenige des Zorns annehmen können. Die erstere Form begegnet uns am häufigsten bei der angebornen Nervosität, die krankhafte Zornmütigkeit (iracundia morbosa) bei der epileptischen und hysterischen Veranlagung." [1]

Aber auch die sonnigen Naturen haben ihre Gefahren. Die allzu rosigen Hoffnungen und Erwartungen können getäuscht werden, statt des großen Loses kann ein großer Krach eintreten; der Mangel an entschiedenem Lebensernst, das Spaßen und Scherzen mit dem Leben kann ein Ende nehmen. Nicht gar selten finden wir dann einen jähen Zusammenbruch. Auf den Sonnenschein ist der Gewittersturm gekommen und hat den Baum entwurzelt. Nach Kraepelin kann eine dauernde übermäßige Lustbetonung mit innerer Unstetigkeit ebensowohl eine Vorstufe des manisch depressiven Irreseins darstellen wie das grundlose Gedrücktsein mit Entschlußunfähigkeit [2].

3. Noch tiefer schädigend wirkt die ungezügelte Leidenschaft. Hier handelt es sich nicht mehr um einen plötzlich aufwallenden Affekt, sondern um eine systematisierte Strebung, die alles übrige beherrscht, selbst Verstand und Willen sich dienstbar macht. Nur solange sie die Oberhand noch nicht ganz errungen, solange sie um die Herrschaft kämpfen muß, finden wir bei ihr jenes plötzliche, gewaltsame Hervorbrechen, jene seelische Depression, wenn ihr der Sieg nicht bleibt. Ist sie einmal Herrin, dann tritt eine Art scheinbarer Kraft und Einheit im Seelenleben ein, aber nicht die Kraft und Einheit freier Selbstbestimmung, sondern die Einheit und Gewalt des niedrigen Despotismus. Die Leidenschaft überlegt aber bloß die Mittel, am Zwecke läßt sie nicht rütteln; sie will, aber nicht das naturgemäß Gute, sondern das, was sie als ihren Götzen sich gewählt.

„Der Affekt blendet", sagt Volkmann [3], „die Leidenschaft ist verblendet; der Affekt ist blind, die Leidenschaft ist taub, beide täuschen über den Wert ihrer Objekte, jener in der Form der Halluzination, diese der Illusion. Der Affekt kann sehr heftig sein und doch für die innere Entwicklung nur geringe Bedeutung besitzen, die Leidenschaft kann in schwachen Emotionen ausbrechen und doch Symptom einer tiefgehenden Verfälschung der inneren Ausbildung sein. . . . Der Affekt ist offen und ehrlich, entspringt und verläuft mehr äußerlich, durchwühlt den Leib und ist bald gesättigt; die Leidenschaft ist versteckt und falsch, spinnt ihre Geschichte in den Tiefen des Innern ab, hat ihre Analogien in der Seelenkrankheit und ist unersättlich. . . . Bildung verhütet Affekte, nährt aber die Leidenschaft, wenn sie in deren Dienst getreten ist."

---

[1] Kraepelin, Psychiatrie I[7] 246. [2] Ebd. 247.
[3] Lehrbuch der Psychologie II, Cöthen 1885, 518.

Das hier nur in kurzen Zügen Gesagte zeigt zur Genüge, daß Irrtum, Sünde und Laster eine große Rolle in der Ätiologie von Geisteskrankheiten spielen können. Leider erhält diese Seite des seelischen Unglücks von der heutigen Psychiatrie nicht immer die verdiente Beachtung. Es ist darin freilich ein Rückschlag gegen die rein moralisierende Richtung eines Heinroth zu erblicken. Doch virtus in medio.

Kein Geringerer als der berühmte französische Irrenarzt Esquirol, dem man eine Verkennung des körperlichen Momentes in der Entstehung von Geisteskrankheiten nicht vorwerfen wird, hat die folgenden beherzigenswerten Gedanken niedergeschrieben: „Die Leidenschaften des Menschen bilden nicht allein die wahre Anlage zu Seelenstörungen, sondern stehen mit diesen in den nächsten Beziehungen und bieten die täuschendsten Ähnlichkeiten dar. Wer gesagt hat, daß die Wut der Anfall eines anhaltenden Zornes[1] sei, würde ebensogut auch haben sagen können, daß die Erotomanie eine bis zum Exzeß gesteigerte Liebe, die religiöse Melancholie ein über seine Grenzen geschrittener religiöser Eifer oder religiöse Furcht, die Melancholie mit Neigung zum Selbstmord der Anfall einer anhaltenden Verzweiflung sei. Man könnte leicht zu den verschiedensten Arten der Seelenstörungen die verschiedenen Leidenschaften finden. Von der Leidenschaft ist nur noch ein kleiner Schritt zur vollkommenen Störung, ja sie sind selbst schon eine Störung des Lebens unserer Seele und haben die Tätigkeiten der letzteren schon mehrfach verändert und verletzt."[2]

Die Störungen, welche dieses Kapitel uns vorführte, sind nur vereinzelte Bilder aus dem reichen Gebiete seelischer Wechselwirkung. Die Neurasthenie wird uns weitere klassische Beispiele bieten.

Drittes Kapitel.

Das Seelische in der Neurasthenie.

Vgl. Binswanger, Die Pathologie und Therapie der Neurasthenie, Vorlesungen 1896. — Krafft-Ebing, Nervosität und neurasthenische Zustände (1899), in Nothnagels Spezielle Pathologie XII, 2. Hälfte.

Die Neurasthenie ist eine funktionelle Nervenkrankheit, d. h. eine solche, deren anatomische Bedingungen sich mit den heutigen Mitteln nicht nach-

[1] Ira furor brevis est. Horatius l. 1, epist. 2, 62.

[2] Pathologie und Therapie der Seelenstörungen. Frei bearbeitet von Dr Karl Christian Hille, Leipzig 1897. — Es ist klar, daß Esquirol den Namen Leidenschaft hier nicht im Sinne von Gefühlen und Affekten als den ersten Elementen des Strebens und Begehrens auffaßt, wie dies der aristotelisch-scholastischen Denkweise eigen war, sondern im Sinne von starken, ungezügelten, alles beherrschenden Affekten.

weisen lassen. Sie ergreift das ganze Nervensystem. Doch kann sie Gebiete, die vorwiegend einen locus minoris resistentiae darstellen, in besonderer Weise treffen. Das Zentralnervensystem ist immer mitergriffen, und vorwiegend das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen. Daher treten denn auch seelische Symptome am klarsten hervor. Die massenhaft vorhandenen Störungen in der willkürlichen Bewegung, im Blutumlauf, in der Absonderung und andern vegetativen Funktionen werden durch seelische Vorgänge ausgelöst oder beeinflußt. Zwei charakteristische Eigenschaften liegen der Neurasthenie zu Grunde, eine abnorm leichte Erregbarkeit und eine abnorm leichte Erschöpfbarkeit des Nervensystems. Sie stellt ein Nervenleben dar, in welchen das Gleichgewicht zwischen der Verausgabung und Produktion von Kraft nicht mehr hergestellt werden kann. Das Wort „Nervenschwäche" ist also nicht übel gewählt. Am besten läßt sich dieselbe verstehen, wenn wir sie als eine Art ständiger, chronischer Ermüdung auffassen, in der die Vorgänge, welche sich bei der naturgemäßen physiologischen Ermüdung zeigen, krankhaft gesteigert und im Nervensystem fixiert erscheinen. Jedenfalls aber sind die Ernährungsstörungen in Nerv und Muskel feiner Natur, da die Mehrzahl der Neurastheniker nicht nur das blühende Aussehen bewahrt, sondern auch gut ißt, gut trinkt und gut verdaut.

Wir wollen im folgenden versuchen, die seelischen Erscheinungen der Nervenschwäche zu skizzieren und ihren wechselseitigen Einfluß in etwa klarzulegen. Es ist damit natürlich in keiner Weise gesagt, daß die betreffenden seelischen Erscheinungen sich in allen Fällen der Neurasthenie zeigen. Vielmehr kommen bloß solche Krankheitsbilder zur Darstellung, wo sich die Symptome gleichsam voll und ganz auswirken können. Den Einfluß der seelischen Störungen auf den Organismus werden wir bloß gelegentlich berühren, da er nicht direkt in den Rahmen der in diesem Kapitel uns gesteckten Aufgabe gehört.

§ 1. Störungen der Sinnestätigkeit.

Die abnorme Erregbarkeit der zentralen Nervensubstanz und ihre leichte Erschöpfbarkeit machen sich zunächst auf dem Gebiete der Sinnestätigkeit geltend. Im allgemeinen handelt es sich nicht so sehr um eine Steigerung der Wahrnehmung als vielmehr darum, daß auch schwache Reize unlust- und schmerzerregend wirken.

Schon das Tageslicht wird dem Patienten lästig, er klagt über Blendungsgefühle, es stellen sich leicht Nachbilder und auch subjektive Lichterscheinungen

ein. Die Akkommodationsmuskeln ermüden überaus rasch. Sucht der Kranke dennoch sich anzustrengen und zu lesen, so tritt Flimmern vor den Augen ein, die Buchstaben werden verschwommen und verwaschen. Die wichtigste Erscheinung sind auch hier die Schmerzen in den Augen, der Kopfdruck, zuweilen verbunden mit Schwindelgefühlen und Übelkeit [1]. Die konzentrische Einengung des Gesichtsfeldes, wie sie bei Hysterischen vorkommt, fehlt, ebenso Störungen der Farbenempfindungen.

Auch beim Gehörorgan spielen Reizerscheinungen eine große Rolle. Hier kann eine eigentliche Steigerung der Hörfähigkeit auftreten.

„Eine meiner Kranken", erzählt Binswanger, „bot die auch schon anderweitig beobachtete interessante Erscheinung dar, daß sie im Zimmer sitzend bei geschlossenen Fenstern die Schritte ihres Mannes schon aus weiter Entfernung aus dem dumpfen Geräusche des Straßengewühls heraus oder die Stimmen der einzelnen Dienstboten, welche sich zwei Stockwerke tiefer im Souterrain befanden, zu unterscheiden vermochte." Gewöhnlich bezieht sich die peinigende Hyperakusie mehr auf wirre Geräusche als auf Töne und Klänge. Die Patienten klagen auch „über ein Gefühl von Dröhnen im Kopf beim Gehen auf dem Straßenpflaster, Gefühle von Dröhnen der eigenen Stimme, als werde von andern ins Ohr hineingeschrieen. Gar nicht selten sind Akusmen (subjektive Hörwahrnehmungen), die sich bis zu elementaren Halluzinationen steigern können." [2]

Anästhesie des Gehörs im Sinne von Aufhebung oder Herabminderung der Schallwahrnehmungen scheint auf dem Boden der Neurasthenie nicht vorzukommen. Die Störungen des Geschmackes und Geruches können wir übergehen, da sie weniger wichtig erscheinen. Dagegen sind die Störungen der Hautsensibilität in ganz hervorragendem Maße vertreten. Auch hier handelt es sich um Reizerscheinungen, vor allem im Sinne von schmerzlicher Überempfindsamkeit oder von Spontanempfindungen.

Empfindungen von Schwere, Taubsein, Ameisenkriechen usw. treten auf. Ganz gewöhnliche Beschwerden sind nach Krafft-Ebing (S. 101 103) „brennende, ziehende, drückende, stechende Schmerzen an Nacken, Rumpf, Extremitäten, um den Kopf als schmerzhafter Reif, an Stirn und Schläfen als dumpfer Schmerz, als Brennen, Haarweh in der Kopfschwarte empfunden". Das lästige Gefühl, als ob der Kopf einem Druck unterworfen, reifartig zusammengepreßt, eingeschraubt

[1] „Forciert er die Akkommodationsleistung, so kommt es zu schmerzhafter Spannung der Bulbi (Augäpfel), zu Ciliarneurose (nervöser Affektion des Strahlenkörpers), die sich zu allgemeinem Kopfschmerz steigert, zu vermehrter Tränensekretion, Brennen der Augenlider, venöser Hyperämie der Konjunktiva (Bindehaut) und selbst solcher der Bulbi" (Krafft-Ebing, Neurasthenie 96).

[2] Ebd. 99.

sei, glaubt der genannte Autor geradezu als Stigma neurasthenia*e* bezeichnen zu können. Mit diesen letzten Erscheinungen haben wir übrigens das Gebiet der Hautsensibilität bereits verlassen und sind auf das der Organempfindungen, d. h. jener Empfindungen gelangt, die aus den Muskeln, Geweben, Blutgefäßen und den Organen in den Leibeshöhlen entstehen. Von ihnen sagt Binswanger (S. 84), es sei ein wesentliches Merkmal der Neurasthenie, daß das ganze Heer dieser Empfindungen krankhaft gesteigert erscheine. Auch hier trägt diese Steigerung den Charakter des Schmerzes: Muskelschmerzen, Gefäßschmerzen, Organschmerzen treten in Masse auf.

Blicken wir auf die genannten Erscheinungen gestörter Empfindung zurück, so begegnen uns eine Reihe von Momenten, bei welchen man eine krankhafte, wenn auch nur funktionelle Störung in den peripheren Nerven als Grund vermuten kann.

So weisen die Ermüdbarkeit der Akkommodationsmuskeln der Augen, die subjektiven schmerzlichen Empfindungen von Kopfsausen bei Schalleindrücken, die ermüdungsähnlichen Schmerzen in den Muskeln, die Parästhesien bei leisem Druck auf die Nerven auf eine periphere Störung hin.

Anderseits gibt es eine Reihe von Momenten, welche zeigen, daß auch eine Übererregbarkeit im Zentralnervensystem mit im Spiele ist.

Diese Momente sind: die Ausstrahlung der Reize auf andere als die ursprünglich ergriffenen Bahnen, der Einfluß, den seelische Ereignisse auf diese Empfindungsstörungen in ihrem Entstehen, ihrer Ausdehnung und Stärke haben; endlich die weittragende Bedeutung, welche dieselben im Leben des Neurasthenikers gewinnen. Wird eine eng umschriebene Stelle der Haut gereizt, so macht sich beim Nervenschwachen der Reiz in weiterer Umgebung geltend, ergreift sogar unter Umständen andere Sinnesbahnen (Mitempfindung und sekundäre Sinnesempfindung). Der schmerzliche Reiz kann auf andere Hautbezirke, auf andere Organe, auf andere Glieder überstrahlen (Irradiation). Ein mäßiger sensibler Reiz übt sogar einen Einfluß auf die Blutgefäße, auf die Drüsen, auf willkürliche und unwillkürliche Muskeln. Dies ist bloß erklärlich, wenn die graue Substanz in Rückenmark und Oblongata ebenfalls übererregbar ist.

In vielen Fällen gibt sich der seelische Einfluß von Vorstellungen und Affekten sehr leicht zu erkennen: eine trübe Stunde macht den Kranken unverträglich gegen die geringsten Sinnesreize, ein Erwartungsaffekt läßt seine Knie schlottern, den Schweiß ausbrechen, die Stimme versagen, versetzt ihn fast in Ohnmacht. Eine gemütliche Erholung beschwichtigt alle Symptome. Dies wiederum ist unerklärlich, wenn wir nicht eine zentrale Übererregbarkeit, eine reizbare Schwäche in jenen Zentren annehmen, welche dem Vorstellungs- und Gemütsleben dienen. So weisen denn die Emp-

findungsstörungen wieder hin auf die Grunderscheinungen der Neurasthenie, auf die abnorme Erregbarkeit und reizbare Schwäche des Zentralnervensystems. Durch diese nun gewinnen die Empfindungsstörungen jenen weitgehenden Einfluß, den sie im Leben des Neurasthenikers aufweisen.

§ 2. Reizbare Verstimmung.

Was sehr bald im Leben des Neurasthenikers hervortritt, ist die Veränderung, die das Gemütsleben erfährt. Wie die Empfindungen, die von außen kommen, und noch mehr diejenigen, welche aus dem Innern seines Organismus auftauchen, für ihn mit Unlust und Schmerz verbunden sind, so scheinen es auch die Vorstellungen zu sein. Der körperlichen Hyperalgesie entspricht eine seelische übergroße Schmerzempfindlichkeit. Was in gesunden Tagen ohne Eindruck vorüberging, berührt jetzt peinlich und schmerzlich.

„Der Kranke erträgt mit eventuell eingetretener Hyperästhesie nicht mehr den Lärm der Straße, das Bellen seines Hundes, das Schreien seines Kindes, den Schein der Sonne. Er gerät bei seiner Leichtverletzlichkeit außer sich über eine Bemängelung durch einen Vorgesetzten, über eine harmlose Stichelei eines Freundes, eine kleine Rücksichtslosigkeit eines Passanten, Mitreisenden, über das verspätete Servieren des Diners, das verspätete Eintreffen eines Briefes, einer Zeitung. Schließlich ärgert ihn schon die Fliege an der Wand" (Krafft-Ebing S. 73).

Die Einwirkung der gesteigerten Empfindlichkeit für äußere Reize ist hier gut gezeichnet. Wichtiger ist noch, was Binswanger (S. 90) bemerkt. Der Zustand des Neurasthenikers, dessen Empfindungen leicht schmerzlich werden, kann mit Recht mit jener körperlichen und seelischen Verfassung verglichen werden, in der wir uns zur Zeit körperlichen Schmerzes befinden.

„Vergegenwärtigen Sie sich den Einfluß des körperlichen Schmerzes auf Ihre gesamte geistige Tätigkeit, so wird Ihnen in erster Linie die Änderung in der Stimmungslage auffällig sein. Quält Sie ein heftiger und länger dauernder Zahnschmerz, so werden Sie von einer eigenartigen, ruhelosen, unmutigen, gereizten Stimmung beherrscht, in welcher gelegentlich die Neigung zu Zornausbrüchen, zu einer fast grillenhaft verdüsterten Auffassung selbst einfacher Vorkommnisse des täglichen Lebens Sie befällt. Es wird Ihnen dann außerordentlich schwer sein, Ihr Denken von den mit der Schmerzempfindung zusammenhängenden Gedankenreihen abzulenken; jede geordnete Denkarbeit, die eine erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, mißlingt, indem unaufhörlich die Gedanken abschweifen und Ihre Aufmerksamkeit von der Schmerzempfindung gefesselt wird. Der Zustand wird Ihnen unerträglich, alle andern Interessen treten vor der Zielvorstellung

zurück, von dem Schmerze befreit zu werden, und erst wenn dieses erreicht ist, kehrt die normale Gemütsstimmung zurück, und Ihr geistiges Geschehen ist von dem quälenden Druck entlastet."

Was beim Neurastheniker an Intensität der Schmerzen mangelt, wird durch das Ungewohnte, Belästigende und Peinliche seiner mannigfachen Organempfindungen aufgewogen. So muß denn auch bei ihm jene krankhafte Gemütsverfassung eintreten, die man die reizbare Verstimmung nennt. Ihr Grundcharakter ist Unmut, Niedergeschlagenheit und Apathie. Doch genügen die geringfügigsten Anlässe, um einen Zornesausbruch in der Form von Scheltreden und Schimpfworten, von Drohungen und sogar Gewalttätigkeiten hervorzurufen.

Eine andere Quelle der seelischen Verstimmung sind für den Kranken die Gefühle allgemeiner, sowohl körperlicher wie geistiger Ermüdung, die Befürchtungen, die sich sozusagen von selbst an ihren Zustand anschließen, die Überzeugung der eigenen Ohnmacht, die Angst vor den unangenehmen Folgen, die jede körperliche wie geistige Arbeit für sie zu haben scheint, vor allem auch die scheinbare Unmöglichkeit ihre Gedanken zusammenzuhalten. All das führt sie dahin, nur an sich und die eigenen Leiden zu denken, und zieht eine gewaltige, rücksichtslose Sorge für das eigene Ich groß, die in den Stunden akuten Leidens in widerwärtigster Gestalt auftreten kann.

„Ein krasser Egoismus", sagt Binswanger (S. 92), „beherrscht alle diese Kranken. Die Ungerechtigkeit, welche sich bei ihnen in der Auffassung ihrer Lebensverhältnisse, ihrer Rechte und Pflichten kundgibt, wirkt auf jeden Gesunden geradezu verblüffend. Sie führen über alles Klage, verlangen die größte Rücksichtnahme auf ihren Zustand, fühlen sich aufs tiefste beleidigt, wenn ihre Wünsche nicht sofort erfüllt werden, wenn nicht der ganze Mechanismus des Hauses und der Gesellschaft auf ihre Bedürfnisse eingerichtet wird, während sie selbst sich das Recht anmaßen, ungerügt und ungestraft andere zu beleidigen und zu beschimpfen. Sie spielen die gekränkte Unschuld, die durch den Unverstand ihrer Umgebung, durch den Mangel an Einsicht in ihre unglückliche Situation, durch Widersetzlichkeit und Bosheit unaufhörlich gereizt und gepeinigt werde. Besonders bei jugendlichen, männlichen und weiblichen Neurasthenikern begegnen Sie der Klage, daß sie von den Ihrigen nicht recht verstanden werden; ‚man bringt mir nicht die nötige Nachsicht und Duldung entgegen'."

Wieder ruhiger geworden, bereut indes der Neurastheniker seine harten Worte und seine Klagen. Und wenn es ihm gelingt, sich zu erholen, kann er wieder der liebenswürdigste Mensch von der Welt werden. Dauert

aber das Leiden an und hält sich eine Zeitlang auf einer gewissen Höhe, so kann der Nervenschwache zum unausstehlichen Tyrannen sich gestalten, der die heiligsten Überzeugungen anderer mißachtet und mit Füßen tritt.

§ 3. Die Angstaffekte.

Auf dem Boden der seelischen Überempfindsamkeit und der reizbaren Verstimmtheit, wie wir sie beim Neurastheniker gefunden, entstehen nun sehr leicht Angstaffekte, dauernde Angstzustände oder an irgend eine Vorstellung anlehnende Angstanfälle. Nur selten, meint Binswanger (S. 93), fehle dieses Moment im Krankenbilde der Neurasthenie, wenn man sorgfältig das Vorleben des Patienten durchforsche. Diese Angst nimmt ganz verschiedene Formen an; sie kann einen ausgesprochen körperlichen, aber auch einen deutlich seelischen Charakter zur Schau tragen; sie kann vag und gegenstandslos erscheinen, aber auch klar als Furcht vor einer ganz bestimmten Gefahr auftreten.

1. Oft stehen die körperlichen Erscheinungen der Angst so im Vordergrunde, daß sie das ganze Bild beherrschen. Die Angst wird in einen bestimmten Körperbezirk verlegt.

Am wichtigsten ist wohl die sog. Präkordialangst, „ein ängstlicher Erwartungsaffekt, der mit peinlichen Gefühlen von Druck, Beklemmung in der Herzgrube verbunden ist“ [1]. Hier sind vasomotorische Störungen das erste. Die Angst selber und ihre Lokalisation sind Folgeerscheinungen. Es handelt sich wahrscheinlich um eine Art Gefäßkrampf, der von einem Zustand erhöhter Erregung jener Nerven herrührt, welche die Blutgefäße des Herzens versorgen. Diese erhöhte Erregung der vasomotorischen Nerven der Herzmuskeln kann ihrerseits entweder durch Überstrahlung eines Reizzustandes anderer Eingeweidenerven oder aber durch einen seelischen Affekt hervorgerufen sein. Ähnlich wie die Präkordialangst erklären sich die „Kopfangst“ und die „Brustangst“ der Neurastheniker aus vasomotorischen Störungen, welche den Empfindungen der Beklemmung des Zusammengeschnürtseins, des Pulsierens der Hals- und Hirnadern, des Blutandranges usw. zu Grunde liegen. Wie die pathologischen Gefäßempfindungen, so können auch andere Empfindungen gestörter Innervation zur Lokalisation der Angst in bestimmten Körperbezirken beitragen. So erklärt sich die „Knieangst“, das „Knieschlottern“ der Neurastheniker durch Störungen der Innervation der willkürlichen Beinmuskulatur und ein Teil der Symptome der „Brustangst“ aus den Störungen der Innervation in den Atmungsmuskeln. Aus diesen Störungen und den ihnen folgenden Organempfindungen entsteht erst die Angst als seelischer Affekt. Sehr häufig begegnen wir einer wechselseitigen Steigerung des seelischen und körperlichen

[1] Krafft-Ebing, Psychiatrie[7] 126.

Momentes. Ein primärer, durch eine Vorstellung erzeugter oder auch ein durch ungewohnte peinliche Organempfindungen hervorgerufener Angstaffekt steigert schon vorhandene vasomotorische Störungen; diese rufen neue unangenehme Organempfindungen hervor und erhöhen die subjektiven Beschwerden. So erklärt es sich, wie das nervöse Herzklopfen der Neurastheniker, dem ganz leichte und unbedeutende Innervationsstörungen zu Grunde liegen, bis zur wahren Präkordialangst gesteigert werden kann.

2. In andern Fällen ist von einer Lokalisation der Angst in einem bestimmten Körperbezirk nicht die Rede. Die Organempfindungen treten mehr in den Hintergrund, während das seelische Moment „angstvoller Stimmung“ das Bild beherrscht. Es ist eine allgemeine, unbeschreibliche und undefinierbare Angst, eine wahre „Seelenangst“.

Gewöhnlich haben jedoch diese spontan, man könnte sagen, aus der Mechanik des erkrankten Nervensystems hervorgegangenen Angstzustände die Neigung, sich mit irgend einer Vorstellung zu verknüpfen. Der Kranke sucht einen objektiven Grund sowohl für seine Angst wie für seine peinlichen Organempfindungen. Er findet ihn entweder in widrigen Ereignissen und Gefahren von außen oder in organischen Fehlern seines eigenen Körpers. So gewinnen Angst und Furcht in der Folge bestimmte und deutliche Gestalt. Die ursprünglich vorstellungslose Angst geht in ausgesprochene Befürchtung vor einem drohenden Unglück, vor schwerer Erkrankung über. Am häufigsten ist die Vorstellung, geisteskrank zu werden. Ihr liegen außer lästigen Organempfindungen im Kopfe, den Spannungs- und Ermüdungserscheinungen bei geistiger Betätigung und im Verkehr mit andern, zugleich die Denkstörungen und Denkhemmungen zu Grunde, die Zwangsvorstellungen und Zwangstriebe, von denen wir später noch sprechen werden. Dann malt sich der Kranke aus, daß früher oder später seine geistigen Kräfte ganz versagen müssen, und er dem völligen Ruin entgegengehe. Nicht selten ist die Todesfurcht. Sie wird vermittelt durch eigentümliche Schwäche- und Ohnmachtsempfindungen. Besonders an vasomotorisch bedingte Störungen in der Herztätigkeit und die daraus resultierenden pathologischen Organempfindungen schließt sich die Angst und an diese die Vorstellung eines nahen Endes an. Daß die Vorstellungen schwerer organischer Herz- und Lungen-, Magen- und Darmerkrankungen ꝛc., die weder der Arzt noch die Umgebung erkenne oder anerkennen wolle, sich auf dem Grunde pathologischer Sensationen und Stimmungsanomalien aufbauen können, ist leicht erklärlich und durch die Erfahrung überreich be-

stätigt. Von großer Wichtigkeit ist es, mit Krafft-Ebing[1] im Auge zu behalten, daß die „hypochondrischen" Vorstellungen des Neurasthenikers mehr oder weniger immer einen Erklärungsversuch für die pathologischen Empfindungen bilden. Die krankhafte Idee ebensowohl wie die von ihr abhängige trübe Stimmung halten nur so lange an, als jene Empfindungen im Bewußtsein andauern. Daher ist es beim Neurastheniker im Gegensatz zum Hypochonder möglich, diese krankhaften Ideen und Stimmungen zu bekämpfen. Der Kranke ist dem ermunternden und korrigierenden Einflusse des Arztes und der eigenen Umgebung zugänglich. Unter Umständen kommt er selbst zur Einsicht, daß er seinen Zustand falsch beurteilt hat. Freilich, wenn einmal die Vorstellung, krank zu sein oder krank zu werden, Affekte ausgelöst hat, und durch diese noch mehr gefestigt wird, kann es oft längere Zeit anhalten. Aber auch dann wird Korrektur der falschen Ideen eintreten, sobald der Affekt schwindet, Belehrung durch den Arzt hinzutritt, und die Sensationen, die den Wahn stützten, in den Hintergrund treten.

3. Die Angst der Kranken gibt sich oft kund in einer ruhelosen Geschäftigkeit, die von einer Arbeit zur andern drängt. Alles mögliche wird begonnen, nichts vollendet; die widersprechendsten Maßregeln werden getroffen, hin und her gerannt, bis die Erschöpfung dem hastigen Treiben ein Ziel setzt. Unter Umständen kommt es zu heftigen, anfallartig auftretenden Angstbewegungen. „Sie werfen sich verzweiflungsvoll auf ein Lager nieder, machen konvulsivische Bewegungen mit Händen und Füßen, wimmern und wehklagen. Oder sie stürmen, von der Angst gepeitscht, im Zimmer hin und her, die Hände gegen den Kopf oder auf das Herz gepreßt oder zu Fäusten geballt. . . . Entweder finden die Patienten nur unartikulierte, stöhnende Laute oder klagende Ausrufe (‚ach Gott, es geht zu Ende, wie ist mir, ich ersticke' usw.), oder sie schreien laut nach Hilfe oder beten oder fluchen. Alle irgendwie möglichen Hilfs- und Linderungsmittel werden mit fast fieberhaftem Tätigkeitsdrang herbeigeschafft. Kalte

[1] Nervosität und neurasthenische Zustände 121. Der Wahn des Hypochonders ist dagegen nach diesem Autor nur eine Teilerscheinung einer eigentlichen Geisteskrankheit. Es ist eine primäre, krankhafte Schöpfung der Phantasie. Die abnormen Sensationen sind sekundär, auf dem Wege der „Vorstellung in die Leiblichkeit hineinprojiziert" (Romberg). Der Wahn des Hypochonders kann ganz unglaublichen Inhalt annehmen. Er kann meinen, die Tollwut zu haben, während er nie von einem Hunde gebissen wurde. Mit Vernunftgründen aber lasse sich die fixe Idee eines Hypochonders nie austreiben.

und warme Waschungen oder Umschläge müssen gemacht werden, Senfteige werden gelegt, starke Alkoholika getrunken . . . für jeden Fall aber wird in einem solchen Angstparoxysmus die ganze Umgebung in Bewegung gehalten, um in dieser oder jener Weise Hilfe zu leisten" (Binswanger, Neurasthenie 101).

Endlich gibt es Anfälle, in denen ein eigentümliches Gemisch von Angst- und Zornaffekten sich geltend macht oder auch die letzteren vorherrschen. „Hier gesellen sich zu den geschilderten Krankheitsäußerungen oft ganz gewaltsame motorische Entladungen hinzu, die sich als ein planloser Zerstörungsdrang oder drohende Scheltworte oder sogar gewalttätige Handlungen gegen ihre Umgebung kundgeben" (Ebd. 101).

„Ich habe hochgebildete Frauen mit einem großen Maße von Selbstbeherrschung gekannt, die in solchen neurasthenischen Affektzuständen mit den Füßen auf den Boden stampften, Teller auf die Erde schleuderten und planlos hin und her rannten, um sich schließlich in verzweifelter Stimmung und unter heftigem Weinen aufs Sofa oder aufs Bett zu werfen" (S. 97). Ein anderer Patient, ein sehr gebildeter, „in gesunden Tagen durchaus maßvoller und besonnener Offizier, mußte sich aus seinem Familienkreise entfernen, weil er in seinen Zornausbrüchen seine Frau und Kinder tätlich mißhandelte, besonders aber an seinem Burschen sich bei den geringsten Anlässen vergriff. Der Patient war sich des krankhaften Charakters dieser Wutausbrüche durchaus bewußt und drang selbst darauf, einer Anstalt übergeben zu werden."

§ 4. Die Phobien.

Wir sind schon bei der Betrachtung der Angstaffekte der Neurastheniker auf eine wichtige Klasse von pathologischen Befürchtungen aufmerksam geworden, welche sich um eine ganz bestimmte Vorstellung gruppieren. Es war die Klasse der Nosophobien, der Furcht vor geistiger oder körperlicher schwerer Erkrankung. Aber auch an die Vorstellung anderer Gefahren hypothetischer oder wirklicher Art, welchen der Neurastheniker wegen seiner körperlichen oder seelischen Schwäche sich nicht gewachsen glaubt, knüpft die Furcht an. Der Gedanke, die betreffende Gefahr bestehen zu müssen und ihr nicht gewachsen zu sein, führt nun einen eigentlichen Angstaffekt, oft einen wahren Angstanfall herbei.

Muß ein Neurastheniker als Redner auftreten, oder sieht er sonst die Aufmerksamkeit auf sich gerichtet, so kommt ihm leicht die Angstvorstellung, er könne stecken bleiben, er könne eine Ungeschicklichkeit begehen und sich blamieren. In diesem Zustand nun leidet tatsächlich das Gedächtnis, das geordnete Denken wird

erschwert, die Muskelinnervation wird unsicher. Der Kranke merkt es, verliert den letzten Rest von Herrschaft über seine Vorstellungen und seine Muskeln; er bleibt wirklich stecken. Diese erste Blamage ist fatal für später. Schon der Gedanke an die zu haltende Rede oder das auszuführende Experiment, weckt die Vorstellung des früheren Mißlingens, die Angst ist da und oft mit ihr das erneute Fiasko. Hier handelt es sich immer noch um wirkliche, wenn auch kleine Gefahren; denn das Gedächtnis kann einen verlassen, ein Versuch, mag er noch so gut vorbereitet sein, kann mißlingen. Was den Befürchtungen (Phobien) des Neurasthenikers ihr eigentümliches Gepräge gibt, ist der Umstand, daß sie an Vorstellungen anlehnen, die beim Gesunden keinerlei Furcht erwecken.

Bei gewissen dieser Angstanfälle läßt sich im früheren Leben oft noch ein Anhaltspunkt finden. So kann die Höhenfurcht, die Furcht, eine Brücke zu passieren, in einem Kahn zu fahren, an eine früher bestandene Gefahr sich anlehnen, wenn vielleicht auch die klare Erinnerung an diese längst dem Gedächtnis entschwunden ist. So soll die Angst, die Pascal beim Passieren einer Brücke ergriff, von einer Gefahr hergerührt haben, die er einst auf der Brücke von Neuilly bestanden. Auch die Vorstellung von fremdem Unglück, von Theaterbrand, Zusammenstürzen von Gerüsten 2c. vermag Phobien zu begründen.

Für die meisten Fälle jedoch, ja gerade für die klassischen Phobien der Neurastheniker, für die Platzangst (Agoraphobie), die Furcht vor der Dunkelheit (Nyktophobie), vor geschlossenen Räumen (Claustrophobie), vor dem Alleinsein (Monophobie) usw. ist eine andere Erklärung zu suchen. Wahrscheinlich liegen im Hintergrunde peinliche Organempfindungen, Mißempfindungen, welche den Neurastheniker zufällig überkamen und Angst wachriefen, als er allein im Dunkel der Nacht war usw. Das peinliche Gefühl, welches sich einstellte, assoziierte sich nunmehr mit der Vorstellung des Alleinseins, der Dunkelheit oder des Menschengewühles 2c. Sobald diese Vorstellungen auftreten, wecken sie von neuem das Angstgefühl.

So erklärt Krafft-Ebing (S. 74 f) die Platzangst. „Sie beruht darauf, daß der Kranke einmal in exponierter Lage (menschenleere Straße, Platz) von einer Mißempfindung (Schwächegefühl, Herzklopfen u. dgl.) befallen wurde. Sofort assoziierte sich damit die Vorstellung einer Gefahr (Ohnmacht, Schlagflüsse usw.) in dem Bewußtsein des höchst impressionabeln Kranken. Unter dem Einfluß des sich anschließenden Angstaffektes geriet er durch Herzklopfen, Zittern, Knieschlottern, Schwäche und Schwindelgefühl tatsächlich in eine hilflose Situation. Dieser psychische Eindruck, mit lebhafter Furcht betont, haftet nun im Bewußtsein und die Wiederkehr einer mit dem betreffenden originalen Vorgang verbundenen Mißempfindung, Vorstellung oder gar Situation ruft den peinlichen Zustand neuerlich

hervor. Der originale oder wiederholte Mißerfolg bei dem Versuch, der Situation Herr zu werden, hemmt den Rest der ohnehin schwachen Willensenergie, hält sie durch Furcht vor der Wiederkehr des gefürchteten Zustandes in Schach und macht den Kranken von nun an unfähig, aus sich selbst die Leistung, Gehen auf menschenleerer Straße, zu vollbringen."

Aber auch ohne daß besondere Organempfindungen zu Grunde liegen, kann plötzlich in irgend einer Situation die Vorstellung einer Gefahr, einer mißlichen Lage usw. auftauchen und durch das Angstgefühl, das sie weckt, fest mit jener Situation verschmelzen. So kann einem Neurastheniker plötzlich in einer Versammlung die Vorstellung kommen, „wenn jetzt die Decke einbräche, wenn Feuer entstünde!" 2c. und ihn zwingen, eine Stelle aufzusuchen, wo stets der Rückzug ins Freie gedeckt ist. Die Ansätze der Phobien reichen oft weit in die Kindesjahre zurück.

Féré (S. 404) führt folgendes Beispiel an: „M. D., 60 Jahre alt, seit 20 Jahren Diabetiker, zeigt eine absolute ‚Intoleranz gegen Dunkelheit'. Er konnte es nie ertragen, in einem nicht erhellten Zimmer sich aufzuhalten. Wenn er in der Dunkelheit erwacht, wird er von einer solchen Krise der Angst und Beklemmung befallen, und zwar heute noch, daß er seinen Angstschrei nicht zurückhalten kann und unfähig ist, eine Bewegung zu machen, um sich Licht zu verschaffen. Wenn er in der Eisenbahn reist, nimmt er eine Lampe mit sich, um in einem Tunnel sicher nicht dunkel zu sitzen."

Daß der Arzt hier eingreifen muß, ist klar. Der Seelsorger aber muß beachten, daß auch die Skrupeln sehr oft auf neurasthenischer Grundlage sich bilden und dann nur eine besondere Art der Phobien darstellen. Behebung des temporären Zustandes reizbarer Schwäche bzw. die dauernde Beseitigung des neurasthenischen Grundleidens durch den Arzt muß hier mit der seelischen Behandlung verbunden werden.

In ungünstigen Fällen können die Phobien immer weiter um sich greifen. Es werden immer mehr und mehr Anstalten getroffen, das gefürchtete Ereignis zu vermeiden, und es kann schließlich ein wahres Irresein aus Zwangsvorstellungen sich bilden.

§ 5. Die Denkstörungen.

Durchforscht man das seelische Leben des Neurasthenikers, so findet man nicht selten, daß den geistigen Ermüdungs- und Erschöpfungserscheinungen eine Periode der geistigen Übererregung und fieberhafter Tätigkeit vorausging. Aber sie blieben bei dem scheinbar leichten Vonstattengehen der Arbeit unbeachtet, während die peinliche Ermüdung und Erschöpfung, die bald

darauf einsetzte, dem Kranken bald zum vollen Bewußtsein kommen. Die Aufmerksamkeit erlahmt sehr rasch; es wird unmöglich, längere Zeit einen Gedanken festzuhalten, einen Plan zu verfolgen, eine Aufgabe durchzuführen. Die Wiedererweckung gewisser Vorstellungen und Gedanken, deren der Kranke zu seiner Aufgabe bedürfte, geht nur sehr langsam und mühevoll von statten oder das Gedächtnis versagt in Bezug auf die Reproduktion des früher Erlernten und willkürlich Eingeprägten ganz. Ebenso schwer wird es jetzt, sich etwas einzuprägen und zu behalten.

Auch die Auffassung des Gelesenen, Gehörten, Geschauten scheint schwieriger und peinvoller geworden. Mitten in die Arbeit hinein drängen sich Vorstellungen, die nicht zur Sache gehören. Jede von außen kommende Empfindung und die an sie sich knüpfenden Sinnesbilder und Gedanken wirken ablenkend und werden nur mit großer Anstrengung ferngehalten. Überaus störend und beunruhigend werden endlich die Empfindungen von Spannung und Druck im Kopf, von Herzklopfen und Beängstigung, von Pulsieren der Adern und subjektiven Geräuschen, die sich bei jeglicher geistiger Arbeit einstellen.

Während so die höheren intellektuellen Tätigkeiten leiden und auf dem Gebiete des Verstandes sich allerlei Hemmungserscheinungen zeigen, beginnt die Phantasie ein wirres Treiben. Doch ist es nicht das ruhig ergötzende Spiel eines belustigenden Traumes, sondern ein tolles Rennen und Jagen. Die Vorstellungen stürmen nur so heran in ganzen Scharen und wilden Horden. „Es wird mir ganz wirr im Kopf, weil ich zu viel auf einmal arbeiten muß", sagte ein solcher Kranker. Die Wachträume mancher Fieberkranken bilden die besten Analogien dazu. Es kann bis zur wilden, dem Kranken selbst unerträglichen Ideenflucht gehen. Mit Recht klagt er über die „aufreibende Wirkung des Gedankenspiels". Trotz des Kampfes gegen das tolle Treiben gelingt es nicht, Ruhe und Ordnung herzustellen. Es sind dies Reizerscheinungen des ermüdeten Gehirns, ein wahrer Erethismus cerebralis.

Binswanger glaubt diese Hemmungs- und Reizerscheinungen dadurch erklären zu können, daß er annimmt, die höheren Nervenzentren zeigen eine größere Ermüdbarkeit als die niedrigen, und daher mache sich die Ermüdung und Erschöpfung gleich anfänglich in den Zentren für die logischen Denkprozesse geltend. Allein, da keine physiologischen Daten zur Annahme von Zentren für die eigentlichen Denkprozesse berechtigen, die philosophische Analyse der Begriffs-, Urteils- und Schlußbildung die Unmöglichkeit nachweist, für diese Denkprozesse ein materielles Substrat anzunehmen, müssen wir eine andere Erklärung suchen. Dieselbe dürfte

in dem Umstand liegen, daß die Denkprozesse als Grundlage die leichte Reproduktion von ganz bestimmten Vorstellungen bzw. früheren Erfahrungen verlangen und zugleich die Möglichkeit, solche willkürlich reproduzierte Vorstellungen festzuhalten und andere auszuschließen. Diese Grundlage aber fehlt bei der reizbaren Schwäche des Zentralnervensystems und besonders des Gehirns. Dagegen ist das Spiel der unwillkürlichen Assoziationen, Erinnerungen und Phantasiekombinationen, welches der Linie des geringsten Widerstandes in den Nervenelementen folgt, nicht nur nicht gehemmt, sondern infolge der Überreizung zeitweilig auf unnatürliche Höhe getrieben.

Daher kommt denn auch infolge dieser Übererregung das sog. Zwangsdenken zu stande, wo Erinnerungsbilder früherer Zeiten oder Erlebnisse der Jüngstvergangenheit in ermüdender, monotoner Weise wiederkehren. Zahlen, Eigennamen, Melodien, Reminiszenzen aus Gedichten 2c. treten immer wieder auf. Es ist dies eine Erscheinung, wie sie schon bei der physiologischen Ermüdung des Gesunden auftritt, nur ist sie in der Neurasthenie bedeutend gesteigert. Verwandt mit dem Zwangsdenken, aber wahrscheinlich auf der Grundlage von Affekten stehend, sind die sog. Zwangsvorstellungen: Zwangstriebe und Zwangsimpulse. Auch diese stellen sich bei akuter Ermüdung zuweilen ein, werden aber zu Dauererscheinungen erst auf dem Gebiete der Neurasthenie. Mehr oder minder berechtigte Furcht und Angst festigen diese Vorstellungen und vermehren ihre Gewalt. Häufig findet man, daß die von Zwangsvorstellungen Befallenen schon früher ängstliche Naturen waren. Tritt dann im Verlaufe der Neurasthenie eine Abschwächung der geistigen Prozesse, verbunden mit dem Gefühle körperlicher wie seelischer Schwäche, ein, dann finden diese Zwangsvorstellungen den besten Nährboden. So entstehen die Zweifelsucht und der Drang, immer und immer wieder sich zu versichern, daß diese oder jene Vorkehrung getroffen sei. Doch scheinen gewisse Zwangsvorstellungen, z. B. der Gedanke und die Furcht andere zu vergiften, krankhafter Fragezwang und die Grübelsucht, mehr auf dem Boden schwerer, ererbter neuropathischer Anlage zu stehen. Die früher genannten Phobien sind nur eine besondere Gruppe von Zwangsvorstellungen.

§ 6. Die Abulie.

„Wenn Sie", sagt Binswanger (S. 99), „eine größere Zahl von Neurasthenikern überblicken, so fällt Ihnen wenigstens bei den ausgeprägten Fällen die eigentümliche Schlaffheit und Energielosigkeit ihres Verhaltens auf. Sie beschränken ihre Handlungen auf das allernotwendigste Maß, ziehen sich scheu vor allen

Aufgaben zurück, die außerhalb der Sphäre ihres täglichen beruflichen Arbeitspensums gelegen sind. Die Kranken haben ihre Arbeitsleistung ihrem Kräftemaß sorgfältig und ängstlich angepaßt. Denn die geringste Anstrengung kann das mühsam errungene Gleichgewicht über den Haufen werfen, die vielfältigsten, kaum zur Ruhe gekommenen Krankheitserscheinungen wieder wachrufen, den Kräftevorrat für längere Zeit aufzehren, die annähernd ausgeglichene Stimmungslage erschüttern, gemütliche Depression und deren Folgeerscheinungen herbeiführen. Je größer das Heer der vorhandenen Krankheitserscheinungen ist, je länger der Krankheitszustand sich auf einer gewissen Höhe der Entwicklung hält, desto intensiver wird die Handlungsfähigkeit ungünstig beeinflußt, bis schließlich ganz eigenartige, typische, ‚nervöse Faulenzer‘ aus diesen Kranken werden.“

In einzelnen Fällen liegt im Hintergrund der Untätigkeit die Empfindung der Schwäche und eines schweren körperlichen Leidens. Die herabgesetzte Muskelspannung, die Ermüdungs- und Schmerzempfindungen, die sich bei jeder Bewegung, beim Stehen und Gehen einstellen, rauben die Energie und verurteilen zur Untätigkeit. Nervenärzte, wie Möbius und Neftel, haben Fälle beschrieben, in denen wegen dieser Mißempfindungen und Schmerzen, die sich beim Stehen und Gehen, ja selbst beim Versuche sich zu setzen einstellten, alle motorischen Leistungen eingestellt wurden. Es gibt Patienten, die „monatelang zu Bett liegen, zu keiner aktiven Muskeltätigkeit mehr zu bringen sind, wo selbst die notwendigsten Leistungen, welche die Nahrungsaufnahme, die Körperreinigung usw. verlangen, nur mühsam unter Beihilfe anderer Personen ausgeführt werden. Das ganze Leben des Patienten spielt sich in dem meist halbverdunkelten Schlafzimmer ab“ (Binswanger S. 100). Hier wirkt wohl außerdem die Peinlichkeit von Sinneseindrücken mit, um den Kranken in die Einsamkeit zu treiben.

Gewöhnlich aber sind es vielmehr die Hemmnisse auf seelischem Gebiet, die Störungen des Gedächtnisses und des Verstandeslebens, die seelische Verstimmung und Reizbarkeit, die krankhaften Besorgnisse und Befürchtungen, welche schließlich die Willensenergie lähmen und die Tatenlosigkeit bedingen. Der Mangel an Energie und Tatkraft macht sich denn auch vor allem in Bezug auf jene Arbeiten geltend, bei denen geistige Tätigkeit geleistet werden soll, welche Anforderungen an das Gedächtnis, an den Verstand stellen und ein zielbewußtes, planmäßiges Handeln erheischen. Die Spannungs- und Ermüdungsempfindungen, welche sich infolge der Erschöpfung bei jeder geistigen Anstrengung sogleich einstellen, wirken übrigens auch hier lähmend ein. Apathie scheint gewöhnlich nicht im Spiele zu sein. Nur „im Verlauf schwerer cerebraler Neurasthenie kann die Hemmung

im geistigen Mechanismus so groß werden, daß eine erschwerte Ansprechsfähigkeit des Gemütes bis zum förmlichen gemütlichen Torpor Platz greift. Dann erscheint der Kranke vorübergehend gefühllos, empfindungsstumpf. Zu einer tieferen und dauernden Störung, wie sie bei Melancholie als psychische Anästhesie sich findet, kommt es im Rahmen der Neurasthenie jedoch nicht (Krafft-Ebing S. 73). Die Willenlosigkeit der Neurastheniker läßt sich demnach nicht wie die der tiefen Melancholie auf Gefühllosigkeit zurückführen.

Eine wichtige Rolle in der Entstehung der neurasthenischen Abulie spielt die Angst. Es gibt Neurastheniker, wirklich gebildete Kranke, welche klagen: „Ich darf mir nichts vornehmen, keine Entschließung treffen wollen, weil schon der Gedanke an den Entschluß mir die heftigste innere Angst und Pein verursacht, welche mich hindert, meine Gedanken zur Tat werden zu lassen, weil mitten in der Entschließung die Angst die weitere Verfolgung des Gedankens lähmt" (Binswanger S. 95). Dabei handelt es sich für gewöhnlich nur um Angstgefühle, so daß die körperlichen Begleiterscheinungen nicht deutlich ausgesprochen sind. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß auch ausgeprägte Angstanfälle eintreten, wenn der Kranke intensive Anstrengungen macht, um zu einem Entschlusse zu gelangen. Geht er an die Ausführung selber, so zeigt sich oft ein Versagen der Muskeln, ein Zittern der Knie, der Schweiß bricht aus usw. Bei den einfachsten Handlungen, welche der Kranke unternehmen sollte, essen, gehen, schreiben, treten derartige Erscheinungen hervor. Durch diese Schwierigkeiten gebrochen, schließlich unfähig, sich selbst zu führen, möchten solche Patienten endlich am liebsten nichts mehr tun, dasitzen oder daliegen und sich ihren Gedanken und Träumereien überlassen.

Die Neurasthenie erfordert Behandlung durch einen tüchtigen Arzt [1]. Das Grundleiden, die Dauerermüdung und reizbare Schwäche muß soweit als möglich behoben werden durch Stärkung des Nervensystems. Allfällig andere, selbst geringfügige Lokalleiden fordern ebenfalls besondere Berücksichtigung, weil sie im Rahmen der Neurasthenie einen überwältigenden Einfluß auf die geistige Sphäre erlangen. Die Schädlichkeiten, welche auf seelischem Wege zur Entstehung und Verschlimmerung der Krankheit beigetragen, müssen entfernt werden: Oft ist berufliche Entlastung Vorbedingung, ebenso Fernhaltung von allem, was das Gemüt gewaltig er-

[1] Binswanger S. 372 ff.

regen kann. Vor allem aber handelt es sich um „die Bekämpfung jener psychopathischen Phänomene, welche dem Wiedererstarken der geistigen Tätigkeit am unheilvollsten entgegenwirken. Das sind die psychische Hyperalgesie, die reizbare Verstimmung, der hypochondrische Vorstellungsinhalt einschließlich der verschiedenartigen Furchtvorstellungen, sowie die Entschluß- und Willensschwäche, welche aus diesen psychischen Vorstellungen resultieren." Es gilt daher, wie auch Krafft-Ebing und besonders Dubois[1] hervorheben, das Vertrauen des Kranken zu gewinnen, gegen die kleinen, unabweislichen Schwierigkeiten des Alltagslebens zu feien, ihm seine Krankheitsfurcht zu nehmen, die Überzeugung wachzurufen und durch allmähliche Übung zu befestigen, daß er noch manches kann und dadurch Lebensmut, Lebensfreudigkeit und Willensenergie in ihm zu befestigen. Nicht bloß der Arzt, auch die Umgebung, vor allem der Seelsorger und Erzieher müssen in dieser Richtung tätig sein.

Natürlich muß der Neurastheniker selber mitwirken und das Seinige beitragen. Und daher muß ihn der Arzt belehren und ermuntern. Die reiche Erfahrung, die in folgenden Worten Binswangers (S. 384 f) niedergelegt ist, möge die Länge des Zitates entschuldigen:

„Ich rate übrigens, dem Patienten von vornherein, nachdem man sich über seine Beschwerden genügend unterrichtet hat, etwa folgende Belehrung zu teil werden zu lassen: Die krankhaften Empfindungen, welche ihm die Stimmung verbittern und sein Denken einseitig beeinflussen, bestehen insofern zu Recht, als sie für ihn wirklich vorhanden sind. Es entspricht ihnen aber keine gröbere Veränderung, weder der Nerven noch der Organe, in welchen diese Beschwerden ihren Sitz haben, sondern sie sind nur die krankhafte seelische Reaktion auf ungefährliche, durch bestimmte ärztliche Maßnahmen zu beseitigende nervöse Funktionsstörungen. Diese letzteren sind aber nur dann erfolgreich vom Arzte zu bekämpfen, wenn der Kranke ihm hilft. Die krankhaften Empfindungen sind für sein Allgemeinbefinden viel schädlicher als die zu Grunde liegenden körperlichen Störungen; nicht nur weil sie ihn so ungünstig beeinflussen, sein Urteil über die Tragweite seiner Erkrankung fälschen und ihn zum Sklaven seiner hypochondrischen Vorstellungen machen, sondern auch darum, weil sie rückwirkend den allgemeinen Ernährungszustand, die Herz- und Magentätigkeit usw. ungünstig beeinflussen. Nur dadurch, daß der Patient allmählich lernt, seiner krankhaften Empfindungen Herr zu werden und ihnen einen Einfluß auf seine Entschließungen und Handlungen nicht mehr einzuräumen, wird er seine Genesung wiedererlangen. ‚Finden Sie sich mit ihren schmerzhaften Empfindungen ab, lernen Sie dieselben als lästige, aber ungefährliche nervöse Symptome zu ertragen, oder besser noch, ignorieren

[1] Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung, Bern 1905.

Sie dieselben vollständig, so werden Sie die Erfahrung an sich erleben, daß die krankhaften Empfindungen schwinden. Sie werden dies am besten erreichen, wenn Sie mißtrauisch gegen Ihre eigenen Empfindungen Ihr Tun und Lassen methodisch einrichten. Da Sie dies aber infolge des eigenartigen seelischen Einflusses dieser krankhaften Empfindungen nicht können, so müssen Sie dem Arzt, welcher das Maß Ihrer Leistungsfähigkeit vorher erforscht hat, alle Bestimmungen überlassen, welche eine Kräftigung Ihres Organismus, vor allem aber eine Stärkung Ihrer nervösen Leistungsfähigkeit bezwecken.' Es gehört natürlich zur eigentlichen ärztlichen Kunst, genau zu unterscheiden zwischen den Störungen, die direkt von der Schwäche im Organismus herrühren, welche erst weichen werden, wenn dieser erstarkt, und jenen Innervationsstörungen, die psychisch bedingt sind. Denn nach dieser Unterscheidung muß sich der Arzt richten in der Bestimmung der körperlichen und geistigen Übungen, die er dem Kranken gestattet oder verordnet."

Zwei Klassen von Neurasthenikern sind schwer zu retten. Die eine bilden die hyperkritischen, vielleicht durch zahlreiche Mißerfolge mißtrauisch gewordenen Patienten, die niemand folgen und ihre eigenen Wege wandeln wollen. Zur andern Klasse gehört „die nicht geringe Zahl neurasthenischer Bummler, welche sich mit ihrem Leiden in dem Sinne abgefunden haben, daß es ihnen ein willkommener Vorwand ist, alle Pflichten von sich abzuwälzen und alle Rechte des ‚nervenschwachen' Patienten voll auszunützen. Die pathologische vis inertiae ist so mächtig, daß alle Versuche, durch Belehrung und Anfeuerung den Kranken aus seiner fehlerhaften Lebensführung herauszureißen und ihn durch moralischen Zwang zur Durchführung eines Kurplans zu veranlassen, eine nutzlose Kraftvergeudung sind" (Binswanger S. 371).

Viertes Kapitel.

Rückwirkung der psychischen Funktionen auf den Organismus.

Die meisten Störungen, welche bloß seelisch hervorgebracht sind, und bei deren Entstehen der Organismus keinen entscheidenden Einfluß übt, sind Elementarstörungen oder rasch vorübergehende Gruppenstörungen. Selbst da, wo ein durch den Willen gefestigter Irrtum und ein durch Leidenschaft tyrannisierter Wille solchen Störungen ein mehr dauerndes Dasein verleiht, steht es immer noch in der Gewalt der Belehrung und der Besserung des Willens, diese Störungen aufzuheben. Von geistiger Krankheit aber spricht der Psychologe erst da, wo die bestehenden Störungen dem Einfluß des Willens und Verstandes trotzen und nicht mehr weichen. Solche Störungen müssen ihre Wurzel in einem Boden haben, der dem direkten

Einfluß des Verstandes und Willens entzogen ist. Dieser Boden ist der körperliche Organismus. Da es nun feststeht, daß psychische Ursachen eigentliche Geisteskrankheiten hervorzurufen vermögen, werden wir gezwungen, anzunehmen, daß psychische Ursachen auf den Organismus einwirken, und so für die seelisch bedingten Störungen einen Boden schaffen, in dem sie wurzeln, wir möchten sagen sich „organisch festigen" können.

Wir stehen nicht an, die folgenden Worte Lotzes zu unterschreiben: „Die Elastizität des Seelenlebens ist so groß, daß auch der heftigste Sturm der Gemütsbewegungen und akuter Störung sich in ihm vielleicht wieder beruhigen würde, wenn es sich selbst überlassen bleiben könnte. Aber indem seine Schwankungen auf die körperlichen Substrate zurückwirken, erzeugen sie in diesen sekundäre Veränderungen, die nicht überall mit gleicher Leichtigkeit überwunden werden, sondern oft unheilbar nachdauernd die unterhaltenden Ursachen psychischer Krankheit bilden. Geht aus dem plötzlichen Anfalle eines überwältigenden Affektes Wahnsinn hervor, so dürfte dieser wenigstens nicht notwendig von den inneren Veränderungen der Seele allein, sondern ebensomöglich und wahrscheinlicher von dem Übermaß körperlicher Erregungen herrühren, das, den Affekt begleitend, einzelne Funktionen der Zentralorgane unheilbar überreizte." [1]

Da jedoch ganze philosophische Systeme aus spekulativen Gründen die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Rückwirkung des Seelischen auf die körperlichen Vorgänge ablehnen, müssen wir auch hier auf die Tatsachenfrage eingehen.

§ 1. Aufmerksamkeit und geistige Anstrengung.

Tissot, Von der Gesundheit der Gelehrten, Leipzig 1770. — Hack-Tuke, Illustrations of the influence of the mind upon the body II², London 1884.

Ramazzini, ein berühmter italienischer Arzt, bemerkt: „Der Geist ist unfähig, sich zu beschäftigen, wenn der Leib durch allzugroße Bewegungen ermüdet ist, und ein gar zu langes, anhaltendes Studieren zerstört den Körper, indem es die Lebensgeister zerstreut, welche zu seiner Wiederherstellung nötig sind." Sagen wir mit den Neueren: anhaltende geistige Beschäftigung häuft im Gehirn Ermüdungsstoffe an, welche dann auf den übrigen Organismus zurückwirken; so haben wir einen besseren Ausdruck für die „zerstreuten Lebensgeister" gewonnen. Das Gehirn arbeitet wirklich beim Denken. Obwohl das Denken als solches keine Funktion des Gehirns ist, so können wir doch nicht denken, ohne daß wir immer und immer wieder die sinnlichen Vorstellungen, wenigstens die Wortvorstellungen wachrufen. Die sinnlichen Vorstellungen aber sind eine Funktion des beseelten Gehirns. Ein anderes Moment ist mit der Aufmerksamkeit ge-

[1] Medizinische Psychologie 602.

geben, durch welche bestimmte Vorstellungsreihen geweckt, andere gehemmt werden müssen. Dazu scheint ein Einfluß auf die Vorstellungszentren unerläßlich. Die aktive Aufmerksamkeit wirkt auf den ganzen Körper zurück. Auch experimentell wurde dies festgestellt. Gley fand, daß mit steigender Aufmerksamkeit die Zahl der Herzschläge sich vermehre, die Kopfpulsader sich erweitere und ein deutlicheres Doppelschlagen an ihrem Puls eintrete, während an der Speichenschlagader die Erscheinungen umgekehrt verlaufen [1]. Lombard, Schiff, Broca, Bert wollen ein gesetzmäßiges Steigen der Gehirntemperatur bei schwieriger, intellektueller Arbeit gefunden haben. Die eintretende körperliche Ermüdung und das gesteigerte Bedürfnis nach Ruhe und Schlaf sprechen übrigens deutlich genug.

van Swieten (Commentar. in aphorismos Boerhavii III 413) redet von einem verdienstvollen Mann, dessen gelehrte Nachtbeschäftigungen seine Gesundheit verdorben hatten; er bekam Schwindel, so oft er einer Geschichte oder nur sonst einer kleinen Erzählung aufmerksam zuhörte; es überfiel ihn die größte Angst, sobald er sich bemühte, sich einer Sache zu erinnern, die er vergessen hatte, oft fiel er nach und nach in Ohnmacht und fühlte eine unangenehme Empfindung von Mattigkeit. Das schlimmste dabei war, daß er in dieser Untersuchung, die wider seinen Willen geschah, nicht stille stehen konnte; er mochte sich noch so viele Mühe geben, als er wollte, um sie aufzuhalten, so mußte er sie doch wider seinen Willen fortsetzen, bis er sich völlig übel befand. Tissot erzählt dann aus seiner eigenen Praxis: „Ich bin selbst von einem englischen Edelmann um Rat gefragt worden, der sich, da er in Rom war, so stark auf die Mathematik verlegt hatte, daß er sich nach einigen Monaten seiner Augen nicht mehr bedienen konnte, ob man gleich äußerlich keinen Fehler daran gewahr wurde. Er ließ sich vorlesen, allein in kurzem konnte er sich nicht mehr seines Gehirnes bedienen, ja nicht einmal das gleichgültigste Gespräch einige Minuten fortsetzen" (S. 17).

„Ein schlechter Magen", sagte ein berühmter portugiesischer Arzt, „folgt den Gelehrten nach wie ein Schatten dem Körper" (S. 22). „Der Mensch, der am meisten denkt, verdaut am schlechtesten; derjenige, der am wenigsten denkt, am besten, wenn außerdem alles andere gleich ist" (S. 20). Ja, ceteris paribus! denn es gibt sehr viele, die außerordentlich wenig denken, aber viel phantasieren und doch an nervösen Verdauungsbeschwerden leiden.

Tissot schreibt aber der angestrengten Geistesarbeit auch noch andere Wirkungen auf den Organismus zu:

„Die Arbeiten des Geistes verursachen nicht nur die Entkräftung und eine außerordentliche Beweglichkeit des Nervengebäudes, sondern auch die schwersten

[1] Étude expérimental sur l'état du pouls carotidien pendant le travail intellectuel 1881. Bei Hack-Tuke II 32.

und kenntlichsten Nervenkrankheiten" (S. 26). Außerdem sollen bei einem berühmten Mathematiker, der das „Erbpodagra" hatte, die Anfälle immer beschleunigt worden sein, sobald er eine schwere Aufgabe löste. Und der Ritter von Epernay habe nach einer viermonatlichen ununterbrochenen Arbeit Bart, Augenbrauen und Haupthaar verloren (S. 27).

Tissot schiebt vielleicht allzuviel auf Rechnung der mit geistigen Arbeiten verbundenen Anstrengung und zieht andere zufällige Schädlichkeiten zu wenig in Betracht. Interessant sind aber die drei Gesetze, aus denen er zunächst die Schädigung des Gehirns selber zu erklären sucht. Sie lauten:

1. Hat die Seele das Gehirn allzulange und zu stark in Bewegung gesetzt, so ist sie nicht mehr im stande, dieselbe zu unterdrücken und die Erschütterung dauert wider ihren Willen fort.

2. Bei der Tätigkeit des Gehirns zieht zuviel Feuchtigkeit (Blut) nach diesem — wie überhaupt die Feuchtigkeiten nach jenen Teilen ziehen, die in Tätigkeit sind. Aus dieser Überfüllung mit Nahrungssäften kommen dann besonders unter dem Hinzutritt fremder Umstände allerlei traurige Übel.

3. Die animalische Fiber wird hart: „Bei den Arbeitern werden die Teile, welche arbeiten, hart; bei den Gelehrten ist es das Gehirn selbst." Mit andern Worten sollen reizbare Schwäche des Gehirns, Hyperämie desselben mit ihren Folgen von Ödemen, Blutungen usw., endlich Sklerose des Gehirns die Folgen angestrengter, geistiger Arbeit sein. Man kann nicht sagen, daß die Wissenschaft die Anschauung Tissots bestätigt hat, welcher die genannten schädlichen Wirkungen auch als Folge einer ruhigen, nicht durch Gemütserschütterungen komplizierten geistigen Arbeit hinstellt. Aber belehrend bleiben die Ausführungen Tissots immer, weil sie zeigen, welche Schädlichkeiten durch allzu große Inanspruchnahme des Gehirns, sei es nun bei übermäßiger Wahrnehmungs- und Vorstellungstätigkeit oder bei starken und dauernden Gemütserregungen oder bei exzessiver motorischer Innervation, mit der Zeit eintreten können.

Die weiteren Schädigungen des Organismus leitet der berühmte Schweizer Arzt (S. 14 f) aus folgenden zwei Grundsätzen ab: a) „Daß alle Nerven aus dem Gehirn ihren Anfang nehmen, und zwar just aus dem Teile des Gehirns, welcher das Werkzeug der Gedanken ist und den man das Sensorium commune nennt, b) daß die Nerven einer von den Hauptteilen der menschlichen Maschine sind, daß sie bei allen Verrichtungen unumgänglich nötig sind, und daß es die ganze animalische Ökonomie empfindet, sobald ihre Wirkung in Unordnung geraten ist." Den zweiten dieser beiden Grundsätze können wir auch heute unterschreiben. Beim ersten ist eine Einschränkung notwendig. Es gibt Nerven, die nicht dem Gehirn entstammen. Auch Hirnstamm, Oblongata und Rückenmark enthalten Ursprungskerne von Nerven-

fasern. Zudem stellt der Sympathikus in seiner Hauptmasse ein vom Gehirn relativ unabhängiges System dar. Aber wir wissen, daß Fasern dieses Systems auch ins Zentralnervensystem eintreten und von diesem umgekehrt Fasern dem Sympathikus sich zugesellen. Überdies haben die Forschungen der letzten Jahrzehnte ergeben, daß auch für Magen- und Darmmuskulatur sowie für verschiedene Drüsen sich wirklich Zentren in der Großhirnrinde, also im Sensorium commune, finden [1].

§ 2. Die Begleiterscheinungen des Gefühls und der Affekte.

Vgl. Lehmann, Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. — Hack-Tuke, Illustrations of the influence of the mind etc.[2] — Gutberlet, Psychophysik (1905) 587 ff. — Féré, Pathologie des émotions 175 ff. — Diese Zeitschrift LXXI 507 ff. Einwirkung der Phantasie auf vegetative Vorgänge.

Am deutlichsten tritt der Einfluß des seelischen Lebens auf den Organismus hervor im Gefühle und Affekte.

1. Die experimentelle Psychologie hat mit jenen Hilfsmitteln, welche die Physiologie ihr bot, die körperlichen Äußerungen der Gefühle und Affekte einem besondern Studium unterworfen. Leider entsprechen, wie Martius auf dem ersten Kongresse für experimentelle Psychologie hervorhob, die Ergebnisse durchaus nicht den Erwartungen.

Man registrierte die Atmung mit dem Pneumographen, die Pulsstärke und Frequenz mit dem Sphygmographen, die Blutfülle verschiedener äußerer Organe mit dem Plethysmographen, die Größe geleisteter Arbeit mit dem Ergographen, die Herzbewegung mit dem Kardiographen. Oft wandte man diese verschiedenen Registriermethoden gleichzeitig an. Allein die Resultate sind zum Teil so verschieden ausgefallen, daß ein näheres Eingehen auf die Versuche sich für uns zur Stunde nicht lohnt. Die Schwierigkeit liegt vielfach in der Deutung der aufgezeichneten Kurven, sodann in der ungleichen Rangstufe, den Herzbewegung, Puls, Atmung, Volumen, z. B. des Armes, unter den Ausdruckbewegungen einnehmen. Wir begnügen uns daher, das Schema des Physiologen Lange vorzulegen, mit welchem im ganzen auch die Ergebnisse Lehmanns (S. 67) stimmen — obgleich beide ganz verschiedenen Theorien in Bezug auf das Wesen des Gefühls huldigen.

Schwächung der willkürlichen Innervation		= Enttäuschung
Schwächung der willkürlichen Innervation	+ Gefäßverengerung	= Kummer
	+ {Gefäßverengerung + Spasmus der organischen Muskeln}	= Schreck
	+ Inkoordination	= Verlegenheit
Erhöhung der willkürlichen Innervation	+ Spasmus der organischen Muskeln	= Spannung
	+ Gefäßerweiterung	= Freude
	+ {Gefäßerweiterung + Inkoordination}	= Zorn.

[1] Vgl. Tigerstedt, Lehrbuch der Physiologie des Menschen II[2] 383 ff. Starling, in Asher und Spiro Ergebnisse der Physiologie, 1. Jahrg., 2. Abtl. 446 ff.

Wie wenig Sicherheit bis jetzt auf diesem Gebiete herrscht, mögen folgende Bemerkungen zeigen. Martius meint, nur für den Unterschied zwischen sthenischen und asthenischen (exaltierenden und deprimierenden) Affekten hätten die Experimente Aussicht auf Erfolg; Kelchner findet einen qualitativen Unterschied zwischen dem Ausdruck von Lust und Unlust keineswegs sicher gestellt. Baschide konnte auch zwischen den Äußerungen von Freude und Trauer einen tiefgehenden Unterschied nicht entdecken[1]. Trotz alledem ist es eine ausgemachte Tatsache, daß durch die Gefühle und Affekte Herzbewegung, Blutzirkulation und Blutverteilung, Atembewegung und Leistungsfähigkeit der willkürlichen Muskeln beeinflußt werden. Dies genügt zur Feststellung der Tatsache einer Einwirkung seelischer Geschehnisse auf den Körper vollständig.

2. Die Tatsache dieses Einflusses tritt viel deutlicher hervor, wenn wir die klinischen Beobachtungen der Ärzte und die Alltagserfahrung mit in Betracht ziehen, wie sie in moralphilosophischen Werken der älteren und neueren Zeit uns entgegentreten. Die folgenden Notizen haben wir meist Féré entnommen. Eine Reihe von körperlichen Begleiterscheinungen der Gefühle und Affekte gehören in das Gebiet der Blutzirkulation. Beteiligt sind dabei die Stärke und Frequenz der Herzkontraktion, sodann die größere oder geringere Spannung der Arterien sowie der kleineren Gefäße an der Peripherie, vielleicht auch der Zustand der Muskeln, welcher den Abfluß des Blutes in die Venen entweder fördern oder hemmen kann. Das Zeichen größerer Blutfülle sind erhöhtes Volumen der Glieder, Röte derselben und erhöhte Temperatur. Die Röte zeigt sich nicht bloß an der Epidermis der Körperoberfläche, sondern auch in den Schleimhäuten. So nehmen z. B. die Lippen eine dunklere Färbung an. Diese Symptome treten sehr hervor in den Aufwallungen des Zornes. Die Temperaturveränderung bei verschiedenen Gefühlen hat in der Sprache eine beredte Darstellung gefunden. Sagt man doch: die Hoffnung erwärmt und belebt, die Begeisterung entflammt. Man brennt vor Begierde, und das Blut kocht vor Zorn. Durch Schwierigkeiten wird man abgekühlt und ernüchtert. Man friert vor Furcht, und beim Schauer und Schrecken läuft es einem eisigkalt über den Rücken. Féré hat wohl recht, wenn er diese Ausdrücke nicht restlos in Metaphern aufgehen läßt.

Auch die verschiedenen Phänomene der Atmung bei Gemütsbewegungen wurden zu allen Zeiten beobachtet und haben in der Sprache ihren Ausdruck gefunden: Vom Schmerz erstickt, von Sorgen erdrückt, schnaubend vor Wut und pfauchend vor Zorn. Im Schreck kann man

[1] Vgl. die Literaturangaben bei Gutberlet a. a. O. 587 590 592.

den Atem nicht finden; „der Atem stockt", sagt das Volk. Denn eine starke Gemütserregung suspendiert den Atem. Unter dem Einfluß der Langeweile wird der Atem langsamer und oberflächlicher; dann macht sich von Zeit zu Zeit das Bedürfnis einer reichlicheren kompensatorischen Einatmung geltend und man gähnt.

Wie Charles Bell beobachtet hat, sind bei Gemütserregungen alle Muskeln, welche der respiratorischen Tätigkeit dienen, gleichzeitig affiziert. Wenn die Muskeln der Brust vom Zorn heftig bewegt sind, erweitern sich die Nasenlöcher und die Nasenwände beben.... Bei gewalttätigen Individuen zeigen die Nasenflügel habituell eine große Beweglichkeit und sind erweitert. Bei der Niedergeschlagenheit dagegen in der Trauer senken sich die Nasenflügel und scheinen unbeweglich.

Kennten wir nun noch nichts weiteres als die beiden Phänomene veränderter Blutzirkulation und veränderter Atmung, so müßten wir schon einen ganz bedeutenden Einfluß der Gemütsbewegungen auf das körperliche Wohl annehmen.

Es läßt sich ja im allgemeinen sagen, daß unter normalen Verhältnissen jedes Organ gerade die Blutmenge enthält, die es nötig hat, und daß einem Körperteil durch Erweiterung seiner Blutgefäße um so mehr Blut zugeführt wird, je reger sich seine Tätigkeit gestaltet. Eine plötzliche Veränderung in der Blutzufuhr wird also ebenfalls Veränderung in der Tätigkeit der Organe, sei es in steigerndem, sei es in hemmendem Sinne, bedingen. Nicht nur die Muskeln, sondern vor allem die absondernden Organe werden diesen Einfluß erfahren. Die Speicheldrüsen des Magens, die Bauchspeicheldrüse (Pankreas), die Darmdrüsen, Leber und Niere usw. werden zu rascherer und ergiebigerer Tätigkeit angetrieben oder in derselben gestört werden. Zur Zeit der Körperruhe enthalten die Organe der Brust- und Bauchhöhle einen verhältnismäßig sehr bedeutenden Teil, über die Hälfte der gesamten Blutmenge des Körpers. Treten aber andere Organe — das Gehirn nicht zu vergessen — in Tätigkeit, so wird das in den inneren Organen aufgespeicherte Blut ihnen in dem Maße zur Verfügung gestellt, in welchem ihre Betätigung eine größere Blutzufuhr benötigt. Es besteht also eine Wechselbeziehung zwischen den äußeren und inneren Organen. Schnellere und langsamere Zirkulation des Blutes, verbunden mit der schnelleren oder langsameren Atmung gewinnen natürlich auch einen Einfluß auf die chemische Beschaffenheit des Blutes. Denn sie bedingen eine raschere oder langsamere Ausscheidung der Kohlensäure und der übrigen aus den Geweben aufgenommenen Stoffwechselprodukte, und zugleich eine ergiebigere oder beschränktere Neuaufnahme von Sauerstoff. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Claude Bernard alle nervösen Einflüsse auf vegetative Funktionen, auf die Wirkung gefäßverengernder und gefäßerweiternder Nerven zurückführte. Indes hatte er hierin unrecht; denn es gibt auch eigentliche sekretorische oder Absonderungsnerven, die vom Großhirn aus angeregt werden können und die Drüsen in Tätigkeit zu versetzen vermögen.

Dies führt auf ein drittes Moment der Gefühls- und Affektwirkungen: ihren Einfluß auf die Drüsenabsonderung. Wir bemerken in manchen Affekten eine Schweißabsonderung. Sie geht im allgemeinen einer Erhöhung des Blutzuflusses und der Temperatur in den äußeren Organen parallel. Doch gibt es auch kalte Schweiße, bei welchen keine größere Blutfülle und keine Temperatursteigerung sich zeigt: es sind die Schweiße der Angst und des Schreckens. Die erregenden (sthenischen Affekte) vermehren die Absonderung der Mundspeicheldrüsen. Schon der Anblick wohlschmeckender Speisen oder selbst der Gedanke daran läßt das Wasser im Munde zusammenfließen. Dagegen führen sehr intensive und peinliche Gemütserregungen eine Unterdrückung der Speichelabsonderung herbei. Trockenheit des Mundes stellt sich ein. Beim Zorn soll der Speichel giftig werden. Damit stimmen die Tierversuche gut überein. Nach Bochefontaine und Albertoni rufen mäßige Erregungen der Gehirnrinde gesteigerte Speichelsekretion hervor. Bei starken und wiederholten Erregungen sah François Frank die Speichelabsonderung schwinden. Die Gemütsbewegungen wirken auch auf die Absonderung des Magensaftes und können die Verdauung hemmen.

„Beaumont bemerkte an seinem Kanadier[1], daß der Zorn eine Rötung, eine Vertrocknung und eine krankhafte Reizbarkeit der Magenschleimhaut bewirkte, gleichzeitig mit Unverdaulichkeit. Nicht bloß vorübergehende Affekte wirken in dieser Weise auf die Verdauungsfunktionen; traurige Affekte bewirken auf die Länge andauernde Unverdaulichkeit. Umgekehrt treten bei organischen Läsionen des Magens rasch die physiologischen Bedingungen trauriger Affekte ein, und diese selbst offenbaren sich in der Tat."

Der englische Physiologe Carpenter hält es für keine schlecht begründete Meinung, daß Melancholie und Eifersucht die Neigung zeigen, die Quantität der abgesonderten Galle zu vermehren und ihre Qualität zu verschlechtern[2]. Nach Bichat vermag plötzlicher Schrecken die Gallenabsonderung zu stören und Gelbsucht hervorzurufen. Das gleiche behauptet nach Hack Tuke (II 101) Dr Budd in seinen Diseases of the liver von andauernder Angst und ständigem Kummer. In Bezug auf die Nierenabsonderung schreibt Hack Tuke (I 94): „Der Einfluß gewisser andauernder seelischer Zustände auf das Entstehen der Zuckerkrankheit (Diabetes) scheint erwiesen zu sein.

[1] Vgl. Féré 184. Es ist der berühmte kanadische Jäger, der durch einen Schuß eine Magenfistel bekam und so Beaumont zu den Studien über die Absonderung der Magendrüsen Gelegenheit bot.

[2] Human physiology (1853) 982.

Watson nennt im besondern Unglück und Sorge, Copland angestrengte Geistestätigkeit und niederdrückende Leidenschaften."

Als letztes Moment des Einflusses von Gemütsbewegungen auf den Körper hätten wir noch den Einfluß auf die organische Muskulatur zu erwähnen, besonders diejenige, welche den Verdauungsbewegungen dient. Ein Beispiel aus Hack Tuke (I 137) möge genügen.

van Swieten — der berühmte Reorganisator der medizinischen Studien in Wien unter Maria Theresia — ging einst an einem in Verwesung übergehenden Hund vorbei. Der Ekel war so groß, daß er sich erbrechen mußte. Etliche Jahre vergingen, da hatte van Swieten dieselbe Stelle zu passieren. Jetzt trat das früher erlebte Ereignis in so lebhafte Erinnerung, daß er sich von neuem erbrechen mußte.

Unter all den aufgeführten Momenten ist wohl die Einwirkung der Gemütsbewegung auf die Blutgefäßnerven die ausschlaggebende. Gerade bei Personen, deren vasomotorisches Nervensystem eine größere Schwäche zeigt — Frauen und Kindern —, treten daher die physiologischen Begleiterscheinungen der Affekte in so eklatanter Weise hervor.

Nach dem Gesagten wird es uns nicht mehr wundern, wenn Griesinger (S. 57) schreibt: „So setzen die Affekte und affektartigen Zustände ursprünglich durch Erregung des Körpernervensystems vom Gehirn aus körperliche Anomalien; bei schnell vorübergehendem Affekt und gesundem Organismus gleichen sich diese bald wieder aus; bei schon bestehender körperlicher Krankheit und bei lange fortdauernden Ursachen (z. B. anhaltendem Gram) bilden sich allmählich viel kompliziertere Störungen der organischen Mechanik aus, denen das bloße Aufhören des Affektes nicht alsbald ein Ende machen kann, und die Störungen können nun durch neue, rückwirkende, sekundäre Erregung des Gehirns von ihnen aus nicht nur die vorhandenen Affekte unterhalten und steigern, sondern auch neue derartige Zustände setzen."

Fünftes Kapitel.

Rückwirken auf den Organismus in der Hysterie.

Binswanger, Die Hysterie, in Nothnagels spezielle Pathologie und Therapie XII, 1. Hälfte, 2. Abtl., Wien 1904. — Legrand du Saulle, Les hystériques; état physique et mental, Paris 1891.

Die klassischen Beispiele der Einwirkung der psychischen Vorgänge auf den Organismus bietet die Hysterie. Das ganze Leiden verdankt seine Entstehung sehr oft psychischen Ursachen, und die Beziehung zum Seelischen ist allen seinen Symptomen aufgeprägt. So schrieb Marshall Hall[1] schon

[1] On the diseases and derangements of the nervous system 257.

im Jahre 1841: „Es herrscht eine nahe Beziehung zwischen Gemütsbewegung und Hysterie. Zweifellos ist Hysterie sehr oft eine Erkrankung der Gemütsbewegung. Die gleichen Organe, die gleichen Funktionen sind affiziert."

Heute ist es sozusagen die allgemeine Ansicht, daß es sich bei der Hysterie mehr um eine geistige als um eine körperliche Erkrankung handle. Man steht nicht an, sie „ein Seelenleiden" zu nennen, „welches seinen Ausdruck nicht in intellektuellen Störungen, sondern in Anomalien des Charakters und der Stimmung findet und sein innerstes Wesen hinter einer fast unbegrenzten Zahl von körperlichen Störungen verbirgt" [1].

Binswanger (S. 11 f) ist zwar der Ansicht, daß nicht alle Phänomene der Hysterie notwendig durch seelischen Einfluß entstanden seien, daß es vielmehr elementare hysterische Krankheitssymptome gebe, welche rein aus dem hysterischen Grundleiden, der abnorm veränderlichen Erregbarkeit der Hirnrinde entstehen; aber anderseits hebt er hervor: „Jedes hysterische Krankheitssymptom kann, auch wenn bei seiner erstmaligen Entstehung ein Bewußtseinsvorgang nicht tätig gewesen ist, späterhin durch psychische Phänomene reproduziert werden."

Eine große Schwierigkeit bietet die Hysterie einer psychologischen Untersuchung in dem Umstand, daß sie so wechselnde Symptome, eine so proteusartige Gestaltung darbietet, daß eine kurze und knappe Definition derselben selbst Binswanger in seinem 954 Seiten umfassenden Werk nicht zu bieten wagt. Wir sind daher auf die Umschreibung angewiesen, daß es sich um eine funktionelle Nervenkrankheit handle, in deren Bild wechselnde Lähmungen, Krämpfe und Kontrakturen oft psychogener Natur nebst Anästhesien und Hyperästhesien sich zeigen, während das Gemütsleben und der Charakter allerlei Anomalien aufweisen. Wir wollen versuchen, ein gedrängtes Bild des Vorstellungs- und Gemütslebens der Hysterischen zu bieten, und dann auf die Sensibilitätsstörungen, auf die Lähmungen und Krämpfe näher eingehen und ihr Entstehen in etwa zu enträtseln suchen.

§ 1. Der seelische Zustand der Hysterischen.

Vgl. Binswanger 305—350. — Legrand du Saulle 201 ff. — Oppenheim 729 ff. — Cramer, Die hysterische Seelenstörung, in Lehrbuch der Psychiatrie, herausgegeben von Binswanger und Siemerling 207 ff.

Da wir die Sensibilitätsstörungen gesondert zu behandeln gedenken, so kommen hier bloß die höheren psychischen Störungen in Frage.

[1] Oppenheim 726.

„Ein wichtiger Faktor ist die gesteigerte Einbildungskraft. Die Macht, Sinnesvorstellungen und Sinnesempfindungen ohne adäquaten Reiz zu erzeugen, besitzt auch die gesunde Seele. In der Hysterie ist sie bis zu dem Grade gesteigert, daß Sinnestäuschungen entstehen und Erlebtes nicht allein erinnert, sondern vollständig wieder durchlebt wird" (Oppenheim). Dies bildet die Grundlage zur pathologischen Lüge, der wir bei vielen Hysterischen begegnen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen zeigt sich auch in der Leichtigkeit, mit der sie Gefühle wachruft und so auf das organische Leben zurückwirkt. Gestört zeigt sich die willkürliche Aufmerksamkeit, jene Fälle ausgenommen, wo sie durch einen starken Affekt und ein energisches Begehren — keineswegs immer höherer Natur! — geleitet wird. Pathologische Zerstreutheit ist der Hysterie eigen. Sowohl die Konzentration der Aufmerksamkeit wie die Ausdauer in derselben und das Festhalten einer Idee oder Vorstellung sind erschwert. Zuweilen trägt die Schuld daran eine vorhandene Empfindungsstörung (Anästhesie), infolge deren Empfindungen nicht zum klaren Bewußtsein kommen und so die Aufmerksamkeit nicht wecken. Häufiger aber liegen wohl affektive Momente zu Grunde. Sehr oft findet sich bei Hysterischen das Wachträumen (hypnoide Zustände). Da kommen die verschiedensten Abstufungen vor, vom einfachen gedankenlosen Hindämmern und dem bewußten Achten auf das bunte Treiben der Phantasie bis zu jenen Zuständen, wo das Denken der regellosen Jagd der Vorstellungen und der Reminiszenzenflucht hilflos und traurig gegenübersteht oder gezwungen ist, dem monotonen Einerlei einiger weniger zwangsmäßig sich aufdrängender Bilder meist erschreckenden Inhalts zuzusehen. Aber auch ein ganz kurz dauerndes Verlorensein kann sich im Anschluß an eine heftige Gemütserregung einstellen. Die Folgewirkungen dauern oft Jahre fort, weil zugleich mit dem Affekt sensible, motorische, sekretorische und vasomotorische Störungen einsetzten, die nicht vorübergehen. Endlich können wir hierher als letzte und schwerste Erscheinung dieser Art die hysterischen Dämmerzustände rechnen, welche schon in den Bereich der eigentlichen Geistesstörungen auf dem Boden der Hysterie zu rechnen sind.

Am ausgesprochensten sind die Anomalien im Affekt- und Gemütsleben der Hysterischen. „Die Kranken sind überaus reizbar. Geringe Anlässe verursachen heftige Erregungen, die sich je nach der Art des Anlasses als Zorn, Ärger, Schreck, Angst äußern. Die Stimmung ist einem jähen Wechsel unterworfen" (Oppenheim). Der jähe Stimmungswechsel, die hysterische Launenhaftigkeit mag zum Teil auf das plötzliche Auftreten von Gegenvorstellungen zurückzuführen sein, zum Teil ist es ein pathologischer Stimmungsumschlag. Ein Affekt ist bis zum Exzeß getrieben und ausgebeutet worden, durch Übersättigung schlägt er ins Gegenteil um. Huchard sagt, drei Züge kennzeichnen den hysterischen Charakter: Beweglichkeit und Unbeständigkeit, Gegensätzlichkeit und Widerspruchsgeist, Doppelzüngigkeit, Lüge und Simulation. Allein dieser Auffassung gegenüber sind doch eine Reihe von Kautelen notwendig. Auch wenn die genannten Eigenschaften in ausgesprochenstem Maße vorhanden sind, genügen sie noch nicht, um auf Hysterie zu schließen. Sie kommen auch sonst auf dem

Boden der neuropathischen Entartung vor. Sodann darf man nicht vergessen, daß es eine Reihe von Fällen mit vorübergehenden, aber ausgeprägt hysterischen Krankheitserscheinungen gibt, und Zustände, die auf der Grenze von Hysterie und Neurasthenie liegen, bei denen man ein Unrecht tun würde, diese Kranken dem Gros der Hysterischen gleichzustellen.

Selbst bei der vulgären Hysterie ist zu bedenken, daß man die Patienten nicht einfachhin der Lüge bezichtigen darf. Sie wissen oft selbst nicht zu scheiden zwischen den Wahrnehmungen und ihren eigenen Einbildungen. Bei den Fällen schwerster Art, den sog. degenerativen Hysterien, hingegen erscheinen die drei charakteristischen Merkmale in einem sehr gesteigerten Maße. Schrankenloser Egoismus, verbunden mit rücksichtsloser Behandlung anderer, die vor Verbrechen nicht zurückscheut, Lüge bis zur schamlosesten Verleumdung, raffinierte Simulation und Betrügerei sind hier gar nichts Seltenes. Man findet geradezu gemeingefährliche Subjekte bedenklichster Art unter diesen Hysterischen.

Für die Erklärung der übrigen hysterischen Symptome müssen wir besonders den Mangel an Aufmerksamkeit und das gesteigerte Gefühls- und Affektleben im Auge behalten. So bietet die hysterische Zerstreutheit uns einigermaßen den Schlüssel zur Erklärung der so merkwürdigen hysterischen Empfindungslosigkeit.

§ 2. Empfindungsstörungen.

Oppenheim 781 ff. — Binswanger 139—185 784 ff.

Obgleich sich auf allen Sinnesgebieten im Verlaufe der Hysterie Störungen, und zwar sowohl im Sinne einer Steigerung als einer Aufhebung oder bloßen Herabminderung der Funktion zeigen können, ragt doch die Hypästhesie oder Anästhesie der Hautempfindung an Bedeutung über alle andern Störungen hervor. Ihr werden wir daher unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Man pflegt gewöhnlich die Anästhesien zu scheiden sowohl nach der Art der ausfallenden Sinnesqualitäten wie nach der Ausdehnung der ergriffenen Hautbezirke. Fallen Berührungs-, Druck- und Temperaturempfindung gleichzeitig mit der Empfindlichkeit für elektrische Hautreize aus, so spricht man von vollständiger Anästhesie. Ergreift sie die ganze Körperoberfläche, so heißt sie allgemeine Anästhesie.

Es scheint nun, daß die allgemeine und vollständige Empfindungslosigkeit selten ist. Wo sie aber auftritt, zeigt sich auch gewöhnlich das Strümpellsche Phänomen. Schließt man nämlich einem solchen Kranken Augen und Ohren —

bzw. in den relativ häufigen Fällen, wo das eine Auge und das eine Ohr von der Anästhesie ergriffen sind, das gesunde Auge und das gesunde Ohr —, so verfällt er binnen 2—3 Minuten in einen tiefen, stundenandauernden Schlaf. Eine sehr häufige, für die Hysterie geradezu charakteristische Erscheinung ist die halbseitige Empfindungslähmung (Hemianästhesie). Wenn sie immer die Charcotsche Regel befolgte, so müßte sie stets genau in der Medianlinie abschneiden. Allein launisch wie jede echt hysterische Erscheinung, hört sie an einzelnen Stellen jäh auf, ohne die Körpermitte zu erreichen, an andern setzt sie ihren Fuß auch auf die andere Hälfte. Sie kann die Schleimhäute mit ergreifen oder sie verschonen, kann in Knochen, Gelenken, Muskeln der betreffenden Reviere sich geltend machen oder nicht. Schranken läßt sie sich keine ziehen. Verhältnismäßig selten ist die inselförmige, fleckenweise auftretende Anästhesie. Die ist noch launischer als die vorige; sie kommt und geht, wann sie will, stellt sich ein gerade da, wo's beliebt. Etwas stabilerer Natur, aber durchaus nicht verläßig, ist die nach Art geometrischer Segmente sich zeigende Anästhesie. „Sie kann sich auf die behaarte Kopfhaut und Stirngegend beschränken und nach Art einer Kopfhaube in einer Kreislinie abschließen. Oder sie betrifft den Arm und schneidet in der Schultergelenkslinie ab; sie umfaßt den Oberarm und den benachbarten Abschnitt des Rumpfes in Keulen- oder in Halbwestenform, oder Hand und Unterarm in Handschuhform usw. In der Regel grenzt sie sich durch Linien ab, welche senkrecht zu der Längsachse der Extremität stehen (‚Amputationslinien')" (Oppenheim S. 734). Um die Art und Weise, wie sich die einzelnen Empfindungsnerven anatomisch verbreiten oder physiologisch zusammenwirken, kümmert sie sich gar nicht. Sie hat es mit dem zu tun, was man im Leben Arm, Hand und Fuß nennt, nicht aber mit einzelnen Muskel- oder Nervenbezirken, wie die Empfindungsstörungen der organischen Krankheiten.

Auf dem Gebiete des Gesichtssinns entspricht der vollständigen Anästhesie die hysterische Blindheit oder Amaurose, der Hemianästhesie die halbseitige hysterische Blindheit. Charakteristisch und selten fehlend ist die konzentrische Gesichtsfeldeinengung. Es gibt auch eine hysterische Taubheit. Wie die Hautanästhesie, so sind auch diese sensorischen Störungen wandelbar und stehen vor allem unter dem Einflusse seelischer Erlebnisse. Daß wir es hier mit einem wahren Kreuz der Physiologen und Pathologen zu tun haben, wird nicht befremden.

Wie lassen sich alle diese merkwürdigen Erscheinungen erklären? P. Janet, dem wir für das Verständnis der hysterischen Erscheinungen wahrscheinlich mehr zu danken haben als Charcot, führt alle Erscheinungen der Anästhesie auf die Enge des Bewußtseins der Hysterischen zurück [1]. Unfähig, mehrere Eindrücke gleichzeitig aufzunehmen, zu bewahren und zu verwerten, verzichten die Kranken auf diejenigen, welche ihnen weniger wichtig erscheinen. So werden diese schließlich vergessen und gar nicht mehr bemerkt. Im

[1] Vgl. Automatisme psychologique 290 ff.

Beginn der Hysterie vermag man den Kranken noch diese Empfindungen zum Bewußtsein zu bringen. Später, bei der Fortentwicklung der Hysterie, gestaltet sich die Empfindungslosigkeit unter dem Einfluß von Suggestion, Erregung, Nachahmung allmählich aus und nimmt festere Formen an. In der dritten Periode, der ausgebildeten Hysterie sind die Anästhesien regulär geworden und ändern sich nicht besonders mehr durch die bloß kurz dauernden und kraftlosen Ansätze der Aufmerksamkeit. — Sicher spielt der Mangel an Aufmerksamkeit und die fehlende Auffassung und Eingliederung eine große Rolle. Wird z. B. der Kranke gleichzeitig — bei verschlossenen Augen natürlich — an symmetrischen Stellen auf seine Empfindlichkeit geprüft, so erklärt er oft nur rechts etwas zu fühlen.. Sagt man ihm nun, daß er links und rechts gleichzeitig geprüft werde, so gibt er nachher an: „Ja, jetzt fühle ich, daß ich auf zwei Seiten berührt wurde" (Binswanger S. 142). Bei den Gesichtsstörungen, besonders der konzentrischen Gesichtsfeldeinengung, tritt dies gleichfalls deutlich zu Tage. Parinaud beobachtete, daß sich das Gesichtsfeld des geschwächten (amblyopischen) Auges von 10° auf 20° erweitert, wenn zugleich Gesichtsempfindungen mittels des gesunden Auges geweckt werden. — Diese Mängel der Aufmerksamkeit und Auffassung genügen auch nach Binswanger zur Erklärung der äußerst schwankenden und flüchtigen, herdweise auftretenden Anästhesien.

Für diese psychologische Erklärung rasch vorübergehender Anästhesien in der Hysterie sprechen auch andere Tatsachen. Es sind diejenigen der Empfindungslosigkeit infolge von Suggestion bei der Hypnose. Wir finden hier die merkwürdige Erscheinung, daß in Bezug auf den gleichen äußeren Sinn eine gewisse Anzahl oder eine bestimmte — nicht physiologisch, sondern rein psychologisch umgrenzte — Gruppe von Empfindungen nicht zur Geltung kommen, während alle andern ins Bewußtsein treten. So vernimmt der Hypnotisierte die leisen Laute des Hypnotiseurs und reagiert nicht auf den lauten Zuruf eines andern. Es kann ihm suggeriert werden, diese oder jene der anwesenden Personen sei nicht mehr da, dann bleiben alle, auch starken Reize, die von dem Betreffenden ausgehen, unbeantwortet. Janet legte auf die Knie Lucies, während sie im hypnotischen Schlafe war, fünf Zettel; auf zweien war ein kleines Kreuz gezeichnet. „Wenn Sie aufwachen, werden Sie die mit einem Kreuz bezeichneten Zettel nicht mehr sehen." Nach zehn Minuten wird Lucie geweckt. Sie zeigt keine Erinnerung mehr an einen Befehl, den Janet ihr gegeben. Sie ist erstaunt, Zettel auf dem Schoß zu sehen. Janet bittet sie, ihm dieselben einzeln zu geben. Lucie nimmt einen nach dem andern, und zwar gerade die drei, die nicht gezeichnet sind, und reicht sie hin. Janet insistiert, sie möge ihm auch die andern geben. Lucie sagt, sie könne nicht, es seien keine mehr da. Nun nimmt Janet alle Zettel und legt

sie so hin, daß das Kreuzchen nicht zu sehen ist. Da er jetzt Lucie bittet, ihm die Zettel wiederzugeben, zählt sie deren fünf und gibt sie ihm. In einem andern Fall zeigte sich klar, daß die Empfindung doch vorhanden sein mußte. Es handelte sich wieder um Zettel, auf denen Zahlen standen. Die Suggestion in der Hypnose hatte gelautet: „Sie werden die Zettel nicht sehen, auf denen ein Vielfaches von drei steht." Und wirklich gibt Lucie nach dem Erwachen gerade diese Zettel nicht zurück, sondern alle andern und behauptet dann, keine mehr zu haben. Sie würde aber die Wahl nicht so haben treffen können, wenn sie diese Ziffern nicht gesehen hätte. Der exakte Beweis wurde geliefert durch automatisches Schreiben. „Wie viel Zettel sind da?" „Sechs." „Was steht darauf?" Lucie schreibt: „Zahlen 6, 15, 12, 3, 9, 18." Lucie war eine Hysterische [1].

Ein interessantes Beispiel, wie sich eine geometrisch angeordnete Anästhesie entwickeln kann, führt Binswanger (S. 787) an: Es handelte sich um ein neunjähriges Kind, dessen rechte Hand gelähmt und gefühllos schien. Das Übel hatte mit Schmerzen im Handgelenk begonnen. Vielleicht waren dieselben durch forcierte Schreibübungen verursacht. Das Kind stellte schließlich, da die kleinste Bewegung der Hand ihm Schmerzen verursachte, jede aktive Tätigkeit mit den Hand- und Fingergelenken der rechten Hand ein. So fielen nun die gewohnten Bewegungsempfindungen der rechten Hand aus. Das Kind gewöhnte sich, dieselbe nicht mehr zu benutzen und wahrscheinlich auch nicht mehr auf sie zu achten oder vielmehr sie für gefühllos zu halten. Was sich nicht mehr bewegen läßt, hat auch kein Gefühl. Die geringen, gelegentlich eintretenden Sensationen wurden nicht mehr bemerkt. Soweit wäre der Vorgang ein psychischer. Allein Binswanger hebt noch ein physiologisches Moment hervor, das wir um so mehr in Betracht ziehen dürfen, als es uns helfen kann, dauernde Anästhesien zu erklären. Durch den steten Ausfall der Bewegungsempfindungen wurde die schon durch das hysterische Grundleiden höchst labile Erregbarkeit der Hirnrinde in der Region der Fühlsphäre, welche der Hand entspricht, herabgesetzt. So kamen, da es an Aufmerksamkeit fehlte, erst mittelstarke Reize und später auch stärkere gar nicht mehr zur Geltung. Sie wurden nicht mehr bewußt. Eine solche Herabsetzung der Erregbarkeit in den Sinneszentren wird man vor allem da annehmen müssen, wo selbst sehr starke, an und für sich schmerzvolle Reize nicht mehr beachtet werden. Die Herabsetzung der Erregbarkeit ist aber keineswegs eine or-

[1] Janet, Automatisme psychologique 278 f.

ganisch gefestigte. Deshalb können die Zentren von anderswoher vielleicht erregt werden. So erklärt sich auch physiologisch die wechselvolle Gestaltung mancher halbseitiger Anästhesien.

§ 3. Hysterische Lähmungen.

Oppenheim 747 ff. — Binswanger 350—434. — Legrand du Saulle 134 ff.

Folgende Beispiele mögen uns die Entstehung und den Charakter der hysterischen Lähmungen verdeutlichen:

Eine Kranke erhält unvermutet die Nachricht vom Tode ihrer Mutter; im selben Augenblick zittern ihre Beine, beugen sich unter ihr, und da man sie aufhebt, ist sie an beiden Beinen gelähmt (Briquet). Eine junge Modistin wachte ganze Nächte und strengte sich bei den Arbeiten übermäßig an, um ihre arme Familie zu ernähren; plötzlich fühlte sie einen Schmerz zwischen den Schultern und war an beiden Armen gelähmt (Grasset bei Legrand du Saulle S. 137). Binswanger erzählt (S. 417) von einer Hysterischen, für welche Stehen und Gehen zur Unmöglichkeit geworden. „Versuchte man, sie mit Unterstützung zweier Pflegerinnen aus dem Bette zu nehmen und auf die Füße zu stellen, so klammerte sie sich angstvoll an die beiden Personen an, sie hing fast in der Luft. Der Oberkörper war nach vorn gebeugt, die Beine im Knie und Hüftgelenk halb angezogen, sie berührte mit den Fußspitzen den Boden. Nach wenigen Augenblicken gerieten die Füße und die Oberschenkel in eine zitternde und schüttelnde Bewegung, welche sich rasch auf den ganzen Körper ausbreitete. Irgendwelche Gehbewegungen waren überhaupt nicht möglich.“ Wenn die Kranke lag, so war es ihr möglich, beide Beine etwa 10 cm von der Unterlage zu heben. Die Bewegungen waren indes unsicher, schwankend und zitternd. Zu andern Zeiten wurden die Versuche aktiver Bewegungen in Rückenlage von veitstanzähnlichen Stoß-, Schlag- und Tretbewegungen unterbrochen. Aktive Streckung der gewöhnlich angezogenen Beine folgte erst auf langes Zureden und auch dann nur unvollständig. „Die Behandlung bestand außer einer allgemeinen Hebung der Ernährung in methodischen passiven und aktiven gymnastischen Übungen und später in Gehübungen.... Es gelang allmählich, die Kranke nicht nur durch das Zimmer, sondern auch die Treppe hinunter und durch den Garten der Klinik mit Unterstützung einer Person spazieren zu führen.“ Doch trat später Rückfall ein.

Die angeführten Beispiele zeigen uns zugleich eine doppelte Entstehungsweise der hysterischen Lähmungen. In beiden sind aber psychische Faktoren tätig und ausschlaggebend. Die erste Entstehungsweise ist eine plötzliche und gewöhnlich durch einen schreckhaften Affekt bedingt. Ihre Erklärung scheint keine besondern Schwierigkeiten zu bieten, wenn wir daran denken,

daß Schreck und Angst, wie man zu sagen pflegt, einem die Glieder lähmen. Diese Entstehungsweise durch einen Affekt ist in ausgesprochenster Art auch bei der hysterischen Sprachstörung, der Aphonie (Stimmlosigkeit) und ihrer schwereren Form, des Mutismus (Stummheit) vorhanden. So erzählt Kußmaul, daß eine zänkische Frau jedesmal im Affekt die Sprache verlor. Für die Angehörigen ein wahrer Gewinn! Merkwürdig ist nur, daß die Störungen den Affektschock um Jahre überdauern können. So sind Fälle bekannt, in denen hysterische Aphonien 5 Jahre, 10 Jahre, ja 12 Jahre gedauert haben. Gewöhnlich sind diese hysterischen Stimmlähmungen einer vorübergehenden Besserung fähig. Dieselbe vollzieht sich nicht selten wieder im Anschluß an einen Affekt. Pitres beobachtete, wie ein 21jähriges Mädchen, das infolge einer traurigen und verdrießlichen Stimmung einen hysterischen Anfall mit nachfolgendem Mutismus bekommen hatte, plötzlich beim Anblick der ärztlichen Visite ausrief: „Halt, hier sind Ärzte" und dann wieder in völlige Stummheit verfiel. Oppenheims (S. 750) Kranke erlangte durch Rührung bei der Rezitation eines Gedichtes die Sprache wieder.

Die zweite Gruppe hysterischer Lähmungen, welche sich gewöhnlich im Anschluß an irgend eine Schädigung physischer Art langsam entwickelt, ist für den Psychologen noch lehrreicher. Ein doppelter Faktor scheint dabei tätig zu sein: die durch den Schmerz bedingte Unterlassung jeglicher Bewegung und der wahrscheinlich infolgedessen eintretende Ausfall der Muskel- und Gelenkempfindungen.

In dem Fall, den wir vorhin aus Binswanger anführten, war das erste Moment allein ausschlaggebend. Die Kranke hatte neuralgieähnliche Schmerzen ausgestanden; um ihnen mehr zu entgehen, zog sie die Beine an, und diese wurden in dieser neuen Lage gleichsam fixiert. Jede Streckung wurde unterlassen, weil sie heftige Schmerzen verursachte. Allmählich stellte sich Abmagerung der Beine ein. Im ersten Jahre der Bettsucht hatte die Kranke noch zuweilen heimlich das Bett verlassen und konnte unbehindert stehen und gehen. Später rutschte sie nur noch auf den Knien herum, wenn sie sich etwas holen wollte. Die schon beim bloßen Gedanken an den Gehversuch auftauchende Erregung, Angst und Verzweiflung schreckte die Kranke vor aller weiteren Anstrengung ab.

Ist in dem schwachen, durch irgend einen Unfall betroffenen Gliede zugleich Anästhesie für die Gelenk- und Muskelempfindungen vorhanden, so kann dieser Umstand wesentlich zuerst zur Entstehung einer Unsicherheit in der Bewegung und schließlich zum Aufgeben derselben veranlassen. Wo die Gelenk- und Muskelempfindungen fehlen, ist jede Bewegung unsicher und peinlich.

Aus dem Gesagten scheint klar genug hervorzugehen, daß viele hysterische Lähmungen in einem innigen Zusammenhang stehen mit dem labilen Affektleben der Hysterischen und dem Mangel an Kraft und Energie, über kleine Schmerzen und unangenehme Gefühle hinauszukommen. Auf die gleiche Quelle weist noch eine andere Gruppe hysterischer Störungen hin.

§ 4. Hysterische Krämpfe.

Oppenheim 739 ff. — Binswanger 480—518.

Eine ganze Reihe hysterischer Krämpfe verrät auf den ersten Blick ihre Beziehung zu den Affekten. Es sind dies gewisse Krämpfe der Atemmuskulatur, die Lach- und Weinkrämpfe, das krampfhafte Schluchzen, das Jagen des Atems. Bei den Krämpfen der Rumpf- und Extremitätenmuskulatur tritt es ebenfalls klar zu Tage, daß es sich um Bewegungen handelt, welche ursprünglich zum Ausdruck von Affekten dienten und unter der Herrschaft von Vorstellungen standen. Mögen die Drehungen und Zuckungen noch so wuchtig, die Stellungen noch so wild und grotesk, die Muskelraserei noch so gewaltig sein, immer handelt es sich um Bewegungen, die auch der Gesunde willkürlich ausführen kann, wenn auch nur nach langer Übung und auf kurze Zeit. Daß nun wirklich diesen Bewegungen der Hysterischen Vorstellungen und Affekte zu Grunde liegen können, zeigt sich in folgendem von Binswanger (S. 743 ff) angeführten Falle.

Bei der Patientin, einem 13jährigen Mädchen, zeigten sich alle die gewaltigen Bewegungen der großen Hysterie: das Emporschnellen und sich Überwerfen, die Schleuderbewegungen der Arme und Beine, das Drehen und Wälzen des Körpers. Kurz vor einer Periode dieser großen Bewegungen spielte sich nun folgender Vorfall ab. „Patientin springt gegen 10 Uhr vormittags, nachdem sie in der letzten Nacht schlecht geschlafen hatte und (wie sie nachher angab) von schreckhaften Träumen gequält worden war, plötzlich aus dem Bett, kriecht unter das Sofa, macht dort wälzende Bewegungen, so daß das Sofa beiseite geschoben und hochgehoben wird, und schreit immer ‚der Wolf, der Wolf'." Räuber, Wölfe, Jäger sind der Hauptinhalt der aufregenden schreckhaften Träume, welche besonders in den Nächten vor den großen Anfällen sie furchtbar quälen. Hier liegt es offenbar nahe, die wilden Bewegungen des großen Anfalls mit den schreckhaften Träumen und Nachwirkungen derselben in Verbindung zu bringen.

Oppenheim unterscheidet an den großen klassischen Anfällen der Hysteroepilepsie außer dem Vorstadium und der Aura folgende Perioden: die fallsuchtähnliche Periode des Zusammenbrechens und der tonischen Starre der Glieder; ihr folgt die Periode der klonischen Zuckungen, der Ver-

drehungen und großen Bewegungen; dann kommt die Periode der plastischen, leidenschaftlichen Stellungen, und endlich als Endstadium eine Periode ruhiger Delirien. Diese beiden letzten Stadien stehen sicher unter seelischem Einfluß. Sinnestäuschungen liegen ihnen zu Grunde so lebendig und klar, daß der naturwahre Ausdruck der Affekte den Neid des Künstlers erwecken könnte. Daß auch in der Periode der großen Bewegungen seelische Vorgänge mitwirken, kann als wahrscheinlich bezeichnet werden, wenigstens da, wo zur allgemeinen Muskelraserei auch Schimpfen und Toben, krampfhaftes Lachen und Weinen sich gesellt. Von der ersten fallsuchtartigen Periode meint Binswanger (S. 647): „Bestimmte, affektbetonte Vorstellungen oder vielleicht auch halluzinatorische Vorgänge scheinen vielfach ausschlaggebend für die Gliederstellung im Momente der Tetanisation zu sein.“ Allein dies ist durchaus nicht sicher. Aus dem Umstand, daß die Arme ausgestreckt oder an den Rumpf adduziert, die Hand zur Faust geballt, die Beine in allen Gelenken gestreckt sind, läßt sich nichts entnehmen. Wenn Chacrot und Richer in ihrem bekannten Bestreben, religiöse Ekstase und Hysterie auf eine Stufe zu stellen, das Krampfbild mit der Kruzifixstellung vergleichen, merkt man die Absicht und wird verstimmt. Erregung und Angstgefühle, die Empfindung einer vom Magen gegen den Schlund aufsteigenden Kugel leitet gewöhnlich den Anfall ein.

Wären alle hysterischen Krämpfe psychisch, d. h. durch Vorstellungen und Affekte hervorgerufen, so böten sie dem Verständnis keine besondern Schwierigkeiten mehr. Allein wir haben vorläufig kein Recht, dies zu behaupten, und wir sehen uns für die Fälle, in welchen kein Affekt nachgewiesen werden kann, wie z. B. beim Entstehen eines hysterischen Anfalls durch bloßen Druck auf bestimmte Hautstellen, genötigt, eine andere Erklärung zu suchen.

Breuer glaubt, daß immer Erinnerungen an frühere Vorgänge im Spiele seien. Der entsprechende Affekt werde aber nicht wachgerufen, sondern es folge unmittelbar die motorische Entladung auf peripheren Bahnen. Habe sich nämlich ein Affekt häufig dadurch ausgeglichen, daß er Krämpfe hervorrief, so werde, „wenn das affektbetonte Erinnerungsbild wieder auftritt, der Erregungsvorgang in die gleichen Bahnen abgeleitet, welche zur Entladung des ursprünglichen Affektes gedient haben“. An die Stelle der Affekterregung tritt also nunmehr ein Vorgang in den Muskeln. Breuer und Freud[1] nennen dies die „hysterische Konversion“.

[1] „Studien über die Hysterie“, Leipzig und Wien 1895; vgl. Binswanger 769.

Nimmt man nun einmal an, es sei durch frühere Affekte, durch das Bestehen von hysterischen Stimmungsanomalien, die Gehirnrinde in einem Zustand von Erregung, so mag ein einfacher Sinnesreiz genügen, um eine Entladung zu bewirken.

„So erzählte uns", berichtet Binswanger (S. 776), „eine hysterische Patientin, die sich oft stundenlang einer tatenlosen Träumerei hingab, daß sie durch den Lokomotivenpfiff eines in nächster Nachbarschaft ihres Hauses vorbeisausenden Eisenbahnzuges in heftigste Aufregung versetzt werde. Es riesele ihr dann kalt und warm über den Körper, sie verspüre einen stechenden Schmerz.... Ein anderes Mal wurde sie von ihrer Pflegerin aus ihren Träumereien durch plötzliches lautes Anrufen aufgeschreckt. Patientin fühlte sofort eine lähmungsartige Schwäche der unteren Extremitäten und lag wochenlang fast regungslos zu Bett, weil sie nach ihrer Angabe ihre Glieder nicht bewegen konnte."

Wir haben hier einfach eine Art von unwillkürlicher Einübung der Lähmungen und Krämpfe vor uns. Wäre die Kranke keine energielose Hysterische gewesen, und hätte sie sich statt zu träumen mit etwas Nützlichem beschäftigt, so würde die Erregung, auch wenn sie eingetreten wäre, einen andern Abfluß gefunden haben, so aber wurde das alte, längst ausgetretene Flußbett gewählt, es gab eine der schon gewohnten Hemmungsentladungen, eine unvollkommene Lähmung. Wir brauchen also nicht einmal anzunehmen, daß frühere Erinnerungen wirksam waren. Da übrigens auch starke sensible Reize Unlust und bei der Erregbarkeit der Hysterischen Affekte wachrufen können, werden wir nur in der Anschauung bestärkt, daß Gemütserregungen einen überaus großen Einfluß auf die körperlichen Erscheinungen der Hysterie ausüben.

Sechstes Kapitel.

Leib und Seele.

Vgl. Geyser, Grundlegung der empirischen Psychologie, Bonn 1902. — Gutberlet, Der Kampf um die Seele[2]. — Schröder van der Kolk, Seele und Leib, Braunschweig 1865. — Diese Zeitschrift LXVI 393 ff 521 ff.

Die Erörterungen der vorausgehenden Kapitel haben uns bis zu einem Punkt geführt, wo wir zu der Frage nach dem inneren Zusammenhange der seelischen und der körperlichen Vorgänge und ihrer Träger Stellung nehmen können und müssen. Die Lehren des alten krassen Materialismus, wie ihn ein Moleschott und Vogt verfochten und Büchner den breiten Massen vorgelegt hat, werden uns nicht weiter kümmern. Auch der feinere

Materialismus, wie er von Schiff, Herzen, Richet und andern Physiologen vertreten wurde, hat keine Argumente erbracht, welche die These, alles Psychische sei ein Produkt stofflicher Kraft, irgendwie stützen konnten. Heute noch gelten die schönen Ausführungen des spanischen Philosophen Balmes[1]:

„Die Organe der Empfindung bieten uns Nerven, Fibern, Schwingungen, d. h. Körper, die in Bewegung sind. Aber welche Beziehung hat ein bewegter Körper mit jener inneren Affektion von Bewußtsein, (oder) der innersten Gegenwart dessen, das in uns selbst vorgeht und das wir ‚Empfinden' nennen? Man möge sich noch so zarte Fluida denken, Fibrillen feinster Art, Schwingungen von unglaublicher Schnelligkeit, nichts ist gewonnen. Die Körper werden dadurch feiner, aber sie hören nicht auf, zu sein, was sie sind. All das erklärt uns nichts über die Erscheinung unseres eigenen Bewußtseins. Das Licht, das von einem Körper reflektiert wird, trifft meine Augen und malt auf der Netzhaut das Objekt; ganz gut! Aber warum muß aus diesem Gemälde jene Affektion entstehen, die wir grün nennen? Die angeschlagene Glocke versetzt die Luft in Schwingungen. Diese teilt ihre Schwingungen dem Trommelfell mit; dieses seinerseits vermittelt sie dem Hörnerv; man begreift vollständig diese Reihe physikalischer Phänomene; aber warum soll aus der leichten schwingenden Bewegung, welche jene feinen Nervenfasern und ihre Fortsetzung bis zum Gehirn erfahren, die Empfindung entstehen, die wir Hören nennen? Man mache die Anwendung auf die übrigen Empfindungen, und man wird sehen, daß Physik, Anatomie und Physiologie bloß Rechenschaft geben von Bewegungen, uns führen zu den dunkeln Pforten eines geheimnisvollen Gebietes und uns sagen: ‚Weiter kann ich nicht gehen.' Und sie sagen gut so; denn das Phänomen des Bewußtseins ist von dem Physiologischen durch einen unergründlichen Abgrund getrennt. Dort findet die Beobachtung des Physiologen ihre Grenzen, und es eröffnen sich die Pforten der Psychologie."

Binswanger, Professor der Psychiatrie in Jena, spricht es offen aus: „Eine mechanistische Erklärung der psychischen Vorgänge ist schlechterdings unmöglich." [2]

Schon vor 30 Jahren schrieb Griesinger (S. 6 f): „Wüßten wir auch alles, was im Gehirn bei seiner Tätigkeit vorgeht, könnten wir alle chemischen, elektrischen ꝛc. Prozesse bis in ihr letztes Detail durchschauen, was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen." Man mag auf die Zukunft physiologischer Forschungen uns vertrösten,

[1] Philosophia elementar. Estetica c. 6.

[2] Lehrbuch der Psychiatrie 3.

die von Griesinger hervorgehobene Schwierigkeit wird auch dann bestehen bleiben. Wir haben also mit Physischem und Seelischem als irreduzierbaren Daten zu rechnen.

§ 1. Die Träger der physischen und psychischen Erscheinungen.

Vgl. in dieser Zeitschrift LXVI 521 ff „Gehirn und Seele" II.

Man hat nie daran gezweifelt, daß die physischen Prozesse einen Träger haben, von dem sie ausgehen und an dem sie haften. Es sind die verschiedenen Stoffe. Speziell für die nervösen Prozesse nennt jedermann als Träger die Nerven: das periphere Nervensystem, das sympathische Nervensystem, das Rückenmark und das Gehirn. Man wird auch nicht leugnen, daß das substantielle Träger sind, die wenigstens im großen und ganzen in der Flucht der Erscheinungen beharren. Nun hat die Philosophie der Vorzeit auch einen Träger gesucht für die seelischen Prozesse, ein Subjekt, von dem sie ausgehen, an dem sie während der Zeit ihres Bestehens haften. Es war dem denkenden Geiste der Vorzeit unmöglich, anzunehmen, daß es eine Empfindung geben könne, ohne jemand, der empfinde, eine Vorstellung, die aufgeht und verschwindet, ohne jemandes Vorstellung zu sein, einen Gedanken, den niemand denke, ein Trieb, ohne jemand, der getrieben würde. Und weil sie einen solchen Träger nicht im Stoffe, im Nervensystem allein erblicken konnte, sah sie sich genötigt, nach einem andern sich umzusehen. Diesen andern Träger, dieses andere Subjekt, das die Denknotwendigkeit gebieterisch erheischte, nannte sie Seele. Und weil diese Seele bleiben muß in all dem bunten Wechsel von Vorstellungen, Gefühlen, Affekten, Gedanken und Strebungen, und ihnen zur Grundlage dient, sprach die Philosophie der Vorzeit von einer Seelensubstanz.

Die neuere Philosophie kann und will sich mit diesem Begriff nicht befreunden. Bestimmte Gründe bietet sie nicht; aber ein gewisses Unbehagen treibt sie an, gegen den Seelenbegriff der Alten Front zu machen. Auch die neuere Psychologie spricht zwar von der Seele. Allein sie gesteht nichts anderes kennen zu wollen als Akte (Aktualitätshypothese).

Seele, Psyche bedeutet ihr weiter nichts als die Gesamtheit der sich in uns abspielenden psychischen Ereignisse. Darin scheinen Jodl und Höffding, Wundt und Ebbinghaus, Münsterberg und Paulsen einig, mögen sie sich auch noch so sehr unterscheiden. Und Hellpach spricht das kühne Wort: „Die wissenschaftliche Betrachtung braucht nicht nur kein besonderes Seelenwesen, sondern sie hat es

erst beseitigen müssen, nachdem es der Entwicklung der Psychologie zur Wissenschaft jahrhundertelang den Weg versperrt hat."[1] Dieser Ausspruch steht in direkter Proportion zur Unkenntnis der Geschichte der Psychologie von Aristoteles bis Hume und Kant.

Mit Gewaltsprüchen schafft man unliebsame Schwierigkeiten nicht aus der Welt. Immer werden die bösen Gegner wieder aufstehen und nach dem Subjekte, nach dem Träger fragen, welchem die Gedanken und die Wünsche und der ganze Komplex des Seelischen inhäriere. Diese können doch nicht in der Luft schweben. Kein Mensch faßt, solange er sich nicht in Humes Ideen hineinvergessen, die Seele als einen Komplex von Gedanken, Wünschen und Empfindungen auf. Ebbinghaus meint die Schwierigkeit durch folgenden Vergleich entkräften zu können. Die Pflanze besteht aus Wurzeln, Stengeln, Blüten und Blättern, und doch sagen wir, die Pflanze hat Blätter, sie trägt Blüten. So ist auch die Seele der Komplex von Gedanken, Wünschen, Empfindungen, und doch hat sie zugleich diesen Gedanken, sie trägt sich mit diesem Wunsch usw. Allein dieser Vergleich hinkt allzusehr. Vielleicht hätte Ebbinghaus die Schwäche seiner Position gemerkt, wenn er statt der Blätter und Stengel der Pflanze die Lebensprozesse in der Pflanze zum Vergleich herangezogen hätte. Denn diese wären eigentlich mit den seelischen Vorgängen in Parallele zu setzen. Die seelischen Geschehnisse sind keine substantiellen Gebilde, wie Blätter, Stengel, Blüten, die durch ihre Zusammensetzung ein anderes substantielles Ding bilden könnten. Geradeso wie keine Lebensvorgänge sich abspielen können ohne ihren substantiellen Träger, die Pflanze, so muß nicht nur der einzelne Wunsch, der einzelne Gedanke einen Träger haben, sondern auch der ganze Komplex der seelischen Ereignisse. Erst wenn man einmal den Beweis erbringt, daß sich auch die Summe weltgeschichtlicher Ereignisse abspielen kann ohne Subjekt und ohne Träger des Einzelnen und des Ganzen, wenn man dartut, daß es Phänomene gibt ohne etwas, an dem das Phänomen erscheint, Lebensprozesse ohne Lebendes, dann wollen wir auch einen Komplex seelischer Geschehnisse ohne Träger annehmen. Bis dahin können wir uns zu einem solchen Verstandesopfer nicht verstehen. Man sagt, die Frage nach dem Träger ist eine metaphysische Frage. Mag sein, aber jedenfalls eine solche, der man auch in der Psychologie weder ausweichen soll noch darf. Frägt nicht auch die Naturwissenschaft nach dem Träger der Erscheinungen und

[1] Grenzwissenschaften 17.

Kräfte? Wollte man ihr die Berechtigung nehmen, nach diesem zu forschen, so nähme man ihr den schönsten Edelstein aus ihrem Diadem. Nicht etwa bloß als letzte philosophische oder religiöse Lösung der Probleme, sondern als absolute Denknotwendigkeit drängt sich die Annahme einer Seelensubstanz dem Psychologen auf. Wir bezeichnen also auch fernerhin mit dem Namen „Seele" den substantiellen Träger unserer Gedanken, Wünsche, unseres Urteilens, Wollens und Strebens. Wir haben hierbei den Sprachgebrauch von Jahrhunderten für uns. Die Aktualitätstheorie ist nichts für denkende Menschen.

§ 2. Das wechselseitige Verhältnis der psychischen und nervösen Vorgänge.

Wir verlassen nun die Träger der nervösen und der psychischen Prozesse, um uns der Frage nach der wechselseitigen Beziehung der Vorgänge selber zuzuwenden. Die verschiedensten Ansichten haben sich über dieses Verhältnis gebildet. Zu den berühmtesten und heute am weitesten verbreiteten gehört das der bloßen Nebenordnung ohne Wechselwirkung.

1. Der psychophysische Parallelismus lehrt, daß nervöse und psychische Prozesse nebeneinander hergehen, ohne aufeinander einzuwirken. Psychisches wirkt nur auf Psychisches, Physisches nur auf Physisches. So erhalten wir zwei Kausalreihen, beide geschlossen und lückenlos, nirgends ineinander übergreifend. Wir können zwei Formen der Parallelismustheorie unterscheiden. Die eine ist die des allgemeinen oder metaphysischen, die andere die des partikulären oder experimentellen Parallelismus. Die erstere behauptet — ohne einen Beweis dafür erbringen zu können —, an alle physischen Vorgänge, vielleicht selbst an die Bewegungen der Atome, seien zugleich psychische Vorgänge geknüpft. Der experimentelle oder partikuläre Parallelismus spricht zunächst bloß vom Menschen und beschränkt sich meist auf die Annahme eines durchgängigen Parallelismus zwischen Hirnrindenprozessen und seelischem Geschehen. Nichts Seelisches ohne begleitende Hirnrindenprozesse. Mit Unrecht legt sich selbst dieser partikuläre Parallelismus das Attribut bei, der Erfahrung entnommen zu sein. Ein bloßes Nebeneinander von Nervösem und Seelischem zeigt die Erfahrung nirgends, sondern wechselseitigen Einfluß und Abhängigkeit. Man muß die Fülle der Tatsachen, die wir aus dem Gebiete der Psychiatrie kennen gelernt haben, ignorieren, um von einem bloßen Parallelismus sprechen zu können. Daß ferner beim Menschen jedem gesonderten seelischen Akt auch ein gesonderter Nervenprozeß entspreche, ist unerwiesen. Oder wo findet man den Beweis

daß der Begriffsbildung, dem Urteil, dem Schluß als solchem oder gar dem Wollen ein Nervenprozeß entspreche?

Daß die psychische Kausalreihe einerseits und die physische anderseits geschlossen und lückenlos sein sollen, ist ebenfalls eine grundlose, durch keine Erfahrung gestützte Behauptung. Nehmen wir das Beispiel, welches Ebbinghaus[1] anführt: Es ertönt ein Schuß, man vermutet Gefahr und flieht. Hier haben wir nach Ebbinghaus zunächst „eine lückenlose Reihe von materiellen Umsetzungen durch das Nervensystem hindurch, von den ersten Erschütterungen infolge der äußeren Reize an bis zu den Innervationen, welche der Muskeltätigkeit vorangehen". Zugleich haben wir „eine Reihe ganz anders gearteter Umsetzungen, von Gehörwahrnehmungen in Gedanken, Gefühle, Vermutungen, von diesen in Entschlüsse und Willensäußerungen". Das Beispiel ist insofern klug gewählt, als sich Ähnliches auch beim Tier findet, bei welchem es sich bloß um sinnliche, an den Stoff geknüpfte Vorstellungen und Strebungen handeln kann. Sollen jedoch die „Gedanken" auch wirklich Gedanken, die „Entschlüsse" wirklich Entschlüsse sein, so wäre zu beweisen, daß ihnen ein Nervenprozeß entspreche. Ist dies nicht der Fall, so ist der Parallelismus selbst durchbrochen. Sodann sind die Empfindungen, die hier als Gehörwahrnehmungen angeführt werden, einfache Akte und lassen sich nicht als ein bloßes Konglomerat von physischen und psychischen Akten auffassen. Dennoch gehört die Empfindung sowohl den Nervenprozessen als den psychischen Prozessen an. Denn nur ein körperliches, aber auch nur ein beseeltes Organ empfindet. Somit ist es absolut unrichtig, daß die psychischen und physischen Kausalreihen gegeneinander abgeschlossene Reihen darstellen. Wenn wir endlich nach der Lückenlosigkeit fragen, so ist eine solche auf seelischem Gebiete gar nicht zu erweisen. Denn es gibt Momente vollster Bewußtlosigkeit. Wenn man entgegnet: das sei nicht möglich, denn jede Unterbrechung der psychischen Reihe würde die Entstehung einer neuen Vorstellung, eines neuen Gedankens, neuen Willensentschlusses unmöglich machen, so antworten wir: dies wäre nur dann der Fall, wenn es kein Seelenwesen gäbe. Nun gibt es aber ein solches und muß eines geben. So widerspricht die bloße Parallelismustheorie der Erfahrung, auf die man sich doch allein verlassen will.

2. Viel verständiger lautet die Ansicht des Dualismus: Seelisches und Körperliches sind Prozesse eigener Art, wirken aber aufeinander ein. Zwei

[1] Grundzüge I 42 f.

Punkte sind in der Lehre des Dualismus zu unterscheiden: die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Seelischem und Körperlichem und die Leugnung einer weiteren Einheit zwischen jenen beiden Faktoren. Die Wechselwirkung ist eine Tatsache, die sich mit aprioristischen Gründen nicht aus der Welt schaffen läßt. Das in den Kapiteln 4 und 5 dieses Teiles beigebrachte Material spricht zur Genüge.

Doch sei es uns vergönnt, auf einen der berühmtesten Ärzte hinzuweisen, der für die Entwicklung der Psychiatrie bahnbrechend gewirkt hat. Schröder van der Kolk, ehedem Professor an der Universität zu Utrecht bespricht, in seinem vierten Vortrag ausführlich die Einwirkung des Körpers auf den Geist. Unter anderem sagt er: „Wie aber die Gehirntätigkeit unwillkürlich durchs Blut erregt und gereizt wird, und wie daneben der Sympathikus verschiedenartige Eindrücke zuführt und gleichsam eine verschiedene Stimmung hervorruft, so kann auch unser Wille zu diesen unwillkürlichen Äußerungen Veranlassung geben. Die Seele kann durch ihren Willen als Reiz auf die Gehirnkräfte einwirken und diese in Tätigkeit versetzen. Diese Erregung der Kräfte aber teilt sich bei heftigerer Einwirkung dem unwillkürlichen Nervensystem mit, welches dann seinerseits im gereizten Zustande und in der veränderten Stimmung wieder auf das Gehirn zurückwirkt und eine Reihe unwillkürlicher Erscheinungen hervorruft, zu denen somit unser Wille den ersten Anstoß gegeben hat."

Wer übrigens die Wechselwirkung leugnen will, um den Parallelismus zu retten, wird zu Konsequenzen getrieben, die doch den Beherztesten stutzig machen dürften. Ist nämlich kein Glied der physischen Kausalreihe von einem psychischen Gliede verursacht, so folgt mit logischer Notwendigkeit: Schreiben, Malen, Zeichnen, Musizieren, all das hat mit dem Psychischen nichts zu schaffen, ist nicht von der Seele ausgegangen. Die Epen Homers, die Dramen eines Sophokles sind nicht ein Produkt des griechischen Geistes; Nervenkraft und Nervenprozesse allein haben die Werke eines Michelangelo, eines Raffael, eines Rubens geschaffen. Kurz, wir können und müssen aus den Werken der Kunst den seelischen Faktor eliminieren, er hat absolut mit jenen nichts zu tun. Das heißt nicht den Materialismus überwinden, sondern ihm unrettbar verfallen.

Die Wechselwirkung besteht. Aber sie allein gibt keinen näheren Aufschluß über die innigeren Beziehungen zwischen seelischem und körperlichem Geschehen. Ja es läßt sich nicht leugnen: je mehr nur die Wechselwirkung betont wird, desto mehr scheinen sich Seelisches und Körperliches als zwei fremde Gewalten entgegenzutreten, und um so gebieterischer drängt sich die Frage auf: Worauf gründet sich der so gewaltige, wechselseitige Einfluß?

3. Die Vertreter der Parallelismustheorie wurden durch die Schwierigkeiten selbst dazu gedrängt, zwischen seelischen und nervösen Prozessen innigere Beziehungen zu suchen als die eines bloßen Nebeneinander. So entstand als integrierender Bestandteil der Lehre vom psychophysischen Parallelismus die Identitätshypothese. Sie lautet: Psychisches und Physisches sind ein und dasselbe; Nervenprozeß und Empfindung, Vorstellung ꝛc. unterscheiden sich bloß durch die Verschiedenheit der Betrachtungsweise. Was sich, von außen gesehen, uns als Nervenprozeß darstellt, ist von innen gesehen Empfindung. Berühmt ist Fechners Vergleich von der Kugelschale, die von außen gesehen konvex, von innen geschaut konkav erscheint. Von einem Beweise dieser Hypothese kann keine Rede sein. Heißt das Wort „identisch" das, was es dem Begriffe nach bedeuten muß, so besagt es nicht bloßes Verbundensein, nicht bloß irgend welche „Einheit", sondern vollständige Gleichheit. Das heißt aber, zwei Dinge, die man gegen den Materialismus als ganz verschieden und unvergleichbar hingestellt hat, als ein und dasselbe erklären. Es bleibt bloß noch der Doppelweg, alles als Erscheinung des Geistes oder alles als Erscheinung des Stoffes hinzustellen. Und dennoch mag manchem der Vertreter der Parallelismustheorie ein richtiger Gedanke vorgeschwebt haben, der aber bei der heillosen, seit Jahrhunderten eingerissenen Verwirrung der Begriffe und der philosophischen Ausdrucksweisen im Worte Identität eine ganz unglückliche Prägung fand. Dieser Gedanke betrifft die innige Einheit, welche zwischen seelischen und Nervenprozessen in unserem Sinnesleben sich findet. Seinen adäquaten Ausdruck hatte er längst erhalten im aristotelisch-scholastischen Lehrsystem.

4. Innerhalb gewisser Grenzen, so lehrt die Philosophie der Vorzeit, verschmelzen nervöse und psychische Prozesse zu einer einzigen Realität, die aber zwei Teilrealitäten entspricht. Das Gebiet, auf welchem diese Verschmelzung sich findet, ist dasjenige der Empfindungen, sinnlichen Vorstellungen, Gefühle und Affekte. Denn alle diese Akte sind ebensowohl Akte des Gehirns wie Akte der Seele: sie sind eben Akte des beseelten Gehirns. Die Einigung ist hier so innig, daß eine Scheidung des nervösen Vorgangs vom seelischen und umgekehrt sich nicht in Wirklichkeit, sondern nur durch den Gedanken vollziehen läßt, und doch ist diese Scheidung keine bloß willkürliche, sondern eine in der eigentümlichen Art jener Akte der Empfindung, der Vorstellung, der Gemütserregung begründete. Wohl wird die gleiche Realität von uns in einer doppelten Weise betrachtet,

aber bloß deshalb, weil keine der beiden Betrachtungsweisen die ganze Realität erschöpft. Es genügt nicht, von einem Nervenprozeß zu sprechen, um das Wesen der Empfindung auszudrücken; aber ebensowenig genügt es zu sagen, Empfinden ist ein Erkennen; erst beide Momente zusammen bilden die wahre Empfindung. Und doch bildet die Empfindung ein letztes unteilbares Element. Was von der Empfindung gilt, läßt sich auch von der Vorstellung, von sinnlicher Lust und Unlust sagen.

Aber nur innerhalb gewisser Grenzen einen sich nervöse und seelische Prozesse zu einem einzigen Akte. Es gibt nämlich auch seelische Vorgänge, die mit nervösen Prozessen keinerlei Verknüpfung eingehen. Es sind diejenigen Erkenntnis- und Strebeakte, die vermöge ihres inneren Wesens keinerlei Beteiligung des Stoffes an ihrem Entstehen zulassen. Solche Akte sind Begriffsbildung, Urteil und Schluß auf seiten des Erkennens, die freie Willensentschließung auf seiten des menschlichen Strebens. Es läßt sich daher ein dreifaches Gebiet menschlicher Lebenstätigkeit unterscheiden: das rein physische (vegetative Prozesse, Reflexe), das rein geistige (Denken und Wollen), das psychophysische des sinnlichen Erkennens und Strebens. Dieses psychophysische Gebiet ist die „metaphysische Brücke“, welche Wundt verlangt, damit eine Einwirkung des Seelischen auf körperliche Vorgänge und umgekehrt angenommen werden könnte. Sinnliches Erkennen und sinnliches Begehren waren denn auch die vermittelnden Momente, welchen wir bei der Entstehung von Geisteskrankheiten durch körperliche Ursachen und körperlicher Störungen durch seelische Ursachen immer wieder begegnet sind. Das ist keine geringe Empfehlung der aristotelisch-scholastischen Lehre.

§ 3. Die Seele — Wesensform des menschlichen Leibes.

„Der Mensch“, sagt Schröder van der Kolk (S. 108 f), „vereinigt nicht nur fast alle Kräfte der Natur nebst den höheren Kräften in seinem Körper, durch seine edleren Vermögen setzt er auch den Fuß in eine andere und höhere Welt, die außer dem Bereiche unserer Sinne gelegen ist, und durch Körper und Seele sind in ihm zwei Welten vereinigt. Diese Vereinigung und Verschmelzung der Materie mit einem Immateriellen war von jeher ein schwieriges Problem für die tiefsinnigsten Philosophen und ein Stein des Anstoßes für alle Zweifler. Und wer mag hoffen, den Schleier vollständig zu lüften, solange unser an die Materie gebundener Geist nur materielle Objekte zu schauen vermag, solange ihm der unmittelbare Anblick der höheren Geisterwelt versagt ist!“

In diesen Worten des edeln Forschers und Menschenfreundes ist das Problem gut gekennzeichnet. Geistige Seele und stofflicher Leib, wie können die sich zur Einheit gestalten?

Der Monismus bietet keine Lösung; er leugnet mit einem Kraftspruch das Problem selber. Der strenge Dualismus eines Descartes, Malebranche und Leibniz klingt wie ein Ruf der Verzweiflung an der Möglichkeit jeglicher Lösung.

Das Beste, was dem denkenden Menschengeist geboten wurde, ist die Lehre des Aristoteles und der so wenig gekannten, aber um so mehr geschmähten Scholastik von der Seele als der Wesensform des Leibes. Erst durch die Seele ist der Menschenleib das, was er ist; erst durch die Seele lebt er; nur der beseelte Leib sieht und hört, fühlt und tastet; erst das beseelte Gehirn hat Vorstellungen und Erinnerungen, erfährt Lust und Schmerz. Der Stoff des menschlichen Leibes verhält sich zur Seele wie das Bestimmbare zum bestimmenden Elemente, das ihm seine volle und ganze spezifische Eigenart verleiht. Wie der Marmor nur zum Standbilde wird durch die Gestalt, die der Künstler ihm verleiht, so wird der Menschenleib zum solchen nur durch die Seele. Sie ist aber nicht wie die Gestalt, welche der Künstler dem Marmor verleiht, eine rein äußere akzidentelle Form, sie gehört so innig zum Wesen, zum menschlichen Körper, daß er ohne sie sein eigentümliches Leben nicht führen kann. Demnach verhalten sich Seele und Leib wie Materie und Wesensform. Seele und Leib vereinen sich zu einem einzigen Prinzip, zu einer Wirkursache, von welcher das sinnliche Erkennen und Begehren ausgeht. Aber freilich dadurch unterscheidet sich die Menschenseele von der Tierseele und der Wesensform der Pflanze, daß ihr Wesen nicht darin aufgeht, den Leib zu formieren. Mit ihrem Denken und Wollen ragt die Seele hinaus über den Stoff, hinein ins Reich des freien Geistes. Aber das Sinnesleben hat die Aufgabe, der Betätigung des geistigen Erkennens und Strebens den Stoff zu liefern. Und so gereicht die Vereinigung der geistigen Seele mit dem Leibe zum Wohle der Seele auch nach ihren höheren Kräften und Fähigkeiten. Die Lehre von der Seele als der Wesensform des menschlichen Leibes ist aber nicht eine bloß philosophische Anschauung. Sie ist für den katholischen Christen eine Glaubenslehre, welche von der Kirchenversammlung von Vienne unter Klemens V. ausdrücklich definiert wurde.

Diese innere Vereinigung von Leib und Seele wirft nun einiges Licht auf das Wesen der sog. Geisteskrankheiten. Treten durch Störungen in den Hirnprozessen Störungen des sinnlichen Erkennens und Strebens auf, so sind Leib und Seele krank. Die höheren Fähigkeiten der Seele, Verstand und Wille, müssen darunter leiden, obwohl sie nicht direkt der

Sitz der Krankheit sind. Ihre Funktionen werden gehindert und gewinnen erst dann ihre ungehemmte Betätigung wieder, wenn die Störungen im Gehirn gehoben und so das sinnliche Erkennen und Streben wieder ihren normalen Verlauf nehmen können. Während die Lehre von der Seele als Wesensform des menschlichen Leibes, wie auch Wundt in der vierten Auflage seiner Grundzüge offen eingestanden hatte, den Tatsachen der Psychopathologie gerecht zu werden versteht, stehen der Monismus und der straffe Dualismus ratlos diesen Erscheinungen gegenüber. Der Monismus sieht sich gezwungen, die Tatsachen der Wechselwirkung zu leugnen. Beim strengen Dualismus sind die Grundlagen der Wechselwirkung selber in Frage gestellt; bilden Seele und Leib keine wahre Einheit, so ist sowohl der Umfang wie die Begrenzung der Wechselwirkung unerklärlich. Es bleibt beim Dualismus ein Rätsel, warum Beeinträchtigung der Seele auf den Leib, Beeinträchtigung des Leibes auf die Seele schädigend einwirken muß; es bleibt ein Rätsel, warum die Seele sich nicht von dem kranken und untauglichen Werkzeug emanzipiert; es bleibt aber auch ein Rätsel, warum nicht jede körperliche Krankheit die Seele erkranken macht, und warum die Schädigungen des seelischen Lebens, wo sie eintreten, nicht noch viel umfassender sind. Auf all diese Fragen kann aber die Lehre von der Seele als der Wesensform des menschlichen Leibes eine befriedigende Antwort geben.

Dritter Teil.

Disposition zu seelischen Störungen.

Wenn man die große Zahl von körperlichen Einflüssen erwägt, die mittelbar oder unmittelbar schädigend auf das Gehirn einwirken, und somit zur Grundlage von Seelenstörungen werden können, wenn man dazu bedenkt, wie zahlreiche seelische Stöße und Erschütterungen im Verlaufe eines Lebens den Menschen treffen, so müßte man noch viel mehr Geisteskranke erwarten, als es in Wirklichkeit gibt. Allein Gott sei Dank, trotz der vielen Ursachen, welche tiefgreifende und dauernde Seelenstörungen hervorrufen können, unterliegt nur ein Bruchteil derer, auf welche sie einwirken, einer seelischen Erkrankung. Das legt die Vermutung nahe, daß jene Ursachen erst dann ihren ganzen Einfluß auszuüben vermögen, wenn sie einen bereits vorbereiteten Boden treffen, mit andern Worten, wenn gewisse Veranlagungen schon vorliegen. Wirklich kennt man solche Dispositionen sowohl von seiten des Körpers wie von seiten der Seele. Körperlicherseits handelt es sich um Schwäche oder sonstiges abnormes Verhalten des Zentralnervensystems, auf seiten der Seele um psychische Eigentümlichkeiten, welche sowohl für das Erkennen wie das Begehren als ungünstige Bedingungen anzusehen sind. Wollte man ein kurzes Wort für beide Arten von Dispositionen einsetzen, so könnte man sagen: reizbare Schwäche des Nervensystems und reizbare Schwäche der Seele. Da diese reizbare Schwäche der Seele nicht in ihrer geistigen Seinsweise gegründet sein kann, ist sie in dem Umstande zu suchen, daß die Seele zugleich Wesensform des menschlichen Leibes ist. Die reizbare seelische Schwäche zeigt sich denn auch primär in gewissen Schwächen des sinnlichen Erkennens und Begehrens, aus denen die Schwächen des Verstandes und Willenslebens sich erst sekundär ergeben. Dies weist aber wieder zurück auf den Körper. Eine reine Scheidung wird sich demnach in der Behandlung nicht vornehmen lassen, wenn wir nicht Zusammengehöriges auseinanderreißen wollen.

Erstes Kapitel.

Neuropathische Veranlagung.

§ 1. Die Nervösen.

Krafft-Ebing, Nervosität und neurasthenische Zustände 18 ff. — Griesinger, Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten[3] 162 ff.

Ein schwaches Nervensystem kann der Mensch schon bei der Geburt auf seinen Lebensweg mitbringen. Man spricht dann von einer neuropathischen Konstitution. Die habituelle Schwäche des Nervensystems kann aber auch erst im Laufe des individuellen Lebens begründet werden. Dann heißt sie nervöse Disposition oder Anlage. Im ganzen wird es nicht wundern, daß die neuropathische Konstitution eine allgemeinere und tiefergreifende Schädigung bedeutet als die später erworbene nervöse Anlage.

Kraepelin möchte denn auch eine genaue Scheidung eintreten lassen. Er schreibt[1]: „Dennoch aber dürfen wir die grundsätzliche Verschiedenheit der angebornen Nervosität und der erworbenen Erschöpfung nicht außer Augen lassen. Während die letztere keine andern Züge trägt als die der Ermüdung, nur in gesteigerter Ausbildung, treten uns bei der psychopathischen Veranlagung in mehr oder weniger deutlicher Ausprägung auch die ersten Ansätze jener Krankheitszustände entgegen, die wir als den Ausdruck der Entartung ansehen, die allgemeine Zweckwidrigkeit im Denken, Fühlen und Handeln.“ Allein Kraepelin gesteht zu, daß beide Zustände durch eine Reihe von Zwischenstufen ineinander übergehen, ferner daß beide gewisse ähnliche Züge aufweisen: den raschen Eintritt von Ermüdungserscheinungen, die erhöhte Reizbarkeit, die Herabsetzung der Arbeitsleistung.

Dies rechtfertigt genugsam eine zusammenfassende Behandlung. Wir können daher noch heute jene Beschreibung verwerten, welche Griesinger für beide Zustände zugleich entwirft.

„Es ist dies die sog. nervöse Konstitution, jenes Verhalten der Zentralorgane, welches man im allgemeinen als ein Mißverhältnis der Reaktion zu den einwirkenden Reizen bezeichnen kann. Dieses Verhalten kann sich nun in einzelnen Abteilungen des Zentralnervensystems, entweder mehr im Rückenmark oder mehr im Gehirn, äußern; sehr häufig tut es sich in allen nervösen Akten zugleich kund. Im sensitiven Nervensystem bemerkt man Hyperästhesien verschiedener Art, große Empfindlichkeit für Temperatureindrücke, spontanen Wechsel der Kälte- und Hitzesensation, besonders aber das Auftreten zahlreicher Mißempfindungen und ein sehr leichtes Entstehen von Schmerz. Die motorisch-nervösen Akte zeichnen sich aus durch Abnahme der ganzen Kraftgröße, leichte Erschöpfbarkeit, durch Neigung zu rascheren, ausgebreiteteren, aber wenig energischen Bewegungen, durch erhöhte

[1] Psychiatrie II[7] 754.

Konvulsibilität. Auf geistigem Gebiete bemerken wir entsprechend den beiden analogen Zuständen der Empfindung und Bewegung die größere psychische Empfindlichkeit, die leichtere Neigung zum psychischen Schmerz, den Zustand, wo jeder Gedanke auch zur Gemütsbewegung wird, daher den raschen Wechsel der Selbstempfindung und der Stimmungen, anderseits Schwäche und Inkonsequenz des Wollens, Energielosigkeit des ganzen Strebens mit hastiger und wechselnder Begehrung."

Nachdem uns Griesinger in kräftigen Zügen ein Bild der nervösen Konstitution gezeichnet, wollen wir dasselbe nach Krafft-Ebing etwas mehr ausführen.

Wir müssen aber gleich zu Beginn bemerken, daß es schwer, ja fast unmöglich wird, ein detailliertes und doch einheitliches Bild vom Zustande der Nervösen zu entwerfen. Denn geringe innere und äußere Ursachen vermögen der Nervosität bei verschiedenen Individuen ein ganz eigentümliches Gepräge zu geben. Dies gilt sowohl von den körperlichen wie den seelischen Erscheinungen der Nervosität. Wie sich bei den Nervösen eine gewaltige Stufenleiter bildet vom kräftigsten Körperbau und blühendsten Aussehen bis zu körperlicher Schwäche und stärksten Merkmalen nervöser Entartung, so findet sich auch im seelischen Leben Nervöser eine große Verschiedenheit, die von hoher intellektueller Begabung hinunterreicht bis zu den Grenzen psychopathischer Minderwertigkeit. Hie und da wird es recht schwer, die Nervosität von den ersten Stadien einer funktionellen Nervenkrankheit zu unterscheiden. Es handelt sich also im folgenden um eine bloße Zusammenfassung der am meisten vertretenen charakteristischen Züge, und auch diese sind mehr dem Bilde nervös Belasteter als solcher entlehnt, deren Nervosität eine spät erworbene ist.

1. Die Nervosität macht sich durchaus nicht immer im äußeren Körperbau geltend. Sie ist ja nicht eine Affektion der Muskeln, Sehnen und Knochen, sondern des Nervensystems. Es gibt Männer mit Hünengestalt, die trotz ihres gewaltigen Skelettes, ihrer massigen Muskeln, ihres kerngesunden Herzens, ihrer guten Lunge und ihres Embonpoints, das gegen alle Krankheiten zu sprechen scheint, dennoch wirklich nervös sind.

Aber häufiger sind es zarte, fein gestaltete Menschen, denen man leicht die Schwäche und den Mangel an Widerstandskraft gegen äußere Schädlichkeiten ansieht. Bei ihnen erscheint die Nervosität nur als ein Teil der allgemeinen konstitutionellen Schwäche, die oft genug in Blutarmut und in Bleichsucht sich kundgibt. Nicht selten wird man finden, daß die physiologischen Entwicklungsperioden, besonders die Pubertätsentwicklung, sehr stark eingegriffen haben und jetzt die Nervosität sich zeigt, während sie früher latent geblieben war. Bei andern läßt sich die nervöse Anlage leicht zurückverfolgen bis in die Kinderjahre. Vielleicht fand sich in den ersten

Lebensmonaten schon rasches Zusammenfahren (Konvulsibilität) und gestörter Schlaf, denen sich später furchtweckende Träume, plötzliches Aufschrecken aus dem Schlafe und Schlafwandeln zugesellten. Die körperlichen Funktionen brauchen gar nicht gestört zu sein. Verdauung, Blutumlauf, Absonderung können ganz normal von statten gehen, und die Körperbewegung nicht nur ausgiebig, sondern auch stärkend und wirklich wohltuend empfunden werden. Die Nervosität ist eben noch keine Krankheit, sondern bloß eine Anlage, aus der heraus unter dem Einfluß äußerer oder innerer Schädlichkeiten sich leicht Krankheitssymptome entwickeln können. Gewöhnlich zeigt sich bei den Nervösen wenig Widerstandskraft gegen Krankheit. Sie werden leicht „gepackt", Temperatur-, Witterungs- und Klimawechsel, veränderte Nahrung machen sie krank oder unwohl und arbeitsunfähig. Sie neigen zu skrophulösen Erkrankungen in der Kindheit, zu Tuberkulose in späteren Jahren. In fieberhaften Krankheiten, selbst in solchen mit sonst typischem Verlauf und Temperaturgang, zeigt sich, wie Krafft-Ebing besonders hervorhebt, „größere Höhe und auffallende Irregularität der Temperaturkurve". Die physiologischen Perioden, die an andern Menschen ohne Schädigung vorübergehen, können starke Erregbarkeit und sogar schwere nervöse Störungen hervorrufen.

Auch das System der Gefäßnerven ist nur in höchst labilem Gleichgewicht. Das zeigt sich leicht bei Einflüssen, welche die Spannung der Blutgefäße herabsetzen. Die Hitze treibt gleich das Blut ins Gesicht. Vor allem aber kommt diese reizbare Schwäche der Gefäßnerven zum Ausdruck bei seelischen Erregungen. Sie ruft rasches und intensives Erblassen und Erröten, Herzklopfen und beängstigende Empfindungen in der Herzgegend hervor. Nach Krafft-Ebing (S. 20) „reagieren derartige Konstitutionen in der Regel abnorm und ungewöhnlich intensiv auf Alkohol. Gleichwohl ruft die funktionelle Schwäche der Nervenzentren häufig eine Inklination zu diesem auf solcher Grundlage deletär wirkenden Reiz- und Genußmittel hervor."

Der gesamte Bewegungsapparat des Organismus ist bei nervöser Konstitution leicht erregbar. Infolge der reizbaren Schwäche des zentralen Nervensystems entsteht zudem oft eine Überstrahlung der Erregung auf weitere Gebiete. Während beim Nichtnervösen unwillkürliche Bewegungen leicht durch den Einfluß des Willens vom Gehirn aus gehemmt und unterdrückt werden, kommen sie beim Nervösen ungehindert zur Geltung. Die Gesichtsmuskeln zucken, Arme und Beine sind in unruhiger Bewegung. Unvermerkte Übergänge führen von hier zu den bereits pathologischen Zuständen, wie z. B.

zur Maladie des tics: „Grimmassieren, choreatische Unruhe, zwangsmäßiges Belecken des Gaumens, Schnalzen mit der Zunge, plötzliches Schnüffeln, Muskelzuckungen usw.“ [1] Im Affekt des Nervösen tritt Zittern auf, abnorme Mitbewegungen erscheinen, selbst partielle Krämpfe kommen vor. An den Gesichtsmuskeln bemerkt man fibrilläres Zucken, die Stimme versagt. Diese letztgenannten Symptome mangelnder Hemmung wie gesteigerter Hemmung von Bewegungen weisen nun darauf hin, daß auch das Gehirn eine reizbare Schwäche zeigt. Dies zeigt sich noch in anderer Weise. Bei geringen äußeren Reizen und leichter Erkrankung stellen sich zuweilen Schläfrigkeit und Schlafsucht, Kopfweh und Ohnmachten, aber auch Delirien und Halluzinationen ein, welche eine Gehirnhautentzündung vortäuschen können.

2. Mit der bereits betonten Reizbarkeit des zentralen Nervensystems hängen zunächst die Erscheinungen auf dem Gebiete der Sensibilität und auch der Tätigkeit der höheren Sinne zusammen. Die Nervösen sind überempfindlich, und zwar werden die Reize meist schmerzlich empfunden. Zudem strahlen diese Schmerzen sehr leicht auf gar nicht gereizte Gebiete hinüber, und es entstehen „Nervenschmerzen“ und Spontanschmerzen aller Art. Geringfügige Einflüsse, wie ungewohnte Nahrung, Diätfehler, ein Witterungswechsel, vermögen solche Paralgien wachzurufen. Besonders Schirokkowetter können die Nervösen schlecht ertragen, andern tun Wind und Kälte weh. Die einen können keine Stubenwärme leiden, andere fürchten die Berührung mit der frischen Luft, den „Durchzug“. Eine ganze Menge von Idiosynkrasien findet man bei den Nervösen. Auch Medikamente ertragen sie oft schlecht und zeigen eine unüberwindliche Abneigung dagegen. Während die einen aber Zigarren und Wein ganz gut ertragen und selbst der „herzstärkende“ Kognak recht verführerisch für sie wird, zeigen andere gegen geistige Getränke absolute Intoleranz und können Tabakrauch ebensowenig dulden als Karboldämpfe oder Blumenduft.

Auf dem Gebiet der höheren Sinne macht sich die gleiche Erscheinung geltend. Für Geräusche besteht Überempfindlichkeit, ebenso unter Umständen für Licht und Farben. Alle Eindrücke sind ungewöhnlich lebhaft betont, aber seltener im Sinne von Lust als von Unlust. Wie Krafft-Ebing bemerkt, ist es ganz gewöhnlich, daß Nervöse kein Blut sehen können, ohne ohnmächtig zu werden. Andere geraten in heftige Angstaffekte bis zu

[1] Kraepelin, Psychiatrie II [7] 761.

panischem Schreck, wenn ein Gewitter kommt, schreien verzweifelt beim Anblick von Schlangen, Mäusen, Katzen, beim Hören von Schießen im Theater. Und doch können solche Nervöse in wirklicher Gefahr oft viel ruhiger und besonnener sein als Nichtnervöse.

Stimmung, Denken, die ganze physische und seelische Leistungsfähigkeit der Nervösen werden oft von diesen Hyperästhesien, Parästhesien und Idiosynkrasien beeinflußt.

Aus dem Gesagten schon geht hervor, daß auch das Gemütsleben bei Nervösen keineswegs in normaler und harmonischer Weise entwickelt ist. Zwei Eigenschaften charakterisieren das Affektleben der Nervösen: die sehr leichte Erregbarkeit und der Stimmungswechsel. Alles erregt die Nervösen, und es fehlt ihnen an Kraft und Energie, die auftretenden Affekte zu beherrschen. So werden sie reizbar, geraten beim geringsten Anlaß außer sich, zeigen sich leicht verletzt, werden unduldsam oder ziehen sich, wie Griesinger sagt, spröde in sich selbst zurück. Bei diesen Affektvorgängen sind nicht allein die vasomotorischen Nerven ungewöhnlich stark beteiligt, sondern auch die sekretorischen Nerven. Manchem Nervösen stehen bald die Tränen in den Augen. Aber die Affekte sind nicht nachhaltig, unter dem Einfluß der geringsten Umstände schlägt die Stimmung von Trauer in Freude über; wie das Kind lacht der Nervöse wieder, während er noch nicht Zeit hatte, die Tränen aus den Augen zu wischen. Krafft-Ebing (S. 22) macht noch auf eine andere Seite im Gemütsleben mancher Nervösen von heute aufmerksam, nämlich die „Blasiertheit und Abstumpfung des Gemütes für gewöhnliche Reize. Daraus entspringt das Bedürfnis nach Neuem, Pikantem, selbst Grauenvollem. Diesem Zug entspricht die moderne dramatische und belletristische Literatur, indem sie selbst Krankheitserscheinungen wie die Hysterie und die Paralyse auf die Bühne bringt oder zum Gegenstand von Sensationsromanen macht."

3. Sehr oft findet man bei Nervösen eine überaus reiche Tätigkeit der Phantasie, welche auf Überregbarkeit der zentralen Sinnessphären, wie Krafft-Ebing meint, zurückzuführen ist. Bei dieser erleichterten Tätigkeit des Vorstellungslebens ist es wohl möglich, daß für die künstlerische Komposition etwas Brauchbares abgeworfen werde. Aber diese Übererregbarkeit hat auch ihre sehr ernsten Seiten. Sie disponiert bei oft geringfügigen körperlichen Leiden zu Sinnestäuschungen (Illusionen und Halluzinationen).

Für spekulatives philosophisches Denken, ernstliches Durchdringen und Verarbeiten geistigen Materials hilft natürlich dieses Treiben der Phantasie

nicht. Krafft-Ebing hat wohl recht, wenn er sagt: „Beim reifen Neuropathiker erfolgt das Denken vielfach induktiv und liefert bei hier nicht seltener bedeutender Begabung manchen originalen neuartigen Gedanken, aber meist fehlt die zur Erringung wissenschaftlicher Erfolge nötige Tiefe, Energie und Ausdauer." Damit ist zugleich eine letzte schwache Seite vieler Nervösen gekennzeichnet: der Mangel eines energischen, durchgreifenden und ausdauernden Willens. In diese Kategorie hinein gehört ein großer Teil der „Frühreifen". „Es sind dies jene schon als Kinder geistig sehr erregbaren, dann sich ungleichmäßig entwickelnden und stets etwas Haltloses darbietenden Naturen, jene zuweilen lebhaften schillernden Köpfe, denen es aber an Tiefe und Ausdauer fehlt, die nichts geistig durchführen, weil sie sich zu allem als Dilettanten verhalten, bei lebhafter Phantasie jene mittelmäßigen aber barocken Musiker und Poeten oder jene mißratenen Universalgenies, die bei einer gewissen Raschheit und Vielfältigkeit des Denkens keine Sammlung und Ruhe zu etwas Tüchtigem finden konnten." [1]

Nervosität ist die Signatur unserer Zeit. Nervös ist das ganze öffentliche Leben, nervös Handel und Verkehr, nervös die Vergnügungen, nervös selbst die Wissenschaft. Krafft-Ebing weist etwas boshaft hin auf die vielen vorläufigen Mitteilungen, denen nichts weiteres nachfolgt [2].

§ 2. Die Vererbung.

Ribot, Die Erblichkeit, eine psychologische Untersuchung ihrer Erscheinungen, Gesetze, Ursachen und Folgen, deutsch von Dr med. O. Hotzen, Leipzig 1876. — Binswanger, Die Neurasthenie 30 ff.

Durch Vererbung sollen Sinnesvermögen und Gedächtnis, Einbildungskraft und Denkfähigkeit, Gefühle und Leidenschaften, Schaffensdrang und Willensenergie von Eltern auf Kinder übertragen werden. Man zitiert aus Deutschland die Familie Bach, in der sich das Talent für Musik, die Gmelin, unter denen die Naturwissenschaft sich vererbte; aus der Schweiz die Bernoullis als die Familie der Mathematiker, die Astronomenfamilien Cassini aus Italien, Herschel aus England, die Botaniker der Familie Jussieu aus Frankreich; die Staatsmänner, Rechtsgelehrten und Naturforscher der Familie Necker.

---

[1] Griesinger 163.

[2] Einige Vertreter der allein herrschenden monistischen Wissenschaft zeigen sich auch überaus nervös, sobald man ihren glaubensfeindlichen Anschauungen entgegentritt. Sie vergessen sich dabei so weit, daß sie die heiligsten Überzeugungen der Katholiken verhöhnen und mit Füßen treten. Vgl. z. B. die hämischen Bemerkungen v. Uexkülls gegen die kirchliche Lehre der Transsubstantiation in seiner Abhandlung: „Psychologie und Biologie in ihrer Stellung zur Tierseele", Ergebnisse der Physiologie 1. Jahrg., 2. Abtl., 226.

Es ist klar, daß für denjenigen, welcher auf Grund philosophischer Analyse des Denkens und Wollens die Seele als eine geistige Substanz und als unmittelbares Werk der Schöpferhand Gottes ansehen muß, von einer direkten Vererbung geistiger Eigenschaften nicht die Rede sein kann. Die Seele wird geschaffen, nicht gezeugt. Von einer Vererbung kann man bloß insofern sprechen, als körperliche Eigenschaften von den Eltern auf das Kind sich fortpflanzen.

Mit dieser Vererbung körperlicher Eigenschaften können zugleich die Grundbedingungen gewisser Anlagen des sinnlichen Erkennens und Begehrens gegeben sein, welche sich dann unter günstigen Verhältnissen zum bestimmten Talente entwickeln. In allen Fällen, die man für Vererbung psychischer Fähigkeiten irgendwie in Anspruch nehmen kann, bildet diese bloß einen unter vielen Faktoren in der Entstehung des Talentes beim Kinde. Nachahmung und Erziehung haben den größten Einfluß. Anders verhält es sich natürlich mit den körperlichen Eigenschaften[1]. Die vorspringende Unterlippe der Habsburger wie die Nase der Bourbonen sollen ganz charakteristisch sein, auch die Farbe der Augen bleibt in manchen Familien ziemlich konstant. Der Erziehung kann ein solches Merkmal wohl nicht zugeschrieben werden, ebensowenig dem Einfluß äußerer Umstände. Es wird demnach auch nicht befremden, daß eine so unbestimmt gefaßte Eigenschaft, wie diejenige der Schwäche des Nervensystems, sich von den Eltern auf die Kinder verpflanzen kann. Gerade auf diesem Gebiet ist die Erblichkeit am besten untersucht. Die Vererbung der neuropathischen Anlage ist der Grund, warum Nervenkrankheiten und Geisteskrankheiten erblich werden können. Nicht die Geisteskrankheit als solche, sondern die Schwäche des Zentralnervensystems — die Nervosität — wird vererbt; erst unter dem Einfluß der intrauterinen Entwicklung oder den Schädigungen des individuellen Lebens entwickeln sich dann entweder eigentliche Nervenkrankheiten oder geistige Erkrankung. Dieser Umstand ist auch zu berücksichtigen, damit der Begriff der Erblichkeit nicht zu eng gefaßt werde. Erbliche Übertragung ist nicht auf jene Fälle zu beschränken, wo die Tobsucht des Vaters Schuld trägt an der Tobsucht des Kindes, oder wenigstens irgend eine seelische Erkrankung der Eltern an einer wenn auch anders gearteten Geisteskrankheit des Kindes. Vielmehr muß eine ganze Reihe von Zuständen mit in Anschlag gebracht werden: Neuropathische Veran-

[1] Über die wahrscheinlichen körperlichen Grundlagen der Vererbung vgl. Wasmann, Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie, Freiburg 1904, 6. Kap.

lagung, die funktionellen Nervenkrankheiten (besonders Neurasthenie, Hysterie und Epilepsie), organische Nervenkrankheiten, chronische Vergiftungen des Nervensystems (vor allem durch Trunksucht, geschlechtliche Vergiftung usw.), seelische Krankheiten mit den ihnen zu Grunde liegenden funktionellen Störungen des Gehirns, endlich organische Hirnkrankheiten. So können in einer Folge von Generationen sich ablösen: Geisteskrankheit, Hysterie oder Epilepsie, neuropathische Konstitution, chronischer Alkoholismus, eigentliche Nervenkrankheit, z. B. Neuritis alcoholica, paralytische Verblödung.

Die eigentliche Vererbung im strengen Sinne des Wortes in einem bestimmten Falle nachzuweisen, ist schwer. Es genügt nicht, bei den Eltern einen neuropathischen oder psychopathischen Zustand oder selbst eine Nerven- oder Geisteskrankheit nachgewiesen zu haben. Es müßte nachgewiesen werden, daß der Lebenskeim selbst geschädigt war. Eine pathologische Veränderung der Keimplasmen kann durch chronische Vergiftung, durch Ansteckung, durch konstitutionelle Erkrankung des elterlichen Organismus, durch lokale Erkrankung der keimbildenden Organe zu stande kommen. Diese Schädigung des Keimplasmas kann eine bloß vorübergehende, rasch aktuell einsetzende (z. B. Rauschzustand) oder eine lange dauernde sein. Die Schädigung kann so tief sein, daß die Entwicklung eines neuen Individuums überhaupt ausgeschlossen ist, oder daß der Tod desselben während der embryonalen Gestaltung eintritt. Häufig erblickt das Kind das Licht der Welt, ist aber konstitutionell so geschwächt, daß geringe Schädlichkeiten in den ersten Monaten oder Jahren dem Leben ein Ziel setzen. In den leichtesten Graden der Keimesschädigung ist die Entwicklung scheinbar normal, die neuropathische Anlage zeigt sich erst durch größere Widerstandslosigkeit gegen bestimmte Infektionskrankheiten, krankhafte Reaktion gegen geringfügige Reize, besonders zur Zeit physiologischer Perioden, wie z. B. der Zahnung, der Pubertätsentwicklung usw. Zu diesen leichten Graden gehören die Mehrzahl der Fälle von ererbter neuropathischer Disposition, während die schwereren Grade bei überlebenden Individuen häufig Idiotismus zeigen. Schädigungen, welche während des embryonalen Lebens eintreten, verstärken nicht selten die ererbte Schwäche.

Findet von beiden Eltern aus gleichzeitig eine Schädigung des keimenden Lebens statt, und setzen sich solche Schädigungen durch Generationen fort, so entsteht die gehäufte Vererbung. Es ist klar, daß, wofern nicht schützende und rettende Elemente eingreifen, eine fortschreitende Entartung eintreten wird. Leider finden sich solche Beispiele nur zu oft in Trinkerfamilien

und bei den Nachkommen von Verbrechern. Während bei der einfach vererbten neuropathischen Konstitution alle körperlichen Zeichen fehlen können, ja die Nervosität, wie Krafft-Ebing[1] sagt, „bei robuster Körperentwicklung und ungestörtem Vonstattengehen der vegetativen Prozesse sich finden kann", oder höchstens dadurch sich zeigt, daß man „zarte hypoplastische, wenig widerstandsfähige Individuen mit zarter Epidermis und feinerem Epithel" vor sich sieht, glaubt man bei gehäufter Vererbung eine ganze Reihe von körperlichen und seelischen Zeichen der Entartung gefunden zu haben. Dies führt uns zur Frage nach den Merkmalen der Entartung.

§ 3. Die Frage nach den Degenerationszeichen.

Vgl. Krafft-Ebing, Nervosität und neurasthenische Zustände 7 f. — Morel, Traité des dégénérescenses de l'espèce humaine, 1857. — Dubois, Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung, Bern 1905, 16. Vortrag 191 ff. — Möbius, Über Entartung, Wiesbaden 1900.

Die psychiatrische Auffassung der Entartung — im Gegensatz zur pathologisch-anatomischen — verdanken wir dem französischen Psychiater Morel.

Er beschreibt diese Degeneration folgendermaßen: „Den klarsten Begriff, den wir uns von der menschlichen Degeneration bilden können, erhalten wir, indem wir uns dieselbe als eine krankhafte Abweichung vom ursprünglichen Typus vorstellen. Diese Abweichung, so einfach man sich dieselbe in ihrem ersten Anfange denken mag, umfaßt nichtsdestoweniger solche Elemente von Übertragbarkeit, daß derjenige, welcher Keime davon in sich trägt, je länger desto unfähiger wird, seine Funktion in der Menschheit zu erfüllen, und daß der schon in seiner eigenen Person gehemmte intellektuelle Fortschritt sich auch noch bei seinen Deszendenten bedroht sieht. Degeneration und krankhafte Abweichung vom Normaltypus der Menschheit sind darum nach meiner Auffassung ein und dasselbe Ding."

Morel stand auf dem Boden eines gläubigen Christentums und konnte daher im ersten Menschen, wie er aus Gottes Schöpferhand hervorging, den Normaltypus der Menschheit erblicken. Doch liegt eine große Gefahr in der Gleichstellung eines Abfalles von jenem Normaltypus im theologischen Sinne und einer Degeneration im Sinne des Irrenarztes. Dieser kann den Menschen nicht nach der Seite seiner Erhebung zur Übernatur betrachten und darf Sünde und Entkleidung von übernatürlichen und außernatürlichen Gaben nicht in den Begriff der psychopathischen Entartung einbeziehen.

[1] Nervosität und neurasthenische Zustände 6.

Will man von einem eigentlichen Typus des Menschen ausgehen, dann darf man, um theologisch zu sprechen, bloß den reinen Naturzustand, status naturae purae, zum Ausgangspunkt nehmen. Dies scheint auch wirklich Morels Absicht gewesen zu sein. Aber er hat sich sehr ungenau ausgedrückt. Eine andere Schwierigkeit fällt noch mehr ins Gewicht. Welches sind die Zeichen der Degeneration und welches ihre Stufen? An dieser Schwierigkeit drohen alle Untersuchungen über Entartung zu scheitern. Wohl kennt man eine Reihe von körperlichen und geistigen Veränderungen, die einen solchen Grad erreicht haben, daß von menschenwürdigem Dasein keine Rede mehr sein kann, und der Schöpfer eine weitere Verbreitung des Übels dadurch unmöglich macht, daß die Verbindung solcher Individuen ohne Nachkommen bleibt. Aber die Zwischenstufen, auf deren Erkenntnis alles ankäme?

An körperlichen Merkmalen hat Déjerine[1] hervorgehoben Difformitäten am Schädelbach, „Mikrokephalie, Hydrokephalie, Akrokephalie, Plagiokephalie, Skaphokephalie, Dolichokephalie und in schwächerem Grade die einfachen Vergrößerungen der Schädeltuberositäten und die regelwidrigen Schädelgruben“; verkrümmten Rückgrat, Rachitis der Knochen, Vorkommen von schwimmhautartigen oder überzähligen Fingern, von Klumpfüßen und Plattfüßen; späte Entwicklung des Muskelsystems, Schlaffheit und Atrophie der Muskeln; asymmetrischer Gaumen, schwulstige Lippen, Hasenscharten, unregelmäßige Zähne, Vorstehen und leichtes Faulen derselben. Verdauungsfunktionen oft gestört, Brüche, Lungentuberkulose, vasomotorische Störungen.... Und noch sind wir nicht zu Ende! „Anomalien der Haut: Fettsucht, abnormer Haarwuchs. Anomalien der Augen: Strabismus. Taubstummheit. Mißbildungen der Ohren: angewachsenes Ohrläppchen, Anomalien der Ohrmuschel. Stottern, falsche Aussprache. Endlich seitens des Nervensystems: Migräne, Schwindel, Konvulsionen, Tics, Schlaflosigkeit, Alpdrücken.“

Da ruft Dubois mit Recht aus: „Das ist denn doch des Guten zuviel!“ Man könnte versucht sein, ein Sachverzeichnis aus einem Lehrbuch der speziellen Pathologie aufzuschlagen und gleich alle Termini als Ausdrücke für Degenerationszeichen herüberzunehmen. Nicht besser steht es, wenn wir nach psychischen Degenerationszeichen fragen.

Magnan[2] hat neben wirklich bedenklichen psychischen Zeichen auch ganz unschuldige Manien und Phobien in seine synoptische Übersicht der geistigen Entartungen aufgenommen. Dazu kommt noch die höchst vage „Gleichgewichtsstörung der moralischen und intellektuellen Fähigkeiten“. Scherzend meint Dubois (S. 195):

[1] L'hérédité dans les maladies nerveuses, Paris 1886, bei Dubois a. a. O.
[2] Recherches sur les centres nerveux, Paris 1893.

„Fassen wir doch endlich einen Entscheid und treten wir der Gruppe auch bei, denn wir besitzen alle unsere Manien und die ‚Abulie‘, die Willensschwäche, dieses vierzehnte Merkmal ist Gemeingut unser aller, wenigstens zu gewissen Zeiten unseres Lebens.“

Wenn wir die Art und Weise betrachten, wie man diese Degenerationszeichen zusammengestellt, so finden wir sogleich, daß sie nicht als aprioristische Merkmale der Entartung aufgefaßt werden dürfen. Es wurden offenbar die verschiedensten körperlichen und seelischen Anomalien solcher Individuen zusammengefaßt, die man schon anderweitig als Degenerierte ansehen zu müssen glaubte. Allein nicht alles, was an Körper und Seele von Degenerierten sich findet, darf als Merkmal der Entartung angesehen werden. Es können auch zufällige Mißbildungen und Unregelmäßigkeiten vorkommen, an denen die Vererbung keinerlei Schuld trägt. Andere Anomalien weisen zwar auf konstitutionelle Minderwertigkeit der körperlichen Organisation hin, bezeugen aber keineswegs eine Schwäche des Gehirns oder des Nervensystems überhaupt. Vollends wäre es ungerechtfertigt, alle Anomalien des seelischen Lebens für die Entartung in Anspruch zu nehmen. Die individuelle Entwicklung, die Einflüsse der Erziehung, vor allem aber auch die eigene freie Selbstbestimmung greifen viel zu tief ins seelische Leben ein, als daß nicht ein Großteil der psychischen Eigentümlichkeiten auf ihre Rechnung käme.

Für Degenerationszeichen im psychiatrischen Sinne können ferner bloß jene körperlichen Zeichen angesehen werden, welche eine Minderwertigkeit des Zentralnervensystems andeuten. Denn es handelt sich ja um Auffindung von Symptomen, welche das psychische Leben schädigen können. Es scheint also, daß eine ganze Reihe von Defekten, die nur sehr akzidentell oder gar nicht die seelische Entwicklung beeinträchtigen, absolut gestrichen werden müssen. Was sollen Brüche und Plattfüße mit dem seelischen Leben zu tun haben? Selbst in Bezug auf gröbere Anomalien der Schädelbildung muß man sehr zurückhaltend sein, wenn man nicht auf ähnliche Irrwege geraten will wie Lombroso. Erst im Rahmen der Kenntnisse über geistigen und körperlichen Zustand der Vorfahren eines bestimmten Menschen, über seine ersten Entwicklungsmonate und Jahre, Erziehung, Umgebung und freigewählte Lebenswege gewinnen die körperlichen und geistigen Anomalien den Wert von Degenerationszeichen. Vorher kann man von Anomalien eines Entarteten sprechen, aber nicht von Entartungsanomalien.

Vielleicht möchte es erscheinen, als sei das eine spitzfindige Unterscheidung. Allein sie greift ins Leben ein. Wären die von Magnan, Déjerine und

andern aufgestellten Degenerationszeichen wirklich solche, so könnte man aus ihnen schon das Urteil fällen: Das ist ein Entarteter. Das heißt aber im Munde des Irrenarztes sehr oft so viel als ihn und sein Familienglück verloren erklären. Für den Betroffenen bedeutet es je nach dem Charakter entweder die trostloseste Aussicht seelischen Ruins oder aber die Rechtfertigung aller moralischen Abwege. Und doch muß ihm zur Überzeugung werden, daß Anlage noch keine Krankheit ist, daß Gefahren zwar drohen, aber daß er sie bestehen kann. Wird das Betonen von Degenerationszeichen hier helfen? Das darf man mit Grund bezweifeln. Dennoch behält der Begriff der Degeneration als einer durch gehäufte Vererbung immer weiter gehenden Schädigung des Nerven- und Seelenlebens seine Berechtigung. Es kann nicht geleugnet werden, daß Geisteskrankheiten, die auf solchem Boden entstehen, ihre ganz eigentümlichen Züge tragen, so daß die Irrenärzte voll und ganz berechtigt waren, eine eigene Klasse von Entartungspsychosen aufzustellen. Einigung scheint freilich noch nicht erzielt. Krafft-Ebing rechnet hierher: Katatonie, konstitutionelles affektives Irresein, die Verrücktheit (Paranoia), das periodische Irresein.

§ 4. Erworbene Nervosität.

Krafft-Ebing, Nervosität und neurasthenische Zustände. — Binswanger, Neurasthenie 43 ff.

Alles dasjenige, was den schon Veranlagten krank machen kann, vermag im Gesunden die Anlage zur Krankheit wachzurufen. Wir brauchen daher nach allem, was über körperliche und seelische Ursachen in diesen Blättern gesagt worden, nichts Besonderes hinzuzufügen. Schwächung des Nervensystems kann eine Folge schwerer organischer Erkrankungen sein. Die anfänglichen krankhaften Reize, welche eine Verletzung, Entzündung usw. mit sich bringen, wirken erst nur auf das erkrankte Nervengebiet selber; später können sie auf andern Gebieten ebenfalls Störungen hervorrufen. Aber auch das Zentralnervensystem leidet darunter, indem in ihm Reizzustände entstehen. Dieselben können bei Heilung des Lokalleidens schwinden, da der Reiz zu wirken aufhört; es ist aber auch möglich, daß unter dem Einflusse des krankhaften Reizes in den zentralen Organen selbst Zustandsänderungen eintraten, welche zwar anatomisch nicht nachweisbar, aber doch dauernd vorhanden sind. Sie können bleiben, auch nachdem die örtliche Erkrankung durch geeignete Heilmittel beseitigt ist. Da wird der Arzt versuchen, das geschwächte Nervensystem zu stärken, der Patient selber dem-

selben nicht zu große Lasten auferlegen. „Alles, was den Körper schwächt und erschöpft“, sagt Krafft-Ebing (S.17), „Krankheiten, Blutverluste, Puerperien, körperliche und geistige Überanstrengung, namentlich wenn sie mit Sorgen und Aufregungen verbunden sind, Debauchen in Alkohol und Venere, um so mehr in je früheren Jahren sie begangen werden, Masturbation, gestörte Nachtruhe, Entbehrung des Schlafes u. dgl. sind geeignet, nervös zu machen. Dasselbe gilt für andauernde Sorge, Kummer, Kränkung sowie für plötzlich einwirkende psychische Träume (Schädigungen). — Die dergestalt geschaffene Nervosität bildet sich nach dem Wegfall ihrer Ursachen allmählich zurück, oder sie erfährt unter Fortwirkung derselben oder Hinzutreten neuer ihre Weiterentwicklung zu Neurosen, besonders zur Neurasthenie, deren Prodromalstadium sie dann darstellt.“ Wie dieser Autor entschieden betont, ist die Grundlage für die funktionelle Unversehrtheit des Nervensystems entsprechende Ernährung des Körpers und ein richtiges Verhältnis zwischen Ansammlung und Verbrauch von Nervenkraft. Daraus ergeben sich als hygienische Forderungen: Mittleres Maß von Ruhe und Tätigkeit, der Konstitution und der Arbeitsleistung entsprechende Ernährungsweise, reichlicher Genuß frischer Luft, ausgiebige Leibesbewegung, ausreichender Schlaf. Wer geistige Arbeit zu verrichten hat, darf nicht essen und trinken wie ein Drescher oder wie einer, der Holz hackt und Steine trägt. Geistige Arbeit wird für Erwachsene, wenn sie innerhalb gewisser, der jetzigen Leistungsfähigkeit entsprechender Grenzen sich hält, alles Hasten und Hetzen vermeidet, die nötigen Pausen und ausreichenden Schlaf sich gönnt, keineswegs schaden, vielmehr durch die mit derselben verbundene Lust und Freude der Gesundheit zuträglich sein. Oppenheim bemerkt (S. 786): „Ich habe es sehr oft bemerkt, daß von dem Augenblick an, in welchem sich der Patient ‚zur Ruhe setzte‘, die Nervosität sich wesentlich steigerte oder bei bis da Gesunden erst zur Entwicklung kam, als das Nichtstun die unbeschäftigte Aufmerksamkeit auf den eigenen Körper hinlenkte. Die den Fähigkeiten angepaßte und richtig dosierte Arbeit ist dagegen als ein Heilmittel von unschätzbarem Werte zu betrachten.“ Ein vorher arbeitsamer Mensch, dessen Beschäftigung in Studien bestand, kann durch vollständiges „Ausrangieren“ zum Neurastheniker erster Größe herangebildet werden, besonders wenn er für körperliche Arbeiten auch keine Kräfte hat.

Unter den hygienischen Regeln, welche Krafft-Ebing anführt, lautet auch eine: Fernhalten von heftigen und andauernden Gemütsbewegungen. Ein anderer Nervenarzt bemerkt: „Ich habe gesagt, daß wir Erregungen nicht unterdrücken

und einen Ärger nicht in uns hineinfressen lassen sollen, aber er soll sich auch nicht als Schale des Zorns über Gerechte und Ungerechte ergießen, sondern die Erregung soll sich in Güte umsetzen. An Stelle des groben Anschnauzens soll ruhige, freundliche Vorstellung treten, ein vorzügliches Selbsterziehungsmittel, mit dem man sehr weit kommen kann. Wenn's einmal gar nicht gehen will, so zähle man wenigstens bis 13, bevor man anfängt zu sprechen, und bei schriftlichem Erguß lasse man eine Nacht verstreichen, ehe man ihn abschickt."[1]

Zweites Kapitel.

Psychopathische Disposition.

Alle krankhaften, seelischen Dispositionen lassen sich wahrscheinlich zurückführen auf die abnorme Enge des Bewußtseins, verbunden mit dem Mangel an Aufmerksamkeit, auf die abnorme Beeinflußbarkeit oder erhöhte Suggestibilität und die gesteigerte Empfindsamkeit oder Impressionabilität. Die beiden ersten Eigenschaften beziehen sich mehr auf das Erkennen, die dritte auf das Begehren. Wie Tilmann Pesch mit Recht bemerkt, sind Enge des Bewußtseins, Beeinflußbarkeit und Anspruchsfähigkeit des Gemütes seelische Eigentümlichkeiten, welche auch dem gesunden Menschen zukommen, und zum Teil bilden sie Charaktereigentümlichkeiten der kindlichen Entwicklung. Erst in ihrer Steigerung bilden sie beim Erwachsenen das Zeichen seelischer Schwäche.

§ 1. Die abnorme Enge des Bewußtseins.

P. Janet, l'automatisme psychologique 190 ff. — Gutberlet, Psychophysik 346 ff.

Wir haben früher das Bewußtsein als einen Akt des Erkennens geschildert, der beim Menschen teils ein Akt des inneren Sinnes, häufiger aber noch ein Akt des Verstandes ist. Es liegt sehr nahe, dieses Erkennen als ein inneres Schauen zu bezeichnen und durch den Vergleich mit dem äußeren Sehen dasselbe unserem Verständnis näher zu bringen.

Den ganzen Umfang dessen, was unser ruhendes Auge mit einem Blick zu umfassen vermag, bezeichnet man als das Blickfeld des Auges; diejenige Stelle in diesem Blickfelde, welche am deutlichsten und schärfsten sich abbildet, weil sie dem gelben Fleck entspricht, nennen wir den Blickpunkt. Bewegen wir unser Auge, so wird auch das Blickfeld verschoben, und andere Gegenstände treten in unsern Blickpunkt. Bei krankhaften Zuständen, vor allem in der Hysterie tritt uns die merkwürdige Erscheinung einer konzentrischen Gesichtsfeldeinengung ent-

[1] Marcinowski, Im Kampfe um gesunde Nerven[2], Berlin 1905, 126.

gegen. Die Kranke sieht fast nur das, worauf der gelbe Fleck, die Stelle des deutlichsten Sehens eingestellt ist. Wird die Prüfung mit dem Perimeter vorgenommen, so bemerkt man, daß nur wenige Grade noch um jene Stelle herum sich das Blickfeld ausdehnt, während das, was den peripheren Stellen der Netzhaut entspricht, scheinbar gar nicht gesehen wird. Wir haben schon bemerkt, daß diese konzentrische Gesichtsfeldeinengung ein sehr schwankendes Phänomen ist.

Wenden wir dies alles auf unser inneres Schauen an, so dürfen wir das Ganze, was unser ruhendes inneres Auge an seelischen Vorgängen erblickt, das geistige Blickfeld oder das Feld des Bewußtseins nennen. Dann wird der Blickpunkt, die Stelle, die am deutlichsten wahrgenommen wird, diejenige sein, auf welche unsere Aufmerksamkeit eingestellt ist. Die Zahl der Phänomene, welche wir erblicken, wird abhängig sein einerseits von den wirklich in uns vorhandenen Objekten, dann aber von der Ausdehnung und Stärke unserer seelischen Sehkraft. Vermögen wir nur wenig zugleich zu sehen, so ist unser inneres Blickfeld klein, das Bewußtsein eng. Vielleicht gibt es auch im Seelenleben eine Analogie zur konzentrischen Gesichtseinengung der Kranken. Aber wie läßt sich der Umfang des inneren Sehfeldes messen? Da gibt es doch kein Perimeter und keine Zählkammern!

Die experimentelle Psychologie hat versucht, den Bewußtseinsumfang durch genauere Beobachtung zu messen. Zwei Methoden wurden von Wundt und seinen Schülern hauptsächlich verwandt: die Methode der instantanen Beleuchtung (sei es durch den elektrischen Funken in der Dunkelkammer, sei es durch rasche Exposition am Fallchronometer bei Tageslicht) und die Methode der sukzessiven Schalleindrücke. Es ist, wie Wirth hervorhebt, vorläufig nur möglich, von akustischen oder optischen Eindrücken ausgehend der Frage nach der Größe des Bewußtseinsumfanges durch exakte naturwissenschaftliche Untersuchung näher zu kommen. Von der Messung des gesamten Bewußtseinsumfanges könne nicht die Rede sein. Ebensoklar hebt er hervor, daß bei der auch noch so begrenzten Bestimmung des Umfangs gleichzeitig wahrgenommener optischer oder akustischer Eindrücke es weniger auf die Zahl der aufgefaßten Elemente ankomme als auf die Summe der Grade von Klarheit, mit welcher die einzelnen simultan bewußten Bewußtseinselemente wahrgenommen werden. Dadurch wird aber notwendig ein experimentell kaum bestimmbares Element in die Untersuchungen eingeführt. P. Janet hatte bereits die Bemerkung gemacht, daß die von Wundt gefundenen Zahlen eine Anwendung auf das Gesamtbewußtsein nicht zuließen: „Auf den ersten Blick und vielleicht mit Unrecht finde ich, daß diese Zahl 12 (das Maximum zugleich faßbarer, einfacher Vorstellungen nach Wundt) viel zu gering sein muß. Das binokuläre Gesichtsfeld, das doch nur ein kleiner Teil des ganzen Bewußtseinsfeldes ist, schließt evident mehr als zwölf gleichzeitige visuelle Phänomene in sich. Das Bewußtsein, das außerdem noch die übrigen Empfindungen und ihre Erinnerungsbilder enthält, muß viel mehr enthalten" (S. 194). Zugleich macht Janet aufmerksam, daß der Begriff „einfache" Vorstellung nicht klar genug

präzisiert sei. Gegen Stuart Mill und Spencer, welche nur eine Vorstellung als in einem gegebenen Zeitmoment vorhanden angeben, bemerkt er mit Recht, eine solche Ansicht lasse sich nicht halten, da schon bei der Tätigkeit des Schreibens eine ganze Reihe von bewußten Faktoren, die Wahrnehmung des Papiers, der Feder, der schwarzen Züge, das innere Lautbild und Schriftbewegungsbild vorhanden sein müßten. Sehr gut hebt Gutberlet (S. 352) hervor, daß vor allem die Akte der Vergleichung zwischen verschiedenen Vorstellungsreihen, die Urteils- und Schlußbildung in Betracht zu ziehen seien.

„In einem Satz mit zusammengesetztem Subjekt und Prädikat kann die Zahl der gleichzeitig bewußten Vorstellungen noch mehr wachsen, noch mehr, wenn wir einen Syllogismus, besonders einen zusammengesetzten, erfassen. Derselbe hat für uns keine Bedeutung, wenn wir die Konsequenz nicht durchschauen. Die Konsequenz liegt aber in der eigentümlichen Verknüpfung dreier Sätze untereinander. Es müssen also alle drei gleichzeitig im Bewußtsein sich finden; sind dieselben nun sehr kompliziert, so sieht man leicht, wie die Zahl der gleichzeitig bewußten Vorstellungen ziemlich groß sein kann. Dabei kann freilich im Blickpunkt des Bewußtseins immer nur eine Vorstellung oder eine Beziehung von Vorstellungen sein, nur eine scharf aufgefaßt werden." Diese logische Methode darf jedenfalls bei der Prüfung des Bewußtseinsumfanges nicht vernachlässigt werden. Sie steht näher dem eigentlichen Problem, für welches die experimentellen Messungen zwar gute, aber doch weitentfernte Vorbereitung bilden.

Noch lange — vielleicht für immer — werden wir auf eine rein psychologische Schätzung und Vergleichung angewiesen sein, um zu beurteilen, ob eine normale oder anormale Enge des Bewußtseins vorliegt. Eine solche Schätzung muß aber nicht nur die alltäglichen und allstündlichen Schwankungen des normalen individuellen Bewußtseins im Auge haben, sondern auch die verschiedenen Lebensstufen und besonders den Stand des Wissens und Könnens überhaupt, Angewöhnung und Übung mit ins Auge fassen. Das Kind zeigt ein relativ enges Bewußtsein, nicht nur, weil es zu schwach ist, vieles gleichzeitig aufzunehmen, sondern noch viel mehr, weil es das Aufgenommene erst langsam geordnet zu verknüpfen und für die willkürliche Reproduktion verfügbar zu machen versteht. Wer den kindlichen Geist versteht, wird viel, wer ihn nicht versteht, fast nichts ihm zu entlocken vermögen. Im letzteren Falle ist nicht der Beweis geliefert, daß das Bewußtsein zu eng ist, sondern daß es an geeigneten Assoziationshilfen von seiten des Fragenden fehlt.

Wir werden die Enge des Bewußtseins bloß aus jenen seelischen Zuständen erschließen können, auf welche die größere oder geringere Menge von verfügbaren Empfindungen, Vorstellungen, Erinnerungen, Gefühlen entscheidend einwirken. Das sind: eigentliche Wahrnehmungen — was sehe ich, höre ich, empfinde ich? —, Orientierung in Zeit und Raum,

gesundes, ruhiges Urteil in Alltagsdingen, die zum eigenen Berufe gehören. Wer sich alle Bären aufbinden läßt und das Unglaublichste und Törichteste hinnimmt, muß ein enges Bewußtsein haben; sonst müßten naturnotwendig andere Vorstellungen aus der eigenen Erfahrung auftauchen, die ihn stutzig machen könnten. Dennoch läßt sich nicht immer auf absolute Armut an Vorstellungen, Empfindungen, Gefühlen schließen; es fehlt vielleicht bloß an der Möglichkeit, willkürlich die nötigen Assoziationen zu wecken, ‚die Gedanken zusammenzubekommen'. So fehlt es dem Trunkenen im ersten Stadium der akuten Alkoholvergiftungen nicht an Vorstellungen; er hat deren sogar zu viel, aber an den richtigen fehlt es ihm, deren er zur Korrektur und Beruhigung seiner Vorstellungsjagd bedürfte.

Wir haben bisher den Umfang des Bewußtseins betrachtet; wir müssen nun auch den Blickpunkt der Aufmerksamkeit etwas beobachten. Was bei einem gesunden, normal veranlagten Menschen im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht, erfährt dadurch, daß die Beobachtungskraft immer mehr auf dasselbe konzentriert wird, gleichsam eine Vergrößerung. Die einzelnen Teile desselben treten jetzt klarer und deutlicher hervor. Schließlich erfüllt es mit seinem Inhalt das ganze Blickfeld so, daß andere Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen, die keine Beziehung zu dem beobachteten Gegenstand haben, nicht zur Geltung kommen können. Das ist die fälschlich sog. „Zerstreutheit der Gelehrten". Ganz anders verhält sich die Sache, wenn durch irgend einen krankhaften Umstand, sei es nun Anlage oder plötzliche Einwirkung, das geistige Gesichtsfeld eingeengt, der geistige Horizont verkleinert ist. Auch hier bleibt noch eine Stelle des deutlichsten Sehens, auch hier gibt es einen Blickpunkt. Aber von einem Blickpunkt der Aufmerksamkeit kann man nicht reden. Nicht Interesse, nicht Wille, sondern bloße Schwäche hält die Wahrnehmung an diese eine Stelle gebannt. So sieht denn auch ein solcher seinen Gegenstand nicht besser, seine Vorstellungen sind nicht klarer, seine Gedanken nicht deutlicher, ihr Inhalt erscheint nicht reicher und vielgestaltiger, die Assoziationen, die geweckt werden, nicht zahlreicher. Auch die Kraft seiner Vorstellungen und Gedanken ist nicht gewachsen, nur steht ihnen nichts im Wege, was ihre Wirkung hemmen könnte.

Aber was geschieht denn mit den Reizen, die nicht zum Bewußtsein kommen, mit den Vorstellungen und Gefühlen, die nicht deutlich werden. Sind sie spurlos verschwunden?

Eine Antwort darauf möge uns die Analogie der hysterischen einseitigen Blindheit bieten [1]. Therese, eine Patientin Pitres, gab an, mit dem linken Auge mit Mühe den Tag von der Nacht unterscheiden zu können. Bei der Prüfung mit besonders konstruierten Spiegelvorrichtungen machte sie aber Angaben, welche unzweifelhaft klarlegten, daß sie mit dem angeblich blinden Auge sehen mußte. Eine andere Patientin, deren linkes Auge ebenfalls amaurotisch war, wurde einer Tafel gegenüber gesetzt, auf welcher eine Reihe von Buchstaben geschrieben waren. Ein Kartenblatt wurde ihr vertikal zwischen die Augen gestellt. Bei geschlossenem rechten Auge erklärte sie, die Buchstaben nicht erkennen zu können. Bei geschlossenem linken Auge las sie ohne Zögern die Buchstaben, welche rechts vom Kartenblatt standen. Waren beide Augen geöffnet, so las sie alle Buchstaben, sowohl diejenigen zur Linken als diejenigen zur Rechten des Kartenblattes. Binswanger ließ eine seiner Patientinnen (links blind) bei verdecktem linken Auge drei verschiedene, an einer Wandtafel geschriebene Worte lesen. Diese wurden ausgelöscht, drei andere hingeschrieben, und das rechte Auge der Kranken verdeckt. Sie behauptete, nichts zu sehen. Am andern Tage nach den drei gesehenen Worten gefragt, nannte sie eines, das ihr bei verdecktem rechten Auge gezeigt worden war.

Wir haben hier den Fall, daß Empfindungen unerkannt bleiben, obgleich sie wirklich vorhanden sind. Es gibt also Empfindungen, und das gleiche gilt von Vorstellungen und Gefühlen, die nicht so klar und deutlich hervortreten und dem Gedächtnis nicht dergestalt eingeprägt werden, daß sie willkürlich reproduziert werden könnten. Dennoch dokumentieren sie ihr Dasein in späteren Handlungen, in späteren Gefühlen und Affekten, selbst in ziemlich plötzlich auftauchenden Endresultaten einer offenbar verwickelten und doch vergessenen Gedankenreihe. Derartige Dinge kommen übrigens alltäglich vor. Man biegt „in Gedanken" in irgend eine Straße ein und steht auf einmal vor einem Gebäude, das keineswegs Ziel der Wanderung war. Man wußte übrigens im Augenblick wohl, daß man einbog; aber man hat es über dem andern vergessen. Vielleicht gelingt es, bei ordentlicher Analyse noch herauszubringen, was einen denn eigentlich zum Einbiegen veranlaßte. Solche unbeachtet gebliebene Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle müssen Verbindungen eingegangen haben und müssen assoziativ verwertet worden sein. Nur selten freilich wird diese Verwertung zu einem gediegenen, wissenschaftlichen Resultate führen. Doch kann es geschehen, daß man auch in freier Stunde, ohne es direkt zu wollen, an einem Probleme weiterarbeitet, während man mit andern Sachen beschäftigt ist,

[1] Vgl. Binswanger, Hysterie 205 793 ff.

die den Geist wenig in Anspruch nehmen. Dann mag man plötzlich freudig erstaunt die Lösung vor sich sehen. Viel häufiger wirken indes die unbeachtet gebliebenen, rasch vergessenen, psychischen Elemente auf dem Weg rein unwillkürlicher Assoziationen, und vor allem werden die Gefühle und Affekte dabei mitbeteiligt sein. Manche Suchten und Idiosynkrasien werden solchem halbbewußten, seelischen Treiben ihre Entstehung verdanken. Wer einmal von einem Hund gebissen worden ist, mag später Angst vor jedem Hunde zeigen, obgleich vielleicht das Ereignis selber längst seinem Geiste entschwunden ist, und mancher kann eine Speise einfach deshalb nicht leiden, weil sie ihm einst bei einer zufälligen Unpäßlichkeit übel bekam. Doch das hat er längst vergessen, geblieben ist bloß der Widerwille. Dies ist die unschuldige Seite der Geschichte. Weniger harmlos muß es erscheinen, wenn dieses stille Treiben als Endresultat impulsive Handlungen, Halluzinationen und Wahnideen zeitigt. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die originäre oder frühauftretende Paranoia (Verrücktheit) auf einer solchen, sehr zeitig eintretenden, nur halbbewußten, nie überwachten Verarbeitung von Empfindungen, Vorstellungen und Gemütsbewegungen beruht.

§ 2. Erhöhte Suggestionabilität.

Janet, L'automatisme psychologique 139—220. — Lipps, Suggestion und Hypnose, in Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, philos.-philolog.-histor. Klasse (1897), II, 3. Hft.

Der Begriff der Suggestion ist vielumstritten. Manche gehen soweit, jede seelische Einwirkung auf einen andern Suggestion zu nennen. Allein wo Belehrung vorhanden ist und eigene Überzeugung gewonnen wird, da ist keine Suggestion, und wenn ich einen Befehl des Vorgesetzten verstehe, meinen Willen unterwerfe und das Gebotene ausführe, so hat der Vorgesetzte mir befohlen, aber keine Suggestion an mir vorgenommen.

Suchen wir zuerst die Gruppen von Tatsachen kennen zu lernen, welche man Suggestionserscheinungen nennt, und halten wir uns zunächst an die Suggestion in der Hypnose, da von dieser der Begriff in der modernen Fassung sich herleitet.

Wir legen die Beschreibungen P. Janets (a. a. O.) zu Grunde.

1. Einfache, durch Einstellung von Muskeln suggerierte Erscheinungen. „Wenn man den Arm eines suggestibeln Individuums erhebt, und besonders, wenn man ihn einige Zeit in der Luft hält, wird der Arm fast immer in der Lage bleiben, in die man ihn gebracht hat. Ein Bleistift, den

man N. in die Hand gibt, erweckt in ihr die Lust zu zeichnen, und sie zeichnet ohne Ende auf ein Papier Züge oder kleine Häuschen.

2. Durch Worte hervorgerufene einfache Halluzinationen. „Beim Beginne meiner Untersuchungen über den Somnambulismus ... beging ich die große Ungeschicklichkeit, eine Somnambule einen Tiger sehen zu lassen, der in das Zimmer eintrete. Ihre konvulsivischen Schreckbewegungen und das fürchterliche Geschrei, das sie ausstieß, lehrten mich, klüger zu sein, und seitdem zeige ich der Einbildung dieser Personen nur mehr schöne Blumen und kleine Vögel." Nicht immer sind die Halluzinationen gleich stark. So glaubte Marie die Musik nur aus der Ferne spielen zu hören. Eine andere Person sagte, „ich habe das gehört, gesehen, aber es muß lange her sein".

3. Handlungen, die durch Worte hervorgerufen sind. „Sagt man einem dieser Individuen: ‚Steh auf, setze dich, bewege deinen Arm', oder einfacher: ‚Siehe da, wie dein Arm sich hebt' ... so erhebt es sich wirklich, bewegt seinen Arm oder setzt sich, ohne seine Einwilligung gegeben zu haben.

4. Handlungen oder Halluzinationen, welche an eine bestimmte Wahrnehmung sich anschließen sollen. „Marie", sagt Janet (S. 151) zu einer seiner Kranken, „wenn ich in meine Hände klatsche, wirst du dich erheben und die Runde durchs Zimmer machen." Marie hört es, bewahrt den Befehl, und sobald Janet in die Hände klatscht, erhebt sie sich, um im Zimmer umherzugehen. Da Janet behauptet, auf dem Fenstergesims sitze ein Vogel, sieht Marie auch jedesmal den imaginären Vogel, sobald sie das Fenstergesims erblickt.

5. Komplexe Akte und Halluzinationen oder solche, die der Hypnotisierte selbst weiter ausgestalten soll. „Die Halluzination einer Reise wurde bei Lucia eine wahre Komödie mit tausend unerwarteten Wechseln. Sie machte nicht bloß die Seekrankheit durch, sie meinte auch ins Wasser zu fallen, schwamm auf dem Parkettboden und erhob sich auf einer verlassenen Insel.... Natürlich ließ ich sie die schönsten Expeditionen auf den Mond und ins Erdinnere unternehmen. Es genügte, daß ich ihr ein Thema angab. Dann erging sich ihre Phantasie in den extravagantesten Komplikationen" (S. 155).

6. Allgemeine Halluzinationen oder Verwandlungen der ganzen Persönlichkeit. Dem Hypnotisierten wird suggeriert, er sei ein General: er fängt an zu kommandieren; er sei ein Hund: er kriecht auf allen vieren herum und bellt; er sei ein Kind: er fängt an wie ein Kind zu sprechen, zu schreien, nach Mama zu rufen. Wichtig kann diese Suggestion werden durch geistige Zurückversetzung in frühere Lebensperioden. Es werden dadurch assoziativ Erinnerungen aus jenen Zeiten geweckt, welche scheinbar entschwunden waren. So gelang es oft, die Ereignisse zu erkennen, welche die Krankheit bedingt hatten.

7. Hervorrufung von Veränderungen am Körper. Aufgelegtes Papier, aufgeklebte Briefmarken wirken wie Senfpflaster oder Vesikatorien, wenn vorher erklärt worden, man werde Senfpflaster oder ein blasenziehendes Mittel

auflegen. Ebenso gelingt es, in der Hypnose Brandmale zu suggerieren (S. 165). Von Blutungen spricht Janet nicht; man hat das Recht, ihnen sehr skeptisch gegenüberzustehen.

8. Es gelingt in der Hypnose, Handlungen und Halluzinationen für spätere Zeit zu suggerieren: „Nach einer Woche kommen Sie zu dieser und dieser Stunde hierher." Sie werden das und das sehen und tun. Nach der Hypnose alles vergessen. Aber zur bestimmten Stunde wird der Befehl ausgeführt und die Halluzination tritt ein.

Aus der Vergleichung dieser Tatsachen ergeben sich folgende Momente, welche zum Begriff der Suggestion gehören: Es handelt sich um die Einpflanzung von Vorstellungen. Denn auch der Handlung geht die Vorstellung der auszuführenden Handlung voraus. Diese Vorstellungen gewinnen — obwohl ihnen weder eine besondere logische, noch besondere affektive Kraft innewohnt — den Wert von eigentlichen Wahrnehmungen (Halluzination) oder den Wert von Triebkräften (suggerierte Handlung). Die Suggestion braucht weder die Form einer Behauptung noch die eines Befehles oder Wunsches zu haben. Sie stützt sich weder auf Belehrung noch auf Darbietung von Motiven des Fürwahrhaltens oder Handelns, noch auf willkürliche Unterwerfung des Willens, noch auf eine in der Natur der Sache und der Stellung des Suggerierenden gegründete Autorität.

Janet schlägt vor, die Suggestion zu definieren: Influence d'un homme sur un autre, qui s'exerce sans l'intermédiaire du consentement volontaire. Diese Definition läßt nicht das ganze Objekt der Suggestion hervortreten. Sie betont auch zu wenig die Momente, welche die Suggestion von andern seelischen Einwirkungen unterscheiden. Zu diesen Momenten gehört der Mangel an vernünftiger Begründung des suggerierten Vorganges. Ein ähnlicher Fehler liegt in der von Hellpach[1] versuchten Begriffsumgrenzung. Er glaubt, Suggestibilität liege da vor, wo eine Beeinflußbarkeit des Willens durch einzelne Vorstellungen eintrete, denen weder eine besondere logische noch besondere affektive Kraft zukomme. Hier ist zwar durch die letzten Worte ein neues, wichtiges Moment hervorgehoben, aber man wird doch nicht gut sagen können, es handle sich um eine Beeinflussung des Willens, wenn dem Hypnotisierten beigebracht wird, es sitze ein Vogel auf dem Fenstergesims.

Wenn wir die fehlenden Momente in die Definition Janets eintragen, so können wir sagen: Die Suggestion ist die seelische Beeinflussung anderer durch die Einpflanzung von Vorstellungen allein, ohne daß Belehrung und Überzeugung, Motive zum Handeln und Erlangung freier Einwilligung zu Hilfe genommen würden.

---

[1] Grenzwissenschaften 388.

Aber wie erklärt man sich das Wirken der Suggestion? Offenbar wird eine besondere seelische Verfassung desjenigen erfordert, der beeinflußt wird. Denn jeder gesunde Erwachsene, ja jeder halbwegs ordentliche Schuljunge würde uns ins Gesicht lachen, wenn wir ihm sagen wollten: „Da ist ein Tiger", oder versuchen wollten, ihn auf den Kopf zu stellen, indem wir ihm sagen: „Du stehst ja auf deinen Händen und streckst die Beine gen Himmel." Die imitatorische Verbreitung des Lachens, Hustens, Niesens kann doch wohl nicht in ernsten Vergleich damit gestellt werden. Man hat zunächst geglaubt, die Suggestibilität sei eine Eigentümlichkeit des hypnotischen Zustandes und beruhe auf dem hier geweckten Automatismus. Allein Janet bemerkt, daß es Stadien der Hypnose gebe, in denen Kranke, welche vorher suggestibel waren, sich gegen jede Beeinflussung refraktär erzeigen. Sodann muß eben gerade gezeigt werden, wie der Automatismus, dieses spontane Realisieren von Vorstellungen, psychologisch zu stande komme. Entscheidend gegen die genannte, von Richet, Beaunis u. a. vertretene Meinung ist der Umstand, daß die Suggestion auch in den pathologischen Zuständen des Haschischrausches, auf dem Boden des Alcoholismus chronicus, im natürlichen Somnambulismus, ja selbst im gewöhnlichen Schlaf und sogar im Wachzustande bei gewissen Individuen eintreten kann.

Bei diesen beiden letztgenannten Erscheinungen müssen wir einen Augenblick verweilen. Maury[1] erzählt: „Eines Abends war ich auf meinem Fauteuil eingeschlummert; mein Ohr vernahm noch vag die Töne. Mein Bruder spricht neben mir mit einer ziemlich starken Stimme die Worte aus: ‚Nimm ein Zündhölzchen.' Die Kerze war soeben ausgelöscht. Ich verstand, wie es schien, diese Worte, ohne zu bemerken, daß es mein Bruder war, der gesprochen hatte, und in meinem Traum gehe ich, ein Zündholz zu holen. Als ich einige Minuten nachher erwachte, berichtete man mir die Worte meines Bruders. Ich hatte schon vergessen, daß ich sie gehört hatte, obgleich ich, zwar ohne mir bewußt zu sein, darauf geantwortet hatte. Tatsache ist, daß ich im Traume aufstand und ein Streichhölzchen holen ging, ohne daß der Gedanke gekommen wäre, ich führe einen Befehl aus." Janet zitiert (S. 173) drei Beispiele der Wachsuggestibilität von Personen, bei denen man nicht etwa wegen häufig wiederholter künstlicher Einschläferung Autohypnose vermuten durfte. „Das eine ist das von einer 30 Jahre alten Frau Be., die vor 10 Jahren hypnotisiert worden war, aber seither nicht mehr; das zweite von einer jungen 22jährigen Frau, die nie hypnotisiert worden war; das dritte von einem 16jährigen Mädchen, Blanche das gleichfalls nie hypnotisiert worden. Alle drei sind im Wachzustand wahre bewußte Automaten. Es genügt, in ihren Kopf, wie immer, die Vorstellung einer Handlung zu bringen, damit sie unmittelbar ausgeführt werde. Sie behalten unbeschränkt lange die Glieder in den Stellungen, in die man diese versetzt, ahmen

[1] Le sommeil et les rêves[2], Paris 1862. 393 f.

die Bewegungen nach, die man vor ihnen macht, erleben unmittelbar jede Art von Halluzinationen. Be. sieht mich zum Zimmer hinausgehen und durch das Fenster eintreten; sie glaubt, mich durch die Mauer zu ihr sprechen zu hören, während ich doch an ihrer Seite bleibe. Blanche, zu der ich gesagt habe, ein Elefant sei ins Zimmer gekommen, geht aus dem Weg, um ihm Platz zu machen, und unterhält sich damit, ihm Brot zu reichen, damit er es mit seinem Rüssel fasse. Kurz, sie sind suggestibler als die gelehrigsten Somnambulen."

Féré und Binet glauben das Geheimnis der Suggestibilität in der Übererregbarkeit der Suggestibeln gefunden zu haben. Aber wie Janet bemerkt, kann man bei Anästhetischen, die nichts fühlen, halb blind und halb taub sind, von Übererregbarkeit schwerlich reden. Versetzt man sie durch elektrisches Bad in einen Zustand, wo sie die Sinneskraft wieder erhalten und wirklich erregt sind, so hört die Suggestibilität auf. Irre und Tobsüchtige kann man nicht durch Suggestion behandeln.

Es könnte allerdings scheinen, daß die Halluzinationen auf eine Übererregbarkeit der Rindenzentren hinweisen, aber sie lassen sich besser erklären durch assoziative Weckung verschiedenster Empfindungselemente. Je reicher eine Vorstellung an Merkmalen ist, desto mehr wird sie einer Wahrnehmung ähnlich. Die Stärke der suggerierten Vorstellungen ist wie die Stärke der Traumvorstellungen nur eine scheinbare, durch Wegfall von Hemmungen, von korrigierenden Vorstellungen. Der Charakter aller suggestibeln Personen zeichnet sich denn auch aus durch Gedankenarmut, Leichtgläubigkeit, plötzliches, explosives Handeln, träumerisches, halbschlafendes Wesen, dem es an Regulativen und Korrektiven fehlt. Nicht bloß von Fremden eingepflanzte Vorstellungen, sondern sogar die eigenen Phantasiebilder gewinnen hier Wirklichkeit und Leben. Man nennt das auch Autosuggestion. Wer irrige Vorstellungen nicht korrigiert, sondern sich so lange in sie hineinlebt, bis er sie für bare Tatsache hält, übt Autosuggestion. Leider gibt es Leute genug, deren Phantasie so stark und so eigenmächtig arbeitet, daß sie Wahrheit und Dichtung nicht mehr unterscheiden können. Und ebenso gibt es Charaktere, die nie sich beherrschen gelernt, bei denen jede Vorstellung gleich in der Tat oder wenigstens im Worte realisiert werden muß. Die Alten mahnten: Corrigere phantasiam! Die Suggestion nach ihrer halluzinatorischen wie motorischen Seite schließt sich an Grundtriebe der Seelentätigkeit an: lebhafte und reichhaltige Vorstellungen für aktuelle Sinneswahrnehmungen zu halten, andern zu glauben, was sie mit dem Akzente der Überzeugung behaupten, den Willen solcher zu tun, die durch Wissen und Stellung uns überragen.

Wenn man nun unter Suggestibilität die Eigenschaft versteht, zu allen möglichen automatischen Handlungen und Halluzinationen geführt zu werden, so ist kein gesund veranlagter Mensch, auch kein normal entwickeltes Kind suggestibel. Begreift man aber unter Suggestibilität einen Zustand, wo korrigierende Ideen fehlen und der Wille noch nicht energisch genug gebildet ist, wo der Verstand leicht in Irrtum, der Wille auf Abwege geführt werden kann, wo leichter alles angenommen wird, was ein anderer sagt, und ausgeführt, was ein anderer will, wo der Nachahmungstrieb stärker waltet und jede Bewegungsvorstellung triebartig wirkt: dann ist das Kind suggestibler als der Erwachsene, das Mädchen suggestibler als der Knabe. Auch große Massen sind leicht suggestibel; denn in ihnen finden sich viele, die sich mit Denken nicht gern den Kopf abplagen, die allen Rednern Bravo zurufen, mögen sie gesagt haben, was sie wollen, welche derjenigen Reklame am ehesten glauben, die unter Trompetenstoß und Trommelschlag verkündet, mit den dicksten Buchstaben gedruckt und mit den schreiendsten Farben illustriert wird.

§ 3. Impressionabilität.

„Einer der größten Unterschiede zwischen den verschiedenen menschlichen Wesen“, sagt Bain[1], „kommt davon her, daß ihnen die Außenwelt mehr oder weniger Eindruck macht.“

Es gibt Individuen, die kaum je stark erregt werden. Es braucht viel, sehr viel, um sie aus der Gleichgewichtslage ihres Gemütes herauszubringen. Man nennt sie im Leben Phlegmatiker. Andere sind leichter und tiefer erregbar. Das sind die Choleriker und Melancholiker. Leicht kommen und schwinden die Affekte beim Sanguiniker des Alltagslebens. Endlich gibt es solche, welche sich auszeichnen durch die Leichtigkeit, mit der sie auf Einflüsse von außen mit Affekten reagieren. Ein Sonnenstrahl heitert sie auf, eine Wolke verdüstert auch sie, der elektrische Zustand der Atmosphäre quält sie, regt sie auf oder beengt sie; milde und frohe, aber ebenso die traurigsten und am tiefsten greifenden Affekte finden sie außerordentlich zugänglich. Das sind die eigentlichen Impressionabeln, die Emotionellen, die Gefühls- und Gemütsmenschen.

Aber wo hört die gesunde Erregbarkeit auf? Wo beginnt eine Gemütserregung einen anormalen krankhaften Charakter zu haben? Auch hier müssen

[1] Les émotions et la volonté 111; bei Féré 482.

wir an die Worte Claude Bernards[1] erinnern: „Was man den normalen Zustand nennt, ist ein bloßer Begriff, eine ideale typische Form, die man künstlich losgeschält hat von den tausend Verschiedenheiten, zwischen denen der Organismus inmitten seiner wechselnden und intermittierenden Funktionen hin und her wogt.“ Was hier vom normalen Zustand des Organismus gesagt ist, gilt vor allem auch von den niedern psychischen Funktionen, die wesentlich an seine Tätigkeit geknüpft sind.

Seneka meinte: Animi motus eos putemus sanissimos validissimosque, qui nostro arbitrio ibunt non suo feruntur[2]. Allein dies gibt kein Kriterium ab; denn auch die ersten spontanen Regungen des Strebevermögens, welche nicht der Gewalt des freien Willens gehorchen, sind in Wirklichkeit Erscheinungen des gesunden Seelenlebens. Selbst dann, wenn Affekte tage- und wochenlang dem Kampf des Willens trotzen und immer wieder ihr Haupt erheben, ist dies noch kein Zeichen von Anormalität, solange sie in ihrer Stärke dem Gegenstand oder der Wichtigkeit des Ereignisses angemessen sind, welches sie hervorgerufen.

Wenn aber die Proportion zwischen der erregenden Vorstellung und dem Affekte fehlt, wenn das Erregtwerden in seiner Dauer und Stärke von rein subjektiven Faktoren des Individuums abhängt, dürfen wir sicher von Anomalie sprechen. Dabei sind jedoch die verschiedenen Alters- und Kräftestufen wohl zu scheiden. Eine Erregbarkeit, die beim Kinde, bei der Frau, beim Kranken und Ermüdeten noch in die Grenzen physiologischer Vorgänge fällt, muß beim erwachsenen, sonst scheinbar gesunden und kräftigen Mann als krankhaftes Symptom erscheinen.

Wir können also die Impressionabilität und Emotivität umschreiben als eine in Anbetracht des Alters und Geschlechtes allzu leichte und allzu starke Erregbarkeit der Affekte und ihrer Äußerungen. Sie macht sich in dreifacher Weise geltend. Zunächst werden alle Empfindungen und Vorstellungen, welcher Art sie immer sein mögen, zum Wohl oder Wehe des Subjektes in eine Beziehung gebracht, die sie bei andern nicht zu haben scheinen. Dadurch rufen diese sonst nicht von Affekten begleiteten Empfindungen und Vorstellungen Lust oder Unlust hervor. Sodann ist bei allen Affekt auslösenden Vorstellungen und Empfindungen der Affekt stärker, als die Ursache dies rechtfertigt. Endlich gewinnen auch die Affektäußerungen und motorischen Reaktionen eine ungewöhnliche Stärke.

Spencer[3] glaubt, die anormale Erregbarkeit durch einen Mangel an andern Erregungen oder durch Mangel an Verknüpfung derselben untereinander erklären zu können. Seine Auffassungsweise bietet er uns in folgenden Worten: „Nehmen Sie ein Individuum, in welchem die Sensibilität nur wenig komplex ist: ein

---

[1] Physiologie opératoire 150. [2] De ira l. 2, c. 35.

[3] La psychologie comparée de l'humanité (Essais de morale, de science et d'esthétique) III 296; zitiert bei Féré, Pathologie des émotions 398 f.

Ereignis rufe in ihm eine Gemütserregung wach. Sogleich bricht diese hervor und geht in den Akt über, bevor irgend eine andere Gemütserregung auf den Plan treten konnte. So verhält es sich mit einer jeden andern. Wenn aber bei einem Individuum die möglichen Gemütserregungen einen komplexeren Organismus bilden, so finden sich die einfachen Affekte dort so koordiniert, daß nicht der eine ohne den andern geweckt werden kann. Bevor noch die eine eben geweckte Gemütserregung einen Akt hervorzubringen vermochte, hat sich die Erregung schon andern mitgeteilt, die oft der ersteren entgegengesetzt sind. Daher stammt denn eine ganze Kombination von Tendenzen, aus denen folglich ein modifiziertes Verhalten resultiert. So nimmt die Bereitschaft, in Erregung zu geraten, ab und die Gemütserregung wird dauerhafter."

Man darf wohl sagen, daß diese Erklärung eine ziemlich oberflächliche ist und einer Kritik nicht standhält. Bloß koordinierte Gemütsbewegungen wecken sich durchaus nicht wechselseitig, sobald sie nicht verwandter, sondern disparater Natur sind. Wenn sie sich weckten, so entstände noch durchaus keine Abschwächung, sondern eher eine Verstärkung. Daß ein Affekt bei einem Individuum, das Eindrücken der verschiedensten Art zugänglich ist, gewöhnlich den entgegengesetzten Affekt spontan hervorrufe, wird man im Ernst nicht behaupten wollen. Der Affekt des Hasses weckt nie den der Liebe zu demselben Gegenstande. Daß ferner aus sich hindernden Affekten eine dauerhaftere Gemütserregung entstehen soll, ist eine Behauptung, für die jeder Beweis mangelt. Es fehlt dem Impressionabeln nicht an Gemütserregungen; er hat deren viel zu viel. Aber er ist entweder nicht gewöhnt oder es fehlt ihm an der Kraft, die richtigen Gegenvorstellungen zu wecken und durch sie die Gewalt der Affekte zu brechen. Wirklich bemerkt man im Hintergrund der Impressionabilität leicht eine psychische Schwäche, eine Schwäche des Nervensystems. Es heißt das nicht den Impressionabeln den Freibrief geben, ihren Launen und Stimmungen nachzugeben. Ihr eigenstes Interesse verlangt, daß sie der Erregbarkeit ihre Grenzen setzen. Anderseits fordert natürlich die Beurteilung solcher Charaktere eine besondere Schonung. Es ist zum Teil das Gefühl der eigenen Schwäche, welches macht, daß für den Impressionabeln alles zum „Ich" in Beziehung gesetzt wird. Ein starker Mann, der keine Nerven hat, wie man zu sagen pflegt, ist nicht impressionabel, während Frauenspersonen und schwächliche Kinder überaus empfänglich und erregbar sein können. Der Gesunde versteht daher auch nicht oder nur schwer, wie ein Kranker oder Genesender durch ein einziges Wörtchen verletzt werden kann. Macht er selbst eine Krankheit durch, so geht ihm mit der Zeit das Verständnis auf und mit diesem die Liebe und die Geduld.

Die Impressionabilität und Emotivität kann im gesamten Gemütsleben des Menschen sich zeigen. Man sagt von solchen, daß sie leicht Feuer fangen. Gewöhnlich ergreift die Impressionabilität jene Gemütserregungen, die im Charakter und Temperament am tiefsten begründet sind. Es gibt Enthusiasten ebensowohl wie Trübsalbläser. Doch zeigt sich auch hier das Übergewicht der peinlichen Affekte. Eine hervorragende Rolle spielen Zorn und Furcht.

„Gewisse Individuen", sagt Féré (S. 401), „zeigen eine paroxystische Emotivität, welche sich im allgemeinen durch Zornanfälle kundgibt. Diese Krankheit des Charakters tritt besonders hervor bei den Epileptischen und Hysterischen, die, beständig mit ihrer Person beschäftigt, wahre Egomanen sind, welche der kleinste Widerspruch erbittert. Außer diesen schon offenkundig pathologischen Zuständen findet man häufig dergleichen Zornanfälle bei Kindern und Frauen, aber auch bei Männern jeden Alters. Cheyne, Forbes, Winslow zitieren Beispiele. Einige Male präsentieren sich diese Wutanfälle ohne erkennbares Motiv unter der Form einer vorübergehenden Manie, die nur sehr schwer von den seelischen Störungen der Fallsucht unterschieden werden kann."

Wohl am häufigsten gibt sich die seelische Impressionabilität in Affekten der Furcht, der Angst und des Schreckens kund. Sehr häufig reicht die furchtsame Scheu hinauf bis in die Kinderjahre, wo sie sich bereits in einem furchtsamen Charakter und nächtlichen Schrecken äußerte. Diese Furcht kann mehr im Rahmen eines vagen Affektes sich halten. Sie kann sich aber auch in der Kindheit schon auf bestimmte Umstände beziehen, systematisch auftreten. Bekannt ist die Furcht vor der Nacht, vor dem Dunkel überhaupt, die Furcht vor Fremden, vor der Einsamkeit usw. Man spricht dann von systematisierter Emotivität.

Offenbar haben wir hier schon die ausgesprochensten Analogien für die sog. Phobien der Neurastheniker.

Mit Klugheit und Liebe sind daher Emotivität und Impressionabilität der Kinder planmäßig zu bekämpfen. Neben der Sorge für ein gesundes Nervensystem muß es die Sorge der Erzieher sein, Empfindsamkeit im Kind nicht aufkommen zu lassen. Das Kind darf sich nicht über Kleinigkeiten beklagen, jammern. Es muß mit Liebe und Geduld angeleitet werden, sich daraus nichts zu machen. Eine Regel der Psychotherapie heißt: „Wenn Not oder Erziehung den Ausdruck einer Gemütsbewegung schwächen, so wird auch die Gemütsbewegung selbst geschwächt."[1] Festigung des Willens im Kinde, daß es nicht jeder Erregung nachgebe, sondern eine freundliche Miene und frohes Gesicht mache, tut not. Um der Überwucherung des Gefühlslebens entgegenzuarbeiten, ist auf eine gute Ausbildung von Verstand und Vernunft zu wirken, intellektuelle Betätigung setzt die Emotivität herab. Wichtige Winke gibt vom bloßen Standpunkte des Nervenarztes Oppenheim in seinem Vortrag Nervenleiden und Erziehung S. 10—25. Seine Mahnungen lauten: Nicht verzärteln! so

[1] Féré 471; vgl. auch Grasset, Psychotherapie, in Revue des deux mondes 1905, 15 mars 377 ff.

daß das Kind widerstandslos wird gegen jeden kleinsten Schmerz, keinen Schmerz sich einnisten lassen, zur Aussprache und Ausgleich drängen, Zorn und Eigensinn bekämpfen, Verstand und Willen stärken, welche in Beherrschung der Affekte so wichtig sind.

Drittes Kapitel.

Die sog. psychopathischen Persönlichkeiten vor dem Forum der Sittlichkeit und des Rechtes.

Vgl. Kraepelin, Psychiatrie II [7] 815 ff. — Koch, Psychopathische Minderwertigkeiten, Ravensburg 1891, 110 ff 129 136 ff. — Huber, Hemmnisse der Willensfreiheit, Münster 1904, 239—285.

„Wir sind heute geneigt, den Maßstab der psychiatrischen Beurteilung an eine Reihe von Menschengruppen zu legen, die man früher unter wesentlich andern Gesichtspunkten zu betrachten gewöhnt war. Es handelt sich dabei gewissermaßen um psychische Mißbildungen, deren Krankhaftigkeit nicht aus der Veränderung gegen frühere gesunde Zeiten, sondern nur aus ihrer allgemeinen Abweichung von der Gesundheitsbreite erkennbar ist“ (Kraepelin S. 815).

Kraepelin unterscheidet psychische Mißbildungen, welche nur die Ansätze für die Entwicklung schwererer, auffallenderer Geistesstörungen bilden, und psychopathische Persönlichkeiten, welche ihr ganzes Leben hindurch wesentlich unverändert bleiben. Unter ihnen hebt er als besonders umgrenzte Gruppen hervor: Die gebornen Verbrecher, die Haltlosen, die krankhaften Lügner und Schwindler und die Pseudoquerulanten. Wir haben es hier, wie aus der ganzen Beschreibung hervorgeht, die Kraepelin von ihnen entwirft, mit „Veranlagten“, mit neuropathisch und psychopathisch Disponierten oder gar Entarteten zu tun, welche entweder auf die Verbrecherlaufbahn geraten oder haltlos und energielos durch die Welt bummeln, durch Lügen und Schwindeln ihr Dasein fristen oder ohne Zank und Streit nicht denkbar sind. Wir können übrigens, wie auch Kraepelin andeutet, die Liste noch erweitern, denn offenbar kann man Reizbare und Zornmütige, den geschlechtlichen Ausschweifungen Ergebene geradeso als eigene Klassen auffassen. Denn daß es auch unter den Reizbaren und unter den Sittenlosen solche gibt, die frühzeitig, ja vielleicht von den ersten Lebensjahren an eine besondere Veranlagung zeigten, wird man nicht leugnen.

Wir können Kraepelin zugestehen, daß oft eine bedeutende Abweichung vom normalen Menschen vorliegt, und zwar nicht bloß in den körperlichen,

sondern auch vor allem in den geistigen Eigenschaften. Anderseits kann man von ausgesprochenen geistigen Krankheiten nicht reden. Keine der großen Psychosen kommt in Frage. Aber auch Schwachsinn, Hysterie, Epilepsie mit ihren Dämmerzuständen, schwere Formen von Neurasthenie, Entartungsirresein mit seinen impulsiven Trieben sind ausgeschlossen. Denn es läßt sich nicht annehmen, daß der Irrenarzt solche Symptome leicht verkenne. Läge ein Grund vor, auf irgend einen dieser geistigen Krankheitszustände zu schließen, dann würde der Psychiater nicht sagen, es handle sich um psychopathische Persönlichkeit, sondern es liege Imbezillität, Epilepsie usw. vor. Wir wollen gar nicht in Zweifel ziehen, daß auf dem Boden der Psychosen, der Psychoneurosen und des Degenerationsirreseins selbst an und für sich verbrecherische Handlungen entstehen können, für die der Täter nicht verantwortlich ist. Wir gestehen auch zu, daß vielleicht mancher als Verbrecher oder Lump, als Vagabund und Landstreicher behandelt wurde, der in Wirklichkeit ein Schwachsinniger oder gar Epileptiker war. Bei der großen Gruppe psychopathischer Persönlichkeiten haben wir es nicht mit diesen, sondern mit Veranlagten zu tun, und es interessiert uns vor allem die Frage, wie sind diese Menschen vor dem Forum der Sittlichkeit zu beurteilen. Wir können drei Arten der Beurteilung unterscheiden: Die erste neigt dazu hin, in diesen „psychopathischen Persönlichkeiten" nur Kranke zu sehen und sie als solche für unverantwortlich zu erklären, sie statt dem Richter dem Irrenarzte zu überantworten; die zweite hält ihre ganze und volle Verantwortlichkeit aufrecht; die dritte glaubt, daß sie vor Gott und den Menschen milder beurteilt werden dürfen als nicht Veranlagte, welche die gleichen Ausschreitungen begehen.

§ 1. Die rein psychiatrische Beurteilung.

Die Ansicht, daß es sich bei den genannten Gruppen „psychopathischer Persönlichkeiten" um eigentliche Kranke handle, tritt in der Lehre vom „gebornen Verbrecher", wie Lombroso sie vertrat, am deutlichsten hervor. Die körperlichen wie seelischen Eigenschaften dieser eigentümlichen Verbrechergruppe — im Gegensatz zu den Gelegenheitsverbrechern — sollen zeigen, daß sie atavistisch entartet und zum Verbrechen geboren sind. Die von Lombroso aufgestellten körperlichen Degenerationszeichen wurden vom ersten und zweiten Anthropologenkongreß als nicht beweisend zurückgewiesen, worauf Lombroso sich an der deutschen Gelehrtenwelt auf dem Kriminalanthropologenkongreß in Genf durch das Diktum rächte: „Die deutschen

und österreichischen Gelehrten glauben meine Lehren nicht — das macht aber nichts —, die Neukaledonier glauben sie auch nicht."[1] Während diese Seite der Lehre Lombrosos aufgegeben ist, und man am Schädel nicht mehr den Verbrechertypus finden will, ist der Kern der Lehre vom delinquente nato von vielen beibehalten. Kraepelin (Psychiatrie II[7] 818) selbst formuliert ihn: „So richtig es ist, daß für das Zustandekommen der verbrecherischen Tat immer noch eine ganze Reihe von rein äußeren, in gewissem Sinne zufälligen Umständen eine wesentliche Rolle spielen, so fest steht es auf der andern Seite, daß es Formen der Veranlagung gibt, die unter den bei uns herrschenden Lebensbedingungen mit einer gewissen Notwendigkeit zum Kampfe gegen die Gesellschaftsordnung getrieben werden." Veranlagungen aber, aus denen sich mit Notwendigkeit das Verbrechen ergibt, müssen als eigentliche geistige Krankheit betrachtet werden; das wird man Kraepelin zugestehen müssen. Die Frage, wie man diese Krankheit nennt, ob Moral insanity[2] oder anderswie, ist Nebensache. Der Beweis, daß es solche, notwendig zum Verbrechen führenden Veranlagungen wirklich gebe, umfaßt zwei Momente, nämlich den doppelten Nachweis: daß gewisse, überaus bedenkliche und gefährliche Eigenschaften ererbt und keiner Besserung fähig seien; und daß, solange diese Eigenschaften vorhanden sind, aus ihnen die verbrecherische Tat notwendig erfolge. Als solche psychopathische, ererbte Eigenschaften führt Kraepelin an: Angeborne sittliche Stumpfheit, Mangel an weiterblickender Überlegung und Voraussicht; frühzeitig schon sich meldender Mangel an Mitgefühl für das Leid anderer, Hang zur Grausamkeit, Fehlen alles Ehrgefühls und aller Scham; Abhandensein der Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister, endlich die ausgesprochenste, um nichts anderes sich kümmernde Selbstsucht. Daß diese Charakterzüge sich beim „gebornen Verbrecher" finden, ist wahr, aber der Beweis, daß sie angeboren und nicht später erworben seien, wird wohl in den seltensten Fällen erbracht.

Groß bemerkt gegen die Annahme, daß die Summe dieser Eigenschaften ererbt sei, folgendes: „So große Änderungen im Individuum erben sich niemals auf einmal fort, nur einzelne Eigenschaften können sich vererben, diese aber machen noch keinen Verbrecher aus, und deshalb muß der Sohn eines Verbrechers nicht wieder ein Verbrecher sein. Damit ist freilich nicht gesagt, daß sich durch Generationen und Generationen eine Eigenschaft nach der andern nicht so lange vererben kann, bis es wirklich zu einer Art von Verbrechern gekommen ist, das

[1] Groß, Kriminalpsychologie 541. [2] Vgl. Störungen im Seelenleben.

ist aber fast ebenso selten, wie wir bei Tieren neue Arten entstehen sehen, — Rassen werden oft gezüchtet — Arten entstehen sehr selten."[1] Man kann sagen, eine Verbrecher*art* entsteht nie, denn eine so progressive Entartung, wie sie hier vorausgesetzt ist, muß Aussterben der Linie zur Folge haben.

Das Hauptgewicht legt Kraepelin darauf, daß diese Anlagen der Verbrecher keiner Erziehung weichen und aller bittern Erfahrung trotzen. Allein ist das so sicher? und wenn ja, beweist es etwas? Kraepelin gesteht selber zu, daß sich bei Kindern zeitweise sehr böse Eigenschaften zeigen und dann wieder schwinden; daß gute Eigenschaften, die ganz zu mangeln scheinen, später doch zum Vorschein kommen. Es liegt also kein Grund vor, an der Macht der Erziehung gleich zu verzweifeln; übrigens ist gar vieles, was man heute Erziehung nennt, gar keine Erziehung, sondern äußerer Firnis und äußere Politur. Daß eine solche Erziehung ohne Gewissen und ohne Gott die Seele nicht rettet, ist klar. Sollte aber die beste Erziehung versagen, so zeigt auch dies noch keinen angebornen, sondern bloß einen gefestigten, tiefeingewurzelten Fehler auf. Den ausführlichen Beweis, daß die genannten Fehler derart seien, daß sie ohne persönliche Schuld des Täters zum Verbrechen nötigten, vermissen wir ganz. Man könnte einen solchen Beweis darin finden wollen, daß man sagt, wo die moralischen Gefühle fehlen, finden die verbrecherischen Triebe kein Gegengewicht und nötigen zur verbrecherischen Tat. Dagegen ist ein Doppeltes zu bemerken. Erstens: Solange kein Schwachsinn vorhanden ist und die nötige Besonnenheit nicht abgeht, kann es an Erkenntnis der Pflicht und folglich auch an Pflichtgefühl nicht ganz mangeln. Zweitens: Solange keine Verwirrung des Verstandes eintritt, kann der Mensch auch dem stärksten Trieb zu einer verbrecherischen Handlung widerstehen. Beweggründe bewegen den Menschen, aber sie unterjochen den Willen nicht.

Was vom gebornen Verbrecher gesagt worden ist, das gilt vom „gebornen" Lügner und Schwindler, vom „gebornen" Faulenzer und Müßiggänger, vom „gebornen" Wüstling. Man mag noch so mild und barmherzig über eine Klasse von Menschen denken, die, erblich veranlagt, den Stürmen des Lebens und den Anforderungen sittlichen Kampfes nur halb gewachsen scheint, man darf nie vergessen, wie unheilvoll das erste freiwillige Unterliegen, die ersten bewußten und gewollten Schritte auf dem Weg zum Verbrechen sind.

[1] A. a. O. 542.

§ 2. Die streng juridisch-legale Auffassung.

Der rein psychiatrischen Auffassung, die entschieden zu milde ist, steht eine andere sehr strenge Auffassung diametral entgegen. Für sie ist das bestehende Gesetz und die bestehende soziale Ordnung die einzige Richtschnur des Urteils. Das Gesetz ist verletzt, die soziale Ordnung ist bedroht. N. N. hat es getan. Wie er dazu gekommen, hat nichts zu sagen. Er wird behandelt, als läge die Schuld in ihrer ganzen Größe, in ihrer ganzen Entsetzlichkeit auf ihm. Von Minderung der Schuldbarkeit wollen die Vertreter dieser Anschauung nichts wissen. Merkwürdig ist, daß wir unter diesen strengen Richtern nicht etwa bloß Juristen und Sozialpolitiker, sondern auch Ärzte finden. Noch merkwürdiger, daß dieselben in frappantester Inkonsequenz Leugner der Willensfreiheit sind. Wir führen als Beispiel Féré (Pathologie des émotions S. 561) an.

Derselbe schreibt: „Das Strafgesetz unterscheidet zwei Arten von Individuen, die einen verantwortlich, die andern unverantwortlich. Diese Unterscheidung ist auf keinen einzigen wissenschaftlichen Beweis gegründet; das Verlangen, die Leidenschaft, die Tugend, das Laster, der Irrsinn sind auf organische Bedingungen gegründet, zwischen denen die Wissenschaft nur Intensitätsgrade aufstellen kann." Trotz dieser flagranten Leugnung der freien Selbstbestimmung schreibt Féré aber weiter:

„Die gewalttätigsten Antriebe können zurückgehalten werden, solange der betreffende Kranke Bewußtsein hat vom Verbrecherischen der Handlung und von den Konsequenzen, welche sie für ihn nach sich ziehen kann. Marc, Calmeil u. a. haben bemerkenswerte Fälle von Kranken zitiert, welche von solchen Antrieben befallen waren. Sie ließen sich anketten, um nicht dem verbrecherischen Triebe zu unterliegen." Milderung will er nicht zugestehen. Dieselbe Strenge des Gesetzes muß alle treffen, möchte einer von Natur auch noch so erregbar sein. „Die Aufgabe des Arztes ist es nicht, die Erregbaren in der Versicherung der Straflosigkeit zu nähren. Im Gegenteil, er muß ihnen zum Verständnis bringen, daß sie, weil kein körperliches Zeichen vorhanden sei, um objektiv ein Fehlen des Willens zu konstatieren, den Gesetzen gerade so gut unterworfen seien wie ihre Mitbürger."

Féré erwähnt zustimmend und lobend die Antwort eines amerikanischen Arztes Hammond. Zu diesem kam ein junger Mann und konsultierte ihn „wegen Symptomen, welche Blutandrang gegen das Gehirn anzeigten". „Er fühlte", so erzählt Hammond, „Schmerz im Kopf, Benommenheit und konnte nicht schlafen. Er sagte mir, daß er seit Monaten von einer ihm unerklärlichen Macht angetrieben werde, einen Freund zu töten, der in demselben Bureau mit ihm angestellt war. Einst war er so weit gegangen, Strychnin

in ein Glas Bier zu tun, das zu trinken er den jungen Mann eingeladen hatte; aber eben, als sein Opfer das Glas an die Lippen bringen wollte, schlug es mein Besucher wie zufällig aus des Freundes Hand. Jeden Morgen erwachte er mit diesem Antrieb in sich, so stark, daß er sicher glaubte, der Tag würde nicht zu Ende gehen, ehe er die Tat ausgeführt, aber er war immer fähig gewesen, den Trieb zu überwinden. Dieser junge Mann sprach ganz vernünftig über diesen seinen Impuls und gab offen zu, und ich war vollständig mit ihm einverstanden, daß, wenn er nachgegeben und den Mord begangen hätte, er nach der vollen Ausdehnung des Gesetzes hätte bestraft werden sollen. Zweifellos, wenn dieser Mann nur im mindesten ermutigt worden wäre durch die Idee, daß er wegen seines Irrsinns ungestraft den Mord begehen konnte, so würde er im Einklang mit seinem Antrieb gehandelt haben. Es war die Furcht vor den Folgen, die ihn zurückhielt." Man könnte Hammond entgegnen, zwischen der Strafe nach der vollen Ausdehnung des Gesetzes und Straflosigkeit gebe es Mittelwege. Einen Mann, der den entsetzlichen Trieb fühlte, sein inniggeliebtes Kind zu töten, und der sich mit der Bitte an Hammond gewandt, ihn von dem schrecklichen Gedanken zu befreien, drängte er, sich unter den Schutz einer Irrenanstalt zu begeben. Hammond fügte bei, daß, wenn der Fragesteller seinen Rat mißachte und endlich seinem Impuls nachgebe, „er ebenso voll und ganz des Mordes schuldig sei, wie wenn er mit vorbedachter Bosheit getötet hätte, und daß er ebensogut hingerichtet (executed) werden müßte wie jeder andere Mörder"[1]. Es ist natürlich etwas anderes, jemand von der Tat zurückzuschrecken und über eine geschehene Tat das Verdikt zu sprechen. Aber wenn die Worte Hammonds ihren Sinn behalten sollen, so heißen sie, mögen noch so entsetzliche und starke, offenbar pathologische Triebe vorhanden sein, so wird nicht nur vor dem weltlichen Richter, sondern auch vor dem Forum der Sittlichkeit keine verminderte Verantwortlichkeit zugestanden. Das ist eine harte Lehre und erinnert an den Ausspruch: Summum ius summa iniuria.

§ 3. Psychisch-ethische Auffassung.

Will man im Urteil über das sittliche Verhalten eines Menschen nicht ungerecht sein, so muß man seine seelische Konstitution und auch seine aktuelle

[1] Self control in curing insanity by William A. Hammond M. D., Surgeon General U. S. A., in North American Review 1891 (152) 315 f.

seelische Verfassung im Augenblicke einer Tat ins Auge fassen. Je klarer und ruhiger die Erkenntnis, je deutlicher das Bewußtsein von den eigenen Pflichten und der Tragweite der Handlung, je mehr der eigentliche überlegte Wille und nicht der augenblickliche Affekt in Frage kommt, desto größer ist die Verantwortlichkeit. Die Belastung nun fließt als solche nicht in die Freiheit oder Unfreiheit der Handlungen ein, sondern bloß insofern, als unter dem Hinzutritt von besondern äußeren Umständen beim neuropathisch und psychopathisch Belasteten leichter als bei normal veranlagten Individuen vorübergehend seelische Störungen entstehen, welche die zur sittlich verantwortlichen Entscheidung nötige Klarheit der Erkenntnis oder die freie Wahl selber hemmend beeinflussen.

Als solche Hemmnisse der Freiheit wurden von alters her genannt: Unwissenheit und Irrtum, Furcht und Gewalt, Begierde. Zur Unwissenheit aber gehört auch der Mangel an Aufmerksamkeit (inadvertentia) und der unverschuldete Mangel an Besonnenheit und Überlegung. Zur Furcht können wir nicht nur die durch äußere Ursachen herbeigeführte Angst und die aus klarer innerer Erkenntnis sich ergebende Befürchtung rechnen, sondern auch die aus unklaren Empfindungen entstehenden krankhaften Angst- und Beklemmungszustände. Endlich müssen wir unter den Begriff der Begierde auch die auf organischem Grunde entstandenen Triebe und Impulse mit einbeziehen.

Diese Hemmnisse der Freiheit gewinnen nun bei den neuropathisch und psychopathisch Veranlagten eine viel größere Bedeutung als im Leben des nervengesunden und psychisch kräftigen Menschen. Viel leichter als beim Gesunden leiden die Aufmerksamkeit, die Besonnenheit und die Kraft der Überlegung. Zum Teil sind es Organempfindungen, zum Teil Affekte, die überaus schnell entstehen und auch gegen den Willen wachsen, zum Teil Zwangsgedanken als vorübergehende Ermüdungserscheinungen, die immer und immer wieder den Gedankengang durchkreuzen und eine geordnete Erwägung des Für und Wider nicht recht aufkommen lassen. Beim gesunden und nervenstarken Menschen werden auch heftige Affekte und triebartige Anwandlungen kaum je eine solche Stärke erreichen, daß Verwirrung eintritt, dagegen muß beim Neuropathen diese Eventualität sehr in Betracht gezogen werden, und man darf ihm nicht von vornherein den Glauben versagen, wenn er erklärt, in der Verwirrung gehandelt zu haben. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß, solange Bewußtsein und Besonnenheit intakt geblieben, das Nachgeben gegen den Trieb und die Ausführung einer sittlich schlechten Handlung schuldlos gewesen sei.

Ein drittes Moment, welches bei gewissen „Veranlagten" in Anschlag zu bringen ist, sowohl wo es sich um Unterlassung des Pflichtmäßigen als um positiv pflichtwidrige Akte handelt, sind Angstzustände und Befürchtungen vager Natur, die sich bei bestimmten Anlässen einstellen können, wenn der Neuropathische eine Handlung tun oder einem Impulse widerstehen soll. Wir haben dieselben bei den Phobien der Neurastheniker behandelt.

Suchen wir nun diese Gesichtspunkte auf einzelne Gruppen psychopathischer Persönlichkeiten anzuwenden. Zunächst wollen wir diejenigen in Betracht ziehen, die von Jugend auf die Verbrecherlaufbahn betreten haben. Bei ihnen ist eine spezielle neuropathische Anlage im Sinne von Nervosität nicht erwiesen, und keines der hervorgehobenen Momente kommt direkt in Frage. Es fehlt dem sog. „gebornen Verbrecher" nicht an der nötigen Überlegung und Besonnenheit in Bezug auf die Tat selber. Die eigentliche Absicht, der dolus, fehlt ihm nicht. Von einer plötzlichen Überrumpelung durch Affekte wird für gewöhnlich auch nicht die Rede sein. Am wenigsten kommen Angstzustände in Frage. Was man hier in Anschlag bringen kann, ist der vielleicht vorhandene Mangel an Überlegung und Einsicht in die Folgen der Tat für den Täter und für den, an welchem das Verbrechen verübt wird. Allein diese Momente vermögen die Verantwortlichkeit nicht vom Verbrecher abzuwälzen. Das von Kraepelin hervorgehobene Moment, daß nämlich dem gebornen Verbrecher die ethischen Gefühle fehlen, mußte schon oben als nicht beweiskräftig zurückgewiesen werden. Die ethischen Gefühle elementarster Natur können bei einem Menschen, dem trotz der vielen Schlechtigkeit, die er um sich sieht, doch auch durch gute Beispiele Tag für Tag die Pflichten wieder ins Gedächtnis gerufen werden, nie ganz fehlen. Griesinger bemerkt (S. 45): „Es gibt keinen absoluten Bösewicht; wohlwollende Neigungen haben der Zeit nach die Priorität in der menschlichen Natur; sie werden in keinem Menschen vollständig unterdrückt." Pflichtgefühl, Rechtsgefühl und Ehrgefühl können bloß dann gänzlich fehlen, wenn auch das Pflichtbewußtsein, das Bewußtsein von Recht und Ehre, vollständig fehlt. Dies ist aber nur auf dem Boden des intellektuellen Schwachsinns möglich. Kraepelin besteht darauf, daß die ethischen Gefühle eine gewisse Unabhängigkeit von der intellektuellen Verfassung zeigen. „Es gibt zweifellos Menschen mit hervorragender Verstandesbegabung, die sittlich tief stehen, und umgekehrt" (I[7] 817). Ganz gewiß! Aber Kraepelin hatte nicht den Beweis zu erbringen, daß es

intellektuell hochstehende Menschen gibt, die so handeln, als hätten sie keine sittlichen Gefühle mehr, welche die Regungen der Sittlichkeit mit Füßen treten und es schließlich dahin bringen, daß ihr Gewissen sich nicht mehr rührt. Er mußte den Beweis antreten, daß ihnen ohne eigene Schuld trotz intellektueller Begabung diese Gefühle stets gemangelt haben. Diesen Beweis aber liefert er nirgends. — Trotz alledem müssen wir manche Verbrecher, denen jede wahre Erziehung gebrach, die frühe der Verführung zum Opfer fielen, die kaum jemals ein liebevolles Entgegenkommen, wohl aber viel harte Abweisung empfingen, milder beurteilen als andere. Volle Entschuldigung gibt es für sie nicht, solange nicht Schwachsinn oder sonst eine wirkliche geistige Erkrankung vorliegt.

Ebenso bietet die Gruppe der „Haltlosen", welche Kraepelin anführt, keine Anhaltspunkte, um sie von Verschuldung freizusprechen. Ihre Willensschwäche ist nicht organisch begründet, sonst müßten sich Zeichen der Melancholie oder neurasthenische Krankheitszustände nachweisen lassen. Sie ist nicht begründet in körperlichen Beschwerden, nicht in Angstzuständen. Alles, was sich sagen läßt, ist, daß sie von Jugend auf nie angehalten wurden oder nie gelernt haben, ernstlich zu arbeiten. Man kann sie bemitleiden, milder beurteilen, weil es ihnen an kraftvoller Erziehung gefehlt. Freisprechen kann man sie nicht. Anders gestaltet sich die Sache, wenn der Arzt wirkliche Neurasthenie nachweisen kann. Dann hat man es eben mit einem Nervenkranken zu tun, und die Abulie ist, wie wir gesehen haben, ein charakteristischer Zug der Neurasthenie, der, wenn auch nur selten, die Verantwortlichkeit aufheben kann.

Was die Lügner und Schwindler betrifft, so gibt es zweifellos solche, welche in voll und ganz bewußter Weise zu bestimmten Zwecken ein ganzes Lügengewebe ersinnen. Es gibt andere, bei denen vielleicht ein starker Hang zum Übertreiben, Lügen und Hintergehen von Jugend auf sich zeigte und durch falsche Erziehung nicht unterdrückt, sondern gar noch großgezogen wurde. Dies möchte auch dort zunächst vorauszusetzen sein, wo es sich um ein stetes Renommieren handelt, das dem Betreffenden weiter nichts einträgt. Allein die eigentlich „pathologische Lüge" kann sich auf dem Boden psychischer Schwäche dadurch entwickeln, daß Wahrnehmungen und Erinnerungen vermengt, Erlebtes, Erdachtes und Erträumtes nicht mehr unterschieden wird. Natürlich handelt es sich dann nicht um „Lüge", da von bewußter Unwahrheit keine Rede sein kann. Indes mögen sich häufig beide Momente verbinden, intellektuelle Schwäche und Sucht,

interessant zu erscheinen. Gesellt sich noch die Scheu vor Arbeit dazu, so erhalten wir jenes sonderbare Gemisch von bewußtem Betrug und unbewußter Täuschung, das uns in manchen modernen Schwindlern entgegentritt. Tritt aus dem ganzen Benehmen die intellektuelle Schwäche klar hervor, so gehören solche Leute eher unter die Obhut des Irrenarztes als ins Gefängnis. In jüngster Zeit wurden solche Fälle bekannt, in welchen „pathologische Schwindler" das geistliche Kleid sich zu verschaffen wußten und dann Geistliche und Klöster betrogen. Von einem solchen, der, obwohl Laie — wahrscheinlich sogar entwichener Galeerensträfling —, sich als Priester, ja als Bischof ausgab und die verschiedensten Strafen wegen Schwindel und Betrug erst in Frankreich, dann in der Neuen Welt abgebüßt hatte, sagt Dr med. et phil. Meyer im Gutachten: „Ob seine ältesten Schwindeleien und Betrügereien mit klarem Bewußtsein, vielleicht in der Absicht erfolgt sind, um andern Personen damit zu imponieren, ihr Vertrauen und ihr Interesse zu gewinnen und auf Grund davon mühelos zu leben, oder ob sie nicht schon damals als Ausfluß krankhafter Vorstellungen angesehen werden müssen, läßt sich gegenwärtig bei dem Mangel zuverlässiger Anhaltspunkte nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls aber ist mit der Zeit die krankhafte Überzeugung bei ihm entstanden, er habe diese Romane alle selbst in eigener Person erlebt und habe somit ein Leben voller Abenteuer hinter sich. . . . Seit Jahren tragen alle seine betrügerischen Handlungen den Stempel des Schwachsinns; sein Auftreten war seit Jahren nur mehr eine Kette von Mißerfolgen . . . eine kurze Spanne Zeit, in der sein Verhalten auffiel, seine Unkenntnisse drastisch sich zeigten, genügte meist zu seiner Beurteilung." [1]

Sexuelle Perversitäten können nicht entschuldigt werden. Man braucht zwar nicht unter allen Umständen den Glauben zu versagen, wenn ein solcher Veranlagter erklärt, er sei im Augenblicke verwirrt und seiner nicht recht mächtig gewesen. Allein das Aufsuchen und Verweilen in einer Umgebung, die zu derartigen Ausschreitungen führt, ist und bleibt ein voluntarium in causa. Die Bedeutung dieser Art des Wollens muß bei Psychopathen und Neuropathen besonders betont werden. Selbst Krafft-Ebing, der doch sehr weitherzig ist in Entschuldigung mancher homosexueller Delikte, muß zugestehen, daß meistens bloß höchst elementare, psychische Störungen vorliegen, welche die Zurechnungsfähigkeit nicht aufheben. Man

[1] Vgl. Archiv für Kriminalanthropologie XX 148—168.

wird also Verwirrung nicht leichthin annehmen dürfen. Fast immer liegt wenigstens ein voluntarium in causa vor. Man wird sich berufen auf die gewaltige Kraft des Sexualtriebes und auf die unheimliche Gewalt der perversen Triebe. Allein da ist zu antworten, daß nur dann der Wille Affekten und Trieben nicht mehr widerstehen kann, wenn der Verstand die Gegenmotive höherer Ordnung nicht mehr zu erwägen und dem Willen vorzulegen vermag. Das ist aber bereits ein Zustand gestörter intellektueller Funktionen.

Wir haben schon in den „Störungen im Seelenleben" die Ansicht Griesingers[1] über die verbrecherischen Handlungen von Irren zitiert. Wir heben nur einen Satz besonders hervor: „Die Aufhebung der Freiheit (und wenn man will die Unzurechnungsfähigkeit) beruht bei ihnen nur selten darauf, daß sie die vollbrachte Tat schlechterdings gar nicht hätten unterlassen können, daß die formalen Bedingungen der Willkür ganz aufgehoben gewesen wären; die Gründe der Freiheit liegen meist auf einem ganz andern Gebiete, beruhen auf heftiger Gemütserregung oder Verwirrung, auf falschem Räsonnement durch Wahnvorstellungen, Halluzinationen usw.", kurz auf Momenten, welche die Besonnenheit aufheben. In diesem Sinne und nur in diesem Sinne anerkennen wir die Aufhebung der Freiheit durch starke Triebe, Zwangsimpulse bei den sog. Manien (Mordmanie, Kleptomanie, Pyromanie usw.).

Derartige Momente können leichter eintreten bei solchen, deren Sexualsystem von der Nervenschwäche in Mitleidenschaft gezogen ist. Vom einzelnen Fall wird es abhängen, ob man wirkliche Aufhebung der Besonnenheit und Verwirrung annehmen kann oder sich bei Aufrechthaltung der Verantwortlichkeit mit jener milderen Beurteilung des Vergehens begnügen muß, welche durch die Heftigkeit der Versuchungen geboten ist. Freibriefe gibt es auf solchem Gebiete nicht.

---

[1] Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten 78.

Schluß.

Sorge für die seelische Gesundheit.

Es gehört zu den ersten Aufgaben der seelischen Gesundheitspflege, so gut es geht, jene Schädlichkeiten fernzuhalten, welche das seelische Leben bedrohen. Das Studium der Ursachen geistiger Störungen hat uns manche Klippe kennen gelehrt, die wir vermeiden müssen und vermeiden können. Auf zwei Punkte möchten wir zurückgreifen, deren Wichtigkeit wir im zweiten Kapitel des zweiten Teiles eher angedeutet als näher besprochen haben: die Kräftigung des Verstandes- und Willenslebens. Während in jenem Hauptstück die negative Seite mehr hervortrat, wollen wir hier — meist an ärztliche Aussprüche uns anlehnend — die positive zur Darstellung bringen. Es können freilich bloß ein paar leitende Gedanken sein. Ausführliche und eingehende Behandlung fordert ganze Werke und ist die Sache eigener Disziplinen.

1. Wir müssen Lotze recht geben, wenn er schreibt[1]: „Nicht darauf kommt es der Erkenntnis an, eine bestimmte Anzahl äußerer Wahrnehmungen oder ihrer die größte Menge zu gewinnen und der Erinnerung aufzubewahren; anstatt ein Spiegel dessen zu sein, was Einzelnes und Vergängliches in der Welt vorkommt und verschwindet, hat sie vielmehr die Bestimmung, aus dem flüchtigen Spiele dieser Anregungen die unvergänglichen Wahrheiten zu entwickeln, die den beständigen Grund des äußeren und des eigenen Daseins bilden."

Es ist des Mannes Sache, die Sinneseindrücke zu verarbeiten, Begriffe, nicht bloß Gesamtvorstellungen, Urteile, nicht bloß unwillkürliche Assoziationen, Schlüsse, nicht bloß Gedankenspielereien zu gewinnen. Soweit die Eindrücke verarbeitet und eingeordnet werden, soweit sind sie fürs Geistesleben verfügbar; alles andere ist verloren oder kann demselben schädigend entgegentreten. Begriffe, Urteile und Schlüsse bedeuten geistigen Besitz; Asso-

[1] Medizinische Psychologie 581.

ziationen und Spielereien der Phantasie durchaus nicht. Das Warum? verständiger Knaben ist ein herrliches Zeugnis vom Menschengeist, der nicht zufrieden mit dem Eindruck, den der Augenblick bringt, tiefer zu dringen sucht. Ruhig und geordnet aufmerken und denken ermüdet weniger, als rastlos die Augen von Gegenstand zu Gegenstand schweifen lassen und tausenderlei zerstreuende Dinge hören. Denken! Wer gewöhnt ist zu denken bei dem, was er sieht und hört, dem drängen sich Folgerungen von selber auf. Was die Induktion aus der Menge des Gegebenen und der Fülle früherer Erfahrungen ahnt, das untersucht die geistige Analyse der gewonnenen Begriffe. Die Synthese der Elemente ergibt dann das feste, geordnete Wissen.

Keine geringe Aufgabe ist es, die Einzeldaten der Erfahrung und des Nachdenkens unter sich zu verknüpfen, um sie für später verfügbar zu machen, Ordnung in sie zu bringen, um leicht in der Fülle des Gegebenen sich zurechtzufinden, Einheit unter ihnen herzustellen, um nicht durch Widerspruch und Zwiespalt eine wahre Verwertung unmöglich zu machen. Mangel an Verknüpfung, an Ordnung, an Einheit bilden die Grundlagen einer Zersplitterung und Auflösung des Seelenlebens. Ein besonders wachsames Auge gilt es auf die Gefühle und Affekte, auf unser ganzes Gemütsleben überhaupt zu behalten. Es gilt das Woher unserer Gefühle und Affekte zu erforschen und sie auf ihre Berechtigung zu prüfen, und je nachdem ihnen entgegenzutreten oder sie nutzbar zu machen. Geschieht dies nicht, so nehmen Stimmungen überhand, breiten sich aus, verfälschen Wahrnehmung und Urteil, beharren, nachdem der erste Grund längst geschwunden. Schließlich leiten *sie* und nicht mehr die Vernunft Handel und Wandel.

2. Vitae discimus non scholae. Dem Leben soll unser Wissen dienen. Was wir sehen und hören, empfinden und fühlen, erfahren und ergründen, muß unser Wegweiser sein fürs eigene praktische Handeln. Selbst der Irtum und die Sünde haben hier ihre providentielle Stellung. Umkehren und den wahren Weg einschlagen, heißt viel gewinnen. Wir dürfen nicht so zerfahren sein, daß wir die eigenen Irrwege nicht erkennen, stets in die alten Fehler zurückfallen. Der Verkehr mit andern kann und muß zur eigenen praktischen Belehrung dienen. Selbstprüfung und Selbstkontrolle läßt sich nicht entbehren. Sie ist ein Werk des Verstandes. Ruhiges Überlegen einer Sache zermartert kein Gehirn.

Es ist nicht genug, sich Grundsätze fürs praktische Handeln im alltäglichen Berufsleben und für den Verkehr mit andern zu gewinnen. Wir

müssen wahre Lebensgrundsätze haben, feste Maximen für unser ganzes sittliches Handeln. Hatten wir das Glück, vom Elternhaus als bestes Geschenk die christlichen Lebensanschauungen und Grundsätze auf unsere Wanderung zu erhalten, so gilt es, sie in Fleisch und Blut überzuführen, aus erlernten zu unserem eigenen geistigen Besitzstand zu machen. Klare sittliche Anschauungen über unsere eigene Stellung in der Welt, unser Verhältnis zum Ursprung und Erhalter unseres Daseins, zu den Mitmenschen und zu der uns umgebenden Natur sind unerläßliche Grundbedingungen. In diesem Sinne ist es notwendig, eine eigene Weltanschauung sich zu bilden, nicht nach den Phrasen, die eben gang und gäbe sind, sondern nach den Denkgesetzen, die in der gesunden Natur begründet sind. Griesinger (S. 49) hat recht, wenn er sagt: „Es ist nun die höchste Aufgabe der Selbstbildung, nicht nur solche gemeinsame feste Grundrichtungen zu gewinnen, sondern sie allmählich so viel als möglich durch Denken ins Bewußtsein zu erheben und so in den festen Besitz adäquater durchdachter Obersätze alles Denkens und Wollens zu gelangen." Er bemerkt, daß Zeiten schweren Kampfes und peinlicher Kollisionen eintreten können. „Nicht nur Inkonsequenz und Zerfahrenheit des Vorstellens und Wollens, sondern auch völlige Energielosigkeit . . . müßte die Folge sein, wenn nicht einige wenige dunklere oder bewußtere Grundrichtungen auf allen diesen Gebieten wiederkehrten."

Es gilt aber auch große Lebenszwecke und Ideale zu gewinnen. „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen." Ohne große Lebenszwecke kein Glück und keine Zufriedenheit. „Unendlich viele Nervöse sind nur darum krank", sagt der Nervenarzt Marcinowski, „weil ihnen der rechte, sie ausfüllende Pflichtenkreis fehlt. Ihre Vorstellungen gehen Irrwege, weil sie dazu Zeit hatten. Ihr Leben verlief unbefriedigt, weil sie nirgendwo unentbehrlich waren, ein fünftes Rad am Wagen, keine Werte schaffende Persönlichkeit. . . . Drei Beispiele für unzählige, die ich täglich erlebe: die kinderlose Frau in seelisch unbefriedigter Ehe, das unverheiratete Mädchen ohne Beruf oder dementsprechende Pflichten und drittens der beschäftigungslose Rentier. . . . Hier nützt es nichts, das Pflichtgefühl zu wecken wie beim Willensschwachen; denn das ist ja da. Hier gilt es Pflichten zu schaffen, an denen das Dasein Wert gewinnt." [1] Wer übrigens mit klarem Auge um sich blickt und die intellektuelle, sittliche und pekuniäre Not sieht, die aus der prunkenden Umrahmung von Glanz und Üppigkeit ihm ent-

[1] Im Kampfe um gesunde Nerven [2], Berlin 1905.

gegenstarrt, der wird solche Lebenszwecke und Ideale schon finden. Dem prüfenden Blick werden auch Männer und Frauen nicht entgehen, die aller Nachahmung würdig sind. Sie können zu den „großen Toten“ zählen oder aber heute noch unter uns wandeln, vielleicht sogar im schlichten Gewande des Arbeiters, im stillen Schoße einer armen Familie sich bergen. Dem Christentum hat es bis zur Stunde nie an solchen hehren Gestalten gemangelt.

3. Aus hohen Prinzipien heraus erwachsen freudige energievolle Willensbestrebungen. Wir dürfen nicht ruhen, an uns zu arbeiten, bis wir unsere Pflichten liebgewonnen und für die hohen Ideale, die uns vorschweben, uns begeistert haben. Aufopferung und Hingabe, Energie und Ausdauer, Entsagen und Dulden um höherer Güter willen erwachsen aber bloß, wenn der Wille mit Liebe sein Ziel verfolgt.

„Die Liebe zum Guten, zur Wahrheit, Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit bildet auch einen starken Hort im Kampfe gegen die der Nervengesundheit drohenden Gefahren. Echte Menschenliebe, warme Teilnahme am Geschick anderer, kräftig entwickeltes Pflichtgefühl, diese Eigenschaften bewahren am sichersten vor jenem Egoismus, der oft fast unmerklich zur Krankheit hinüberleitet. Besonders hoch ist in dieser Beziehung die Wahrheitsliebe zu bewerten. Wer gegen sich selbst und andere wahr ist, wird weniger leicht ein Opfer jener Krankheitszustände, bei denen die Neigung zur Übertreibung und Täuschung ein wesentliches Element der Symptomatologie bildet. Alles, was den Charakter bildet, den Willen fest und stark macht, dient auch der Erhaltung der Nervengesundheit.“ [1]

Das Erkannte und Erstrebte muß in die Tat umgesetzt werden. Es darf nicht heißen, ich möchte, sondern ich will, und was entschieden ist, muß mit Hintansetzung der Schwierigkeiten gleich zur Ausführung gebracht werden. Hinausschieben des Unangenehmen ist eine Stufe zur Abulie. Sustine et abstine sind im Verhalten gegen Schwierigkeiten und Verlockungen des sinnlichen Strebevermögens die Grundgesetze des energischen Willens. Enthalten vor allem gegenüber jenen sinnlichen Reizen, die am tiefsten den Organismus ergreifen, am heftigsten die psychischen Kräfte erschüttern, am meisten das seelische Wohl gefährden — allen geschlechtlichen Ausschreitungen. Und weil die Vorstellung naturgemäß die Begierde und den Trieb nach Befriedigung weckt, heißt es wachen über das Treiben der Phantasie.

„Für das Kind wie für den Erwachsenen sei es in gleichem Maße Gesetz, nur Schönes, Großes und Edles an die Seele herantreten zu lassen — im Denken

[1] Oppenheim, Nervenleiden und Erziehung, Berlin 1899, 32 f.

und in der Lektüre. Denn alles, was wir erleben, hinterläßt unweigerlich seine Spuren, und wer darüber lax denkt, der darf sich nicht wundern, wenn er in kurzer Zeit einmal einer Versuchung erliegt, der er sich gewachsen wähnte" (Marcinowski S. 45).

Bei Schwierigkeiten, körperlichen und seelischen Schmerzen heißt es Sustine. Nicht wegen Kleinigkeiten jammern und klagen. Wer als Kind nicht ertragen gelernt, lerne es als Mann. Da man nicht in Watte gepackt und in einen Glasschrank verschlossen werden kann, heißt es den kleinen und größeren Unannehmlichkeiten des Lebens die Stirne bieten und sich um dieselben nicht kümmern.

Oppenheim schreibt in seinem Lehrbuch der Nervenkrankheiten (S. 762): „Einsichtige Personen können es durch skrupulöse Selbsterziehung wohl dahin bringen, ihre Stimmung möglichst in einer mittleren Gleichgewichtslage zu erhalten und aus dieser nicht leicht herausbringen zu lassen. Es gehört dazu eine straffe Selbstüberwachung und der Vorsatz, an Stelle der ‚Gemütsbewegung' sofort die Betätigung des Willens — statt des Mitleids die Hilfeleistung, an Stelle der Verzweiflung die befreiende oder auch nur entlastende Tat — zu setzen." Das Beste ist ein freudiges Herz.

In omni morbo laetari bonum, sagt ein Aphorismus des Hippokrates. Und Galenus stimmt ein: Cor laetum benefacit morbis; tunc enim medicamentum proficit et iuvat, dum alacri animo est qui illud excipit. „Freuet euch im Herrn immerdar, wiederum sage ich euch, freuet euch", das ist ein Wort würdig des großen Völkerapostels.

Freilich für harte Stunden und schwere Schicksalsschläge braucht es besondere Kraft, um die Ruhe und Fassung zu bewahren. Woher aber die festen Lebensanschauungen, die hier standhalten? Luftgebilde dürfen es nicht sein. Welches philosophische System wird nicht nur dem Verstand unerschütterlich feste Prinzipien, sondern zugleich dem Willen die Kraft bieten, sie zu befolgen? Die Philosophie steht hier ratlos. Sie gibt nicht genug der Sicherheit für ein Leben voll der Stürme und nicht genug der Kraft für ein Leben voller Kampf. Da bietet sich dem Menschen eine höhere Hilfe. Es ist die von Gott geoffenbarte Religion, die sich ausweist über ihren Ursprung und ihre Existenzberechtigung. Ungezählten gab sie Halt und Stärke. Das anerkennen auch Nervenärzte, wie folgende Worte Oppenheims bezeugen:

„Auf Grund meiner ärztlichen Erfahrungen und in Ansehung derselben habe ich auch den Mangel an Glauben zu den beklagenswerten Eigenschaften gerechnet.

Und Sie dürfen es keinen Augenblick vergessen, daß ich hier nur als ärztlicher Beobachter und Referent vor Sie trete und mir keinen andern Beruf anmaße. Es scheint mir, und es haben sich auch andere, z. B. Möbius, in dem Sinne ausgesprochen, als ob die Religion im Kampfe gegen die das Nervensystem feindlich bedrängenden Mächte einen starken, wenn auch keineswegs sichern Halt gewähre. Zunächst schützt ein strenges Festhalten am Sittengesetz vor vielen und gerade vor einem Teil der gefährlichsten Ausschweifungen, die das Nervenwohl beeinträchtigen. Fast ebensohoch schlage ich das andere Moment an, daß ein starker und fester Glaube vor den großen Gemütserschütterungen bewahrt, die die Wechselfälle des Lebens bei den diesen Halt Entbehrenden hervorrufen. Schließlich steckt der Wert einer religiösen Erziehung auch in der Nahrung, die sie dem Gemüte zuführt. Das gilt besonders für den Unterricht in der biblischen Geschichte, wenn der Lehrer es versteht, die Erzählungen dem kindlichen Sinn und Gemüt anzupassen. Welch wohltätigen Einfluß ferner die von und in der Familie gefeierten religiösen Feste ausüben, braucht dem Eingeweihten, mag er auch nur von Kindheitserinnerungen zehren, nicht geschildert zu werden."

Diese schönen Worte, gesprochen im psychologischen Verein zu Berlin am 20. Juli 1899 ehren die Gesinnung des Mannes, der in glaubensfeindlicher Zeit ein so entschiedenes Zeugnis ablegte. Professor Oppenheim hat indes bloß einen Bruchteil jener Wohltaten gekannt, welche der christliche Glaube spendet. Denn außer der Lehre bietet die von Christus gestiftete Kirche den Ihrigen auch noch die Gnadenmittel des hochheiligen Opfers und der heiligen Sakramente. Gott allein weiß, wie viele in der heiligen Beicht den Seelenfrieden wiederfanden, und welche Kraft für den Kampf des Lebens ausgeht vom Tische des Herrn. Ein Tor und ein Feind seiner eigenen Seele wäre der, welcher durch den Spott solcher, die nichts Höheres kennen, sich trennen ließe von den Quellen, aus denen Licht und Kraft für seine Seele strömt.

Die belgischen Jesuitenkirchen.

Die belgischen Jesuitenkirchen.

Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Gotik und Renaissance

von

Joseph Braun S. J.

Mit 73 Abbildungen.

(Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 95.)

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1907.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Unter den Kirchenbauten des 16. und 17. Jahrhunderts nehmen, wie allbekannt, die Jesuitenkirchen nicht die letzte Stelle ein. Auch läßt sich nicht leugnen, daß dieselben nicht ohne Einfluß auf die zeitgenössische Bautätigkeit gewesen sind, ein Einfluß, der sich bald nur anregend, bald aber auch vorbildlich äußerte, wenngleich man nicht selten diese ihre Bedeutung übertrieben hat und den Jesuitenkirchen einen eigenen Stil, den sog. Jesuitenstil, in Wirklichkeit ein bloßes Phantom, vindizierte. Unter solchen Umständen bedarf daher die vorliegende Schrift wohl weiter keiner Rechtfertigung. Es ist die erste zusammenfassende Arbeit, zwar nicht über die Jesuitenkirchen überhaupt, aber doch über eine besondere Gruppe derselben, und zwar eine der interessantesten. Nirgends tritt das letzte Ringen der Gotik mit der siegreich einherziehenden Renaissance so anschaulich und so greifbar zu Tage wie in den Jesuitenkirchen Belgiens; aber auch die Ausbildung jenes eigenartigen nationalen belgischen Barocks, bei welcher bezüglich des Bausystems die mittelalterlichen Traditionen sich durch den Import aus dem Süden nicht verdrängen ließen, die Formsprache und die Ausgestaltung des Baudetails aber ganz der Renaissance entnommen wurde, läßt sich vor allem in Jesuitenkirchen des Landes verfolgen. Schon wiederholt wurde dem Verfasser von den verschiedensten und kompetentesten Kunstforschern das Bedauern ausgesprochen, daß keine zusammenfassenden, auf eingehenden Forschungen beruhenden Arbeiten über die Jesuitenkirchen vorlägen. Bezüglich der belgischen Kirchen dürfte mit der vorliegenden Schrift dieses Bedauern gehoben sein. Aber auch die deutschen Jesuitenkirchen hofft der Verfasser in nicht zu ferner Zeit in ähnlicher Bearbeitung den weiteren Kreisen der Kunstgelehrten und Kunstfreunde vorlegen zu können.

Der Verfasser ist an seine Forschungen mit ganzem Interesse, aber zugleich auch mit nüchterner Objektivität herangetreten. Sein Ideal sind weder die gotischen Bauten der Jesuiten, die Spätlinge des Stiles, noch

ihre Renaissancebauten. Allein er ist der Überzeugung, daß die Schöpfungen der verschiedenen Stile und Zeiten nach ihrem eigenen innern Wert und der ihnen eigentümlichen ästhetischen Qualitäten erfaßt und beurteilt werden wollen und daß man ihnen nur auf diesem Wege gerecht werden kann. Jeder andere Standpunkt führt notwendig zur Einseitigkeit.

Ein jeder Stil kann in seiner Art Schönes, Wirkungsvolles, Würdiges hervorbringen; was an seinen Schöpfungen mangelhaft ist, liegt oft weniger am Stil als an der Art, wie er verkörpert wurde. So die Sache betrachtet, kann es kaum zweifelhaft sein, daß im großen und ganzen die Renaissancekirchen der Jesuiten in Belgien an Wirkung und künstlerischer Bedeutung die gotischen Kirchen derselben weit überragen, so interessant auch immer diese als die letzten Glieder einer langen Kette sein mögen. Ob die der Schrift eingestreuten stilkritischen und ästhetischen Bemerkungen den Beifall jeden Lesers finden werden, muß dahingestellt bleiben. Im allgemeinen dürfte man dieselben wohl zutreffend finden, doch möge darüber jeder einzelne nach seiner Auffassung und seinem Geschmack urteilen. Bleibt es ja doch bis zu einem gewissen Grade durchaus wahr, daß sich über den Geschmack nicht streiten läßt. Ebendarum hat der Verfasser seine Bemerkungen auch mit einer gewissen Zurückhaltung und Mäßigung auszusprechen sich bemüht.

Ein Vorzug der Arbeit dürfte sein, daß sie nicht bloß über die noch stehenden Jesuitenkirchen unterrichtet, sondern auch die bei der Aufhebung der Gesellschaft Jesu oder in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts leider zerstörten Kirchen in den Kreis der Untersuchungen hineingezogen hat. Denn so ist es gelungen, ein wirklich vollständiges Bild der Stilentwicklung bei den Jesuitenkirchen Belgiens zu bieten. Ohne eine solche Einbeziehung der nicht mehr vorhandenen Bauten wäre die Arbeit mehr ein bloßer Ausschnitt aus einem Bilde, als ein völliges Bild geworden. Ebendarum aber wurde auch im ausgedehntesten Maße auf Entwürfe zu Kirchen Rücksicht genommen, welche infolge der Umstände nicht zur Ausführung kamen und bloße Pläne blieben. Die Arbeit selbst wird zeigen, welche Bedeutung denselben für die Geschichte der belgischen Jesuitenkirchen zukommt. Den Ausführungen über die einzelnen Kirchen wurden gleichsam als deren Untergrund einige kurze Angaben über die Niederlassung der Jesuiten an den betreffenden Orten vorausgeschickt.

An Vorarbeiten lag für die Schrift sehr wenig vor. Von der Kirche zu St-Omer handelt die durch eine Reihe trefflicher Lichtdrucke ausgezeichnete

Monographie des Abbé Lesenne: La chapelle du Lycée (ancienne église des Jésuites) à St-Omer, St-Omer 1897; über die beiden Jesuitenkirchen zu Tournai findet sich Brauchbares in E. Soil, Les maisons de la Compagnie de Jésus à Tournai, Bruges 1889. Was Schayes in seiner Histoire de l'architecture en Belgique bietet, ist sehr wenig und kaum der Erwähnung wert. Über die gotischen Jesuitenkirchen Belgiens handelt L. Serbat, L'architecture gothique des Jésuites au XVIIe siècle, Caen 1903. Besonders wertvoll sind in dieser Schrift die Ausführungen über die Jesuitenkirche zu Arras; anderes ist dagegen mangelhaft, doch ohne Schuld des Verfassers, dem das archivalische Material nur in ungenügendem Maß zur Verfügung stand. Für die ästhetische und stilkritische Beurteilung der Barockkirchen bietet treffliche Fingerzeige die durch so manche feinsinnige Beobachtung ausgezeichnete „Geschichte des Barockstiles, des Rokoko und des Klassizismus in Belgien, Holland, Frankreich und England" von C. Gurlitt, Stuttgart 1888. Von wenig Wert ist dagegen trotz ihres anspruchsvollen Auftretens die Schrift A. Schoys Histoire de l'influence italienne sur l'architecture aux Pays-Bas, Bruxelles 1879.

Die Arbeit baut sich demnach vor allem auf archivalischen Forschungen und persönlichem Studium fast aller noch vorhandenen Kirchen auf. Wo den Ausführungen keine Verweise auf die Quellen beigefügt sind, handelt es sich bei letzteren um Archivalien (Annuae, Kataloge, Historiae, Briefsammlungen usw.), welche Ordensarchiven angehören.

Von größter Bedeutung waren für die Schrift eine sehr beträchtliche Anzahl von Originalplänen. Es finden sich deren namentlich im Cabinet des estampes der Nationalbibliothek zu Paris, im Archiv der Bollandisten, im Kirchenarchiv von St-Charles zu Antwerpen, in den Archives du royaume zu Brüssel und in der Stadtbibliothek zu Gent. Die Pläne in der Nationalbibliothek stammen aus dem Archiv des Generalats, aus dem sie nach Aufhebung des Ordens 1773 zunächst in den Besitz eines Herrn de Breteuil und dann in die Königliche Bibliothek kamen. Die Pläne im Archiv der Bollandisten rühren aus dem ehemaligen Archiv der flandro-belgischen Ordensprovinz her. Sie wurden 1757 von dem Provinzial Doelmans gesammelt und unter dem Titel Promptuarium pictorum zu einem Bande vereinigt. Die Pläne im Brüsseler Staatsarchiv datieren meist aus der Zeit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, diejenigen in der Stadtbibliothek zu Gent

sind der Schrift des Viator De artificiali perspectiva, Toul 1509, angebunden und enthalten nur Detailstücke.

Die der vorliegenden Arbeit beigefügten Grundrisse beruhen, wo die betreffenden Kirchen nicht mehr vorhanden sind, auf den Originalplänen oder den bei Aufhebung des Ordens amtlich gemachten Aufnahmen, die Rekonstruktionen der Kirche zu Gent auf den Detailzeichnungen und Angaben in dem Skizzenbuch der Genter Stadtbibliothek. Die Klischees wurden, einige wenige ausgenommen, alle nach Aufnahmen hergestellt, die vom Verfasser selbst gemacht wurden. Die Maße der noch vorhandenen Kirchen wurden im Meter, die der übrigen sowie der nicht ausgeführten Pläne in dem Ortsfuß, doch unter Beifügung einer Umrechnung in Meter angegeben [1].

Bei den archivalischen Forschungen leistete dem Verfasser besondere Hilfe P. Joh. Bapt. v. Meurs S. J., dessen opferwilligen und stets bereiten Bemühungen er es nicht zum wenigsten verdankt, daß er so reichliches archivalisches Material zu bieten vermag. Aber auch noch ein zweiter hat ihn sich zu höchstem Dank verpflichtet, P. Karl Droeshout S. J. zu Antwerpen, der ihm in großmütigster und selbstlosester Weise seine die Antwerpener Profeßhauskirche und die Mechelner Kollegskirche betreffenden zahlreichen Notizen zur freien Verfügung stellte. Von andern, denen ich hier gern meinen herzlichen Dank für die mir in aller Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit gewährte Unterstützung ausspreche, nenne ich noch besonders den Direktor des Königl. belgischen Staatsarchivs, Herrn Ed. de Marneffe, den greisen Direktor der Stadtbibliothek zu Gent, Herrn F. van der Haeghen, Herrn Charles Petit sen. zu Cambrai, den hochwürdigen Herrn Pfarrer von St-Charles zu Antwerpen, J. F. Corluy, die PP. S. J. J. van den Gheyn und A. Lallemand zu Brüssel, Ernst Lorleberg zu Antwerpen, A. van Tours zu Courtrai, Ed. Marchal zu Aloſt und J. van der Loo zu Maastricht.

[1] Der Ortsfuß war ehedem in den verschiedenen belgischen Städten und Herrschaften sehr verschieden. Einen Anhaltspunkt für die Umrechnung bot eine vergleichende Darstellung der mannigfachen Fußmaße im oben erwähnten Promptuarium pictorum. Danach war ein Fuß von Cambrai = 0,31 m, von Valenciennes = 0,30 m, von Gent und Lille = 0,295 m, von Tournai, Courtrai, Namur und Lüttich = 0,29 m, von Antwerpen, Löwen und Dünkirchen = 0,285 m, von Brüssel, Ypern, Brügge, Bailleul, Arras = 0,275 m.

Luxemburg, am Feste Mariä Reinigung 1907.

Joseph Braun S. J.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt.

Die gotischen Kirchen.

Zweiter Abschnitt.

Die Barockkirchen.

Bilderverzeichnis.

Einleitung.

„Die Belgier und namentlich die belgischen Jesuiten", schreibt Gurlitt in seinem für eine richtige Wertung des Barock so bedeutungsvoll gewordenen Werke: Geschichte des Barockstiles, des Rokoko und des Klassizismus in Belgien, Holland, Frankreich und England [1], „sind die ersten, welche ältere Kirchen im modernen Sinn ‚restaurieren', indem sie das vorhandene Alte zu etwas Neuem, Zeitgemäßem umschufen. Die Gotik, die Frührenaissance hat nie so gehandelt; denn wenn in jenen Zeitabschnitten Mittel für einen Neubau vorhanden waren, verwendete man sie nicht dazu, das Alte zu erneuern, sondern Neues zu schaffen. Eine gotische Kirche hatte wohl viele Umbauten durchzumachen, nie aber umkleideten die jüngeren Künstler die Arbeiten ihrer Vorfahren mit andern Formen, um ihnen den Schein des Neuen zu geben. Mußten sie ändern, so taten sie es voll und ganz, nicht bloß in den architektonischen Schmuckformen, sondern sie stellten ihre struktiven Neubildungen an Stelle des Alten. So wird dieses zwar verdrängt, nie aber umgebildet, ‚restauriert'. Denn das Alte stand noch in innigem, lebendigem Zusammenhang mit der folgenden Zeit, die schwere, durch die Antike und die Reformation gezogene Scheidungslinie bestand noch nicht. Die Männer der Gegenreform waren aber bestrebt, mit dem Vorhergegangenen, der Zeit der Ketzerei zu brechen, indem sie der niederländischen Spätgotik und Frührenaissance das Recht des Bestehens absprachen und an die italienische Renaissance anknüpften. Ihnen mußten die Werke des Jahrhunderts der Reformation und, bei dem Mangel kunsthistorischer Unterscheidungsmittel, auch des vorhergehenden Zeitabschnittes verhaßt sein, nicht nur, weil sie nach Ketzerei schmeckten, sondern auch, weil sie gotisch, das heißt im Sinne der Renaissance barbarisch, roh, formlos waren. Aber das Vorhandene, obgleich es vielfach durch Brand und

[1] S. 34.

Verfall beschädigt war, konnte nicht ohne weiteres beseitigt werden. In England, Frankreich, ja Italien ließ man es unberührt stehen und vereinigte die vorhandenen Kräfte, um Neuschöpfungen hervorzurufen. Der durch die Jesuiten Belgiens erweckte nationale Katholizismus fand die Kunst, aus alten Ruinen neues Leben blühen zu machen, in das Wesen der romanischen Architektur einzudringen und ihre Verwandtschaft mit der Renaissance dazu zu verwenden, dem mittelalterlichen Bau den Schein neuester Kunst zu verleihen, indem er die Formen mit dem sprudelnden Reichtum ihrer Ziergebilde umhüllte und unbesorgt um die innere Zusammengehörigkeit zum Bau die Fassaden zu reinen Schmuckbauten ausbildete. Wir werden im Verfolg der Kunstentwicklung sehen, daß diese Restaurierungen geradezu ein Merkmal des jesuitischen Geistes und des aus ihm erwachsenden katholischen Lebens auf ihrem Siegeszuge durch Deutschland bilden."

Nach Gurlitt schufen also die belgischen Jesuiten keine Neubauten, sondern umkleideten nur ältere gotische oder romanische Bauten mit Renaissanceformen. Daß sie aber diese im Geschmack des Barocks ummodelten, geschah nach ihm, teils weil ihnen der einheimische Stil der Vorzeit barbarisch, roh, formlos vorkam, teils weil sie mit Ketzerei brechen wollten, nach der ihnen die Werke des Jahrhunderts der Reformation und bei dem Mangel kunsthistorischer Unterscheidungsmittel auch die des vorhergehenden Zeitabschnittes zu schmecken schienen. Indem jedoch die Jesuiten die Stile der Vergangenheit aufgaben und an ihrer Stelle die Kunst Italiens in Belgien einführten, wurden sie von entscheidender Bedeutung für die Art der Weiterentwicklung der kirchlichen Architektur daselbst. „Erst durch den Einfluß der Jesuiten auf den schaffenden Künstler kam der echt belgische Kirchenbau jener Zeit zur Durchbildung." [1]

Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, an der Behauptung Kritik zu üben, die Gotik und die Frührenaissance hätten nie im modernen Sinne restauriert, indem sie das vorhandene Alte zu etwas Neuem, Zeitgemäßem umschufen. Aber an den übrigen Aufstellungen kann und darf eine Arbeit, deren Gegenstand die Kirchenbauten der früheren belgischen Jesuiten sind, selbstverständlich nicht vorübergehen, ohne sie auf ihren Wert zu prüfen und zu berichtigen; nicht um öde Kritik an einem in mancher Beziehung verdienten, durch feinsinnige Beobachtungen ausgezeichneten Werke zu üben,

[1] Gurlitt, Geschichte des Barockstiles 2c. 14.

sondern nur, um auf Grund eingehender Forschungen im Interesse der Kunstgeschichte der Wahrheit das Zeugnis zu geben.

Es ist nämlich das gerade Gegenteil von Gurlitts Auffassung der Sache zutreffend. Von den zahlreichen Barockkirchen, welche die alten belgischen Jesuiten besaßen, war und ist keine, wie die nachfolgende Arbeit zeigen wird, ein mit den Schmuck- und Bauformen des Barocks ummantelter, mittelalterlicher Bau; keine entstand auf dem Wege einer im Sinne der italienischen Spätrenaissance vorgenommenen Restauration einer Kirche aus dem Mittelalter[1]. Zweitens haben die Jesuiten so wenig die Gotik als nach Ketzerei schmeckend gehaßt, daß sie vielmehr eine ganze Anzahl von Kirchen in diesem Stile aufführten und mit allem Fug als die letzten belgischen Gotiker bezeichnet werden dürfen. Drittens endlich ist der Einfluß, den sie auf die Aufnahme des italienischen Barocks und das Zustandekommen des eigenartigen belgischen Kirchenbaustiles des 17. Jahrhunderts ausgeübt haben, ein recht beschränkter gewesen; keinenfalls aber hat „der überall in der Welt gleiche Jesuitismus" „seinen belgischen Anhängern die nationale Sonderart zu nehmen" irgendwie die Absicht gehabt[2]. Wenn die belgischen Jesuiten gotisch bauten, geschah das unter dem Einfluß der alteinheimischen Traditionen; wenn sie sich dann allmählich dem Barock zuwendeten, geschah es wiederum, weil die ganze Entwicklung der belgischen Architektur unaufhaltsam zum Barock hindrängte.

Die nachfolgenden Zeilen dürften demnach einen nicht unwichtigen Beitrag bilden zugleich zur Geschichte der Bautätigkeit der Jesuiten wie der späteren kirchlichen Architektur auf belgischem Boden. Aber auch allgemein für die Geschichte der letzten Lebensphase der Gotik und der Entwicklung des Barocks im Norden sind sie wohl nicht ohne Bedeutung.

Es ist von Interesse, zu beobachten, mit welcher Zähigkeit die belgischen Jesuiten bei einer großen Zahl von Kirchen bis in das zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts an der Gotik festhielten. Gurlitt führt als Beispiele, wie lange

---

[1] Es wurden überhaupt nur sehr wenige bereits vorhandene Kirchen den Jesuiten als Eigentum überwiesen, so zu Lüttich, Roermond und Hal. Die beiden ersten waren unbedeutende Bauten, welche bald erweitert werden mußten, weil sie dem Bedürfnis nicht mehr genügten. Ein Umbau im Sinne Gurlitts hatte weder bei der einen noch bei der andern statt. Erst nach der großen Feuersbrunst vom Jahre 1665 wurde zu Roermond die Jesuitenkirche, welche ebenfalls den Flammen zum Opfer gefallen war, im Geschmack der Zeit wiederhergestellt. Die Kirche zu Hal, jetzt Pfarrkirche, ein sehr hervorragender gotischer Bau, blieb unverändert.

[2] Gurlitt a. a. O. 5.

diese in Belgien sich gehalten, einige Häuser zu Mons und Ypern aus den Jahren 1622, 1625 und 1636 an, welche noch Treppengiebel, schlanke Fenster, ja selbst den Spitzbogen aufweisen. Weit bezeichnender ist für die lange Fortdauer der Gotik auf belgischem Boden jedoch die stattliche Zahl gotischer Jesuitenkirchen aus den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts, von denen einige den traditionellen Stil nach Anlage, System und Formbildung mit einer solchen Treue und Entschiedenheit zum Ausdruck bringen, daß man sie um hundert Jahre weiter hinauf datieren würde, wenn man nicht das Datum ihrer Erbauung kännte.

Nicht weniger lehrreich ist es indessen, an den belgischen Jesuitenkirchen das allmähliche Eindringen und Erstarken des italienischen Barock, sowie die charakteristische Art zu studieren, in der dieser von den belgischen Architekten aufgefaßt und verwendet wurde. Deutlich lassen sich in dem Prozeß drei Etappen unterscheiden. Die ältesten gotischen Bauten sind noch fast ganz frei von Renaissanceelementen. Nur hie und da zeigt sich wie verstohlen und verschämt ein wenig Renaissancedetail. Bei den Bauten der zweiten Etappe treten die Barockmotive bereits stärker auf, doch sind es mehr die zufälligen, dem Bau an sich fremden Teile, an denen sie sich heimisch machen: die Einbauten, die Sängerbühne, das Kirchenmobiliar, kurz, alles, was in den Bereich des Kunsthandwerks fällt. Immerhin beginnen auch schon integrierende Bestandteile, wie Säulenkapitäle, Gesimse u. a., zumal aber die Portale an dem Umwandlungsprozeß teilzunehmen. Hier geschieht das mehr, da weniger, stets aber nur in einem solchen Maße, daß der Bau noch immer auch in seiner Detailbildung ein gotischer Bau genannt werden kann, und daß er nicht bloß im System, sondern als Ganzes auch noch in der Formensprache den traditionellen echt gotischen Charakter behält. Bei den Bauten der dritten Entwicklungsphase endlich entspricht zwar die Gesamtdisposition und das System des Aufbaus noch den hergebrachten, alteinheimischen Regeln und Grundsätzen; auch läßt sich noch im Bau ohne Schwierigkeit das gotische Gerüst nachweisen, allein alle Baudetails und alle Schmuckformen sind so gut wie ausnahmslos dem Barock entlehnt: Pfeiler mit vorgelagerten Pilastern und dorischen, toskanischen, ionischen, korinthischen oder Kompositkapitälen, Säulen aller fünf klassischen Ordnungen, mächtig ausladende Gebälke mit noch mächtigeren Verkröpfungen, zerschnittene Gesimse, Voluten, Kassetten, Akanthusranken, Girlanden, Fruchtschnüre, Fruchtbündel, Putten usw.

Die letzten Konsequenzen in dem Umbildungsprozeß der Gotik zum Barock, d. i. die rückhaltlose Aufnahme auch der Grundrißdisposition und des konstruktiven Systems, hat man in den belgischen Jesuitenkirchen nicht gezogen. Denn die 1583 zu Douai begonnene Kollegskirche, ein rein römischer Barockbau, steht außer der Reihe der Entwicklung; die Kollegskirche zu Namur aber ist auf halbem Wege stehen geblieben. Zu Kirchen, die den italienischen Barock voll und ganz verkörperten, kam es nur in der übrigen kirchlichen Architektur Belgiens, wenngleich selbst hier erst spät und im ganzen bloß vereinzelt.

Der Umwandlungsprozeß, der sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Belgien in Bezug auf den Stil der Kirchenbauten vollzog und am sinnfälligsten

in den seit 1600 in großer Zahl erbauten größeren und kleineren Jesuitenkirchen in die Erscheinung tritt, hat einige Ähnlichkeit mit der Umbildung des romanischen Stiles zur Gotik; jedoch mit dem höchst bedeutungsvollen Unterschied, daß der Prozeß hier ein eigentlich immanenter, dort aber ein äußerlicher war. Im romanischen Stil war die Gotik im Keim schon vorhanden. Es bedurfte nur günstiger Bedingungen, damit dieser sich zu entwickeln und auszureifen vermochte. Sie wurden gegeben, und so konnte sich in konsequentem Fortschreiten das, was im romanischen Stile grundgelegt war, zur vollen Gotik entfalten. Nicht so bei der Umbildung der letzteren zum belgischen Barock. Hier besteht der Prozeß lediglich in der allmählichen Aufnahme fremder Stilelemente, während in gleichem Maße die der Gotik eigenen formalen Momente aus dem Ganzen ausgeschieden werden, bis sich zuletzt von ihnen entweder nichts mehr oder doch höchstens eine schwache Reminiszenz erhalten hat.

Übrigens dürfen wir, wenn wir hier und im folgenden von belgischen Jesuitenkirchen reden, Belgien nicht im Sinne und im Umfang des heutigen Belgiens nehmen. Wir müssen auch eine Anzahl von Kirchen einbeziehen, welche auf gegenwärtig nicht belgischem Boden liegen oder lagen. Denn die beiden ehemaligen belgischen Ordensprovinzen, die flandrische und die wallonische, die Flandro-Belgica und die Gallo-Belgica, wie sie offiziell hießen, hatten einen weit größeren Umfang als das heutige Belgien. Gehörten doch auch Arras, Hesdin, Douai, Lille, St-Omer, Dünkirchen, Valenciennes, Cassel, Aire, Armentières, Bailleul, Maubeuge und Luxemburg zu ihnen. Ursprünglich eine einzige belgische Provinz bildend, wurde das Gebiet, welches für eine gedeihliche Verwaltung zu groß geworden war, 1612 in die genannten zwei Provinzen geteilt: die Flandro-Belgica, welche den flämisch redenden Teil umfaßte, und die Gallo-Belgica für den französisch sprechenden Teil.

Bis 1600 war die Bautätigkeit der Jesuiten sehr unbedeutend. Was diese an Kirchenbauten errichteten, waren nur kleine, den dringendsten Bedürfnissen abhelfende Kapellen, eine einzige größere Kirche, die Kollegskirche zu Douai, ausgenommen. Wie hätten sie auch schon damals ernstlich an den Bau größerer Kirchen denken können? Erst mußten sie inmitten der mannigfaltigen, oft recht mächtigen Gegenströmungen festen Fuß fassen. Die Protestanten, und zu ihnen gehörten häufig die Herren vom Magistrat, waren ihnen, wie leicht begreiflich, keineswegs hold und fanden in ihrem Widerstreben gegen die Jesuiten bei dem Pöbel nur zu bereitwillige Unterstützung. Es war nicht bloß zu Tournai, daß die Patres gezwungen wurden, zu Zeiten die Stadt zu verlassen; auch zu

Antwerpen und Valenciennes hatten sie ein gleiches Geschick. Anderswo wurden sie durch die Holländer vertrieben, wie zu Arras. Wo sie aber bleiben konnten, war ihre Lage bei den zahlreichen Hindernissen, die sich ihnen auf Schritt und Tritt entgegenstellten, und bei der Gefahr, eines schönen Tages doch vielleicht ausgewiesen zu werden, immer eine mehr oder weniger schwierige und unsichere.

Selbst dort, wo sie unangefochten ihrer Tätigkeit in Kirche und Schule obliegen konnten, mußten sie die Entwicklung der Dinge abwarten, ehe sie an größere Bauten sich wagen durften. Es hieß Schritt um Schritt vorangehen, mit kleinen Anfängen beginnen und dann allmählich, dem Maße der steigenden Bedürfnisse entsprechend, sich entfalten. Nur auf diese Weise ließ sich etwas Gesundes, etwas in sich Lebensfähiges schaffen; etwas schaffen, was möglichste Garantie für einen dauernden Bestand bot. Darum war es denn auch überall so die Praxis, wo neue Niederlassungen entstanden, und die Ordensgeneräle versäumten nicht, immer wieder ein solches Vorgehen als das einzig richtige zu betonen und anzubefehlen. Mußte man sich dabei auch in Wohnung, Schule und Kirche behelfen — nicht selten in recht empfindlicher Weise —, man übte Geduld und ging nur da zu Neubauten über, wo die Lage der Dinge eine Änderung der bisherigen Zustände gebieterisch erheischte, und nur insoweit, als eben das dringendste Bedürfnis erforderte. Woher übrigens selbst an Orten, wo die Behörden und die Bevölkerung den Patres nicht abgeneigt waren, bei den Kriegen und Unruhen, welche die Niederlande in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchtobten, und bei der dadurch herbeigeführten allgemeinen Zerrüttung der Finanzen das Geld für das zum Bauen nötige Material, für die Löhne und für die sonstigen Baukosten hernehmen? Und harrten nicht noch viele Hunderte von Kirchen, welche calvinische Wut und bilderstürmerischer Fanatismus 1566 binnen wenigen Tagen aufs entsetzlichste verwüstet und geschändet hatten, ihrer dringendsten Wiederherstellung?

Gewiß fehlte es den Jesuiten nicht an Freunden und Gönnern; allein dem Willen, zu helfen, konnte infolge der traurigen Verhältnisse im Lande keineswegs immer auch die Tat folgen. Am übelsten aber sah es natürlich um die Geldfrage da aus, wo der Magistrat mit protestantischen Elementen durchsetzt war oder gar zum Protestantismus hinneigte.

Erst im Beginn des 17. Jahrhunderts, als die Jesuiten ihre Niederlassungen genügend gefestigt und in ihrer Wirksamkeit solche Fortschritte gemacht hatten, daß nicht nur ein größeres Personal, sondern auch größere

Kollegien, Schulen und Kirchen eine unabweisbare Notwendigkeit geworden waren; als die reichen Früchte, welche ihre Tätigkeit auf der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Schule reifen ließ, den Patres auch viele von denen gewonnen hatten, welche früher sich als ihre Gegner oder doch als indifferent gezeigt hatten, darunter namentlich die Magistrate; als durch die Besserung der äußeren Umstände reichere Unterstützung von Privaten wie von den städtischen Behörden zu erwarten waren, konnte man an die Errichtung geeigneterer Kollegien und geräumigerer, schönerer, den veränderten Verhältnissen mehr entsprechender Kirchen denken. Freilich gehörte auch jetzt noch in nicht wenigen Fällen ein gutes Stück Mut dazu, den Plänen das Werk folgen zu lassen, da die finanzielle Lage noch immer vielenorts eine sehr gedrückte war. Die Energie, das Gottvertrauen und die bis zum Ende zähe Ausdauer, welche die Jesuiten bei manchen Bauten bekundeten, die sich infolge des stets wiederkehrenden Mangels der nötigen Mittel durch ein oder zwei Jahrzehnte, ja selbst länger hinzogen, zwingen zur Bewunderung. Man legte den Grundstein, begann mit der Aufführung der Mauern; dann versiegte die Baukasse; die Arbeit stockte oder ging nur im Tempo des Schneckenganges voran; nun kamen wieder bessere Zeiten, aber es war bloß ein vorübergehendes Durchbrechen dunkeln Gewölkes; bald war die Sonne wieder hinter schwarzen Wolkenmassen verschwunden. Indessen die Patres verloren weder den Mut noch die Arbeitsfreudigkeit, und so sahen sie zuletzt das große Werk gekrönt, mochten sie damit auch ein Vierteljahrhundert vorher angefangen haben.

Von seiten der Regenten erhielten die Jesuiten nur geringe pekuniäre Unterstützung. Selbst der Erzherzog Albert und die Infantin Isabella, denen es sicher nicht an gutem Willen fehlte, konnten im großen und ganzen angesichts der allgemeinen Kalamität nur wenig spenden. Allein was sie nicht durch direkte Unterstützung zu leisten vermochten, taten sie durch die moralische Hilfe, welche sie den Jesuiten angedeihen ließen, indem sie deren Sache den Provinzialständen dringendst zur Förderung anempfahlen[1].

Von besonderem Vorteil war für die Jesuiten, daß sie in den Reihen ihrer Mitglieder zahlreiche im Baufach erfahrene Leute hatten: Zimmerer,

[1] Vgl. z. B. die Empfehlungsschreiben, welche der Erzherzog den Patres zu Luxemburg ausstellte, als diese an den Kirchenbau herantraten (J. Braun, Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg, in Stimmen aus Maria-Laach LVIII 48 49. Die Originale zu Luxemburg, Regierungsarchiv, Ies. Cart. n. 4).

Steinmetzen, Maurer und namentlich auch Architekten. Von den letzten waren allerdings einige nur Dilettanten, wiewohl Dilettanten von gründlichen Kenntnissen, andere aber Berufsarchitekten, im Sinne damaliger Zeit natürlich. Wir werden im Verlauf der Arbeit mehrfach Gelegenheit haben, uns mit den hauptsächlichsten dieser Handwerker, die als Leiter des Handwerkervolks, das man angedungen hatte, oder als Bauleiter amtierten, und insbesondere mit den Architekten näher zu befassen. Bei ihrem Wirken haben alle diese nicht sich selbst gesucht, sondern nur Gottes größere Ehre. Um so billiger ist es, daß ihnen in dieser Schrift ein zwar spätes, aber wohlverdientes Monument gesetzt wird.

Die Kirchen der beiden ehemaligen belgischen Ordensprovinzen scheiden sich, wie schon aus dem oben Gesagten erhellt, in zwei Gruppen, in gotische Kirchen und in Barockkirchen. Wir beginnen mit den Schöpfungen der Gotik, die sich bemerkenswerterweise vornehmlich im Bereich der einstigen Gallo-Belgica fanden, während die Barockkirchen zumeist und zugleich am frühesten in der Flandro-Belgica entstanden.

Erster Abschnitt.

Die gotischen Kirchen.

Vorbemerkung.

Wenn man von Gotik spricht, hat man wohl meist nur die Werke im Sinne, welche der Stil von seinem ersten Auftreten an bis etwa in die Frühe des 16. Jahrhunderts hervorbrachte. Nur wenige werden dabei auch an die mehr oder weniger verkümmerten Früchte denken, welche der einst so üppig blühende und so reich tragende Baum im Norden als letzte Gabe spendete, ehe er der von Süden dorthin verpflanzten Renaissance endgültig das Feld überlassen mußte. Und doch verdienen diese seine letzten Erzeugnisse keineswegs der Vergessenheit anheimzufallen. Freilich sind sie nicht die lebenskräftigen Gebilde des frühen Stiles mit ihrer urwüchsigen Kraft und Geschlossenheit, ihrer machtvollen Größe, dem Ideenreichtum und dem bedeutsamen Gehalt aller ihrer Glieder, noch auch Produkte jener Periode, welche die letzten Konsequenzen aus den konstruktiven Prinzipien der Gotik zog und die lichten, luftigen Gebilde schuf, in welchen das tote, schwere Material nicht nur lebendig, sondern seiner Massen ganz entkleidet zu sein scheint. Werke eines gealterten Stiles sind sie; die späte Entstehung ist deutlich an ihre Stirn geschrieben und in ihrem ganzen Organismus ausgeprägt. Es mangelt ihnen das frische, freie Aufstreben, der leichte Aufbau, die große, geistvolle Linienführung, der kraftvolle Ausdruck, der Adel und die Reinheit der Formen, die verständnisvolle Behandlung des Baudetails, die konsequente Durchführung des Konstruktionsgedankens, ganz besonders aber das Streben nach weiterer Ausbildung und Entwicklung sowohl der konstruktiven Ideen wie der Gesamtanlage, Mängel, die im Grunde freilich in der Natur der Sache lagen. Die Gotik hatte sich ausgelebt. Was aus ihren architektonischen Prinzipien und Ideen hatte gemacht werden können, war zuletzt alles schon daraus gemacht worden. Oder was hätte man konstruktiv und dekorativ den gotischen Basiliken

und den gotischen Hallenkirchen des späten Mittelalters noch hinzufügen können? Das Ziel war erreicht, das die Meister der Gotik bewußt oder unbewußt ihrem Streben vorgesetzt hatten. Nur der Zentralbau hatte keine Ausbildung gefunden, weniger mit Rücksicht auf symbolische Ideen, die man zwar in der Theorie, aber kaum in der Praxis mit dem Kirchengebäude verband, als vielmehr, weil er für größere Verhältnisse als unpraktisch betrachtet wurde.

Zu allen eben genannten Mängeln, welche bereits den Schöpfungen des ausgehenden 15. Jahrhunderts in erheblichem Maße anhaften, kommt nun aber für die letzten Erzeugnisse des Stiles noch die Trübung durch Aufnahme fremdartiger, ungotischer Elemente. So gefeit waren die nordischen Meister gegen den verlockenden Sirenengesang, der aus dem Süden zu ihnen herübertönte, keineswegs, daß sie nicht wenigstens das eine oder andere dekorative Detail der Renaissance in ihre Kirchenbauten aufnahmen. Wie hätten sie sich in der Tat gegen die neue Weise bei diesen so ganz und gar ablehnend verhalten können, nachdem die Maler ihnen schon seit geraumer Zeit so manches Renaissanceportal, so manche im Geschmack der wiedererstandenen Antike ausgeführte Konsolen, Bogen und Bogendekorationen, Säulen, Fenstereinrahmungen und ähnliches im Bilde vorgeführt und obendrein die Profanarchitektur bereits zu guter Stunde Gotik und Renaissance zu mischen begonnen hatte? Sie fangen darum auch selbst bald an, gotische und klassische Motive miteinander zu verbinden, hier früher, da später, bald mehr, bald weniger, oft in buntem Durcheinander und in den merkwürdigsten, naivsten Verquickungen. Allein es sind bei alledem noch wirkliche gotische Schöpfungen, was sie errichten; gotisch bleiben diese der Konstruktion und dem System, gotisch aber auch der wesentlichen Formensprache nach. Wer der Gotik wirkliches Interesse entgegenbringt, wird daher, so sehr ihm auch ihre frühesten Schöpfungen Ideal sein mögen, keineswegs an der Schwelle der Neuzeit Halt machen, sondern gern die Geschicke des Stiles verfolgen, bis dieser zuletzt auf seinem Laufe ganz versiegt, dem alten, höhenumkränzten Rheine gleich, der von steilen Bergeshöhen heruntereilend, ein mächtiger Strom, zum Meere seine Wogen rollt, aber geschwächt und geteilt zuletzt hart vor den Gestaden des Meeres unscheinbar im Sande versinkt. Wie der Wanderer, der ihn in seiner Größe schauen durfte, nicht ohne ein Gefühl der Wehmut den Starken so kläglich enden sieht, so beschleicht auch den, welcher die Gotik durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen und dabei die von ihr geschaffenen herrlichen

und stolzen Bauten bewundern durfte, ein Empfinden des Bedauerns, wenn er vor ihren letzten verkümmerten Erzeugnissen steht und das Früher und Später im Geiste miteinander vergleicht.

Die Gruppe der gotischen Kirchen der ehemaligen belgischen Ordensprovinzen der Jesuiten umfaßt an noch vorhandenen Bauten die Kirche des Jesuitenkollegs zu Tournai (jetzt Seminarkirche), die ehemalige Jesuitenkirche zu Valenciennes (jetzt Pfarrkirche zum hl. Nikolaus), die noch im Gebrauch befindliche Jesuitenkirche zu Courtrai, die einstige Kollegskirche zu Luxemburg (zurzeit Liebfrauenpfarrkirche und Kathedrale), die Kollegskirche zu St-Omer, die frühere Noviziatskirche zu Tournai und die ehemalige Kollegskirche zu Maubeuge. Die beiden letztgenannten sind gegenwärtig profaniert. Von Jesuitenkirchen, die seit Aufhebung der Gesellschaft Jesu leider zerstört wurden, gehörten zu ihr die Kirchen zu Gent, Mons, Arras und Lille. Nur Entwürfe blieben die gotischen Pläne für die Jesuitenkirchen zu Huy, Ypern, Dinant, Hesdin, sowie zwei gotische Pläne für eine Kirche des Kollegs zu Löwen.

Von den eben erwähnten Kirchen müssen fünf zu einer Untergruppe vereinigt werden, die Kollegskirchen zu Tournai, Valenciennes, Mons, Lille und Gent, denen auch der Plan für die Kirche zu Ypern anzureihen ist. Es sind oder waren Bauten von einem und demselben Typus, der sich eng an den im späten Mittelalter in den flandrischen Landesteilen ausgebildeten und zur Herrschaft gelangten Typus anschloß. Sie hatten, wie es bei diesem der Fall war, drei Schiffe, von denen jedes sein eigenes Satteldach und darum auch seine selbständigen Giebel besaß. Die Querschiffe fehlten ihnen jedoch; auch war der Turm, der bei jenem Typus mit Vorliebe über der Vierung angebracht wurde, neben den Chor gerückt. Die drei Schiffe hatten gleiche Höhe, nur die Kirche zu Gent wies ein überhöhtes Mittelschiff mit eigener Beleuchtung auf. Vier der angeführten Kirchen, die Kollegskirchen zu Tournai, Valenciennes, Mons und Gent, waren das Werk des gleichen Meisters, des Laienbruders Heinrich Hoeimaker, woher denn auch ihre klar zu Tage tretende Verwandtschaft. Ebenso war die Kirche zu Lille sehr wahrscheinlich von ihm, sicher wohl der Plan für die Kollegskirche zu Ypern.

Aber auch noch einige andere der eben aufgezählten Kirchen und Entwürfe müssen zu einer Untergruppe zusammengefaßt werden, die Noviziatskirche zu Tournai, die Kollegskirchen zu Maubeuge, Luxemburg, Arras, St-Omer, die Pläne für Huy, Dinant, Hesdin und Aire, sowie endlich eines der beiden Projekte für Löwen. Auch sie vertreten noch die hergebrachte Gotik, doch zumeist nicht mehr mit jener Reinheit wie die erste Untergruppe. Bei aller Betonung des hergebrachten Stiles haben sich im einzelnen bei ihnen bereits in erheblicherem Umfange Elemente der Renaissance eingeschlichen; freilich noch nicht in dem Maße, daß der Grundcharakter der Bauten dadurch eine wesentliche Veränderung erlitten hätte. Von einem einheitlichen Typus kann bei den Kirchen und Entwürfen der zweiten Untergruppe nicht die Rede sein. Einzelne nähern sich der Art der Schöpfungen Hoeimakers, während andere nicht die geringste Erinnerung an diese aufweisen.

Der Architekt aller dieser Kirchen und Entwürfe, Johannes du Blocq, gleichfalls ein Laienbruder, geht seine eigenen Wege.

Vereinzelt stehen da die Jesuitenkirche zu Courtrai, die ältere Kollegskirche zu Cambrai, die Kirche des Tertiats zu Armentières und der zweite der beiden gotischen Pläne für eine Kollegskirche zu Löwen. Die Courtraier Kirche ist der Genter Kirche einigermaßen verwandt, aber nicht das Werk Hoeimakers, sondern eines einheimischen Architekten. Von wem der eigenartige, an einen gotischen Zentralbau erinnernde Entwurf für die Kirche zu Löwen herrührt, ist nicht zu ermitteln. Auch über den Architekten der 1574 errichteten Kollegskirche zu Cambrai war nichts Näheres zu erfahren. Die Kirche zu Armentières mag vielleicht von du Blocq herrühren, doch läßt sich darüber beim Fehlen der ursprünglichen Pläne und dem Mangel aller sonstigen Nachrichten nichts Sicheres feststellen.

Erstes Kapitel.

Die Kirchenbauten des Bruders Heinrich Hoeimaker.

1. Der Architekt.

Der Meister, welcher die zur ersten Untergruppe gehörenden Kirchen und Pläne schuf, ist, wie schon gesagt wurde, ein Laienbruder der Gesellschaft Jesu, namens Heinrich Hoeimaker. Bruder Hoeimaker (auch Hoeymaker) wurde am 22. Dezember 1559 zu Tournai geboren. Sein Vater, seines Zeichens ein Maurermeister, bestimmte ihn für eine gelehrte Laufbahn und schickte ihn darum zum Gymnasium. Der junge Hoeimaker machte hier so gute Fortschritte, daß er nach Beendigung des Gymnasialkurses im stande war, zu Arras die Syntax zu lehren. Einundeinhalb Jahre blieb er bei seinem Lehramt; dann gab er es auf, um das Studium der Philosophie zu beginnen. Schon hatte er dieses zu einem guten Teil vollendet, als Familienverhältnisse ihn zwangen, den Wissenschaften Lebewohl zu sagen und das Maurerhandwerk zu ergreifen. Er war darin bis in sein sechsundzwanzigstes Lebensjahr tätig; dann bat er, da er sich zum Ordensstand berufen fühlte, um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu, die ihm auch am 25. April 1585 gewährt wurde. Zwei Jahre später sehen wir Hoeimaker nach vollendetem Noviziat zu Tournai am 13. August die ersten Gelübde ablegen. Im Jahre 1590 ist er noch immer zu Tournai, 1591 finden wir ihn zu Löwen, 1593 zu Ypern, 1594 zu Lille, 1596 wieder zu Löwen, wo er am 4. Februar durch die letzten Gelübde sich endgültig und für immer dem Dienst des Höchsten in der Gesellschaft Jesu weihte. Zu Löwen arbeitete Bruder Hoeimaker bis etwa Herbst 1600; dann siedelte er nach Ypern und von hier im folgenden Jahre nach Valenciennes über,

wo er bis 1605 verweilte. 1605 wurde er von den Obern nach Gent gesandt, wo der beabsichtigte Bau einer Kollegskirche seine Anwesenheit nötig machte; doch blieb er noch für jenes Jahr offiziell dem Kolleg von Valenciennes zugeschrieben. 1606 und 1607 führen ihn die Genter Kataloge auf, ein Zeichen, daß er nunmehr auch formell zum dortigen Kolleg gehörte; 1609 und 1610 die Brüsseler, 1611 und die folgenden Jahre bis zu seinem Tode wieder die Genter. Am 11. November 1626 machte der Tod dem arbeitsvollen, mit Tugenden reich geschmückten Leben des Bruder Hoeimaker ein Ende. Bis etwa sechs Jahre vor seinem Hinscheiden war dieser unermüdlich als Architekt tätig gewesen; von da an finden wir ihn nur noch mit leichten häuslichen Obliegenheiten beschäftigt.

Hoeimaker wird schon in einem 1587 an den General eingesandten Bericht, also nur zwei Jahre nach seinem Eintritt, als ein Mann von guter Anlage, reifem Urteil, recht großer Umsicht und als in seiner Kunst wohlbewandert charakterisiert. Sehr eingehend schildert das Nekrologium die trefflichen Eigenschaften und Tugenden des Verstorbenen, seinen unermüdlichen Fleiß, seine Geschicklichkeit, sein Streben nach Vollkommenheit, seine Friedensliebe, seine Geduld in seiner schmerzlichen Krankheit, seinen Gehorsam. Seine ungemeinen Kenntnisse im Baufach — aedificandi gnarus erat in paucis, sagt der Nachruf — verbunden mit seinem tugendhaften Leben waren Anlaß, daß ihm zweimal, und zwar von zwei Provinzialen, außerordentlicherweise die Zulassung zu den höheren Studien und damit zum Priestertum angeboten wurde; eine Gnade, die der demütige Bruder, der nun einmal den Stand eines Laienbruders für sich erwählt hatte, jedesmal mit innigem Dank, aber fest ablehnte.

Über die einzelnen Arbeiten Hoeimakers fehlt es leider an genauen Angaben. Kirchen erbaute er dem Nekrologium zufolge zu Gent, Brüssel, Tournai, Valenciennes, Mons und Ypern. Sein Aufenthalt zu Tournai in den Jahren 1587 bis 1590 fällt zusammen mit der Errichtung von Wohngebäuden und der Erbauung einer Kapelle in der Rue de Bève, der Vorgängerin der jetzigen Seminarkirche. Was für Bauten er 1591 zu Löwen ausführte, ist nicht festzustellen. Bei seiner zweiten Anwesenheit daselbst richtete er die Häuser, welche die Patres in der Rue Majeure und der Rue des Chats gekauft hatten, darunter den sog. Aerschoter Hof, zu einem Kolleg und einer von der Straße zugänglichen Kapelle ein. Letztere erweiterte er 1599 um einen der Mutter Gottes geweihten Anbau. Zu Ypern schuf er 1593, wie es scheint, eine Kapelle. Weil sie zuletzt den

Bedürfnissen nicht mehr genügte, verlängerte er sie zehn Jahre später bis zur Straße, so daß sie nunmehr bei einer Breite von 40′ (ca 11 m) eine Länge von 110′ (ca 30 m) hatte[1]. Zu Lille, wo die Jesuiten im Oktober 1592 ein Kolleg eröffnet und im folgenden Jahre zur Erweiterung desselben ein anstoßendes Haus gekauft hatten, machte er eine Halle des letzteren 1594 zu einer Kapelle, in der die Patres statt wie bisher in der Pfarrkirche von St Stephan die Sakramente spenden, predigen und die sonstigen priesterlichen Verrichtungen vornehmen konnten. 1602 nach Valenciennes berufen, erbaute er hier die noch vorhandene, später allerdings im Geschmack der Renaissance umgewandelte Kirche. Den Plan zur Tournaier Kollegskirche entwarf er noch zu Ypern, seine Ausführung dirigierte er von Valenciennes aus. Den Bau der Kirche zu Gent, sein Hauptwerk, begann er 1605. Offiziell gehörte er damals, wie eben gesagt wurde, noch dem Kolleg von Valenciennes an, tatsächlich aber weilte er bereits zu Gent; denn das Mitgliederverzeichnis von Valenciennes aus dem Jahre 1605 fügt seinem Namen die Bemerkung hinzu, er sei nach Gent geschickt. Der Entwurf für die Kirche zu Mons datiert gemäß einem in Sachen der Erbauung derselben nach Rom gesandten Bericht aus dem Jahre 1607, also aus der Zeit, da Hoeimaker zum erstenmal zu Gent verweilte. Er entstand unter Beihilfe des P. Aguilon, desselben, der sich später um die Erbauung der Jesuitenkirche zu Antwerpen so großes Verdienst erwarb. Die Ausführung des Planes muß Hoeimaker teils von Gent teils von dem näheren Brüssel aus überwacht haben. Zu Brüssel selbst entstand 1609 während seines dortigen Aufenthaltes eine geräumige Hauskapelle, die bis zur Vollendung des 1606 begonnenen, 1608 aber vorderhand wieder aufgegebenen Baues einer Kollegskirche zugleich als öffentliche Kapelle dienen sollte. In den Jahresberichten von 1609 wird sie als opus excellens et in hoc genere in Belgio primum gepriesen. Ihre Länge belief sich auf etwa 100′ (ca 27,5 m), ihre Breite auf ca 35′ (ca 9,50 m). Sie war ein einschiffiger Raum mit vorgelegtem, polygonal abschließendem Chor, mit prächtiger getäfelter Decke versehen und mit Malerei und plastischem Schmuck reich verziert. Die Eingänge befanden sich an der linken Langseite, die Fenster an der rechten. Die dem Chor gegenüberliegende Seite scheint ohne Fenster gewesen zu sein. Den Aufstieg zur Empore vermittelte ein Treppenturm, der sich links neben der Ecke der Schmalseite erhob; er

[1] Pariser Sammlung Hd 4c, n. 39 42 44.

war durch einen Gang von der Kapelle getrennt. Der Gang führte zu den an der linken Langseite angebrachten Türen; bei größerem Andrang konnte er aber auch zur Unterbringung der Andächtigen dienen. Ein aus dem Jahre 1615 stammender Grundriß hat uns eine Idee des Baues aufbewahrt[1]. Bemerkenswert ist die Angabe des Jahresberichtes von 1609, die Kapelle sei in hoc genere in Belgio primum. Man kann diese Worte, so wie sie lauten, sehr wohl von der Vortrefflichkeit des Baues auffassen; richtiger aber werden sie in Bezug auf den Stil, nämlich auf die erstmalige Anwendung der Renaissance, verstanden. Denn auch die Kollegskirche, deren Plan Hoeimaker ebenfalls wohl nicht fern gestanden haben dürfte, war, wie aus einem Schreiben des Generals vom 13. Oktober 1607 hervorgeht, als Renaissancebau beabsichtigt. Die Renaissance war dem Bruder nicht unbekannt. Das beweist nicht bloß das klassische Detail in seinen gotischen Kirchen; es erhellt auch aus verschiedenen Zeichnungen (Profilstücken, Orgelbühne für die Genter Jesuitenkirche, Schema zur Bildung der Schnecken an ionischen Kapitälen) in einem noch vorhandenen Skizzenbuch Hoeimakers in der Stadtbibliothek zu Gent.

Bruder Hoeimaker war kein Bahnbrecher, noch überhaupt ein Freund von Neuerungen, wie es scheint. Er hält sich mit aller Stetigkeit in dem Geleise der mittelalterlichen Traditionen, wie sie in den Baugepflogenheiten Flanderns ihre Verkörperung gefunden hatten. Von einer Einwirkung der Renaissance zeigen sich in seinen Schöpfungen, nicht bloß was die Konstruktion und Anlage des Baues, sondern auch was die formelle Bildung und die Verwertung der architektonischen Einzelglieder anlangt, nur sehr geringe Spuren. Bloß in einigen wenigen Punkten hat er den neuen Zeitströmungen nicht überall widerstehen können: in der Behandlung des Portals, der Orgelempore und des Kranzgesimses. Wenn er in den Brüsseler Bauten sich der Renaissance zuwandte, so lag das schwerlich an ihm, an einer inzwischen in ihm erwachten Vorliebe für das genus novum, als vielmehr an den zu Brüssel herrschenden Strömungen und an den Wünschen der maßgebenden Faktoren. Denn die Kirche zu Mons war noch ganz gotisch, obschon er zu ihr erst 1607 den Plan machte. Außerdem aber lassen einzelne Profilstücke der Brüsseler Kirche und ihr noch vorhandener Grundriß im Genter Skizzenbuch kaum einen Zweifel daran, daß es sich bei ihr trotz des neuen Stiles mehr um einen mit

[1] Ebd. Hd 4c, n. 20.

Renaissanceformen stark durchsetzten gotischen Bau als um einen eigentlichen Renaissancebau gehandelt haben kann. Bestätigt wird das durch den Umstand, daß man später bei Wiederaufnahme des Baues nicht mehr dem ursprünglichen Plane folgte, sondern durch Franquart unter Zugrundelegung des bereits gebauten Fundaments einen neuen entwerfen ließ, nach dem dann die Kirche fertiggestellt wurde.

Die Bauten, welche Hoeimaker erstehen ließ, sind auch dann, wenn sie namhafte Abmessungen aufweisen, wie die Spätlinge der belgischen Gotik überhaupt, im ganzen schlichte Erscheinungen. Besonderes Gewicht ist auf harmonische Raumverteilung, gefällige Gliederung im Aufbau, Bestimmtheit und Klarheit im Ausdruck des Baugedankens und möglichste Durchsichtigkeit des Innenraumes gelegt. Schmuckformen sind nur in geringem Maße zur Verwendung gekommen, an den Kapitälen der Säulen nirgends.

An Zeichnungen, die von der Hand Hoeimakers herrühren dürften, finden sich in der Pariser Sammlung ein Plan für die Kollegskirche zu Tournai[1] und verschiedene Entwürfe für einen Umbau des Kollegs und die Erbauung einer neuen Kirche zu Ypern[2]. Keine ist signiert; auch fehlt es ihnen an besonders charakteristischen Eigenarten, so daß aus ihnen selbst kein sicherer Schluß auf den Urheber gezogen werden kann. Nur durch die sonstigen Angaben, die wir über die Tätigkeit Hoeimakers besitzen, sind wir berechtigt, diesem die Zeichnungen zuzuschreiben. Sicher stammt von ihm das eben erwähnte kostbare, für die Kenntnis der ehemaligen Genter Jesuitenkirche so ungemein bedeutungsvolle Skizzenbuch in der Genter Stadtbibliothek (G n. 6075).

Das Skizzenbuch ist einem Traktat des Viator De perspectiva artificiali (Tulli 1509) angebunden und kommt, wie die ursprüngliche Signatur Gandavi Societ. Iesu. Sup. M. 2 beweist, aus der Bibliothek des ehemaligen Genter Jesuitenkollegs. Es enthält genaue Angaben über die Maßverhältnisse der Genter Kollegskirche, Notizen über die Kirchen zu Mons und Valenciennes, zahlreiche Detailstücke der Kirche zu Gent: Leisten-, Rippen-, Gurt- und Gesimsprofile, Profile von Türen, einen Querschnitt des großen Fensters in der Fassade, Skizzen des Maßwerks der Fenster, der Orgelbühne und ihres Details, des Giebels und der Türme, Gewölbeschnitte usw., dann einzeln Detailstücke der Jesuitenkirchen

[1] Pariser Sammlung Hd 4d, n. 27 28.

[2] Ebd. Hd 4c, n. 42. Plan der 1591 erbauten Kapelle n. 44, der vergrößerten n. 39.

zu Mons, Valenciennes und Brüssel und endlich verschiedene sonstige Risse, darunter namentlich eine doppelte Anleitung, die Schnecke des ionischen Kapitäls zu bilden. Die Notizen über die Genter Kirche sind in flämischer Sprache geschrieben, die erklärenden Beischriften ebenfalls meist in flämischer, doch auch in französischer. Von den beiden Anleitungen zur Bildung der Volute des ionischen Kapitäls ist die eine lateinisch, die andere französisch, nach Ausweis der Überschrift Lorme, ein Exzerpt aus Philibert de Lormes berühmtem Werk L'architecture. Für die Feststellung der Autorschaft des Buches sind folgende Punkte in Betracht zu ziehen.

Das Skizzenbuch entstand in der Frühe des 17. Jahrhunderts, wie der Schriftcharakter der in ihm sich findenden Notizen bekundet, und zwar entweder 1616 oder doch bald nach 1616, da der in ihm abgebildete Giebel der Genter Jesuitenkirche auf einer Kartusche das Datum 1616 trägt, im Dezember 1619 aber der Bau bereits vollendet war. Der Zeichner war ein Mitglied des Ordens, weil er wiederholt von „unserer Kirche“ redet; ein zum Genter Kolleg gehörender Jesuit, wie die Signatur des Buches beweist; ein fachmännischer Architekt, wie sowohl aus den Skizzen als den fachmännischen Notizen über die Detailmaße der Genter Kirche, die Konstruktion der Gewölbebogen usw. erhellt; der Architekt der Jesuitenkirche zu Gent, wie aus den fast vollständig im Skizzenbuch sich vorfindenden Detailstücken derselben hervorgeht; bekannt mit den Jesuitenkirchen zu Mons und Valenciennes und dem ursprünglichen Plane der Brüsseler Kollegskirche, wie die in dem Buch davon wiedergegebenen Details und die Notizen über die Kirchen zu Mons und Valenciennes dartun, und zwar allem Anschein nach bei diesen Bauten selbst einst tätig; endlich ein Architekt von höherer Bildung, der nicht nur Flämisch, offenbar seine Muttersprache, sondern auch Französisch und selbst Latein verstand. Nimmt man alle diese Anhaltspunkte zusammen und zieht man zu Rat, was das Nekrologium von Bruder Hoeimaker mitteilt und was wir sonst von ihm wissen, so darf die Autorschaft Hoeimakers unbedenklich als sicher bezeichnet werden; das um so mehr, als es im Genter Kolleg nach Ausweis der Kataloge während der ersten drei Dezennien des 17. Jahrhunderts keinen andern gab, dem das Skizzenbuch zugeschrieben werden könnte, als gerade Hoeimaker. Auf die Frage, woher dieser seine Kenntnis der Renaissance geschöpft habe, gibt das Buch insoweit eine Antwort, als es beweist, daß der Bruder das Werk de Lormes über die Architektur kannte und studiert hatte. Sie ist ihm also sicher wenigstens zum Teil über Frankreich zugekommen; ein Um-

stand, der ein interessantes Licht wirft auf die Beziehungen der älteren belgischen Renaissance zu der in Frankreich gepflegten.

Doch wenden wir uns den einzelnen Bauten Hoeimakers zu; sie werden uns ein besseres Bild seiner Art vermitteln, als die eben gegebene allgemeine Charakteristik derselben es zu tun vermag. Wir beginnen mit jenen beiden Kirchen, die noch jetzt vorhanden sind, den ehemaligen Kollegskirchen zu Tournai und Valenciennes. Es sind leider nicht die bedeutendsten Arbeiten des Bruders.

2. Die Kollegskirche zu Tournai.

Nach Tournai kamen die Jesuiten 1554. Acht Jahre später eröffneten sie im alten Kolleg Bons Enfants eine Schule, doch führte der Haß der Protestanten gegen die neue Gründung 1566 zur Plünderung des Kollegs und zum Abzug der Patres. Das Exil dauerte indessen nur kurze Zeit. Schon im folgenden Jahre konnten die Jesuiten nach Tournai zurückkehren und von neuem die Schulen übernehmen. 1576 mußten sie zum zweitenmal die Stadt verlassen, weil sie den Holländern, welche die Stadt besetzt hatten, den Eid des Gehorsams verweigerten. Zwar wurden sie bereits in Jahresfrist zurückgerufen. Weil sie aber wenig Lust hatten, sich der Gefahr einer dritten Ausweisung auszusetzen, zogen sie es vor, die Rückkehr bis auf sicherere Zeiten zu verschieben. Es währte bis 1581, ehe sie sich wieder zu Tournai niederließen, doch wurde damals nur das Noviziat dorthin verlegt. Da die Räumlichkeiten, welche dieses anfangs inne hatte, sich allmählich als unzweckmäßig erwiesen, wurde 1588 in der Rue des Allemans, wo jetzt Seminar und Kirche stehen, ein Häuserkomplex angekauft, ein neues Heim eingerichtet und bald auch eine Kapelle gebaut [1]. Es war das zur Zeit, als Hoeimaker zu Tournai sein Noviziat machte. Wie ein Plan der Bauten in der Pariser Sammlung bekundet, war die Kapelle ein einfacher, saalartiger Bau ohne alle architektonische Bedeutung und in ihren geringen Abmessungen ganz den Verhältnissen angepaßt, in denen sich die Patres damals noch befanden [2].

Sieben Jahre später wurde von neuem ein Kolleg eröffnet; den Bau einer größeren Kirche mußte man aber vorläufig noch verschieben. Indessen sollte es damit nicht zu lange anstehen; denn schon im September 1599 sehen wir P. Bernard Olivier dem Rat die Pläne für eine neue Kirche unterbreiten. Dieser approbierte sie nicht bloß, sondern spendete überdies zum Werk 10000 Gulden. Von seiten des Generals, dem man gegen Ende 1599 oder im Beginn von 1600 den Plan zur Gutheißung eingesandt hatte, erfolgte am 26. August 1600 die Ge-

[1] Über die Ansiedlung der Jesuiten zu Tournai und die hauptsächlichsten Daten der Baugeschichte vgl. die treffliche Arbeit von E. Soil, Les maisons de la Compagnie de Jésus à Tournai, Bruges 1899. Der Name des Bruders, welcher die Kirche erbaut, ist dem Verfasser unbekannt geblieben.

[2] Pariser Sammlung Hd 4d 28.

nehmigung zum Bau [1]. Allein es dauerte noch bis zum 2. April 1601, ehe man wirklich zur Grundsteinlegung schreiten konnte. Der Akt wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen. Den ersten Stein legte der Bischof von Tournai, Michael von Esne, den zweiten der Gouverneur der Stadt, Philipp von Croy, den dritten der Dechant des Kapitels, den vierten ein Vertreter des Rates. Die Arbeiten gingen für die damaligen Verhältnisse ziemlich rasch von statten, so daß der Bau schon Ende 1604 so weit vollendet dastand, daß er am ersten Adventsonntag in vorläufige Benutzung genommen werden konnte. Das Portal der Fassade trägt das Datum 1603. Das Mittelfenster im Giebel war eine Stiftung des Rates und eine Arbeit des Glasmalers Pierre Charles, welcher für den Karton 36 Livres, für die Ausführung aber 373 Livres erhielt. Es stellte das Jüngste Gericht dar [2]. 1605 wurde mit einem Kostenaufwand von 1000 Goldgulden an der Eingangswand das sog. Odeum, die Sängerbühne, errichtet. Doch war noch 1607 der Turm unvollendet, das Dach nur provisorisch bekleidet und das Schiff ohne Einwölbung [3]. 1608 wurden die Statuen der heiligen Zwölfboten in der Kirche aufgestellt [4], 1609 weitere Statuen angebracht, um ca 300 Goldgulden eine Kanzel errichtet, für die Seitenaltäre Altarbilder beschafft und die Orgelbühne samt den Apostel- und Heiligenstatuen reich polychromiert. Die Seitenaltäre, von denen der eine der Gottesmutter, der andere dem hl. Ignatius geweiht waren, hatten die Form von Flügelaltären und wiesen auf der Mitteltafel, den Flügeln und im Untersatz Szenen aus dem Leben der allerseligsten Jungfrau bzw. des Stifters der Gesellschaft Jesu auf. Der Hochaltar kam 1611 in die Kirche. Er war aus kostbarem Marmor und Alabaster erbaut, 22′ (= 6,38 m) breit und 40′ (= 11,6 m) hoch und enthielt zwischen Säulen in Relief drei Szenen aus dem Leiden Christi und darüber die Darstellung der Auferstehung. Oben endete er mit einem dreieckigen Giebel, der die Statuen der Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe trug. An den Säulen, welche die Seiten abschlossen, und an der Wand befanden sich Statuen der vier Kardinaltugenden. Sowohl die Altäre wie die Sängerbühne waren Renaissancearbeiten. Inwieweit Hoeimaker an ihnen beteiligt gewesen ist, muß dahingestellt bleiben.

Die Eigentümlichkeit, daß die Ausstattung der Kirche abweichend vom Stil des Baues im Stilcharakter der Renaissance ausgeführt wurde, ist bei den im Beginn des 17. Jahrhunderts entstandenen belgischen Kirchen eine häufige, um nicht zu sagen regelmäßige Erscheinung. Die Zeit neigte so sehr zur Renaissance, daß

[1] Sie wäre wohl schon früher gegeben worden, wenn nicht wegen der Platzfrage Meinungsverschiedenheiten aufgetreten wären. Dieselben waren Veranlassung, daß dem General unter dem 16. April ein neuer Plan eingeschickt wurde. Am 17. Juni bestätigte dieser den Empfang desselben, entschied aber in seinem Schreiben vom 26. August, der zuerst in Aussicht genommene Platz sei der passendste, und man solle deshalb am ersten Plan festhalten, wenn auch die Baukosten etwas höher kommen würden.

[2] Soil a. a. O. 85. [3] Ebd.

[4] Vgl. die Annuae von 1608 und den folgenden Jahren.

nach den Annuae schon 1650, also noch nicht fünfzig Jahre später, der Hochaltar und die Seitenaltäre trotz ihrer Kostbarkeit nicht mehr befriedigten, sondern durch modernere ersetzt wurden. Der Hochaltar, den man damals errichtete, war 63′ (= 18,27 m) hoch und reichte bis zur Decke. Selbst an den Bau wagte sich der veränderte Geschmack heran, indem er 1650 die Türen auf dem Chor mit Karyatiden und toskanischem Gebälke schmückte und 1655 des letzte Joch der Seitenschiffe zu förmlichen Kapellen umbaute. Einschneidendere Veränderungen blieben dem Bau glücklicherweise erspart, so daß er noch jetzt nach Anlage, Aufbau und Stil dem Beschauer so entgegentritt, wie er bei seiner Errichtung dastand.

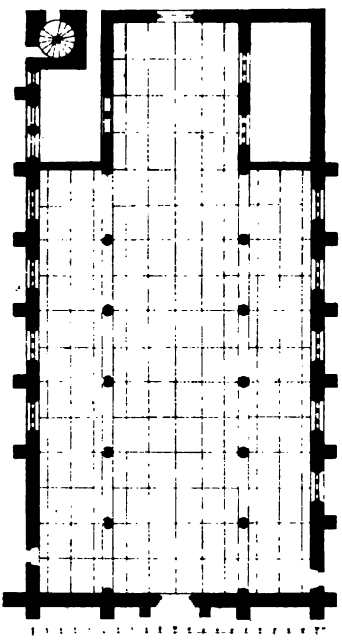


Bild 1. Tournai. Ehemalige Kollegskirche. Grundriß.

Die Kirche zählt, wie schon in der Vorbemerkung gesagt wurde, zu jenen seit dem späten Mittelalter in Flandern sehr häufigen dreischiffigen Hallenkirchen, bei denen alle drei Schiffe mit besonderem Satteldach und besondern Giebeln versehen sind. Das Mittelschiff und die Seitenschiffe werden durch schlanke Säulen aus blaugrauem Kalkstein voneinander geschieden. Es gibt ihrer auf jeder Seite fünf. An der dem Chor zugekehrten Abschlußwand der Seitenschiffe und an der Innenseite der Fassade entsprechen ihnen Halbsäulen. Der Untersatz der Säulen ist achteckig, desgleichen die Platte; die Basis ist rund und besteht aus zwei durch eine tiefe Kehle getrennten kräftigen Wulsten. Die Kapitäle sind am Hals ebenfalls rund, gehen aber nach oben zu ins Achteck über und tragen eine achteckige, durch eine breite Schräge mit dem Kapitäl verbundene Deckplatte. Die breiten Scheidbogen sind nur an den Kanten abgefast, im übrigen aber ungegliedert.

Die Tonnen, welche die drei Schiffe überwölben, sind spitzbogig und ruhen an der Wand auf einer breiten, oben mit einem Gesimse versehenen Schwelle, welche sowohl am unteren Rand als unterhalb des Gesimses mit einem Zahnschnittfries verziert ist. Die Rippen der Gewölbe sitzen auf stark vorkragenden, abwechselnd bald nur abgeschrägten, bald mit Menschen- oder Tierköpfen ornamentierten Balkenköpfen im Geschmack der

Renaissance und haben birnförmiges, in der Mitte mit einem Stäbchen besetztes Profil. Längsleisten von gleicher Profilierung teilen jede der beiden Gewölbehälften über dem Mittelschiff in drei, über den Seitenschiffen aber in zwei Reihen rechteckiger, verputzter Felder, eine etwas nüchterne, monotone Gliederung. Spannriegel finden sich nur in den Seitenschiffen. Im Mittelschiff fehlen solche; ein Umstand, der hier das Gewölbe wesentlich mächtiger erscheinen läßt, als es wirklich ist.

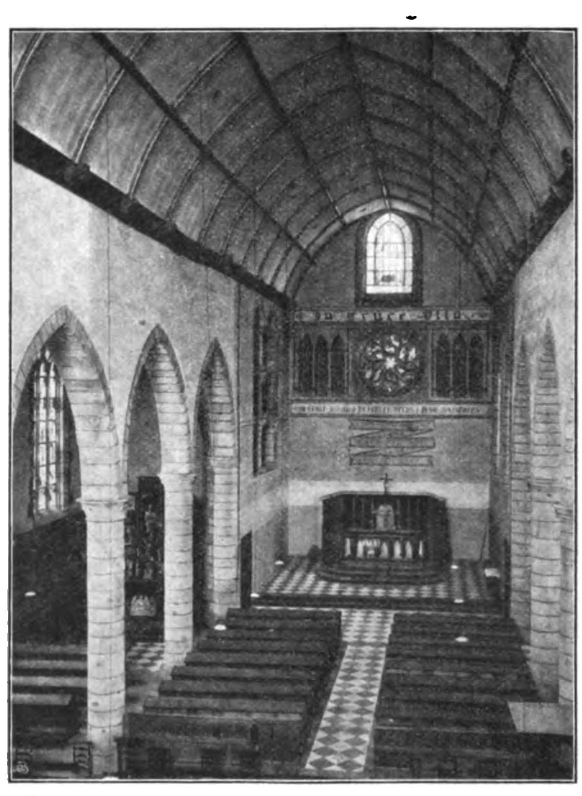


Bild 2. Tournai. Ehemalige Kollegskirche. Inneres.

Der um zwei Stufen höher gelegene Chor bildet die Fortsetzung des Mittelschiffes. Er endet im Gegensatz zum ursprünglichen Plan, welcher einen polygonen Abschluß wollte [1], geradseitig. Rechts von ihm liegt, durch eine Türe zugänglich, die Sakristei, links ein zweigeschossiger, mit dem Chor gleichfalls durch eine Tür in Verbindung stehender Anbau, an den sich der niedere, kaum das Dach des Seitenschiffes überragende Turm anschließt. Das Untergeschoß des Anbaues enthält einen kapellenartigen Raum, der von außen durch zwei einteilige gotische Fenster erleuchtet wird; das obere, früher ein Oratorium, von dem aus die Insassen des Kollegs dem Gottesdienst beiwohnen konnten, birgt jetzt die Orgel. Verbunden ist dieses Obergeschoß mit dem Chor durch zwei hohe, gekoppelte, rundbogig

[1] Pariser Sammlung Hd 4d, n. 28.

endende Wanddurchbrüche, welche durch Querpfosten, die auf gedrungenen, schwerfälligen Säulen ruhen, in drei Abteilungen geschieden sind.

Sein Licht empfängt der Chor durch ein hoch im Giebel angebrachtes, der Pfosten und des Maßwerkes entbehrendes, spitzbogiges Fenster, durch ein etwas tiefer liegendes Rundfenster, das bei der jüngsten Restauration der Kirche rosenartig mit Maßwerk gefüllt wurde, und zwei hohe, dreiteilige, mit gutem spätgotischem Maßwerk versehene Fenster an der rechten Längswand. Eine unglückliche Idee war es, daß man bei jenen Restaurationsarbeiten, die auch in anderer Beziehung nicht gerade mustergültig genannt werden können, an der Abschlußwand zu beiden Seiten des Rundfensters eine Folge von spitzbogigen Blendarkaden anbrachte, die zur Einfachheit des übrigen in merkwürdigem Kontrast stehen.

Das Langhaus wird an der rechten Langseite durch fünf, an der linken durch vier große Fenster von der Art der seitlichen Chorfenster erhellt. Das Maßwerk ist auch bei ihnen trotz seiner späten Entstehungszeit von so vortrefflicher Bildung, daß selbst ältere Meister sich seiner nicht hätten zu schämen brauchen. Die Profilierung der Fensterleibungen und des Pfostenwerkes ist sehr einfach; bei jenen besteht sie bloß aus einer bis zur Fensterbank laufenden Fase, bei diesem nur aus einer Hohlkehle. Von der Fassade her fällt das Licht durch drei hoch im Giebel angebrachte Fenster in das Innere. Zwei derselben sind dreiteilig, das mittlere vierteilig. Die Leibungen, die Pfosten und das Maßwerk sind hier etwas reicher profiliert.

Von den Außenseiten des Baues nimmt vor allem die Fassade unser Interesse in Anspruch. Sie ist nicht gerade schön; denn sie ist nicht nur für ihre Höhe zu breit, es stehen auch die Giebel der Seitenschiffe in Bezug auf die Höhenentwicklung zum Giebel des Mittelschiffes in keinem befriedigenden Verhältnis. Eine fernere Härte ist, daß die Fenster in den Seitengiebeln allzuhoch beginnen und sich darum auch zu weit hinaufziehen. Reichen sie doch fast bis an die Giebelsimse heran. Immerhin bildet die Fassade durch ihre Eigenart eine sehr interessante Erscheinung, und nicht bloß das; sie ist auch trotz der angeführten Mängel infolge der durch die kräftigen Strebepfeiler entschieden betonten vertikalen Gliederung nicht ohne Wirkung. Besondere Beachtung verdienen die kleinen Pyramiden, welche sich auf den Ecken der Giebel erheben, gotische Fialen in klassischem Gewand. Sie werden uns auch an der Kirche des Liller Kollegs wieder begegnen.

Ein vortreffliches Stück ist das Portal. So ruhig und schlicht es sich aufbaut, so edel sind seine an toskanische Frührenaissance gemahnenden Formen, und so harmonisch ist das wechselseitige Verhältnis seiner Bestandteile. Leider fehlen die Statuen, welche sich ehedem über den Verkröpfungen des Gebälks erhoben. Das Portal trägt als Inschrift die Worte: Exaudiam de loco isto — Hic habitabo, quoniam elegi eum, und das Datum 1603.



Bild 3. Tournai. Ehemalige Kollegskirche. Fassade.

Die Langseiten bieten nicht viel zu bemerken. Die Streben sind hier kaum weniger mächtig als an der Fassade, verjüngen sich aber minder stark und enden oben mit ungleich steilerer Abschrägung. Den einzigen Schmuck der Langseiten bildet ein leichtes, an der ganzen Seite hinlaufendes, die Fensterbogen und die Strebepfeiler umziehendes Gurtgesimse.

Der Turm, der sich an das dem linken Seitenschiff angebaute Oratorium anschließt, war unzweifelhaft höher geplant, als er das jetzt ist. Er gedieh beim Bau der Kirche, wie es scheint, nur bis zum Dachgesimse der Seitenschiffe; denn bis dahin geht das ursprüngliche Mauerwerk. Später

wurde er in Ziegelstein so weit erhöht, daß er bis zum First des Daches reichte, und dann mit einem niedrigen Helm versehen. Indessen ist es auch möglich, daß der obere Teil des Turmes im Laufe der Zeit abgetragen werden mußte und mit Rücksicht auf den Unterbau nur um ein geringes wieder aufgebaut werden konnte. Sein Licht erhält das Turminnere durch kleine, von einem geraden Traufgesimse bekrönte Fenster.

Das Material, aus dem die Kirche besteht, ist glatt behauener, blaugrauer Kalkstein. Ihre lichte Länge beträgt 41 m, ihre lichte Breite 19,5 m. Jedes Seitenschiff ist von der Wand bis zum Mittelpunkt der Säulen

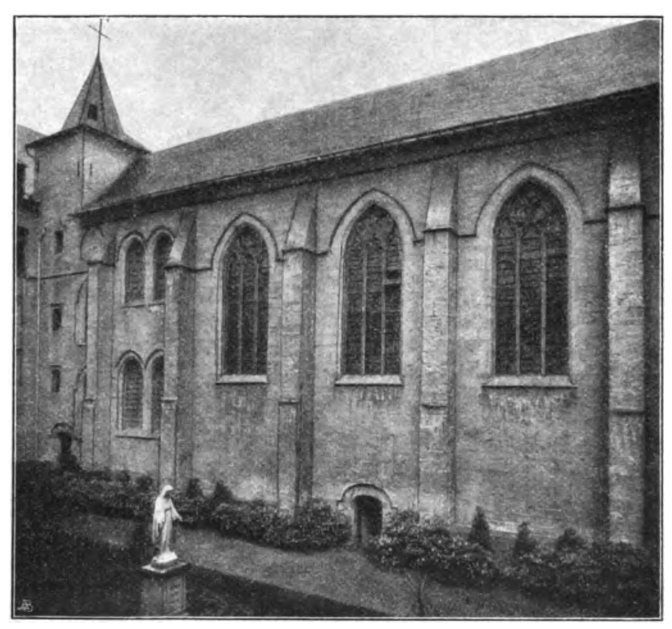


Bild 4. Tournai. Ehemalige Kollegskirche. Äußeres des linken Seitenschiffes.

4,75 m breit, das Mittelschiff von Säulenachse zu Säulenachse 10 m; der Chor hat die gleiche Breite wie das Mittelschiff; seine Tiefe beläuft sich auf 10 m.

Noch einige Worte über die Empore an der Eingangsseite. Sie zieht sich von Wand zu Wand und hat eine Tiefe von 3,85 m. Zwei den Wänden vorgelegte Halbsäulen und vier freistehende Säulen, die durch Rundbogen miteinander verbunden sind, tragen die flachen Rippengewölbe, auf welcher der Fußboden der Empore liegt. Halbsäulen und Säulen erheben sich auf hohen Sockeln und haben ionische Kapitäle. In den

Bogenzwickeln sind Engel mit Leidenswerkzeugen, wie Säule, Leiter, Dornenkrone u. a., angebracht; über den vier Säulen aber gewahren wir auf zierlichen Konsolen die Statuetten der vier großen Kirchenlehrer. Das über den Bogen sich hinziehende Gebälk schmückt ein eleganter Rankenfries, dem Schimären und ähnliche phantastische Gestalten eingefügt sind. Die über ihm sich aufbauende Brüstung besteht aus einer Folge kandelaberförmiger Säulchen, welche in bestimmten Abständen von vierkantigen Pfosten unterbrochen, über den seitlichen Bogen aber zum Teil durch vier mit Reliefdarstellungen der Evangelisten geschmückte Füllungen ersetzt sind und eine schwere Deckplatte aus blauem Kalkmarmor tragen. Gebälk und Balustrade bilden über dem mittleren Bogen einen balkonartigen Vorbau, der in gefälliger Weise die lange Flucht der Brüstung unterbricht. Alle Skulpturen sind aus weißem, die Säulchen der Balustrade aus rotem Marmor angefertigt, das übrige aus unpoliertem, blauem Kalkmarmor. Die Empore ist ein ungemein feines Werk im Stil der niederländischen Frührenaissance, vielleicht die zierlichste, welche je in belgischen Jesuitenkirchen errichtet wurde. Ihr einziger Fehler ist die durch das unverhältnismäßige Ansteigen der Sockel verursachte allzu große Höhe. Sie war nach den Annuae von 1609 ursprünglich polychromiert und muß damals von glänzendster Wirkung gewesen sein.

Wir sind in der Beschreibung der Tournaier Kollegskirche vielleicht etwas einläßsiger geworden, als es der an sich keineswegs sonderlich bedeutende Bau verdient. Indessen ist sie die einzige Schöpfung Hoeimakers, die in ihrer alten Gestalt und ohne spätere entstellende Umbauten auf uns gekommen ist, und darum für das Verständnis der Bauweise Hoeimakers von großer Wichtigkeit. Grund genug, sie einer eingehenderen Schilderung zu würdigen.

3. Die Kollegskirche zu Valenciennes.

Zu Valenciennes hatten die Jesuiten schon 1563 versucht, Schulen zu eröffnen, jedoch ohne Erfolg, da der Rat ihnen entgegen war. 1566, also kaum drei Jahre nach ihrer Ankunft, mußten sie sogar die Stadt wieder ganz verlassen. Ein neuer Versuch, der gegen Ende der achtziger Jahre gemacht wurde, hatte ein besseres Ergebnis. Der Rat überwies den Jesuiten die alte Lateinschule und beschloß zudem unter dem 28. März, 7. April und 11. Mai, für den Unterhalt von 24 Patres aufzukommen, welche die Schulen besorgen sollten. Am 17. April 1592 fand die endgültige Dotation statt. Bald darauf wurde das alte, den Jesuiten übergebene Kolleg mit einem Kostenaufwand von 100 000 Goldgulden

durch einen Neubau ersetzt [1], der um 1600 vollendet gewesen sein muß, da am 1. März 1600 der Gottesdienst in der Hauskapelle eröffnet werden konnte. An die Fertigstellung des Kollegs schlossen sich alsbald die nötigen Schritte zur Erbauung einer entsprechenden Kirche an, worüber P. Aquaviva in einem Schreiben vom 21. Mai 1600 an P. Manareus seine Freude aussprach. Ein Plan wurde gemacht und dem Rat zur Begutachtung vorgelegt, der daraufhin als erste Beihilfe 5000 Gulden spendete. Am 4. Juni 1601 wurde der Grundstein gelegt. Der Bau schritt ziemlich langsam voran, so daß erst 1606 das Dach aufgesetzt werden konnte. Die vorläufige Ingebrauchnahme der Kirche fand am Pfingstfest des folgenden Jahres (1607) statt, die Konsekration aber erst zehn Jahre später, am 19. September 1613. Sie geschah durch den Bischof von Arras, Hermann von Ottenberghe. Der Bau hatte ca 50 000 Gulden gekostet, von denen die Herzogin von Aerschot, Johanna de Blois, 8 600 Gulden, der Magistrat aber 13 800 Gulden spendete. Einen besondern Beitrag gewährte dieser 1608 in Anbetracht des Umstandes, daß die Patres ein Fenster in der Kirche mit dem Wappen der Stadt hatten versehen lassen.

Die innere Ausstattung der Kirche war bei deren Ingebrauchnahme noch sehr mangelhaft. Die Seitenaltäre, von denen einer der Mutter Gottes, der andere dem hl. Ignatius geweiht war, erhielten erst 1611 ihre Vollendung. Im gleichen Jahre wurde eine prächtige Empore an der Eingangsseite der Kirche errichtet, deren Kosten der Erzbischof von Cambrai, Johannes Richardot, ein warmer Freund der Patres, übernahm. 1613 und 1614 folgte der Hochaltar, eine Stiftung des Abtes von St Amand [2].

Die Kirche erhielt sich, solange die Gesellschaft Jesu sie im Besitze hatte, in ihrem alten Bestand. Als diese aber aufgehoben war, wurde sie, nur zwei Jahre später, also 1775, einem gründlichen Umbau unterzogen. Unverändert erhielten sich fast allein der Grundriß und das System des Aufbaues. Am ärgsten wurde die Fassade entstellt.

Der Grundriß zeigt uns einen dreischiffigen, der Tournaier Jesuitenkirche durchaus verwandten Bau. Die Breite ist bei beiden Kirchen ganz die gleiche, und zwar sowohl im Langhaus wie im Chor, die Länge ist dagegen ein wenig verschieden, da das Langhaus und der Chor zu Valenciennes je um etwa 2 m kürzer sind als zu Tournai. Ein weiterer Unterschied zwischen den zwei Kirchen besteht in der ungleichen Zahl der Stützen und infolgedessen auch in der Verschiedenheit des Abstandes derselben und der Spannung der auf ihnen sich aufbauenden Bogen. Statt der fünf Säulen der Tournaier Kirche sind zu Valenciennes nur vier vorhanden.

[1] L. Serbat, L'architecture gothique des Jésuites au XVIIe siècle, Caen 1903, 17.

[2] Die Angaben über die Baugeschichte der Kirche sind einer Aufstellung entnommen, die um 1620 von Valenciennes nach Rom eingeschickt wurde.

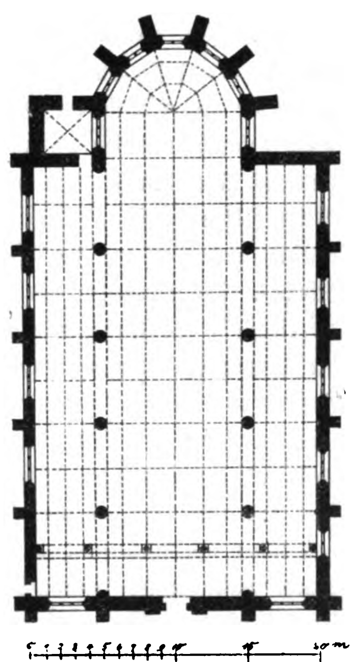


Bild 5. Valenciennes. Ehemalige Jesuitenkirche. Grundriß.

Eine dritte Verschiedenheit betrifft die Form des Chorhauptes, das zu Valenciennes statt geradseitig mit fünf Seiten eines Zehnecks schließt, also in einer Weise, wie es ursprünglich auch zu Tournai im Plan gelegen hatte. Viertens endlich weichen beide Kirchen darin voneinander ab, daß sich zu Valenciennes zwischen Turm und Seitenschiff kein besonderer Zwischenbau einschiebt wie zu Tournai, sondern der Turm unmittelbar der Abseite folgt und das übliche Oratorium in das zweite Turmgeschoß verlegt ist. Indessen sind das alles ersichtlich nur Abweichungen, die das Wesen der Grundrißdisposition nicht berühren.

Klar tritt die Verwandtschaft zwischen den beiden Kirchen im Aufbau zu Tage. Die Säulen, welche die Schiffe scheiden und die Bogen stützen, die ursprünglich dreiteiligen, jetzt freilich ihres Pfosten- und Maßwerkes beraubten Fenster, welche von den Seitenschiffen her dem Innern Licht zuführen, der Mangel eines Lichtgadens im Mittelschiff, die gotischen Tonnen im Mittelschiff und in den Seitenschiffen erinnern zu Valenciennes in jeder Beziehung an die gleichen Bauteile der Kirche zu Tournai; nur war dort alles um einige Grade reicher als hier, weil mehr Geldmittel zur Verfügung standen. So wiesen die jetzt allerdings nur mit einer leicht ausgehöhlten Schrägung versehenen Fensterleibungen vor der unglücklichen Restauration im Jahre 1775 statt der einfachen Fase der Tournaier Fenster eine aus Wülsten, Kehlen und Stäben zusammengesetzte, sehr entwickelte Profilierung auf, von der sich an einem durch den Turm verdeckten Fenster noch ein Rest als Beispiel erhalten hat. Noch komplizierter war die aus Wülsten, Einsprüngen, Kehlen und Schrägen bestehende Gliederung der Schiffsarkaden, wie ein Querschnitt derselben in dem von Hoeimaker herrührenden Skizzenbuch der Stadtbibliothek zu Gent beweist.

Sehr entschieden offenbarte sich die Verwandtschaft der Jesuitenkirchen zu Tournai und zu Valenciennes in dem Aufbau und der Gliederung der

Fassade. Jetzt freilich weist zu Valenciennes kaum mehr etwas anderes als die im Spitzbogen schließenden Fenster auf den früheren Zustand hin. Denn die drei Schiffe der Kirche wurden bei der Restauration unter ein Dach gebracht und die drei Giebel zu einer großen Wand vereinigt, wobei natürlich über den Fenstern der Seitenschiffe die üblichen Voluten um keinen Preis fehlen durften. Wie jedoch die Fassade vorher aussah, darüber belehrt uns eine aus der Zeit vor dem Umbau stammende Skizze der Kirche[1]. Die Langseiten des Baues sind auf ihr sehr ungenau dargestellt, da die Zahl der Fenster wie der Strebepfeiler bei weitem zu groß ist und die Fenster zweiteilig statt, wie in Wirklichkeit, dreiteilig erscheinen. Die Fassade ist dagegen, wie wir nicht zweifeln, im ganzen genügend korrekt wiedergegeben; es ist dasselbe Bild, wie es die Fassade der Tournaier Jesuitenkirche noch heute bietet, ausgenommen, daß der Portalbau beiderseits statt einer einzigen zwei Säulen als Träger des Gebälks aufweist, und daß unter den Giebelfenstern der Seitenschiffe Tafeln mit den Wappen der Stadt Valenciennes, einem Löwen und einem Schwan, angebracht sind. Aber selbst beim Portal ist, von der Verdopplung der Säulen abgesehen, die Übereinstimmung mit dem Tournaier Portalbau so in die Augen springend, daß sogar die Rosetten in den Bogenzwickeln oberhalb der Türe und die beiden den mittleren Aufsatz flankierenden Statuen oberhalb des Architravs nicht mangeln. Zwei andere Unterschiede, das Fehlen des Brustgesimses und der Pyramiden bei der Fassade der Kirche zu Valenciennes, werden auf Rechnung des Zeichners zu setzen sein. Denn das Gesimse dürfte wohl ebensowenig zu Valenciennes wie zu Tournai gefehlt haben. Bezüglich der Pyramiden besteht freilich die Möglichkeit, daß sie darum nicht wiedergegeben wurden, weil sie zur Zeit, als die Zeichnung entstand, nicht mehr vorhanden waren.

Einen besondern Wert hat die Skizze übrigens auch deshalb, weil sie über die ursprüngliche Gestalt des oberen Geschosses des Turmes und des Turmhelmes Aufschluß gibt. Bemerkenswert sind namentlich die vier Eckpyramiden, welche unten den Helm umstehen. Eine Reminiszenz an die mittelalterlichen Fialen, scheinen solche damals in Belgien gern an den Kirchtürmen angebracht worden zu sein, wie noch jetzt manche Beispiele bekunden. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß

---

[1] Eine Wiedergabe der Skizze bei Serbat, L'architecture gothique des Jésuites etc. 19.

auch für den Turm der Tournaier Jesuitenkirche diese Eckpyramiden im Plane standen, ja vielleicht sogar einst wirklich vorhanden waren.

4. Die ehemalige Jesuitenkirche zu Mons.

Die ersten Schritte zur Erbauung einer Kirche zu Mons datieren aus dem Jahre 1607. Zunächst wurde, wie aus einem Bericht an den P. General hervorgeht [1], über die Frage verhandelt, ob überhaupt eine Kirche errichtet werden solle. Sie wurde sowohl vom Rektor und seinen Konsultoren, als auch von den hervorragendsten Patres des Kollegs durchaus bejaht. Es war sogar aller Ansicht, daß man damit nicht säumen, sondern möglichst bald den Anfang machen solle. Dann wurde über den Bauplatz beraten, und zwar wurden auch der derzeitige Rektor des Brüsseler Kollegs, Franziskus Pratanus, und P. Oliverius Manareus, damals ebenfalls zu Brüssel, zu den diesbezüglichen Verhandlungen beigezogen, damit die Sache möglichst gründlich nach allen Seiten hin abgewogen werde. Desgleichen waren P. Aguilon und Bruder Hoeimaker nach Mons gerufen worden, die, wie der Bericht an den P. General ausdrücklich hervorhebt, den Auftrag erhalten hatten, den Plan für die neue Kirche zu entwerfen; sie sollten als Fachleute ein sachkundiges Urteil hinsichtlich der Terrainfrage abgeben. Es handelte sich darum, ob man die Kirche dort erbauen solle, wo die Patres seit 1596 ihren Sitz hatten, oder da, wo sie vorher gewohnt hatten. Weil sie nämlich an dem Platze, an welchem sie sich 1586 bei ihrer Ankunft zu Mons niedergelassen hatten, kein Terrain zur Erbauung einer Kapelle erwerben konnten, hatten sie sich 1596 gezwungen gesehen, ein geräumigeres, wenngleich minder gelegenes Anwesen, den Aerschoter Hof, anzukaufen und dahin überzusiedeln; aber in der Hoffnung, daß es ihnen vielleicht später möglich sein werde, am Ort ihres ersten Sitzes den für eine Kirche erforderlichen Grund und Boden zu erlangen, hatten sie vorsichthalber beim Umzug unterlassen, die alte Wohnung zu veräußern. Wirklich veränderten sich die Verhältnisse in den nächsten Jahren derart, daß die früheren unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht mehr bestanden. Man entschied sich mit Rücksicht auf die bessere Lage und die übrigen Vorteile des ursprünglichen Platzes, an diesem die Kirche zu errichten.

Anfangs 1608 war der Bauplan so weit fertig gestellt, daß ihn der Rektor Johannes Brunus nach Rom schicken konnte. Gleichzeitig sandte dieser auch den Entwurf zu einem neuen Kolleg ein. Da er mit dem Bau bald zu beginnen wünschte, bat er um möglichste Beschleunigung der Genehmigung. Wirklich erfolgte diese schon am 1. März 1608, und zwar mit der Weisung, daß man mit der Errichtung der Kirche den Anfang machen sollte. Unverzüglich wurde mit den gewohnten Feierlichkeiten unter Beteiligung der staatlichen und städtischen Behörden, verschiedener Äbte und sonstiger hervorragender Geistlichen durch den

[1] Zu dem Bericht gehört allem Anschein nach der Lageplan, der sich in der Paiser Sammlung Hd 4a, n. 153 befindet. Er ist von der Hand des Bruders du Blocq, der damals im zweiten Jahre seines Noviziates stand.

Erzbischof von Cambrai der Grundstein gelegt und dann mit der Aufführung der Fundamente begonnen. Die Arbeiten wurden so sehr beschleunigt, daß nach einem Schreiben des Generals vom 25. Oktober 1608 Brunus bereits im August P. Aquaviva von der Fertigstellung der Fundamente Mitteilung machen konnte. Über den weiteren Fortgang der Bautätigkeit fehlen leider alle Nachrichten. Nur so viel ersehen wir aus den Katalogen des Kollegs, daß ein Laienbruder namens Heinrich Chisaire das Amt des praefectus operum versah, dessen Inhaber eine gewisse Aufsicht über die Bauhandwerker und ihre Arbeiter hatte, die Anfuhr der Materialien besorgte, die fertiggestellte Arbeit zum Zweck der Auslohnung der Arbeiter vermaß und anderes ähnliches zu tun hatte. Ein gelernter Bauhandwerker dürfte Chisaire nicht gewesen sein, da er nach Errichtung der Kirche wiederum bloß in gewöhnlichen Hausdiensten tätig erscheint. Im Jahre 1617 war der Bau fertig, so daß er am 3. April desselben Jahres vom Erzbischof von Cambrai, Franz van der Burch, die kirchliche Weihe erhalten und dann für den Gottesdienst in Gebrauch genommen werden konnte.

Die Kirche zu Mons ist nicht mehr; sie sollte wie manche ihresgleichen die Aufhebung der Gesellschaft Jesu nicht allzulange überdauern. Man hat sie so gründlich der Vernichtung preisgegeben, daß sich keine Spur von ihr erhalten hat. Für ihre Kenntnis sind wir daher lediglich auf einen Grundriß in der Pariser Sammlung[1], einen älteren Stich, der die Stadt Mons wiedergibt[2], und einige Angaben in dem Skizzenbuche des Bruders Hoeimaker angewiesen. Der Grundriß stammt aus dem vierten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und rührt von der Hand des Bruders Johannes du Blocq her. Es sollten damals eine Reihe von Neu- und Umbauten am Kolleg vorgenommen werden. Deshalb wurde ein Plan sowohl der erst zu errichtenden als der bereits bestehenden Teile des Kollegs, unter letzteren auch die Kirche, zum Zweck der Genehmigung der beabsichtigten Veränderungen und Neubauten nach Rom gesandt.

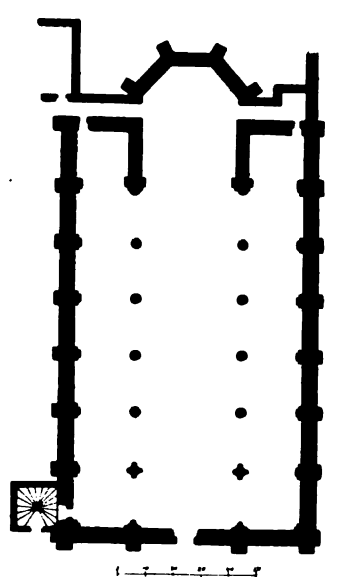


Bild 6. Mons. Frühere Jesuitenkirche. Grundriß.

[1] Hd 4a, n. 151.

[2] Der Stich trägt die Signatur: F. B. Werner delineavit, J. J. Stelzer sculpsit, Georg. Balth. Probst excudit. A. V. Ein Datum ist nicht angegeben.

Die Kirche gehörte zu den bedeutenderen Jesuitenkirchen Belgiens; sie war bei einer Länge von ca 170′ (ca 50 m) ungewöhnlicherweise ca 90′ (ca 26 m) breit. Mit dieser auffallenden Breite des Baues dürfte es wohl zusammenhängen, daß den Seitenschiffmauern abweichend von den übrigen Kirchen der gleichen Art nicht bloß von außen, sondern auch von innen Verstrebungen vorgesetzt waren. Wie bei dem Entwurf für Ypern wurden die Schiffe durch je fünf Säulen voneinander getrennt. An der Eingangsseite und beim Beginn des Chores saßen die Bogen auf Halbsäulen. Den Halbsäulen an der Fassade waren drei Säulchen, nicht drei Dienste, angefügt, dem ersten freistehenden Pfeilerpaar je vier solcher Säulchen. Es waren die Stützen für die Empore; sie werden uns auch in der von Bruder Hoeimaker entworfenen Genter Jesuitenkirche begegnen, jedoch mit einem nicht unwichtigen Unterschiede. Während nämlich zu Gent für die Empore noch eine Stütze in der Mitte zwischen den beiden freistehenden Säulen angebracht war, fehlte eine solche zu Mons. Hier ruhte darum der das Mittelschiff einnehmende Teil der Empore nicht auf zwei nebeneinander liegenden Gewölbejochen wie zu Gent, sondern nur auf einem, dessen Diagonalrippen von Pfeiler zu Pfeiler gingen, eine bei der weiten Spannung des Mittelschiffes sehr kühne Anordnung. Sie wurde auch in der Kollegskirche zu Lille beliebt, wo sie den Verfasser der Topographia Collegii Insulensis zu dem bezeichnenden Ausdruck veranlaßte, es scheine sich die Empore mehr auf Scharfsinn denn auf Säulen zu stützen. Den Aufgang zur Empore vermittelte ein links an die Fassade gebauter Treppenturm, wie wir ihn auch bei der Kollegskirche zu Gent antreffen werden. An das Ende der Seitenschiffe schlossen sich Kapellen an, welche durch einen Gang mit dem Chor in Verbindung standen. Über der Kapelle zur Linken lag ein Oratorium, zu dem man vom Kolleg aus gelangte; über der zur Rechten erhob sich der Turm. Eine Treppe, welche am Ende des hinter der Kapelle befindlichen Ganges angebracht war, führte in seine oberen Geschosse hinauf. Ob auch im Turm ein Oratorium war, ist unsicher. Der Chor schloß mit drei Seiten eines Achtecks.

Die Frage, ob der Bau ein steinernes Rippengewölbe oder nur ein hölzernes Tonnengewölbe besaß, wird durch das Skizzenbuch Hoeimakers in der Stadtbibliothek zu Gent durchaus zu Gunsten des ersteren entschieden. Außer einem Querschnitt der reich gegliederten Schiffsarkaden der Kirche zu Mons befindet sich nämlich darin auch eine Profilzeichnung der Diagonalrippen ihres Mittelschiffes: L'ogyve des croix d'ogyve de la

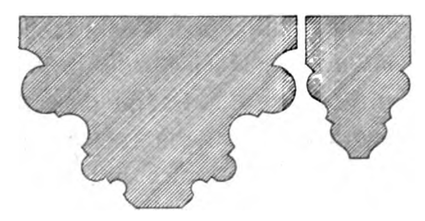


Bild 7. Mons. Profil der Arkaden und Diagonalrippen der früheren Jesuitenkirche.

grande Neef à Mons. Außerdem gibt das Skizzenbuch den Durchmesser der Gewölbeschlußsteine in dem Mittelschiffe und den Seitenschiffen der Kirche an. Er betrug dort, die Profile abgerechnet, $1^1/_2{}'$ (= 0,43 m), hier 1′ (= 0,29 m). Am wenigsten wissen wir über das Äußere der Kirche. Immerhin erhellt aus der Abbildung derselben, welche sich auf der von F. L. Werner gezeichneten und J. J. Stelzer gestochenen Darstellung von Mons befindet, daß auch der Bau im Äußern die Verwandtschaft mit den übrigen Schöpfungen Hoeimakers nicht verleugnete. Die Kirche erscheint auf dem Stich als Hallenkirche mit drei annähernd gleich hohen Schiffen und ebensovielen Satteldächern. Die drei Giebel der Fassade, von denen leider nur der obere Teil zum Vorschein kommt, tragen auf der Spitze ein Kreuz. Die Giebelfenster, welche durch ihre tiefe Lage die Einwölbung der Kirche verraten, werden von einem Traufgesimse bekrönt. Kräftige Strebepfeiler geben der Fassade eine der Dreiteilung des Innern entsprechende vertikale Gliederung. Es ist, wie man sieht, dasselbe Bild, welches die Fassaden der Kirchen zu Tournai und Valenciennes gewährten, nur daß zu Mons wegen der Gewölbe die Fenster bloß bis zum Anfang der Giebel hinaufreichten.

Der Turm überragte mit seinem ganzen obersten Geschoß, das auf allen Seiten, wie es scheint, von einem großen, spitzbogigen Fenster durchbrochen war, den First des Daches des Mittelschiffes. Der schlank aufsteigende Helm war achtseitig und nahe dem Knauf an vier Seiten mit kleinen Dachnasen besetzt. Unten waren über den Seiten des Turmes Dacherker angebracht, während an den Ecken sich fialenartige Türmchen erhoben.

Es ist zu bedauern, daß eine ebenso pietätlose wie für die Kunstwerke der Vergangenheit verständnislose Zeit die Kirche dem Erdboden gleichgemacht hat. Sie war ebensosehr durch ihre Lage auf der Höhe der Stadt wie durch ihren ganzen Bau unzweifelhaft eine hervorragende Erscheinung. Zur Baugeschichte der Kirche sei übrigens ergänzend bemerkt, daß sich in der Pariser Sammlung noch ein zweiter, offenbar älterer Plan für eine Kollegskirche zu Mons befindet, der nicht zur Ausführung kam. Er weicht von dem Bau, wie er tatsächlich errichtet wurde, mehrfach ab. Im Langhaus

hat er nur vier Säulenpaare; das linke Seitenschiff endet schon beim Choreingang, und zwar geradseitig, der Chor schließt mit den fünf Seiten eines Zehnecks ab, das rechte Seitenschiff aber mit einer neben dem Chor liegenden polygonalen Kapelle. Der Turm hat seinen Platz hinter dem linken Seitenschiff. An die Längsseite dieses Seitenschiffes lehnt sich ein kapellenartiger Raum an, wie es scheint, eine bereits vorhandene Kapelle, die zum Bau hinzugezogen werden sollte. Der ziemlich skizzenhaft ausgeführte Plan betrifft allem Anschein nach eine an der Stelle des Aerschoter Hofes zu erbauende Kirche.

Wie aus dem vorhin erwähnten, an den P. Aquaviva gerichteten Bericht über die Verhandlungen hinsichtlich des Kirchenbaues und des Bauplatzes hervorgeht, ist der Plan für die Kirche zu Mons das Werk des P. Aguilon und des Bruders Hoeimaker. Welcher Anteil im besondern aber dem einen und welcher dem andern zukommt, dafür fehlt es an jeder näheren Angabe. P. Aguilon war kein bautechnisch geschulter Architekt, wie sehr er auch im Bauwesen bewandert war. Wahrscheinlich haben wir uns das Zusammenwirken der beiden ähnlich zu denken wie etwas später das des P. Aguilon und des Bruders Huyssens bei Erbauung der Kirche des Antwerpener Profeßhauses. Die Bauidee würde dann von P. Aguilon stammen, ihre detaillierte Ausgestaltung aber das Werk des Bruders Hoeimaker sein.

5. Die Kollegskirche zu Gent.

Die hervorragendste unter allen Schöpfungen Hoeimakers war die 1798 zerstörte Genter Kollegskirche, weniger allerdings wegen ihrer Abmessungen, wiewohl sie auch in dieser Beziehung zu den bedeutenderen zählte, als vielmehr wegen ihrer architektonischen Qualitäten. Die Wirksamkeit der Patres begann zu Gent 1585; ein Kolleg wurde daselbst Anfang November 1591 errichtet. Die ersten Vorbereitungen zum Bau einer Kirche fallen in das Ende des Jahres 1605; sie begannen mit der Auswahl eines passenden Terrains. Die Grundsteinlegung fand zu Beginn des folgenden Jahres unter dem bei solchen Gelegenheiten üblichen großen Gepränge statt. Die Arbeiten dauerten ganze zwölf Jahre, bis die Kirche vollendet war. Die Baukosten beliefen sich auf etwa 100 000 Gulden; sie wurden ganz von der Stadt getragen, einige tausend Gulden, die von sonstigen Wohltätern gespendet wurden, abgerechnet. Am 17. Dezember 1619 wurde die Kirche durch Franz van der Burch, seit 1613 Bischof von Gent, feierlich zu Ehren des hl. Livinus eingeweiht.

Bemerkenswert ist, daß die Kirche, auf die eine so große Summe verwendet worden war, schon bald Restaurationen im Sinne der Renaissance über sich ergehen lassen mußte. Bereits 1629 erhielt die am Ende des linken Seiten-

schiffes gelegene Kapelle des hl. Ignatius eine Marmorbekleidung, natürlich in modernem Geschmack; 1634 wurde die Empore von oben bis unten umgestaltet, zunächst freilich, um auf ihr Platz für Beichtstühle zu gewinnen, doch auch wohl deshalb, weil die ursprüngliche, noch stark gotische Orgelbühne den neuen Anschauungen über Schönheit und Stil nicht mehr entsprach. Sechs Jahre später folgte die Restauration der Muttergotteskapelle im letzten Joch des rechten Seitenschiffes; weitere neunzehn Jahre, und es wurde die ganze Kirche mit Hilfe von Stuckverkleidungen in einen belgischen Barockbau umgewandelt. Die Stelle des Jahresberichtes, die davon Meldung macht, ist zu interessant und zu lehrreich für den raschen Wechsel im Geschmack, als daß sie nicht hier wörtlich abgedruckt zu werden verdiente: Templum quoque societatis, structum senatus et populi aere publico eoque magno, sed rude admodum vitio architecturae id temporis Belgis ignoratae in formam vitruvianam redigi coeptum sumptu non magno ac sponte a beneficis collato, secundum quam tamen si senatus huius urbis, qui saepe hoc velle visus et optare auditus est, perfici velit impensis suis, potuit inter alia per Belgium artis opera sine verecundia comparere. Die Restauration, durch welche eine der interessantesten gotischen Jesuitenkirchen Belgiens dem inzwischen herrschend gewordenen Barock zulieb in einen Renaissancebau umgemodelt wurde, war das Werk des damaligen Rektors des Genter Kollegs, des P. Wilhelm Hesius, desselben, welcher den Plan zur Löwener Jesuitenkirche schuf. So bedeutend er bei dieser als Architekt erscheint, so wenig lobenswert hat er sich leider bei der Behandlung gezeigt, die er der Genter Kollegskirche angedeihen ließ. Allerdings muß man vor Augen halten, daß der Barock damals Trumpf geworden, Hesius aber ein Kind seiner Zeit war. Außerdem darf nicht übersehen werden, daß der belgische Barock und die Gotik sich nicht durch Konstruktion, sondern nur durch die Formensprache unterschieden. Auch die Kirche zu Gent besteht, wie schon gesagt wurde, nicht mehr. Zum Glück bietet das kostbare Skizzenbuch Hoeimakers in der Stadtbibliothek zu Gent so viele und so detaillierte Angaben in Wort und Zeichnung über sie, daß es leicht ist, den ganzen Bau bis in fast alle seine einzelnen Bestandteile zu rekonstruieren.

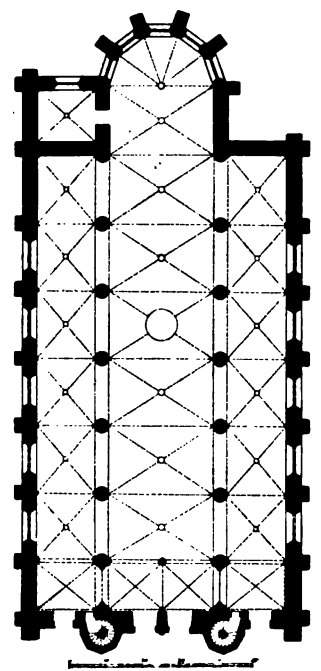


Bild 8. Gent. Jesuitenkirche. Grundriß.

Die lichte Länge der Kirche betrug nach Hoeimakers Notizen 171′ (= ca 50 m), die lichte Breite $74^1/_2$′ (= ca 22 m); ihre Höhe belief sich vom Fußboden bis zum Gewölbe-

scheitel auf 59′ (= 17,30 m), das Gewölbe mit eingerechnet aber auf 60′ (= 17,60 m). Die beiden Säulenreihen des Langhauses zählten außer den beiden am Eingang des Chores und an der Innenseite der Fassade angebrachten Halbsäulen noch je sechs freistehende Säulen von 20′ (= 5,90 m) und 3′ (= 0,88 m) Durchmesser. Der Sockel der Säulen war achtseitig

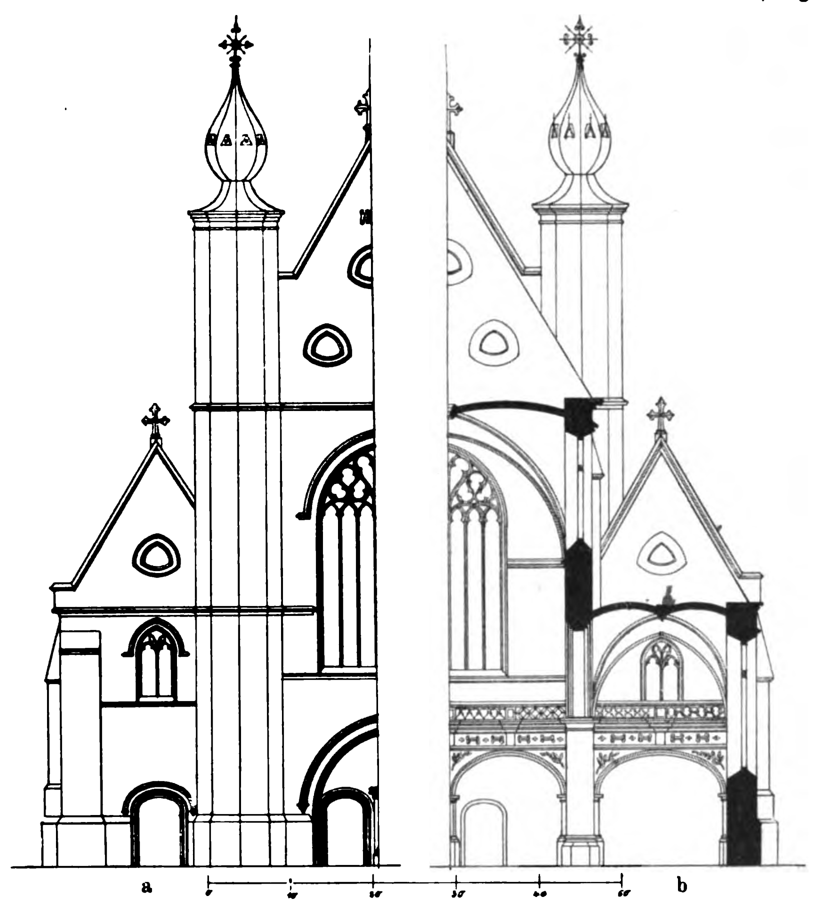


Bild 9. Gent. Jesuitenkirche. a Fassade, b Querschnitt (Rekonstruktion).

und hatte eine Höhe von 4′ (= 1,18 m); auch die Basen und die Pfühle waren achtseitig, die Säulen selbst und die Kapitäle dagegen rund. Den Halbsäulen an der Eingangswand und den beiden vordersten Säulen des Schiffes waren Rundsäulchen vorgestellt, auf denen in einer Höhe von 10′ (= 2,95 m) die vier Gewölbe der Empore saßen. Zwei dieser Gewölbe entfielen auf die Seitenschiffe, die beiden andern auf das Mittelschiff. Letztere

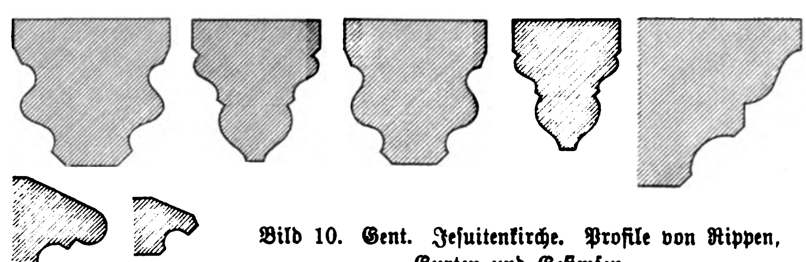


Bild 10. Gent. Jesuitenkirche. Profile von Rippen, Gurten und Gesimsen.

hatten in der Mitte an der Fassadenwand als Stütze den Mittelpfosten des Portals, nach dem Langhaus zu aber ruhten sie in der Mitte auf einem von zierlichen Säulchen besetzten freistehenden Pfeiler, der durch einen Korbbogen mit den beiden vordersten Schiffssäulen verbunden war. Der Chor schloß mit den fünf Seiten eines Zehnecks. Für die Nebenaltäre waren keine eigenen Kapellen vorgesehen; sie standen vielmehr an dem Ende der Seitenschiffe. Der Turm fügte sich unmittelbar an das linke Seitenschiff an.

Die Kirche war ganz eingewölbt. Die Schlußsteine hatten ohne die Profile im Mittelschiff einen Durchmesser von 1′ (= 0,295 m), in den Seitenschiffen von 2/3′ (ca 0,196 m). Die Rippen, Quergurte und Scheidbogen waren birnförmig profiliert. Im Scheitel eines der Gewölbejoche des Mittelschiffes war eine große, kreisförmige Öffnung von 5′ (= 1,47 m) Durchmesser angebracht, eine Eigentümlichkeit, die uns auch in sonstigen gotischen Jesuitenkirchen begegnet, und zwar nicht bloß in belgischen, wie zu Luxemburg und St-Omer, sondern auch in andern, wie zu Molsheim im Elsaß.

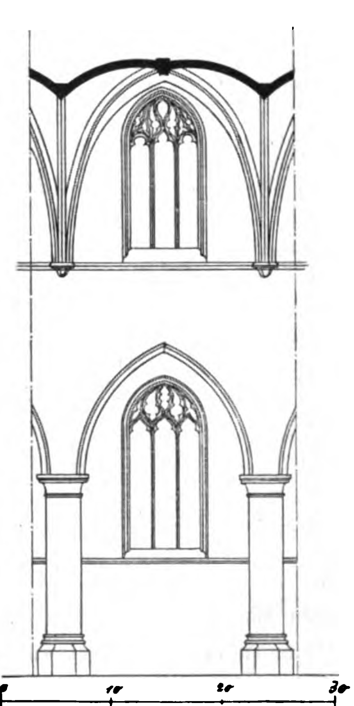


Bild 11. Gent. Jesuitenkirche. System des Mittelschiffes (Rekonstr.).

Der Fenster zählte das Chor fünf, der Lichtgaden des Mittelschiffs, entsprechend seinen sieben Gewölbejochen, zweimal sieben, also vierzehn, die Seitenschiffe, in denen je zwei der sieben Joche ohne Fenster waren, zweimal fünf, also

zehn. Die Chorfenster waren 5′ (= 1,47 m) breit, 39′ (= 11,5 m) hoch und zweiteilig, die Fenster des Lichtgadens 7′ (= 2,06 m) breit, 17′ (= 5 m) hoch und dreiteilig, die Fenster der Seitenschiffe ebenfalls 7′ breit und dreiteilig, aber 19′ (= 5,6 m) hoch. Von der Fassade her strömte durch drei Fenster, von denen sich zwei über den Portalen der Seitenschiffe befanden, das dritte aber über dem Hauptportal angebracht war, Licht in das Innere. Jene waren zweiteilig, nur 5′ (= 1,47 m) breit und 10′ (= 2,95 m) hoch, dieses war sechsteilig und hatte bei einer Breite von 15′ (= 4,57 m) eine Höhe von 35′ (= 10,32 m)[1]. Die Leibungen und Pfosten der Fenster hatten reiche Profile; den Pfosten war ein Stab vorgelegt. Das Maßwerk zeigte die willkürlichen Formen des späten Flamboyantstiles. In den Giebeln befanden sich Fenster in der Form eines gedrückten sphärischen Dreiecks, und zwar hatten die Giebel der Seitenschiffe nur eines, der des Hauptschiffes aber aller Wahrscheinlich-

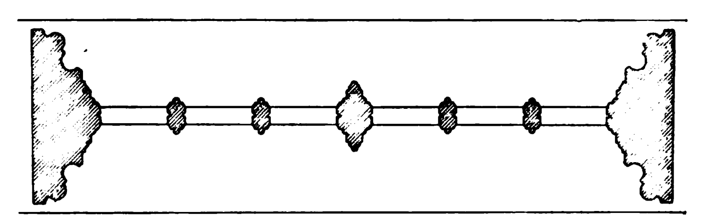


Bild 12. Gent. Jesuitenkirche. Profil des Mittelfensters der Fassade.

keit nach drei. Jedes der drei Schiffe besaß, entsprechend seinem besondern Giebel, sein besonderes Satteldach.

Die Empore an der Eingangsseite war ein Gemisch von Gotik und Renaissance. Die Säulchen, auf denen ihre Gewölbe ruhten, hatten einen achtseitigen Sockel, aber attische Basen und dorische Kapitäle. Die Bogen, welche die Säulchen miteinander verbanden, und die Rippen der Gewölbe waren gotisch profiliert, während die Füllungen der Zwickel über den Korbbogen der Vorderseite und das diesen letzten aufliegende Gebälk von klassischer Form waren. Bei der Balustrade endlich, die sich über dem Gebälk erhob, waren die Felder zwischen den Pfosten mit spätgotischem Maßwerk gefüllt, die Pfosten selbst dagegen wieder im Sinne der Renaissance gebildet und ornamentiert.

[1] Wir können selbstverständlich nur die wichtigsten Angaben des Skizzenbuches wiedergeben.

Die Portale waren, anders wie bei den Kirchen zu Tournai und Valenciennes, ganz gotisch. Die Seitenportale waren sehr schlicht; alles Gewicht war gelegt auf das sehr wirkungsvoll gegliederte Hauptportal mit seinen zwei durch einen Mittelpfosten getrennten, in Korbbogen endenden Eingängen, dem hohen, von einem Überschlaggesimse bekrönten Bogenfeld und der reichen Profilierung der Türgewände und der Nischenleibungen. Dem Mittelpfosten war eine Säule vorgesetzt, die mit weit ausladendem Kapitäl unten im Bogenfelde endete und zur Aufnahme einer Statue — wohl des Titelheiligen, des hl. Livinus — bestimmt war.

Aber auch die Fassade wich in bemerkenswerter Weise von denjenigen der übrigen Kirchenbauten Hoeimakers ab. Zwar hatte sie wie gewöhnlich drei getrennte Giebel. Allein erstens ragte infolge der Überhöhung des Mittelschiffes der mittlere Giebel um ein Bedeutendes über die Giebel der Seitenschiffe hervor. Zweitens waren die mittleren Streben durch zwei halb in die Mauer eingebaute, schlanke, achtseitige, bis über die Spitze des Mittelgiebels hinaussteigende Treppentürme ersetzt. Das Motiv zu dieser letzten Anordnung, infolge deren die Fassade eine durchaus eigenartige Erscheinung darbot, dürfte Hoeimaker den mittelalterlichen Kirchenbauten Gents entlehnt haben. Insbesondere scheint die Fassade des südlichen Querschiffes von St-Jean, jetzt St-Bavon, Bruder Hoeimaker als Vorbild gedient zu haben. Kehren doch in den Giebeln bei der Jesuitenkirche selbst die aus einem sphärischen Dreieck gebildeten Fenster wieder, welche am Giebel des Querhauses von St-Bavon die kahle Fläche so angenehm beleben. Beachtenswert ist, daß die Helme der beiden Türmchen schon vollständig die überlieferte Form aufgegeben hatten. Ebenso stand der Helm des Glockenturmes keineswegs mehr auf dem Boden mittelalterlicher Bautraditionen. Daß die Fialen, wie auch anderswo, zu bloßen Pyramiden geworden waren, ist von weniger Belang; eine entschiedenere Abweichung bedeutete die Auflösung des Helmes in einen achtseitigen, nach allen Seiten hin sich abdachenden Unterbau, einen luftigen, von einem achtseitigen, abgestumpften Dach bedeckten Pavillon, und ein mit Dachnasen besetztes, von einem Kreuz bekröntes Zwiebeldach.

Die Kirche zu Gent war der letzte Bau, den Bruder Hoeimaker schuf, ein Werk, das nicht nur von ihm entworfen, sondern auch ganz unter seiner Aufsicht und seiner tätigen Beihilfe dem Boden erstiegen, in die Höhe gewachsen und zur Vollendung gediehen war. Die Kirche zu Mons war bereits zwei Jahre früher fertig gestellt worden. Außerdem aber hatte dort

die Ausführung des Planes nur zum Teil in seinen Händen geruht. Als Bruder Hoeimaker nach einem arbeitsvollen, rastlosen Leben im Dienste seines Berufes am 11. November 1626 starb, wurde das beste Werk, das er geschaffen, die Genter Jesuitenkirche, in der er inmitten seiner Ordensbrüder beigesetzt wurde, sein Grabdenkmal [1].

6. Die Kollegskirche zu Lille.

Zu Lille ließen sich die Jesuiten gegen Ausgang des Jahres 1588 nieder. Anfangs beschäftigten sie sich daselbst nur mit den gewöhnlichen Seelsorgearbeiten. Die Gründung eines Kollegs erfolgte am 1. Mai 1592. P. Wilhelm Hangcourt, ein geborner Liller, hatte für dasselbe ein ihm zugehöriges geräumiges Haus samt einer Jahresrente von 1400 Gulden, ein gewisser Balthasar Bauters eine Jahresrente von 600 Gulden geschenkt, der Stadtmagistrat aber es mit einer Dotation von 1000 Gulden jährlichen Beitrags ausgestattet. Eröffnet wurde das neue Kolleg im Oktober des gleichen Jahres. Ihre gottesdienstlichen Verrichtungen vollzogen die Patres anfangs in einer Kapelle der Pfarrkirche zum hl. Stephan; 1593 aber erwarben sie ein an das Kolleg stoßendes Haus und richteten es zur Abhaltung des Gottesdienstes ein [2]. Kolleg, Schule und Kapelle erwiesen sich indessen bald als ungenügend, und so blieb den Patres zuletzt nichts übrig, als an einen Neubau zu denken. Da sie aber dazu weder ein geeignetes Terrain noch die nötigen Mittel besaßen, wandten sie sich 1605 an den Magistrat mit der Bitte, ihnen als Baugrund ein durch die Erweiterung der Wälle 1603 freigewordenes Stück Land zu überlassen und auch die Kosten des Neubaues auf die Stadtkasse zu übernehmen. Der Magistrat, der das segensreiche Wirken der Jesuiten in Schule und Kirche zur Genüge kennen gelernt hatte, willfahrte dem Ansuchen, worauf die Patres ihm einen Plan zu den Neubauten samt Erklärung zur Begutachtung und Genehmigung vorlegten. Eine zu diesem Ende ernannte Kommission prüfte in Gemeinschaft mit dem Stadtbaumeister Johann Fayet am 13. November 1605 die eingereichten Entwürfe, wobei sich ergab, daß Plan und Erklärung nicht völlig miteinander stimmten. Während nämlich jener für die Kirche eine Breite von 80′ ansetzte, war diese in dem begleitenden Texte nur auf 75′ angenommen. Ähnlich war die Länge in der Erklärung bloß auf 150′ veranschlagt, auf dem Plan aber schon das Langhaus für sich allein 125′ lang [3]. Von P. Aquaviva war der Plan bereits im September genehmigt

[1] Ein Bau, der mit der ehemaligen Genter Jesuitenkirche manche Verwandtschaft hat, ist St Elisabeth, die Kirche des früheren großen Beguinenhofes. Sie entstand durch Umbau und Erweiterung einer älteren Kirche und ist in ihrer jetzigen Gestalt, laut den an ihren Giebeln angebrachten Daten 1637 und 1638, um einige Jahrzehnte jünger als die Jesuitenkirche. Die Flankiertürmchen der Fassade, die bei dieser das Mittelschiff abschlossen, stehen bei St Elisabeth an den Ecken der Seitenschiffe. [2] Siehe oben S. 14.

[3] Le 13 dudict mois sur le que le commis à l'érection des église, escolles et maison des Pères de la Société de Jhésus avoient remonstré que ayant avec

worden[1]. Am 22. Mai 1606 wurde mit der Fundamentierung des Kollegs begonnen, am 2. Juli durch den Bischof von Arras, Johannes Richardot, als Vertreter des schwer erkrankten Bischofs von Tournai der Grundstein zur Kirche gelegt. Die Ausführung des Baues geschah, da die Stadt die Baukosten bestritt, unter der Oberaufsicht des ebenerwähnten Stadtbaumeisters Fayet, dem 1607 für tous sallaires, debvoirs, reliefs, escrits par lui faicts touchant l'érection de la maison, église et collège des jésuites 1100 Livres genehmigt wurden[2]. Als Baumaterial dienten, wie sich aus den Rechnungen des städtischen Schatzmeisters Walleron Karon ergibt, Ziegelsteine; zum Portal wurde Kalkstein verwendet. Fensterleibungen, Sockel und Gesimse waren aus Haustein gemacht, die Säulen im Innern der Kirche aus Sandstein. Da die Mittel reichlich flossen, ging der Bau so rasch von statten, daß Kirche und Kolleg bereits nach etwa vier Jahren vollendet waren und die Kirche am 16. Oktober 1610, dem dritten Sonntag des Monats, von dem Bischof von Tournai, Michael von Esne, feierlich zu Ehren der Gottesmutter eingeweiht werden konnte.

Die Kirche ist nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1740 durch eine heftige Feuersbrunst in Asche gelegt, wurde sie im Geschmack der damaligen Zeit neu aufgebaut. Zum Glück sind wir genügend über ihre ehemalige Beschaffenheit unterrichtet. Ein kleiner Stich in Buzelins Flandro-Gallica hat uns eine zwar mangelhafte, aber als einzige um so kostbarere Abbildung des Äußern der Kirche bewahrt[3]. Das Innere lernen wir aus

---

Jehan Fayet, m^e des œuvres de ceste ville, visité le plan, dressé pour lesdicts édifices, ensemble la déclaration et tout par escript de la grandeur des dites plaches, ont trouvé que l'église par ledict plan contient en largeur quatrevinglz pieds et en longheur cent vingt-cinq pieds jusqu'au bancq des communions, là où par ladicte déclaration est dict, que ladicte église doibt contenir cent cinquante pieds de longheur et soixante-quinze en largeur. Serbat, der diese Notiz (L'architecture gotique des Jésuites etc. 31) aus dem Stadtarchiv von Lille mitteilt (Résolutions du magistrat, année 1605, 13 nov.), glaubt, es sei in ihr die Rede von einer Besichtigung der im Bau begriffenen Kirche. Mit Unrecht; denn diese wurde erst 1606 begonnen. Übrigens bietet auch der Wortlaut der Notiz keinen begründeten Anhalt zu einer solchen Auffassung.

[1] An dem zugleich mit dem Plan zur Kirche nach Rom gesandten Plan zum Kolleg war einiges wenige durch P. Johannes de Rosis geändert, wie im Schreiben des P. Generals vom 10. September 1605 bemerkt wird.

[2] Serbat a. a. O. 30. Die Worte touchant l'érection etc. beziehen sich nur auf escrits par lui faicts. Die 1100 Livres wurden Fayet nicht bloß für die Arbeiten in Sachen der Jesuitenbauten ausbezahlt, sondern enthielten auch dessen ordentliches Salär (sallaires) und was ihm sonst zukam (debvoirs, reliefs, Zahlungsanweisungen).

[3] Ein Grundriß des Kollegs und der Kirche im Promptuarium pictorum hat den Turm rechts neben dem Chor, die Sakristei hinter dem Chorhaupt. Von der Kirche selbst gibt er nur die Außenmauern wieder. Es handelt sich bei dem Grund-

einer handschriftlichen Beschreibung des Kollegs und der Kirche kennen, welche, wie aus einem Brief des P. Generals vom 23. Dezember 1611 hervorgeht, am 14. November des gleichen Jahres nach Rom geschickt wurde. Nur über die Zahl der Säulen der Kirche erhalten wir keine direkte Auskunft. Nach der Länge des Schiffes zu urteilen, müssen indessen zu beiden Seiten sechs angebracht gewesen sein. Denn so viele begegnen uns auch bei der Jesuitenkirche zu Gent, deren Langhaus fast die gleichen Abmessungen aufwies wie die Liller Kirche.

Der Chor schloß polygonal, während die Seitenschiffe, wie bei den Kirchen zu Tournai und Valenciennes, geradseitig endeten. Der Turm erhob sich nach der Topographia Collegii Insulensis — so lautet der Titel des eben erwähnten Berichtes — und nach dem Stich bei Buzelin in dem Winkel, der von der Abschlußwand des linken Seitenschiffes und der anstoßenden Chormauer gebildet wurde; die Sakristei lag hinter dem Turm. Die Länge des Baues betrug nach der Topographia 180′ (= 53 m), es waren also bei der Ausführung noch 5′ (= 1,47 m) zu der im Plan angesetzten Länge hinzugekommen. Seine Breite belief sich auf 80′ (= 23,6 m), seine innere Höhe gleichfalls auf 80′ (= 23,6 m). Die Eindeckung der Kirche bestand aus Holzgewölben von derselben Art, wie solche zu Tournai und Valenciennes angewandt worden waren. Ihre Rippen ruhten auf Konsolen; Ankerbalken fehlten, wie die Topographia ausdrücklich hervorhebt. Die Fenster waren mit Glasgemälden geschmückt, welche der Glaser Adrian van den Stenberghe aus Lille geliefert hatte[1]. Die Kirche besaß drei Altäre, den Hochaltar am Ende des Chores und zwei Nebenaltäre am Ende der Seitenschiffe. Die für die Ostwand — die Kirche war nach Westen gerichtet — geplante Empore war bei der Einweihung noch nicht fertig. Sie sollte eine Länge von 80′ (= 23,6 m) und eine Tiefe von 20′ (= 5,9 m) erhalten, aus Sandstein erbaut und ein Werk von großer Pracht und noch größerer Kühnheit werden, ein Werk, das, wie die Topographia sagt, das Aussehen haben werde, als ob es schwebe, ut ingenio potius quam columnis fulciatur. Wir haben uns ihre Konstruktion wohl nach Art der Empore zu denken, welche Bruder Hoeimaker in der Jesuitenkirche zu Mons aufführte.

---

riß offenbar um einen früheren Plan, der später in einigen Punkten eine Abänderung erfuhr; namentlich wurden Turm und Sakristei an die linke Seite des Chores gelegt. Die Abbildung bei Buzelin findet sich auf einer dem Werk beigegebenen Karte der Herrschaften von Lille, Douai und Orchies. [1] Serbat a. a. O. 35.

Die Fassade hatte, entsprechend den drei Schiffen der Kirche, drei Giebel. Die Skizze Buzelins läßt, wenn auch miniaturartig und ungenau, sie mit aller Bestimmtheit als Gegenstück der Fassaden der Kirchen zu Tournai und Valenciennes erscheinen. Es fehlten nicht einmal an den Ecken der Giebel die Pyramiden, wie wir solche zu Tournai fanden. Sehr auffallend ist auch die Übereinstimmung des Portals mit dem Portal der Kirche zu Valenciennes. Die Ähnlichkeit ist so groß, daß das eine fast wie eine Kopie des andern aussieht. Der Turm war, wenn wir dem Stich bei Buzelin trauen dürfen, oberhalb des vorletzten, von großen gotischen Fenstern durchbrochenen Geschosses mit einer Galerie versehen; dann folgte, etwas zurücktretend, das Obergeschoß und hierauf ein hoher, schlanker vierseitiger, unten eingeknickter Helm[1].

Daß Hoeimaker den Plan zur Liller Kollegskirche entworfen habe, wird nirgends gesagt, auch nicht in dem Nekrolog. Die überall bei der Kirche zum Vorschein tretende, teilweise geradezu frappante Übereinstimmung mit den Kirchen zu Tournai, Valenciennes und Mons (Empore), sowie das Ansehen, welches Hoeimaker als Architekt in der Ordensprovinz genoß, legen indessen die Vermutung sehr nahe, daß er auch den Plan zur Kirche von Lille geschaffen hat. Wie das zu Valenciennes geschehen war, so reichten ohne Zweifel auch zu Lille die Patres dem Rat einen fertigen Plan zur Genehmigung ein. Der Umstand, daß der Rat eine Kommission ernannte, welche zusammen mit dem Stadtbaumeister Fayet den für Kolleg, Kirche und Schulen gemachten Entwurf einer Prüfung unterziehen sollte, weist darauf hin. Desgleichen sprechen dafür die Abweichungen, welche sich bei dieser bezüglich einzelner Maße zwischen dem Plan und den ihn begleitenden Erörterungen ergaben. Sie machen es nämlich sehr wahrscheinlich, daß Plan und Erläuterungen von zwei verschiedenen Händen herrührten, der Plan

[1] Die Abbildung ist in mehreren Punkten ungenau. Das Portal ist ersichtlich zu groß geraten, so groß, daß für das Hauptfenster im Mittelgiebel kein Platz mehr war, weshalb der Stecher es zu einem minimalen Fensterchen zusammenschrumpfen ließ. Dann sind aus den Nischen oberhalb des Portals Fenster geworden. Endlich sind die Streben, die unmöglich gefehlt haben, ganz vergessen. Übrigens begreifen sich derartige Ungenauigkeiten bei einer so minimalen Abbildung der Kirche, wie sie der Stich bietet, leicht, zumal für den Beginn des 17. Jahrhunderts. Es kam auch dem Stecher offenbar nur darauf an, ein im großen und ganzen ähnliches Bild von der Kirche zu liefern. Serbat hat versucht, auf Grund des Stiches die Fassade zu rekonstruieren (a. a. O. 30), doch hat auch er die Strebepfeiler ausgelassen. Im übrigen dürfte die Rekonstruktion der Wirklichkeit entsprechen.

vom Architekten, die Erläuterungen aber von einem Insassen des Kollegs. In der Tat mußten ja auch die Patres am besten, wie Kirche und Kolleg beschaffen sein mußten, um den Zwecken der Gesellschaft zu entsprechen. Und dann fehlte es unter den Ordensangehörigen der belgischen Provinz keineswegs an einem fähigen Architekten. Daß aber Hoeimaker später nicht als Schöpfer der Kollegskirche zu Lille genannt wird, hat seinen Grund darin, daß Kirche und Kolleg Regiebauten waren, wie wir heute sagen würden, Bauten, deren Kosten die Stadt trug und der Stadtschatzmeister verrechnete, und die darum auch unter Aufsicht des Stadtbaumeisters ausgeführt wurden[1]. Die Beteiligung Hoeimakers am Kirchenbau bestand nur in der Anfertigung eines Planes, die Ausführung des letzteren wurde von der Stadt und auf Kosten der Stadt besorgt. Wenn man daher später von dem Erbauer des Kollegs und der Kirche zu Lille sprach, dachte man nicht weiter an Hoeimaker, sondern nur an die Stadt, die den Bau mit ihren Mitteln und unter ihrer Oberaufsicht hatte aufführen lassen und infolgedessen 1617 von P. Vitelleschi mit dem Ehrentitel „Stifter" ausgezeichnet worden war.

7. Plan für die Kollegskirche zu Ypern.

Die Gründung des Kollegs zu Ypern fällt in das Jahr 1585. Die 1588 erfolgte Überweisung eines Priorates durch Gregor XIII. und die Beihilfe der Bürger ermöglichten es den Patres, 1593 eine Kapelle zu errichten, welche 1602, wie wir schon hörten, durch Hoeimaker bis zur Straße verlängert wurde; 1606 wurden neue Schulen begonnen, der Bau einer größeren Kirche aber mußte damals wegen pekuniärer Schwierigkeiten bis auf bessere Zeiten verschoben werden, obschon der Plan für sie ebenfalls schon von P. Aquaviva genehmigt worden war. Erst als 1618 der Rat zum Werke 12 000 Gulden und die Landstände 6000 Gulden bewilligt hatten, konnte man den Gedanken an den Kirchenbau wieder aufnehmen. Am 8. Juni 1619 ermächtigte P. Mutius Vitelleschi den Provinzial der Gallo-Flandrica, sobald es angebracht erscheine, dem Rektor des Kollegs zu Ypern, P. Jakob Vriend, die Erlaubnis zur Grundsteinlegung zu geben, mahnte aber

[1] Fayet hat schwerlich den Plan zur Kirche gemacht. Nicht bloß der Umstand, daß er mit der vom Rat bestimmten Kommission eine Prüfung des Planes vornahm, beweist das, es geht auch aus dem Posten von 1100 Livres hervor, der 1607 ihm ausgezahlt wurde für tous sallaires, debvoirs, reliefs, escrits par lui faicts touchant l'érection de la maison, église et collège des jésuites (s. oben S. 40 A. 2). Wir hören hier nämlich nur von escrits touchant l'érection de la maison, église et collège des jésuites, wie solche die Stellung des Stadtbaumeisters zu den Bauten als Regiearbeiten selbstverständlich mit sich brachte; von Plänen, die Fayet angefertigt hätte, verlautet dagegen kein Wort.

zugleich, mit dem Beginn der Arbeiten zu warten, bis ein passenderer Platz und mehr Mittel beschafft seien. Im nächsten Jahre wurde dann der Grundstein zur Kirche gelegt.

Etwa zweiundeinhalb Jahre später sehen wir die Patres einen neuen Plan nach Rom senden. Es handelte sich bei demselben jedoch nicht sowohl um Änderungen an der Kirche selbst, als vielmehr um solche am Kolleg, oder besser, um die Art des Zusammenhangs von Kolleg und Kirche. Er wurde nicht genehmigt und statt seiner am 21. Februar 1623 ein zu Rom verbesserter Plan nach Ypern zurückgeschickt mit dem Bemerken, wenn dessen Ausführung nicht tunlich erscheine, darüber unter Beifügung des korrigierten und eines neuen Planes Bericht zu erstatten. Auch auf dem korrigierten Plane war die Kirche an sich unberührt geblieben und nur in eine bessere Verbindung mit dem Kolleg gebracht. Nichtsdestoweniger bedeutete er eine einschneidende Wendung in der Kirchenbauangelegenheit. Auf dem neuen Plane, den man alsbald von Ypern nach Rom schickte und dessen Ankunft der P. General am 6. Mai 1623 dem Provinzial P. Sucquet mitteilte, hatte nicht nur die Lage, sondern auch der Stil der Kirche eine gründliche Änderung erfahren. Was den ersten Punkt anlangt, so hatte man sie um einen Winkel von 90° nach rechts gewendet, in Bezug auf den Stil aber war aus einem gotischen ein Barockbau geworden. Der neue Plan, der allem Anschein nach unter dem Eindruck der von Francart kurz vorher fertiggestellten Brüsseler Jesuitenkirche entstanden war, wurde am 10. Juni 1623 von P. Mutius Vitelleschi genehmigt. Er wird uns im zweiten Teil dieser Schrift näher beschäftigen. Die Änderung in Bezug auf Lage und Stil der Kirche konnte um so leichter erfolgen, als bis 1623 wohl noch nichts anderes am Bau geschehen war als die Legung des Grundsteines und etwa eine teilweise Ausführung der Fundamente. War doch selbst bis 1625 erst eine einzige Seite der Kirche bis zu einer Höhe von ca 6 m über dem Boden aufgestiegen.

Die Pariser Sammlung enthält sämtliche auf den Bau der ersten Kapelle und der neuen Kirche bezüglichen Pläne. Nur einer trägt ein Datum, der korrigierte Plan von 1623, doch ist es mit Hilfe der Historia Collegii und der Briefe der PP. Aquaviva und Vitelleschi nicht schwer, auch die übrigen zu datieren. Plan H d 4 c, n. 44 gibt ein Bild des Baues aus der Zeit vor 1602, n. 39 ein solches aus der Zeit nach der Verlängerung der ursprünglichen Kapelle. N. 42, worauf der Plan der neuen Kirche zum erstenmal erscheint, stammt aus dem Jahre 1606, n. 40 aus dem Jahre 1623. N. 41 ist der zu Rom korrigierte Plan, n. 43 der am 10. Juni 1623 genehmigte und zur Ausführung gebrachte. Ein Plan der Kirche und des Kollegs zu Ypern im Promptuarium pictorum entspricht dem Plan n. 40 der Pariser Sammlung, nur ist das Portal anders. Statt eines einteiligen hat die Kirche hier nämlich ein zweiteiliges, wie wir es zu Gent fanden. Doch betrachten wir den ursprünglichen Entwurf etwas näher.

Die Kirche erscheint auf allen Plänen als ein dreischiffiger Bau von sechs Jochen, dessen Mittelschiff sich als Chor fortsetzt. An die Seiten-

schiffe schließen sich Kapellen an, die bis etwa zur Mitte des Chores reichen. Chor und Seitenkapellen enden geradseitig. Die Sakristei findet sich rechts neben dem Chor. Nach dem Brüsseler und nach zwei der Pariser Pläne sollte ihr eine Hauskapelle folgen, während der dritte Plan der Pariser Sammlung eine Hauskapelle über der Sakristei vorsieht. Von einem Turm ist auf keinem Plane etwas vermerkt. Wir haben ihn uns indessen wohl über einer der Seitenkapellen zu denken. Auch von Oratorien, die doch in den Jesuitenkirchen nie fehlten, gewahrt man nichts. Nur die Wendeltreppen, welche auf dem Brüsseler Entwurf hinter der linken und neben der rechten Seitenkapelle angebracht sind, weisen darauf hin, daß solche über den Seitenkapellen beabsichtigt waren.

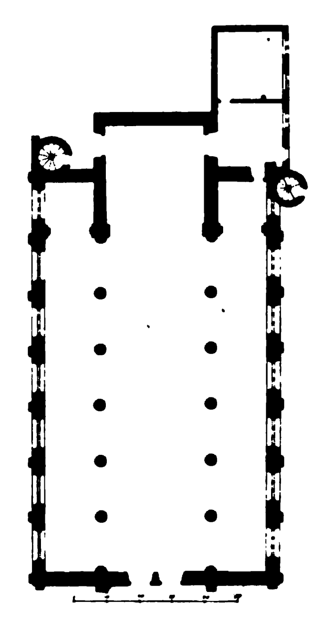


Bild 13. Ypern. Jesuitenkirche. Ursprünglicher Plan.

Die Säulen, welche das Langhaus in drei Schiffe scheiden, zeigen einen runden Querschnitt. Ihr Sockel erscheint auf dem Brüsseler Plan ebenfalls rund, auf den Parisern dagegen quadratisch. Die Fenster, deren jedes Seitenschiff mit Einschluß seiner Kapelle bald sechs (n. 42), bald sieben aufweist (n. 40 und 41), sind dreiteilig. Von dem Portal war vorhin schon die Rede. Ob die Kirche mit hölzernen Tonnengewölben oder mit Kreuzgewölben versehen werden sollte, ist aus den Plänen nicht zu ersehen, doch ist, weil auf allen Plänen jede Andeutung eines Gewölbes mangelt, das erstere am wahrscheinlichsten. Die Länge der Kirche sollte 175′ (= 48,1 m), ihre Breite 75′ (= 20,6 m) betragen. Die lichte Breite des Mittelschiffes war auf 34′ (= 9,35 m), die der Seitenschiffe auf 17′ (= 4,67 m) angesetzt. Der Chor ist wie zu Tournai quadratisch.

Der Plan entspricht ganz den übrigen Bauten Hoeimakers. Insbesondere fällt seine Verwandtschaft mit dem Grundriß der Tournaier Kirche bei dem ersten Blick auf. Abgesehen von den etwas bedeutenderen Abmessungen unterscheidet er sich von diesem nur durch die an die Seitenschiffe sich anschließenden Kapellen, welche in der Kirche zu Tournai fehlen, und durch die Anlage des Turmes. In dieser Beziehung bildet aber die von Hoeimaker herrührende Jesuitenkirche zu Mons das Gegenstück zum Entwurf für Ypern.

Zweites Kapitel.

Kirchen und Entwürfe des Bruders Johannes du Blocq.

1. Der Architekt.

Die zweite Gruppe der gotischen Jesuitenkirchen in Belgien umfaßt die Kirchen und Pläne, die Bruder Johannes du Blocq oder, wie er auch wohl genannt wird, Johannes Blocq schuf. Du Blocq wurde am 25. März 1583 zu Mons geboren und trat in einem Alter von 23 Jahren am 5. März 1606 zu Tournai in die Gesellschaft Jesu ein. Er war, als er um Aufnahme bat, seines Handwerks ein Zimmermann, faber lignarius, wie der Katalog des Tournaier Noviziates vom Jahre 1606 sagt. 1608 wurde er nach Beendigung der üblichen Probezeit zu den ersten Gelübden zugelassen. Daß er schon als Novize mit den Bauarbeiten beschäftigt wurde, bekundet der Lageplan des Kollegs zu Mons aus dem Jahre 1607. Der erste Bau, welchen er aufführte, war die 1609 begonnene Kirche des 1607 vom Kolleg zu Tournai getrennten Noviziates. Als drei Jahre später die belgische Ordensprovinz in zwei Provinzen geteilt wurde, kam Bruder du Blocq, weil aus Mons gebürtig, zur Gallo-Belgica, während Bruder Hoeimaker als Flamländer der Flandro-Belgica zugeteilt wurde.

Seinen Wohnsitz hatte du Blocq bis in das Jahr 1621 hinein zu Tournai im dortigen Noviziat; 1621 siedelte er nach Aire über, wohin ihm schon ein Jahr früher vier andere im Baufach tätige Brüder, der Zimmermann Wilhelm Gerard und die drei Steinmetzen Jakob Thierry, Wilhelm Herren und Nikolaus d'Ouin, vorausgegangen waren. Es handelte sich um einen Kollegbau, der dort errichtet werden sollte, und zu dem am Feste des hl. Ignatius 1621 der Grundstein gelegt worden war. Das folgende Jahr finden wir du Blocq zu Douai, wo Arbeiten an der Kirche und dem Kolleg seiner harrten. Auch hier ist er nicht allein, sondern wieder in Begleitung einer Anzahl anderer in den verschiedenen Zweigen des Bauhandwerks tätigen Brüder, der schon genannten Jakob Thierry und Nikolaus d'Ouin, dann des Zimmermanns Thomas Brabant, der uns später näher beschäftigen wird, und der Schreiner Johannes Longré und Franz Losea. 1624 hat Jakob Thierry dem Wilhelm Gerard Platz gemacht, aber schon 1625 kommt er nach Douai zurück, mit ihm der Bruder Peter du Bosquet, ein Zimmermann, und Jakobus Mille, ein Maurer. Wir haben es allem Anschein nach mit einer förmlichen Bauabteilung zu tun, an deren Spitze du Blocq stand, und die wie vordem zu Tournai, so jetzt zu Douai ihren

Sitz hatte und von da aus je nach Bedürfnis die Bauarbeiten in den einzelnen Niederlassungen der Provinz ausführte.

Bruder du Blocq blieb bis Ausgang 1630 zu Douai; Nikolaus d'Ouin war schon Ende 1626, Peter du Bosquet im Laufe des Jahres 1627 und Jakob Thierry 1628 weggezogen, Bruder Brabant aber im September 1630 gestorben. Du Blocq begab sich nach seinem Weggang von Douai nach Mons; zu Douai blieben nur noch der Maurer Mille und die Schreiner Longré und Losea. Die Bauabteilung hatte sich also aufgelöst, entweder weil sie sich nicht als zweckmäßig erwiesen hatte oder weil man ihrer nach der ausgiebigen Bautätigkeit des letzten Jahrzehntes nicht weiter bedurfte. Für das erste spricht namentlich der Umstand, daß 1631 zwei der Brüder, die zu ihr gehört hatten, entlassen werden mußten. Du Blocq aber blieb vor wie nach als Architekt tätig. Zu Mons, seiner Vaterstadt, weilte er bis wenigstens 1633, dann siedelte er nach Tournai über; 1638 und 1639 finden wir ihn zum zweiten Male zu Douai. Von dort wird er wieder nach Mons geschickt, um hier dauernd den noch übrigen Rest seiner Tage zuzubringen. Bruder du Blocq starb am 25. Januar 1856 infolge eines Schlagflusses im hohen Alter von 73 Jahren, von denen er bis auf wenige Wochen 50 in der Gesellschaft Jesu verlebt hatte. Er muß bis in seine letzte Lebenszeit als Architekt tätig gewesen sein. Denn er wird noch 1655, d. i. ein Jahr vor seinem Tode, in dem Katalog des Kollegs von Mons ausdrücklich als architectus provinciae bezeichnet, zugleich ein Beweis für seine Bedeutung und seine Tüchtigkeit. Eine ausführliche Eloge liegt von du Blocq nicht vor. Eine kurze Nachricht der Annuae von 1656, die seinen Tod vermeldet, hebt seinen Gehorsam und seine ungemein große Ehrfurcht gegen seine Obern hervor. Von seiner Beschäftigung und seinen Berufsarbeiten im Orden heißt es im Catalogus triennalis von 1639: Occupatus a tyrocinio in aedificiis delineandis et exstruendis[1].

Von den Genossen du Blocqs, die einst mit ihm und unter seiner Leitung zu Tournai und Douai und von da aus an verschiedenen andern Orten der Ordensprovinz ihre Tätigkeit in Errichtung von Kollegien, Schulen und Kirchen entfalteten, verdienen zwei besonders hervorgehoben zu werden, Thomas Brabant und Jakob Thierry. Thomas Brabant

[1] Ähnlich ad ann. 1633: Toto tempore fuit occupatus in struendis aedificiis; ad 1642: hactenus in aedificiis delineandis et construendis occupatus; ad 1645: Ingressus 25 Mart. 1606; ab eo tempore occupatus in struendis aedificiis et dirigendis.

war gebürtig aus der Gemeinde Havré bei Mons, wo er am 20. Dezember 1581 das Licht der Welt erblickte. Bei seinem am 25. April 1607 erfolgten Eintritt in die Gesellschaft Jesu ein faber lignarius, behielt er auch im Orden sein Handwerk bei. Bis 1621 gehörte er dem Noviziat zu Tournai an, dann zog er nach Maubeuge, wo man 1620 mit dem Bau einer Kirche begonnen hatte. Im folgenden Jahre finden wir seinen Namen in den Katalogen des Kollegs zu Douai neben demjenigen du Blocqs und der übrigen dem Bauhandwerk obliegenden Brüder. Er starb daselbst am 20. September 1630.

Brabant scheint unter seinem Mitbruder etwas mehr bedeutet zu haben wie die andern Bauhandwerker und wenigstens zu Zeiten so etwas wie die rechte Hand du Blocqs gewesen zu sein; denn er wird auch wohl als Sozius desselben bezeichnet. Sein Nekrolog ist voll des Lobes über seinen Gebetseifer, seine Sittenreinheit, seine stets auf Gott gerichtete Absicht, seine Abtötung und seine Arbeitsamkeit.

Jakob Thierry, zu Cambrai am 25. Juli 1584 geboren, erhielt am 31. Januar 1610 die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Er war damals Maurer und Steinmetz von Profession. Bis 1620 einschließlich blieb er zu Tournai, 1621 und 1622 begegnen wir ihm zu Aire; 1623 bis 1628 hatte er seinen Sitz zu Douai, von 1629 bis 1638 zu St-Omer. Die letzten Lebensjahre brachte er zu Mons zu, wo er am 2. Dezember 1643 von hinnen schied, 59 Jahre alt, von denen er 33 im Orden gewirkt hatte. Latomi officio continenter et diligenter perfunctus est, sagt der Nekrolog von ihm.

Bruder du Blocq stand wie Hoeimaker noch durchaus auf dem Boden der alteinheimischen Bautraditionen, für die er aus seiner Vaterstadt, wo man noch bis gegen 1590 an der großartigen Stiftskirche St Waltrudis beschäftigt war, eine Vorliebe mitgebracht haben dürfte. Allein er hält keineswegs mit der Strenge Hoeimakers an der Gotik fest; der neue, teils direkt von Italien teils von Frankreich in die Niederlande importierte Stil blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Allerdings zeigen sich einzelne seiner Bauten von demselben noch fast ganz unberührt, dagegen weisen andere bereits ein recht erhebliches Maß von Barockformen auf. Aber auch darin unterscheidet sich du Blocq von seinem Ordensgenossen, daß er weit mehr nach Wechsel und nach Originalität strebt. Es geht ein selbständiger Zug durch alle seine Schöpfungen. Sowohl die Bauten als alle Pläne, welche von ihm herrühren, bekunden deutlich, daß er keineswegs

gewillt war, in den alteingefahrenen Geleisen der traditionellen Baugepflogenheiten ruhig weiter zu ziehen. Er sucht entsprechend den jeweiligen Bedürfnissen neue Lösungen, schafft bald einschiffige Kirchen, bald dreischiffige, wie es den Umständen am angemessensten erschien, strebt das Motiv einschiffiger Kirchen durch Anfügung von Querbauten, seitlichen Durchgängen und Seitenkapellen weiter zu entwickeln und gefällig auszugestalten, u. ä. So aber ist, was er bietet, oft etwas mehr als lediglich gute, handwerksmäßige Arbeit, wie solche Brauch und Herkommen wollten. Seine Arbeiten, Bauten wie Entwürfe, tragen den Stempel eines höheren, künstlerischen Schaffens an sich. Mag er auch nicht immer mit seinen Ideen und ihrer Verwirklichung glücklich sein, stets spricht Ursprünglichkeit aus seinen Werken und läßt die ihnen etwa anhaftenden Mängel in milderem Lichte erscheinen.

Die hervorragendsten Bauten du Blocqs sind die Jesuitenkirchen zu Luxemburg, Arras und St-Omer. Einschiffige Kirchen errichtete er für das Noviziat zu Tournai und das Kolleg zu Maubeuge. Nur Entwürfe blieben infolge der äußeren Verhältnisse die Pläne zu Kirchen für Aire, Löwen, Huy, Hesdin und Dinant.

Daß die Luxemburger Kirche du Blocq zum Schöpfer hat, dafür liegt ein urkundliches Zeugnis vor. Bei einer 1895 vorgenommenen Neueindeckung des Turmes fand sich nämlich im Knauf ein Pergament vor, welches am 17. November 1618 bei Aufrichtung des Kreuzes in denselben gelegt worden war und die Namen aller Insassen des Kollegs enthielt. An der Spitze steht der Rektor desselben, P. Aldenardus; ihm folgt zunächst P. Bußbach, damaliger Minister; dann kommen die übrigen Patres, die Magistri und die Laienbrüder, unter den letzteren auch Johannes du Blocq und Thomas Brabant, deren Namen die zwei für die Bestimmung des Baumeisters der Kirche so wichtigen Notizen beigefügt sind: architectus und eius socius (nämlich des Bruders du Blocq). Du Blocq und Brabant sind in der ganzen Bauzeit der Kirche nach Ausweis der Kataloge dem Kolleg zu Luxemburg niemals zugeschrieben gewesen und können sich demnach innerhalb der Baujahre, d. i. von 1613 bis 1621, höchstens vorübergehend daselbst aufgehalten haben. Ebendarum aber kann auch die Bezeichnung architectus, selbst wenn sie nicht schon durch alles, was wir sonst von du Blocq wissen, vollständig klar wäre, nur im eigentlichen Sinne des Wortes verstanden werden.

Mit Bezug auf die andern Kirchen fehlen zwar ausdrückliche Angaben über die Urheberschaft du Blocqs; doch liegen noch von allen die zur

Approbation nach Rom gesandten Pläne vor, diese aber lassen keinen Zweifel, daß auch jene Kirchen den Bruder zum Meister hatten. Alle Pläne sind von ein und derselben Hand angefertigt, das beweist nicht nur die ganz charakteristische Art der Zeichnung und die allen gemeinsame, eigenartige zeichnerische Handschrift, sondern auch die Weise, wie manches Detail (die Windrose, der Brunnen, der Kamin, die Bedürfnisanstalten, der Maßstab u. a.) zur Darstellung kommt. Die Übereinstimmung ist so auffallend, daß niemand, der die Pläne etwas näher betrachtet, sie übersehen kann. Sie wurde auch schon von Serbat bemerkt: Tous ces plans semblent, schreibt er, d'une même main. . . . Les particularités ne se trouvent pas toujours réunies sur la même feuille, mais il en est toujours assez pour dénoter une communauté d'origine indéniable par la présence de l'une et de l'autre de ces charactéristiques[1]. Die eine Hand, welche die Pläne anfertigte, war freilich Serbat unbekannt; sie kann aber nach dem, was wir aus den Katalogen der gallo-belgischen Provinz und aus den Nekrologen von den im Baufach beschäftigten Brüdern und insbesondere von du Blocq wissen, dem architectus provinciae, der a tyrocinio occupatus fuit in delineandis et exstruendis aedificiis, nur diejenige du Blocqs sein.

Auch die Entwürfe für Kirchen zu Aire, Löwen, Huy, Hesdin und Dinant sind nirgends direkt als von du Blocq angefertigt bezeugt. Da sich indessen bei ihnen alle Eigenarten finden, welche die Pläne für die Bauten zu Tournai, Arras, St-Omer und Maubeuge charakterisieren, so rühren sie ersichtlich von der gleichen Hand her wie diese; sie sind also ebenfalls Schöpfungen du Blocqs.

2. Die Kollegskirche zu Luxemburg.

Der erste Versuch der Jesuiten, sich zu Luxemburg anzusiedeln, fällt in das Jahr 1583 und ging, da die Stadt Luxemburg kirchlich zum Trierer Erzbistum gehörte, von Trier aus. Es kam jedoch damals nicht zu einer dauernden Niederlassung. Auf einen Bericht hin, den P. Klutzius, der Obere der Luxemburger Mission, an P. Oliverius Manareus, den Visitator der belgischen und deutschen Ordensprovinz, über die Lage der Dinge in Luxemburg richtete, wurden die Patres am 23. Juni 1585 wieder abberufen. Es dauerte ungefähr zehn Jahre, bis von neuem eine Niederlassung ins Werk gesetzt wurde; diesmal aber ging dieselbe nicht von der rheinischen, sondern von der damals noch ungeteilten belgischen Ordensprovinz aus. Zur Ausübung der gottesdienstlichen Verrichtungen und der Seel-

[1] L'architecture gothique etc. 98. Die Pläne enthalten auch die Kollegien.

sorge wurde den Ankömmlingen die bei der St Nikolauskirche gelegene St Klemenskapelle überwiesen. 1603 erfolgte die Eröffnung eines Kollegs, 1606 wurde nach einem zu Rom korrigierten und unter dem 10. September 1605 genehmigten Plan eine neue Schule gebaut, 1608, um wenigstens dem dringendsten Bedürfnis abzuhelfen, im Kolleg eine Art von Notkapelle eingerichtet, die im Januar 1609 in Gebrauch genommen wurde.

Die ersten Schritte zum Bau einer Kirche geschahen gegen Beginn des Jahres 1611. Die Hauptschwierigkeit war, in den Besitz eines für den Kirchenbau unentbehrlichen Grundstückes zu gelangen; sie kam vornehmlich von seiten des Trierer Kurfürsten Lothar von Metternich als Vertreters und Vormunds seiner minderjährigen Neffen. Der Erzbischof zeigte sich so schwierig in der Überlassung des Grundstückes, daß sich P. Aquaviva, wie aus dessen Brief an den Rektor Aldenardus vom 2. Juni 1612 hervorgeht, veranlaßt sah, persönlich wegen der fraglichen Angelegenheit ihm zu schreiben. Erst im Dezember 1612 wurde diese endgültig erledigt; am 16. Februar 1613 genehmigte der General den Vertrag zwischen Lothar von Metternich und dem Rektor des Kollegs [1].

Die Baukosten wurden teils von dem Provinzialrat teils von guten Freunden teils endlich aus dem Ergebnis einer Hauskollekte bestritten. Im ganzen kamen 31645 Gulden 13 Stüber ein, nicht eingerechnet die Beiträge der Stände von zusammen 20000 Gulden, die Baumaterialien und Naturalien, soweit letztere nicht alsbald in Geld umgesetzt worden waren.

Am 7. Mai 1613 fand die Grundsteinlegung statt. Eine auf sie bezügliche Inschrift an der Außenseite des rechten Seitenschiffes besagt: Iacta huius aedis principia an. Dom. MDCXIII nonis Maii Pauli V. Pontificis Max. IX. Math. I. Imp. I. Alberti Archid. Austr. et Isabel. Clarae Eug. Infantis Hisp. Princip. Belgii Ducum Luxemburg. et Comit. Chin. XIV. R. P. Claudii Aquavivae Praepositi Gener. Societ. XXXII. acceptae Soc. Iesu sedis in hac urbe XIX.

Über den Fortschritt der Bautätigkeit besitzen wir nur vereinzelte Daten. Die Annuae von 1615 vermelden, es seien die Umfassungsmauern schon bis zum Dach aufgeführt. Es hatten also die Arbeiten bis dahin einen für die damaligen Verhältnisse sehr günstigen Fortgang genommen. In den Jahren 1616—1618 schaffte man fleißig im Innern der Kirche, wie einzelne Geschenke vermuten lassen, welche der um das Werk so hochverdiente Rektor des Kollegs, P. Witspaen, nach seinem Geburtsort Oudenaerde gewöhnlich Aldenardus genannt, in dieser Zeit für den Bau empfing. So gaben damals der Abt von Orval, der Abt von Echternach und die Äbtissin von Juvigny das Chorgewölbe und eine Kapelle, die Luxemburger Ratsherren eine der Säulen des Langhauses, Pfarrer Kruch von Münster eine piscina chori. Am 29. April 1619 muß das Innere schon so weit gediehen gewesen sein, daß man den Pfarrer Uhler in der von ihm gestifteten Kapelle an der Evangelienseite begraben konnte. Aber auch

[1] Über die ziemlich harten Bedingungen vgl. Stimmen aus Maria-Laach LVIII (1900) 45.

am Außenbau hatte man so eifrig gearbeitet, daß bereits 1618 Fassade und Hauptturm fertig dastanden. Die Fassade trägt nämlich in großen, schmiedeeisernen Buchstaben das Datum 1618, dem Turm aber wurde gemäß dem 1895 im Helmknauf vorgefundenen Dokument am 17. November 1618 das Kreuz aufgesetzt [1]. 1620 fehlten, um vom Mobiliar der Kirche abzusehen, noch das Portal, die Empore, der Umgang um den Chor und die Verglasung der Fenster. Das Portal wurde 1621 vollendet, wie die auf ihm angebrachte Jahreszahl besagt. Wegen Anfertigung der Fenster wurde am 20. September 1620 mit dem Glasmaler Michael Bläßner ein Vertrag abgeschlossen. Der Meister verpflichtet sich darin, die Fenster gut zu „brennen und zu malen“. Die Patres sollten ihm die Figuren angeben, welche er darin anzubringen hatte; er aber sollte von ihnen für den Schuh fertigen Fensters 19 Stüber erhalten.

Die Orgelbühne wurde am 13. November 1620 dem Bildhauer Daniel Müller in Verding gegeben. Der Preis, für den der Meister sie zu liefern versprach, betrug 350 Taler zu 30 Stüber. Gemäß dem Kontrakt sollte sie längstens vor dem Ostertag des folgenden Jahres fertig sein, doch scheint sich die Herstellung etwas verzögert zu haben, da die Abrechnung erst am 16. August 1621 stattfand. Mit der Errichtung der Balustrade der Orgelempore dauerte es laut den Annuae noch bis 1656.

Die Konsekration der Kirche vollzog am 17. Oktober 1621 der Trierer Weihbischof Georg von Helfenstein, der seinerzeit auch die Feier der Grundsteinlegung vorgenommen hatte. Die Sakristei und der Umgang um den Chor waren damals noch nicht fertig; erst die Annuae von 1626 können von ihrer Vollendung Meldung tun. Deutlich kommt ihre spätere Entstehung in den ungleich schwerer profilierten Rippen der Sterngewölbe, mit denen sie eingedeckt sind, zum Ausdruck. Es sind kaum mehr gotische Profile, was wir da sehen.

Einschneidende Veränderungen sind an dem Bau seit den Tagen seiner Einweihung nicht vorgenommen worden. Die bedeutendste und bedeutsamste war, daß die Seitenkapellen, von denen eine dem heiligen Kreuz, die andere dem hl. Ignatius

[1] Es kostete einige Mühe, für die Aufführung des Turmes in der geplanten Höhe die Genehmigung des Generals zu erhalten. Am 23. November 1613 schreibt dieser an Aldenardus, er habe gehört, der Turm solle sehr hoch werden, so hoch, daß er alle andern Türme der Stadt überragen werde. Das mache aber zu große Kosten; auch könne dadurch bei starkem Sturm die Kirche in Gefahr kommen. Daraufhin sandte der Rektor eine Zeichnung des Turmes mit Angabe der Höhe desselben nach Rom. In seiner Antwort an Aldenardus betonte P. Aquaviva wiederum, daß eine Höhe von 100′ für das Mauerwerk zu viel sei, zumal an einem so hoch gelegenen Ort wie Luxemburg; der Rektor möge daher mit dem Provinzial überlegen, ob es nicht angezeigt sei, dem Turm eine geringere Höhe zu geben. Ähnlich schrieb er dem Provinzial. Derselbe möge wegen des Turmes wenn nötig mit den Architekten beratschlagen. Ein so hoher Bau sei den Winden zu sehr ausgesetzt, drohe oft den Einsturz, erfordere viele Reparaturen und bringe obendrein den Orden in den Ruf, viele Reichtümer zu besitzen. Das Ende war, daß die geplante Höhe beibehalten wurde.

geweiht war, um 1560—1570 eine Barockfront und die Arkaden, durch welche die darüber liegenden Oratorien mit der Kirche in Verbindung stehen, Barockbrüstungen erhielten.

Die Luxemburger Jesuitenkirche ist eine gotische Hallenkirche, eine im 15. und 16. Jahrhundert auf Lütticher und Luxemburger Gebiet seltenere Erscheinung. Eigentümlich ist ihr im Gegensatz zu dem Hallenkirchentypus, der in den Schöpfungen des Bruders Hoeimaker vertreten ist, daß alle drei Schiffe unter einem Dache liegen, das Dreidachsystem also bei ihr verlassen ist. Woher diese Einrichtung? Hat Bruder du Blocq sie etwa den deutschen Hallenkirchen abgelauscht, z. B. der den Jesuiten übergebenen Minoritenkirche zu Trier? Möglich, indessen ist es wohl kaum nötig, dieselbe auf deutsche Vorbilder zurückzuführen; denn eindachige Hallenkirchen waren auch in Belgien keineswegs unbekannt, wie selten sie dort auch im ganzen vorgekommen sein mögen. So waren Eindachbauten z. B. die Jesuitenkirche zu Ypern und die 1607 auf Kosten Philipps von Caverel, Abts von St-Vaast zu Arras, errichtete gotische Kirche der englischen Benediktiner zu Douai.

Die Kirche konnte wegen des Terrains nicht orientiert werden; ihr Chor ist deshalb nach Süden gerichtet. Die Höhe der Kirche, vom Boden bis zum Dachfirst gerechnet, beträgt 24,50 m, ihre Gesamtlänge, die Sakristei hinter dem Chore mit einbezogen, 60 m, ihre Gesamtbreite 22 m. Die lichte Länge des Baues beläuft sich auf 48 m, seine lichte Breite auf 20 m, von denen 10 m auf das Hauptschiff und je 5 m auf die Nebenschiffe kommen. Der Chor hat eine Tiefe von 12,80 m; die Säulen des Langhauses messen in die Höhe 10,20 m, das Mittelschiff ist vom Boden bis zum Scheitel der Gewölbe 15,50 m hoch.

Treten wir vor die nach Norden gerichtete Fassade, so gewahren wir vor uns ein zwar prächtiges, aber überladenes Barockportal, bei dem schon das Knorpelornament, wenn auch erst schüchtern, seinen Einzug gehalten hat. Wie ungleich edler ist nicht in seiner ganzen Erscheinung das so schlichte Portal der Kollegskirche zu Tournai! Über dem Portal ist ein großes vierteiliges Fenster angebracht, dessen reiches Maßwerk als gleich gelungen bezeichnet werden darf wie die Profilierung seiner Leibungen. Den Giebel schmückt ein Radfenster, für welches der Meister eigentümlicherweise das Motiv der frühen Gotik entlehnt hat. Rechts wie links ist der Fassade ein 4 m im Geviert messender Flankierturm vorgesetzt, der mit einem mißverstandenen klassischen Kranzgesimse und einem gedrückten Zwiebel-

helm abschließt. Die Türme sind im Verhältnis zur Höhe der Fassade viel zu niedrig, denn ihr Mauerwerk überragt kaum das Kranzgesimse des Daches. Sie dienen als Aufgang zur Empore und zum Dachstuhl und erhalten ihr Licht durch spitzbogige, maßwerklose, an frühgotische Bildungen erinnernde Fenster mit Traufgesimsen und kräftig profilierten Leibungen. Der ohnehin geringe Aufstieg in der Fassade, einem Gemisch von Elementen der verschiedensten Stile, von der frühen Gotik an bis zum üppigsten Barock, tritt durch Häufung der Gurtgesimse nur noch mehr zu Tage.

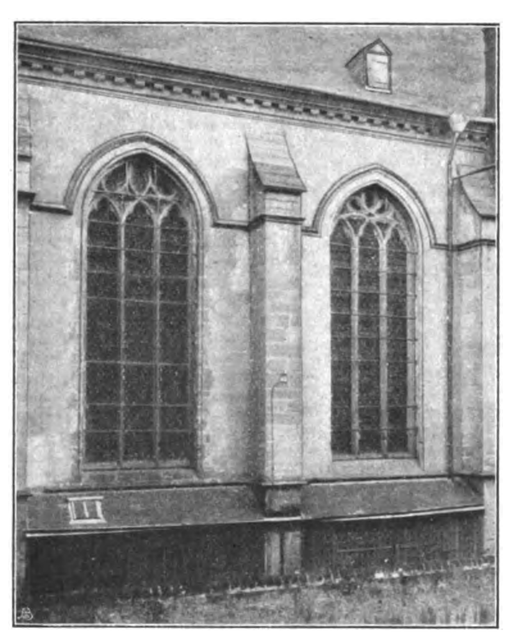


Bild 14. Luxemburg. Ehemalige Jesuitenkirche. Äußeres des rechten Seitenschiffes.

Das Äußere der Langseiten folgt dem gewöhnlichen Schema der Hallenkirchen. Die Streben zwischen den großen dreiteiligen Fenstern sind von gutem Bau. Das Fenstermaßwerk weist einen überraschend großen Formenreichtum auf, doch sind die Profile der Pfosten wie des Maßwerkes zu ausdruckslos und zu matt. Das Fußgesimse, das Brustgesimse unter den Fensterbänken und das Traufgesimse sind gotisch und von energischer Profilierung, das Kranzgesimse, welches auf einer Reihe mit Schlitzen verzierter Konsolen ruht, ist dagegen wieder ganz im Sinne der Renaissance gestaltet; eine bei den Bauten du Blocqs stets wiederkehrende Erscheinung. Unmittelbar hinter dem westlichen Seitenschiff erhebt sich der Glockenturm. Er hat vom Boden bis zum Helm eine Höhe von 29,60 m und 7,50 m im Geviert. Der Helm ist weitere 29 m hoch. Bis etwa zur Mitte des Mauerwerks ist der Turm schlicht und ungeteilt, dann holt er in seinem oberen Teil durch gehäufte horizontale Gliederung reichlich nach, was ihm im unteren versagt worden war. Zählen wir doch in der oberen Hälfte einschließlich des mächtig vorgebauten Dachgesimses ganze sechs Gesimse und vier Fensterreihen.

Recht imposant ist der hohe, schlanke, das Stadtbild beherrschende, achtseitige Helm des Turmes. Er steigt aus einem flachen, vierseitigen Dach auf. Den Übergang aus dem Viereck dieses Daches zum Achteck des Helms vermitteln vier leicht und flott aufstrebende, kleine, achtseitige Pyramiden, die an den Ecken aus dem Dach hinauswachsen. Das Erdgeschoß des Turmes ist durch ein ziemlich flaches, jedoch reiches Sterngewölbe in zwei Abteilungen geschieden, von denen die untere als Kapelle eingerichtet ist, die obere aber, die sich durch Arkaden sowohl nach dem Chor wie nach dem Seitenschiff zu öffnet, ein Oratorium bildet. Das Gegenstück zum Turm ist am Ende des östlichen, linken Seitenschiffes ein zweigeschossiger Querbau, der gleichfalls unten eine Kapelle und oben ein Oratorium enthält. Zum Oratorium dieses Querbaues führt ein halb in die Mauer gelegtes polygonales Treppentürmchen mit einer Schneckentreppe;

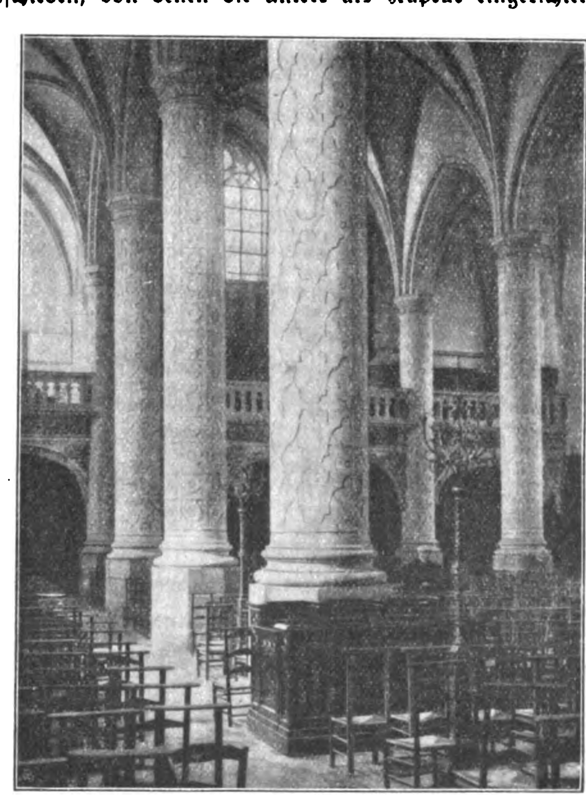


Bild 15. Luxemburg. Ehemalige Jesuitenkirche. Inneres.

das des Turmes ist vom ehemaligen Kolleg aus zugänglich. Das Äußere des Chores hat durch seine einen Umgang und eine Sakristei bildenden Anbauten, durch die aus diesen emporsteigenden kräftigen Streben und durch die hohen dreiteiligen Fenster viel Leben und Wechsel erhalten; leider stört ein später der Sakristei aufgepfropftes zweites Geschoß nicht wenig das interessante Bild.

Die Schiffe haben, um auch einen Blick in das Innere der Kirche zu werfen, sechs Joche. Die fünf Säulen, welche beiderseits die Arkaden

tragen, sind in einem solchen Abstand voneinander aufgestellt, daß sie einen freien Durchblick aus den Nebenschiffen und einen möglichst wenig beschränkten Ausblick auf den Hochaltar und die Kanzel gestatten.

Die im Durchmesser 1 m starken Säulen sind eigentümliche Zwitterwesen, ein merkwürdiges Gemisch von Renaissance- und gotischen Motiven. Sie stehen auf einem 1,30 m hohen, achtseitigen, ganz ungegliederten Sockel. Ihre Basis hat attische Form. Der allenthalben gleich dicke Schaft ist von unten bis oben, ein völliges Unikum, in den mannigfaltigsten Verschlingungen mit flachem Band- oder Beschlagornament umwunden. Das Kapitäl ist dorisch in der Auffassung der italienischen Renaissance; sein Hals ist mit Schlitzen besetzt, der Wulst zum Eierstab ausgebildet; die Platte ist wieder achtseitig; sie wird oben von einer aus einem Viertelstab und zwei Plättchen gebildeten Leiste umzogen. Die Säulen sind Fremdlinge in der Umgebung, in der noch alles gotisch anmutet. Und doch möchte man sie in dem Bau nicht missen. Denn gerade sie sind es vor allem, die ihm sein charakteristisches Gepräge geben und ihn als eine Schöpfung aus der Zeit eines Überganges, eines abtretenden und eines kommenden Stiles erscheinen lassen.

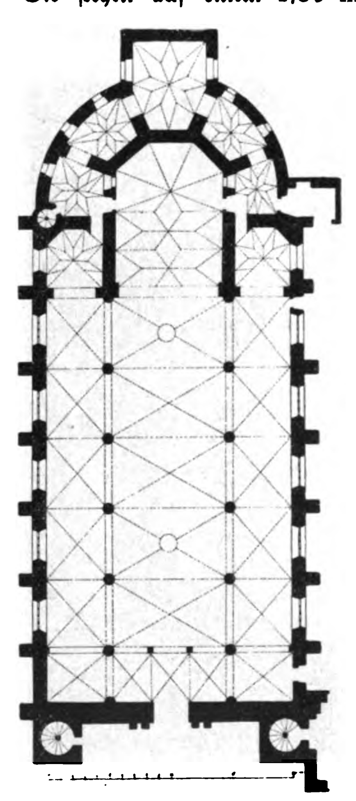


Bild 16. Luxemburg. Ehemalige Jesuitenkirche. Grundriß.

Die Eindeckung der drei Schiffe des Langhauses besteht aus gotischen Kreuzgewölben. In den Nebenschiffen ruhen diese an der Umfassungsmauer auf schlichten, zwischen den Fenstern angebrachten Barockkonsolen. Die Gewölbe gehören zu den besten Partien am Bau, trotzdem die Kappen zu flach, die Rippen etwas nüchtern profiliert und die Schlußsteine ohne rechten Ausdruck sind. Es sind echt gotische Gewölbe, die Bruder du Blocq noch als durchaus in den Prinzipien des gotischen Gewölbebaues heimisch erscheinen lassen. Die an die Seitenschiffe sich anschließenden Kapellen besitzen reiche Sterngewölbe, die Oratorien darüber wie die Seitenschiffe schlichte Kreuzgewölbe.

Der Chor besteht aus drei Jochen und dreiseitigem Chorhaupt und ist mit einem Netzgewölbe eingedeckt. Fünf hohe, mit Maßwerk gefüllte, dreiteilige Fenster erhellten einst den Raum. Leider wurde das mittlere vermauert, als man der Sakristei hinter dem Chor das zweite Geschoß aufsetzte. Der Barock kommt im Chor fast nur bei den Pilastern zur Geltung, welche den Triumphbogen tragen.

Der Umgang um den Chor besteht einschließlich der Sakristei aus fünf kapellenartigen Räumen. Sie zeichnen sich durch glänzende Sterngewölbe aus, deren schwerfällig profilierte Rippen freilich zum Reichtum der Gliederung wenig passen. Die erste Abteilung des Umgangs wurde beiderseits durch ein Fenster mit dem Chor in Verbindung gebracht, um als Oratorium benutzt werden zu können.

Ein sehr beachtenswertes Werk des Barocks ist die Orgelbühne. Sie zieht sich die ganze Eingangswand entlang. In den Seitenschiffen ruht sie auf einem Korbbogen, der zwischen die Umfassungsmauer der Seitenschiffe und die vorderste Säule des Schiffes eingesprengt ist; im Mittelschiff wird sie dagegen von drei Rundbogen getragen, denen außer den beiden Schiffssäulen noch zwei schmucke, freistehende Säulchen als Stütze dienen. In den von den Bogen und dem Gebälk gebildeten Zwickeln sind hier wie dort Engel in flatternder Gewandung angebracht, wie sie der Stil an dieser Stelle so gern sah, die Bogen selbst sind mit Engelköpfen verziert. Der Architrav ist durch einen derben Rankenfries belebt, dem Kartuschen und Fratzen eingefügt sind. Ungemein zierlich sind die beiden kandelaberartigen Säulchen, auf denen die Bogen des mittleren Teiles der Orgelempore ruhen. Die Brüstung besteht aus einer Folge amphoraförmiger Säulchen, die in bestimmten Abständen von kräftigen Pfosten unterbrochen wird. Übrigens ist nicht einmal die so ganz und gar in ein Barockgewand gekleidete Empore ganz frei von gotischen Bestandteilen. Denn die fünf Gewölbe, auf denen ihr Fußboden liegt, sind noch wesentlich gotische Rippengewölbe.

Die Pläne für die Kirche sind nicht mehr vorhanden; doch hat sich im Promptuarium pictorum ein erster Entwurf erhalten, der eine kurze Besprechung verdient wegen seiner Verwandtschaft mit dem tatsächlich zur Ausführung gebrachten Plane [1]. Dieselbe ist unverkennbar. Der Hauptunterschied zwischen beiden Plänen liegt darin, daß der ursprüngliche Ent-

[1] Promptuarium pictorum n. 58.

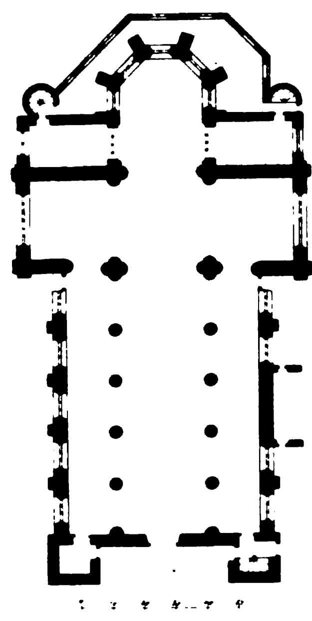


Bild 17. Luxemburg. Jesuitenkirche. Erster Plan.

wurf statt eines sechsten Langhausjoches ein förmlich ausgebildetes Querschiff aufweist, eine große Seltenheit bei den belgischen Jesuitenkirchen. An das Querhaus sollten sich zu beiden Seiten in der Breite der Querarme Oratorien anschließen, welche, wie die an ihnen vorgesehenen Wendeltreppen beweisen, zweigeschossig gedacht waren. Ob und wohin ein Turm erbaut werden sollte, ist nicht ersichtlich. Um den Chor zieht sich ein Umgang, wenngleich nicht in der Regelmäßigkeit wie jetzt. Der Plan rührt ebenfalls von du Blocq her; ein Vergleich mit den andern von diesem angefertigten Zeichnungen läßt das unschwer erkennen. Aber auch die Verwandtschaft zwischen der Anlage, welche die Kirche tatsächlich aufweist, und dem fraglichen Plan bekundet zur Genüge, daß wir diesen jenem zuweisen müssen. Dazu kommt noch folgendes. Wie ein durch Punkte angedeutetes, mit Z bezeichnetes Pfädchen dartut, das sich die Ostseite der Kirche entlang zur Straße hinzieht, ist der Plan im Promptuarium pictorum erst nach dem 12. Dezember 1612 entstanden. Denn erst unter diesem Datum verzichtete der Trierer Erzbischof Lothar von Metternich als Vormund und im Namen seiner Neffen auf ein für den Bauplatz nötiges Stück Garten unter der Bedingung, daß die Patres einen neuen, an der Kirche vorbeiführenden Zugang zum Garten, eben jenes Pfädchen des Planes, schafften. Damals aber hatte sich die Teilung der belgischen Ordensprovinz bereits vollzogen, und so kann, da Bruder Hoeimaker der neuen flandrischen Provinz zugeteilt wurde, nur du Blocq, der ja auch den Plan entwarf, wie er in Wirklichkeit ausgeführt wurde, als Schöpfer des ersten Entwurfes in Betracht kommen. Eine scheinbare Schwierigkeit bietet die Anlage eines Querhauses. Allein gerade bei du Blocq ist die Idee eines solchen am wenigsten befremdend. Findet sich doch auch bei seinen Plänen für Aire und Hesdin ein solches, während die von ihm ausgeführten Kirchen des Noviziates zu Tournai und des Kollegs zu Maubeuge zwar keine wirklichen Querschiffe besitzen, aber mit Querbauten versehen sind, die Kapellen enthalten und im Äußern das Aussehen von Querschiffen haben.

Bedeutender noch als die Kirche zu Luxemburg war in mancher Hinsicht eine andere Schöpfung du Blocqs, die fast zu gleicher Zeit im äußersten Westen der Ordensprovinz dem Boden erwuchs, die Kollegskirche zu Arras.

3. Die Kollegskirche zu Arras.

Die unter der Schreckensherrschaft des berüchtigten Apostaten und Revolutionärs Lebon vernichtete Kirche verdankte ihre Entstehung der Freigebigkeit des Abtes von St-Vaast, Dom Philipp von Caverel. Nachdem dieser von etwa 1605 bis 1611 den Patres ein Kolleg erbaut hatte, eines der hervorragendsten der ganzen Ordensprovinz, machte er sich alsbald an die Errichtung einer entsprechenden Kirche. Wie aus einem vom 12. November 1611 datierten Brief eines gewissen Sylvin Boullin an den Abt erhellt, lag schon gegen das Ende dieses Jahres ein Plan für den Bau vor. Boullin rät nämlich in seinem Schreiben, die beabsichtigte Dachform zu ändern, um die großen Regenrinnen zu vermeiden, und die Rundsäulen der Schiffe durch quadratische Pfeiler zu ersetzen. Immerhin kann es sich damals noch nicht um etwas Definitives gehandelt haben, sondern erst um einen provisorischen Entwurf, wie sich aus den vom 4. April 1612 datierten, aus dem Abtspalast stammenden Propositions à garder en l'érection de l'église (des Jésuites) ergibt[1]. Dieselben beweisen auch, daß damals die Bautätigkeit noch nicht begonnen hatte, wiewohl es hiermit nicht mehr lange gedauert haben kann; denn der Fortschritt, den die Arbeiten bis Ende 1613 gemacht hatten, setzt notwendig voraus, daß sie spätestens im Sommer 1612 ihren Anfang nahmen. Die Bauaufsicht führte seitens des Kollegs Bruder Jakob Bidault oder Bidau, dessen Aufgabe es auch war, mit Dom Philipp von Oignies, einem Benediktiner von St-Vaast, dem Rentmeister des Klosters, die Vermessungen der Arbeiten vorzunehmen[2]. Serbat bezeichnet ihn als Architekten der Kirche[3]. Doch mit Unrecht. Bidault war nur Bauaufseher, praefectus aedificii oder praefectus operum, wie es in den Katalogen heißt, ein Posten, der regelmäßig in den Mitgliederverzeichnissen wiederkehrt, wo man mit größeren Bauarbeiten beschäftigt war, und bald von einem dazu geeigneten Pater, bald von einem fähigen Laienbruder, bald von einem Pater mit einem Bruder als Gehilfen versehen wurde. Jakob Bidault stammte aus einem Dorf bei Besançon und erhielt am 5. März 1595 in einem Alter von etwa 25 Jahren Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Das Noviziat machte er zuerst zu Tournai und dann zu Cambrai, wo er nach zwei Jahren die Gelübde ablegte. Vor seinem Eintritt war Bidault zehn Jahre lang Schuster

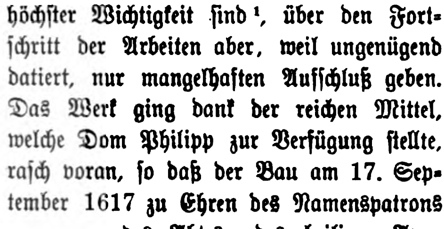
[1] Serbat, L'architecture gothique des Jésuites etc. 57.

[2] Ebd. 48: Mesurage des maçonneries par D. Philippe d'Oignies et Me Jacques Bidau, coadjuteur de la Compagnie de Jésus, commis à l'érection et instruction de toute ladite œuvre (aus Arch. du Pas-de-Calais, fonds St-Vaast D. liasse Jésuites).

[3] Serbat a. a. O. 49.

gewesen, aber auch im Orden übte er noch bis etwa 1601 das Schusterhandwerk aus. 1602 wurde er nach Arras geschickt, wo er anfangs als Koch und Gärtner tätig war, 1605 dann wegen seiner erprobten Geschicklichkeit mit der Aufsicht beim Bau des damals begonnenen Kollegs betraut und nach dessen Vollendung 1612 zum praefectus operum bei Aufführung der neuen Kirche ernannt wurde.

Aus der Zeit der Bautätigkeit liegen noch Vermessungsberichte und Baurechnungen vor, die für die Kenntnis der jetzt leider verschwundenen Kirche von



höchster Wichtigkeit sind [1], über den Fortschritt der Arbeiten aber, weil ungenügend datiert, nur mangelhaften Aufschluß geben. Das Werk ging dank der reichen Mittel, welche Dom Philipp zur Verfügung stellte, rasch voran, so daß der Bau am 17. September 1617 zu Ehren des Namenspatrons des Abtes, des heiligen Apostels Philippus, eingeweiht werden konnte.

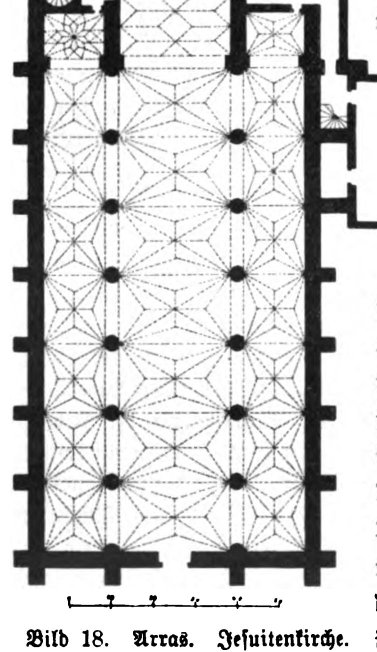


Bild 18. Arras. Jesuitenkirche. Grundriß [3].

In der Pariser Sammlung von Originalplänen zu Jesuitenbauten finden sich zwei Pläne für die Kirche zu Arras; sie sind beide von der Hand du Blocqs [2]. Beide stellen eine dreischiffige Kirche mit fünfseitigem Chorhaupt dar und sind auch insofern einander verwandt, als bei ihnen in gleicher Weise der Turm links neben dem Chor angebracht ist. In anderer Beziehung aber unterscheiden sie sich in mehrfacher Hinsicht. Auf Plan I hat das Langhaus nur fünf Joche; der Turm ist ohne Verbindung mit dem Langhaus und öffnet sich bloß dem Chor zu. Für die Nebenaltäre sind keine besondern Kapellen vorgesehen; sie sollten offenbar ihren Platz an den geraden Endseiten der Seitenschiffe erhalten. Die Sakristei lehnt sich unmittelbar an die obere Hälfte des rechten Seitenschiffes an, ist von bedeutenden Abmessungen und steht direkt mit der Kirche in Zu-

[1] Sehr gut zusammengestellt und verwertet bei Serbat, L'architecture gothique des Jésuites etc. 46. [2] Hd 4a, n. 112 113.

[3] Das Gewölbe in der rechten Seitenkapelle bedeutet das des Oratoriums.

sammenhang. Die beiden, das Innere in drei Schiffe teilenden Stützenreihen bestehen aus Pfeilern von quadratischem Querschnitt. Auf Plan II hat das Langhaus sieben Joche; an die beiden Nebenschiffe schließen sich Kapellen an, von denen die zur Linken, wie zu Luxemburg, das unterste Geschoß des Turmes einnimmt. Wendeltreppen weisen darauf hin, daß über den Kapellen Oratorien angebracht werden sollten; eine Einrichtung, die wir ebenfalls bereits bei der Luxemburger Kirche antrafen. Die Sakristei befindet sich zwar auch auf Plan II zur Seite des rechten Seitenschiffes, ist aber kleiner wie auf Plan I und durch einen Gang von der Kirche geschieden. Um das Chorhaupt zieht sich ein Kapellenkranz von wenig regelmäßiger Bildung. Die mittlere Kapelle schließt schräg ab, weil eine zur Achse der Kirche schräg laufende Straße den Bauplatz begrenzte. Plan II kam zur Ausführung, und zwar, wie es scheint, ohne alle Veränderung[1].

Die Kirche hatte recht beträchtliche Größenverhältnisse. Wir lernen diese außer durch den Plan in der Pariser Sammlung namentlich aus den vorhin schon erwähnten Vermessungsberichten und aus den Aufstellungen des Steinmetzen Simon Miault über die von ihm ausgeführten

[1] Bezüglich der Entstehungszeit des Planes gewähren die Propositions à garder en l'érection de l'église einen zuverlässigen Anhaltspunkt. Da nämlich unter den darin gemachten Vorschlägen sich auch der befindet, um den Chor herum zwischen den Strebepfeilern drei oder fünf Kapellen anzubringen (Serbat a. a. O. 47), so ist Plan II, der diese Kapellen wirklich aufweist, offenbar erst nach dem 4. April 1612, von dem die Propositions datiert sind, entstanden. Wahrscheinlich wurde er noch im April angefertigt, da er sonst schwerlich vor Inangriffnahme der Bautätigkeit, die, wie früher gesagt wurde, spätestens im Sommer 1612 erfolgt sein muß, von Rom hätte zurück sein können. Aber auch Plan I dürfte erst nach dem 4. April gemacht worden sein. Er wurde allem Anschein nach gleichzeitig mit Plan II hergestellt. Denn die zwei Pläne, welche beide außer der projektierten Kirche auch das bereits dastehende Kolleg wiedergeben, unterscheiden sich nur durch die Verschiedenheit der Kirche; im übrigen sind sie völlig gleich. Dazu kommt, daß nur auf Plan II dem Kolleg Erläuterungen beigefügt sind; dieselben sollten offenbar auch für Plan I dienen. Wirklich waren Angaben über die Räumlichkeiten des Kollegs auf Plan I dann, aber freilich auch nur dann, überflüssig, wenn beide Pläne zusammen angefertigt wurden. Jedenfalls folgt aus dem Fehlen der Erläuterungen auf Plan I, daß beide Pläne zusammen nach Rom geschickt wurden, und nicht, wie Serbat (a. a. O. 57) annimmt, zuerst Plan I und dann Plan II. Wenn er sich für seine Ansicht auf die auf Plan I sich findende Notiz beruft: Mittetur postea articulum, prout nunc disponitur, so ist zu erwidern, daß mit articulum, was immer darunter zu verstehen ist, nach dem Gesagten sicher nicht Plan II gemeint ist.

Steinhauerarbeiten kennen. Die Gesamtlänge der Kirche betrug 190′ (= 52,25 m), ihre Gesamtbreite 76′ (= 20,9 m), ihre lichte Länge von der Eingangswand an bis zum Ende des Chores 164$^{1}/_{2}$′ (= 45,23 m), wovon 37$^{1}/_{2}$′ (= 10,50 m) auf den Chor kamen, die Breite des Mittelschiffes 35′ (= 9,60 m), die der Seitenschiffe je 17′ (= 4,67 m). Das Dach des Mittelschiffes war bis zum Beginn des Chorhauptes 149′ (= 40,97 m), das des rechten Seitenschiffes samt dem Dach der an dieses sich anschließenden Kapelle 147′ (= 40,42 m) lang, während dasjenige der linken Abseite, an die sich der Turm anlehnte, nur 127′ (= 34,92 m) in die Länge maß. Die fünf Fenster des Chorhauptes hatten eine Höhe von 32′ (= 8,80 m) und eine Breite von 8′ (= 2,20 m); sie waren ohne Zweifel dreiteilig. Die Fenster der Seitenschiffe waren 34′ (= 9,35 m) hoch und nicht weniger denn 13′ (= 3,75 m) breit; sie müssen zum wenigsten vierteilig gewesen sein. Eine Ausnahme machte nur das Fenster in dem der Eingangswand zunächst liegenden Joch, welches wegen der Orgelbühne bei 13′ Breite nur eine Höhe von 25′ (= 6,87 m) hatte. Auch die Fenster an der Giebelseite der Nebenschiffe waren 25′ hoch und 13′ breit[1]. Die Abmessungen des mittleren Fassadenfensters sind nicht angegeben. Das Mauerwerk des Turmes ragte über das Kranzgesimse der Seitenschiffe, das ca 55′ (= 15,10 m) vom Boden entfernt war, noch 74$^{1}/_{4}$′ (= 20,35 m) hinaus, war also im ganzen ca 130′ (= 35,75 m) hoch.

Die Kirche hatte drei Satteldächer. Ein noch erhaltener und von Serbat veröffentlichter Querschnitt der Dächer und Gewölbe gibt uns ein Bild von der nicht ganz gewöhnlichen Einrichtung des Dachsystems und der eigenartigen Anlage seiner drei Dächer. Nach den Propositions vom 4. April 1612 sollte vermieden werden, daß die Mauer, auf der sich der mittlere Dachstuhl aufbaue, über das Dach der Seitenschiffe hinausrage,

[1] Serbat hat (L'architecture gothique des Jésuites etc. 53 A. 1) den Satz des Billet des verrières faictes par Pierre Mathis et Louis Morel: Au docsal y at quatre verrières large chacune 13 pieds, haulte 25 pieds, mißverstanden, wenn er auf Grund desselben sagt: La première travée à l'entrée comprenait deux fenêtres de chaque côté, car la présence du doxal, qui la coupait dans son élévation, avait empêché d'établir une baie de même dimension qu'ailleurs. Das Billet kann wegen der Maße, die es angibt, weder von zwei 13′ breiten und 25′ hohen Fenstern reden, die übereinander lagen, noch von solchen, die nebeneinander angebracht waren. Es bleibt daher nur übrig, dasselbe von den zwei Fenstern des ersten Jochs und den zwei den Seitenschiffen entsprechenden Fassadenfenstern zu verstehen.

damit das Regenwasser nicht in die Mauer tropfe und der Schnee sich nicht vor ihr auftürme. Die Nebenschiffdächer sollten darum so hergestellt werden, daß zwischen jedem derselben und dem Dach des Mittelschiffes nur eine Regenrinne angebracht zu werden brauche[1]. Zu dem Ende wurde vorgeschlagen, die dem Mitteldach zugekehrte Seite der Seitenschiffdächer zu verkürzen, die nach außen liegende aber durch Verschiebung des Firstes zu verlängern. Der Querschnitt zeigt, wie der Vorschlag verstanden sein will.

Die Fassade besaß nur ein Portal, dessen Gewände im ganzen 27′ (= 7,42 m) maßen. Darüber befand sich ein mächtiges Fenster, durch welches dem Mittelschiff von der Eingangsseite Licht zuströmte. In den Giebelseiten der Nebenschiffe waren die vorhin erwähnten Fenster von 25′ (= 6,87 m) Höhe und 13′ (= 3,57 m) Breite angebracht. Oberhalb dieser drei Fenster zog sich die ganze Front entlang eine offene Galerie hin[2]. Dieselbe bildete indessen keine gerade Flucht, sondern stieg vor den Nebenschiffen schräg zu den Ecken der seitlichen Giebel hinab. Von hier setzte sie sich dann als Bekrönung über dem Kranzgesimse der Langseiten bis zum andern Ende der Nebenschiffe fort. Eine gleiche Galerie umgab auch das Chorhaupt. In der Mitte der Fassade wurde diese claire-voye, wie sie in den Vermessungsberichten heißt, von einer Nische unterbrochen, welche durch eine Konsole gestützt, mit Säulchen reich geschmückt und von einem Baldachin überragt war, an den Langseiten und dem Chor aber durch die breiten, mit sattelförmigen Abdeckungen versehenen Köpfe der Strebepfeiler. Ob sie an der Fassade in der Ebene

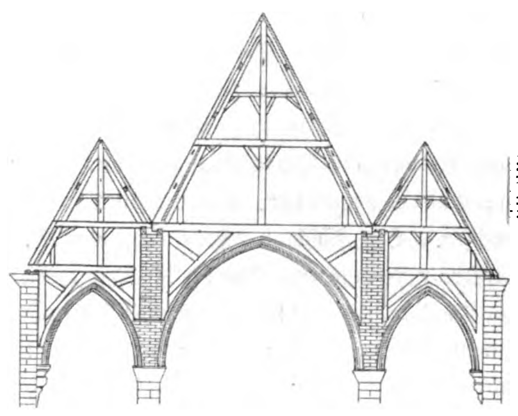


Bild 19. Arras. Dachstuhl der Jesuitenkirche. (Nach Serbat.)

[1] Serbat a. a. O. 47 A. 1.

[2] Vgl. die allerdings miniaturartige kleine Abbildung der Kirche auf einer Aquarellzeichnung von Arras in der Nationalbibliothek zu Paris, Cabinet des Estampes, Topographie de la France, Pas-de-Calais, Arras.

der Wand angebracht war, oder ob die drei Giebel, wie Serbat meint, etwas zurücksprangen, ist nicht klar; doch scheint das letztere am wahrscheinlichsten. Oberhalb der Galerie wies der Mittelgiebel ein großes Rundfenster auf, ganz wie an der Kirche zu Luxemburg, und um die Übereinstimmung zu vervollständigen, waren auch zu Arras, gerade wie dort, um das Radfenster drei Wappen angebracht [1]. Die Giebel der Seitenschiffe entbehrten eines Rundfensters. Die Schrägseiten aller Giebel waren mit doppelt abgeschrägten Deckplatten versehen; unten schlossen sie mit einem horizontalen Widerlager, auf der Spitze aber trug jeder Giebel ein Kreuz. Mächtige Streben hoben die schon durch die drei Giebel scharf betonte Dreiteilung der Fassade noch stärker hervor. Die Strebepfeiler an den Langseiten und am Chor waren, wie schon bemerkt, von sattelförmigen Abdeckungen bekrönt. Die Fenster waren nach Serbat mit einem Überschlaggesimse ausgestattet, das oben in einer Spitzblume endete.

Der Turm hatte in seinem oberen Geschoß ein hohes und weites Fenster, das als Schallöffnung diente. Über seinem Kranzgesimse war eine Galerie angebracht, aus der an den Ecken Flankiertürmchen herauswuchsen. Den Abschluß bildete ein schlanker, achtseitiger, mit Dachnasen besetzter und in einem Kreuz gipfelnder Helm [2].

Im Innern der Kirche erhob sich gleich hinter dem Eingang in der ganzen Breite des Baues eine Empore, die, wie die Luxemburger, auf fünf Gewölben ruhte; doch waren diese zu Arras nicht gewöhnliche Kreuzgewölbe, sondern Netzgewölbe reichster Komposition. Zählten sie doch zusammen nicht weniger denn 98 Schlußsteine. Die Front der Empore wurde erst 1632 fertig. Sie war im Renaissancestil ausgeführt und ein ungemein glänzendes und kostbares Stück. Das beste Material war nicht gespart worden; die Säulchen bestanden aus Jaspismarmor, die Nischen aus schwarzem Kieselschiefer, die figürlichen Darstellungen aus weißestem englischen Alabaster, die Baluster aus Marmor usw. Dazu kam, um den Wechsel erst recht voll zu machen, ein reiches farbiges Dekor. Die Rippen und Schlußsteine der Gewölbe waren z. B. durch Goldstreifchen

[1] Serbat, L'architecture gothique des Jésuites etc. 36 A. 2: Le grand rond du grand pignon et de plus il y at trois grant armorye (Mesurage des pierres du 13 Sept. 1613).

[2] Vgl. die allerdings nicht deutliche Wiedergabe des Turmes auf der vorhin erwähnten Abbildung der Kirche, dann eine Darstellung der Kirche auf einer Ansicht von Arras aus dem Jahre 1654 von N. Cochin (ebenfalls in Bibl. nat., Cabinet des Estampes, Topographie de la France, Pas-de-Calais, Arras).

gehoben, das Laubwerk mit Grün und Rot, die Gesichter und sonstigen Fleischteile des Figurenwerks mit Fleischfarbe bemalt. Die Früchte hatten ihren natürlichen Farbenton erhalten; das Haar der Engel war vergoldet; ihre Flügel waren bunt usw. In Bezug auf die Vorliebe für Farbe war ersichtlich noch die mittelalterliche Tradition mächtig. Die Front war das Werk eines Bildhauers aus Lille, Anton Maille; die Kosten bestritt auch jetzt wieder der stets zum Spenden bereite Abt Philipp von Caverel [1].

Die Rundsäulen, welche die der drei Schiffe voneinander schieden und mit ihren Zentren 22′ (= 6 m) voneinander entfernt waren, und die ihnen entsprechenden Halbsäulen an der Eingangswand und dem Beginn des Chores erhoben sich zu einer Höhe von 42′ (= 12,18 m), wovon 5′ (= 1,37 m) auf den achtseitigen Sockel und die ebenfalls achtseitige Basis fielen. Das Kapitäl begann rund, ging aber oben ins Achteck über und trug eine achtseitige Deckplatte. Ungemein reich waren die Gewölbe, die sich an der Hand der Aufstellungen des Steinmetzen Simon Miault mit Sicherheit rekonstruieren lassen. Es waren Netzgewölbe von ähnlicher Art, wie sie du Blocq in der Luxemburger Kirche, doch hier nur im Chor, angebracht hatte. In den Seitenschiffen ruhten sie an der Umfangsmauer auf bauchigen Konsolen im Renaissancegeschmack, wie ebenfalls zu Luxemburg, eines der wenigen Renaissanceelemente in der Kirche. Alles in allem fanden sich in den drei Schiffen, im Chor und in den Oratorien am Ende der Seitenschiffe nicht weniger denn 134 Schlußsteine [2]. Am entwickeltsten waren aber die Gewölbe in den beiden Seitenkapellen. Bestanden dieselben doch aus einem so dichten Netz von Rippen, daß jedes außer dem Hauptschlußstein in der Mitte volle 22 Nebenschlußsteine aufwies. Die Gewölbe in den Kapellen, welche das Chorhaupt umlagerten, waren etwas einfacher, doch immer noch reich genug [3]. Sowohl diese Kapellen selbst wie ihre Gewölbe erinnern lebhaft an den Umgang des Chores der Luxemburger Kirche und seine Sterngewölbe; begreiflich, da sie das Werk des gleichen Meisters waren.

---

[1] Serbat a. a. O. 53.

[2] Ebd. 50 ff.

[3] Ebd. 54 A. 1: Au grand oratoire de l'allée, six culs-de-lampe; au deuxième oratoire, cinq culs-de-lampe, une maistresse clef et quatre petites; au troisième oratoire, six culs-de-lampe, deux grandes clefs et huit petites, au quatrième cinq culs-de-lampe, une grande clef et cinq petites, au cinquième, quatre culs-de-lampe, le tout avec formerets et oisives. Mémoire de Simon Miault.

Einen besondern Schmuck bildeten für die Kirche die Fenster in Chor und Langhaus. Sie waren alle mit Glasmalereien im Sinne der damaligen Zeit ausgestattet, d. i. so, daß die Bilder in den Fond des weißen Glases eingefügt waren, also nicht das ganze Fenster ausfüllten, sondern von diesem nur einen größeren oder kleineren Teil einnahmen. So kamen beispielsweise von den fünf Fenstern des Chores mit zusammen etwa 1100 □′ Glasfläche $467^3/_4$ □′ auf Malereien; alles andere war weißes Glas. Ähnlich verhielt es sich bei den übrigen Fenstern. Die Fenster im Langhaus enthielten bis auf die beiden Fenster an der Orgelbühne Szenen aus dem Leiden des Herrn; in dem Fenster der Giebelseite der Nebenschiffe sah man auf der einen Seite St Petrus und St Paulus, auf der andern eine — wie es scheint — allegorische Darstellung der Musik. Die Kosten der Fenster beliefen sich auf 3127 Livres, von denen die erste Rate im Juli 1616, die letzte im Januar 1619 entrichtet wurde [1]. Unter den Fenstern zogen sich im Chor und Langhaus Gesimse hin.

Fügen wir dem Gesagten noch hinzu, daß der Bau aus Ziegeln errichtet, Gesimse, Fensterleibungen, Maßwerk, Rippen, Galerien, Abdeckungen und ähnliches aber aus Werkstein hergestellt waren, alles wie zu Luxemburg, wo freilich auch die Fassade und der Turm aus Haustein gemacht sind, so können wir die Ausführungen über die Kirche zu Arras schließen.

Die Kirche zu Arras, in manchen Punkten so innig der Luxemburger verwandt, war ohne Zweifel die bedeutendste Schöpfung des Bruders du Blocqs, und zwar nicht bloß hinsichtlich ihrer Abmessungen, sondern auch hinsichtlich des Reichtums des Details; leicht begreiflich, wenn man sich erinnert, daß der Bruder bei der Freigebigkeit Dom Philipps von Caverel sich jene Schranken nicht zu setzen brauchte, die zu Luxemburg einer vollen Entfaltung seiner Ideen im Wege standen. Allein es scheint auch, daß die Kirche mehr noch als die zu Luxemburg den überkommenen gotischen Traditionen gerecht wurde, worauf Abt Philipp selbst von Einfluß gewesen sein mag [2].

[1] Serbat, L'architecture gothique des Jésuites etc. 52 f.

[2] In dem Archiv des Departements Pas-de-Calais finden sich Pläne zu einer Kirche im Renaissancestil mit Tonnengewölben und niedern Abseiten, in denen man Pläne zur Jesuitenkirche hat wiedererkennen wollen. Die Pläne stammen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Serbat weist mit Recht darauf hin, daß sie in keiner Weise die Kirche wiedergeben, welche wirklich gebaut wurde. Die noch vorhandenen Baurechnungen und Vermessungen, die Skizzen, welche, wenn auch

4. Die Noviziatskirche zu Tournai.

Der früheste Bau, den Bruder du Blocq ausführte, ist die kleine Kirche des Noviziates zu Tournai. 1607 wurde das Noviziat von dem Kolleg, mit dem es bis dahin verbunden gewesen war, getrennt, nachdem man für dasselbe jenseits der Schelde in der St Briktiuspfarre ein Grundstück mit aufstehendem Haus gekauft hatte, das ursprünglich ein Refugium der Kartäuser gewesen, von diesen dann aber an Cistercienserinnen übergegangen war. Am 5. Oktober wurde es vom Novizenmeister P. Franz Mainfroy mit den Novizen, unter denen sich auch noch du Blocq befand, bezogen. Weil eine Kirche ein dringendes Bedürfnis war, dringender selbst als ein Erweiterungsbau des Noviziates selber, wurde schon am 8. April 1609 der Grundstein zu einer solchen gelegt[1], nachdem der Rat gegen ein anderes Stück Land die Erlaubnis zur Auflassung eines Weges gegeben hatte, dessen Terrain für die Kirche nicht entbehrt werden konnte. Da unter den Novizen sich Bauhandwerker aller Art befanden, nahmen die Arbeiten an dem ohnehin nicht großen Bau einen sehr raschen Fortgang. Nur einundeinhalb Jahr, und die Kirche stand so weit fertig da, daß sie provisorisch in Benutzung genommen werden konnte. Es geschah solches am 18. November 1610. Am 20. Juni 1612 wurde sie durch den Erzbischof Richardot von Cambrai eingeweiht. Die Ausstattung der Kirche und der Turm fehlten allerdings noch. Der Turm wurde 1614 errichtet. Der Hochaltar, ein gutes Werk aus weißem und farbigem Marmor, kam 1618 in die Kirche. Er war das Geschenk des Stifters der Kirche, des Grafen von Warfuse, Renatus von Renesse und ist, freilich nur als Torso, noch vorhanden.

In der Pariser Sammlung gibt es vier verschiedene Pläne für die Noviziatskirche; sie werden noch dem Jahre 1608 angehören[2]. Alle vier sind

klein, so doch genügend deutlich, von dem Äußern der Kirche aus den Jahren 1654 und 1667 vorliegen, lassen keinen Zweifel, daß der Plan du Blocqs wirklich zur Ausführung gekommen ist. Serbat (a. a. O.) hält es für möglich, daß die erwähnten Pläne einem Umbau der Kirche dienen sollten, der indessen tatsächlich nicht erfolgt sei. Allein eine solch durchgreifende Restauration des Baues, bei welchem zuletzt von der vorhandenen Kirche so gut wie nichts zu brauchen war und darum eine Niederreißung derselben sich nicht umgehen ließ, scheint durchaus undenkbar, am wenigsten aber kaum 20 oder 30 Jahre nach der Errichtung der Kirche. Beziehen sich die Zeichnungen wirklich auf die Jesuitenkirche zu Arras und nicht auf eine andere durch den Abt von St-Vaast geplante Kirche, so dürften sie viel eher Entwürfe sein, die hinter dem Plan du Blocqs zurückstehen mußten.

[1] Die Inschrift des Grundsteines lautete: Paulo V° Pontifice Max. Philippo 3° Hispaniarum Rege. Alberto et Isabella Archiducibus Austriae Belgii Principibus. Claudio Aquaviva Praeposito generali Soc^tis^ Iesu. Francisco Florentino Provinciae Belgicae Praeposito Provinciali. Ill^mus^ D. Renatus de Renesse Vice-Comes de Montenaken. Baro d'Elderen et Renesse, huius Templi Fundator me primum posuit. Anno Dñi MDCIX die octavo Aprilis.

[2] Am 25. Oktober 1608 schreibt der General an P. Mainfroy: De sacello exstruendo placet nobis desiderium Dni de Renesse et exspectabo ideam.

von derselben Hand, d. i. derjenigen du Blocqs; doch gibt einer von ihnen laut einer darauf befindlichen Notiz nicht du Blocqs eigene Idee, sondern die des P. Aguilon wieder. Die Kirche erscheint auf diesem Plan als einschiffiger Bau von ca 98′ (= 28,42 m) Länge und 40′ (= 11,60 m) Breite. Der Chor schließt mit fünf Seiten eines Zehnecks; rechts neben dem Chor befindet sich ein Turm, dahinter die Sakristei. Auch auf den drei Entwürfen du Blocqs ist die Kirche einschiffig, im übrigen aber weichen diese vielfach voneinander ab. Auf Plan I endet der Chor geradseitig; hinter dem Chor liegt die Sakristei, links neben der Eingangsseite aber ein Treppenturm, der wohl den Zugang zu einer Empore bilden sollte. Die Länge der Kirche, die Sakristei eingeschlossen, ist auf ca 95′ (= 27,55 m), die Breite auf ca 35′ (= 10,15 m) angesetzt. Plan II erinnert an den Plan Aguilons; er weicht von ihm jedoch dadurch ab, daß auf ihm erstens die Kirche mit einem Vorraum versehen ist, und zweitens an die linke Langseite sich ein kapellenartiger, polygonal abschließender Anbau anlehnt, neben dem sich ein Turm mit anstoßender Wendeltreppe erhebt. Die Länge des Baues beträgt auf dem Plan ca 105′ (= 30,45 m), die Breite ca 38′ (= 11 m). Plan III ist derjenige Entwurf, welcher zur Ausführung kam. Ist du Blocqs Plan II eine reichere Ausgestaltung der Aguilonschen Idee, so ist hinwiederum Plan III eine Erweiterung von Plan II. Zu dem Anbau an der linken Langseite ist nämlich auch an der rechten ein solcher gekommen, eine mit drei Seiten eines Achtecks endende Kapelle; der Vorraum ist dagegen weggefallen und der Eingang in die Fassade verlegt. Die Länge der Kirche ist auf 110′ (= 31,90 m), die Breite auf 40′ (= 11,60 m) gestiegen. Es ist ebenso interessant wie lehrreich, die fortschreitende Entwicklung der Bauidee in den vier Plänen zu beobachten. Plan I du Blocqs ist wohl der älteste, dann kommt der des P. Aguilon, hierauf Plan II und zuletzt

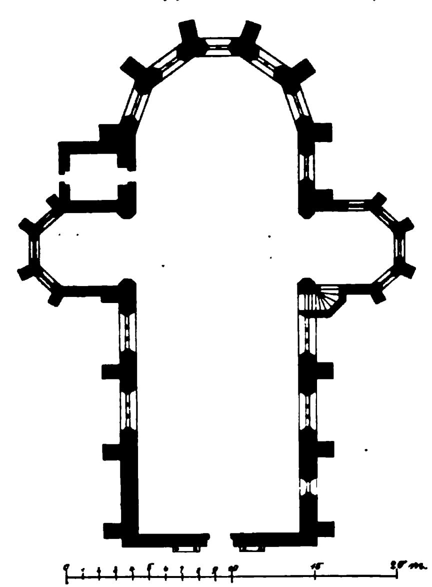


Bild 20. Tournai. Frühere Noviziatskirche. Grundriß.

Plan III du Blocqs. Mit Rücksicht auf die bereits vorhandene Kollegskirche konnte man beim Noviziat nicht an die Errichtung einer größeren Kirche denken und beschied sich darum mit einem einschiffigen Bau. Anderseits aber mußte man genügende Räumlichkeiten zur Aufstellung von Altären und für die nun einmal unentbehrlichen Oratorien vorsehen. Die vier Pläne zeigen, in welcher Weise man diesen beiden Gesichtspunkten gerecht zu werden versucht hat.



Bild 21. Tournai. Frühere Noviziatskirche. Choransicht.

Die Kirche ist nach einer Angabe aus dem Jahre 1610 im Lichten 101′ (= 29,29 m) lang und 32′ (= 9,28 m) breit. Man hat sich also genau an die Maße des Planes III gehalten[1]. Ihre Umfassungsmauern haben eine Höhe von 38′ (= 11 m), das Dach eine solche von 18′ (= 5,22 m). Die jetzt leider unzugänglichen Kapellen besitzen nach jener Notiz eine lichte Länge von 18′, eine lichte Breite von 14′ (= 4,06 m) und sind 18′ hoch. Die Kapelle zur Rechten ist eingeschossig und mit gebrochenem Walmdach versehen; über der zur Linken dagegen ist ein zweites Geschoß angebracht, das als Oratorium diente, aber auch als Kapelle benutzt werden konnte und statt eines Gewölbes wie die unteren Kapellen eine flache, polygonale Holzdecke besitzt. Eine spitzbogige Wandöffnung verbindet den Raum mit dem Innern der Kirche.

Der Turm steht in dem von dem linksseitigen Anbau und dem Chor gebildeten Winkel. Er enthält im Erdgeschoß die Sakristei, im zweiten

[1] Die vorhin angegebenen Maße waren die gesamte Länge und Breite.

Geschoß aber, d. i. in der Höhe des Obergeschosses jenes Anbaues, ein Oratorium. Die Treppe, welche zu den beiden Oratorien hinaufführt, liegt in einem dem Turm angefügten Treppenhause. Der leichte, frisch aufsteigende Turm mit seinem schlanken, hoch aufstrebenden Helm ist eine ungemein gefällige Erscheinung und nicht der geringste Schmuck der Kirche. In der Behandlung der Fenster, der Häufung der Gurtgesimse und der Zusammensetzung des Kranzgesimses erinnert er sehr an den Turm der Luxemburger Kollegskirche. Auch ist er gerade wie dieser ohne Streben, ganz im Gegensatz zum übrigen Bau, der reichlich mit solchen ausgestattet ist.

Der Chor weist sechs, das Langhaus im ganzen ebenfalls sechs, jeder der beiden seitlichen Anbauten aber vier Strebepfeiler auf. Dieselben zeugen nicht bloß von bestem Verständnis der architektonischen Gesetze, sondern ebensosehr von feinem Sinn für edle Verhältnisse. Die Streben des Chores, des Langhauses und des linken Kapellenanbaues steigen in drei Absätzen empor, von denen der erste beim Abschluß des Sockels, der zweite in der Höhe der Fensterbänke und der dritte etwa in der Mitte der Fenster beginnt. Den Abschluß bildet ein steiles, beim Ansatz der Fensterbogen anhebendes Pultdach. Der zweite Absatz ist durch einen kleinen, mit einem Dreipaß belebten Giebel ausgezeichnet. Die Gesimse, welche sich hier wie unterhalb des Pultdaches um die Strebepfeiler verkröpfen, sind die Fortsetzung von Gurtgesimsen, welche sich rings um die beiden Langseiten und den Chor herumziehen, das eine hart unterhalb der Fensterbänke, das andere in der Höhe der Bogenanfänge der Fenster. Die Strebepfeiler der Kapelle an der rechten Seite der Kirche sind etwas niedriger und leichter als die des Hauptbaues und haben darum nur zwei Absätze; sonst aber sind sie von gleicher Bildung wie die übrigen Strebepfeiler[1].

Ein hübsches Bild gewährt die Fassade. Die Mitte nimmt unten ein breites Portal ein, das beiderseits von zwei kannellierten ionischen Säulen begleitet und von verkröpftem, mit zierlichem Rankenfries geschmücktem Gebälk überdeckt wird. Eine auf diesem angebrachte Ädikula, die von zwei den Namen Jesus haltenden Engeln bekrönt wird, enthielt eine Statue der Gottesmutter. Mächtige, noch an die freie Bildung der Giebel-

[1] Die Abbildung, welche Serbat von der Chorpartie bietet, gibt die Maßverhältnisse durchaus ungenau wieder. Eine Aufnahme des Chores, bei der auch die zierliche Seitenkapelle zu ihrem Recht käme, ist bei den jetzigen Verhältnissen leider unmöglich.

voluten der niederländischen Frührenaissance gemahnende Schnecken füllen die Winkel zwischen Ädikula und Gebälk. Zur Seite des Portals gewahrt man zwei, einst mit den Statuen der Apostelfürsten ausgefüllte Nischen, etwas höher die Wappen der Renesse und der Egmont. Den oberen Teil der Fassade, der durch ein Gesimse von dem unteren geschieden wird, nimmt ein großes dreiteiliges, mit gutem spätgotischen Maßwerk ausgestattetes Fenster ein, das oben nach Brauch und Herkommen von einem Traufgesimse umrahmt wird. Zwei Kartuschen zur Seite des Fensters enthalten die Inschrift ANNO 1610, das Datum der Erbauung; die Giebelfläche oberhalb des Fensters aber beleben drei mit Vierpässen versehene runde Öffnungen. Nicht wenig förderlich für die Wirkung der Fassade ist, daß rechts und links die ersten Strebepfeiler der Langseiten mit ihren Pultdächern zum Vorschein kommen. Das Bild erhält dadurch nicht nur größere Breite, sondern auch reicher gegliederte und darum lebendigere Umrisse.

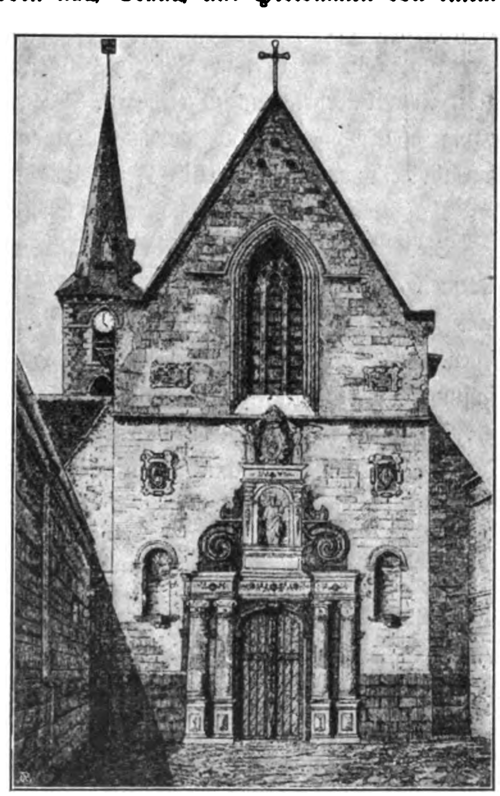


Bild 22. Tournai. Frühere Noviziatskirche. Fassade. (Nach Soil.)

Doch wenden wir uns dem Innern der Kirche zu. Dasselbe hat reichlich Licht. Das Chor wird durch sechs, das Langhaus durch fünf Fenster erhellt. Die Chorfenster sind zweiteilig, die Fenster des Schiffes, von denen eines in der Fassade und die vier andern an den Langseiten angebracht sind, dreiteilig. Die an der Eingangswand errichtete Empore empfängt außerdem noch von der rechten Seite her durch ein Rundfenster Licht. Maßwerk, Pfosten und Fensterleibungen sind sehr wirkungsvoll und dabei zugleich recht edel profiliert. Man möchte die Profile fast um ein Jahrhundert früher

ansetzen, ein solches Leben, ein solcher Wechsel von Licht und Schatten, von vortretenden und zurückspringenden Gliedern herrscht in ihnen. Die stabförmigen Profilglieder steigen, wie es auch bei den Fenstern der Luxemburger Kirche der Fall ist, von kleinen Basen auf. Das Maßwerk, in welchem Fischblasen und Flammen den Ton angeben, ist sehr mannigfaltig.

Unterhalb der Fensterbänke zieht sich ein breites, klassisch profiliertes, aber nur leicht vorspringendes Gesimse in Form eines breiten Bandes die Innenseiten der Kirche entlang, ohne durch die Eingänge zu den beiden Seitenkapellen, die es nach Art eines Überschlags in Spitzbogenform umgibt, eine Unterbrechung zu erfahren. Die zur Zeit durch eine Holzwand völlig abgeschlossenen und darum unzugänglichen Seitenkapellen werden durch vier bzw. drei zweiteilige Fenster erleuchtet, deren Leibungen, Pfosten und Maßwerke von der gleichen Art sind wie bei den Fenstern des Hauptbaues.

Die Eindeckung des Schiffes der Kirche besteht in einem spitzbogigen Tonnengewölbe, dem genauen Gegenstück des Tonnengewölbes in der ehemaligen Kollegskirche; die Chorpartie ist mit einem Haubengewölbe versehen. Bundbalken fehlen; die kräftigen Strebepfeiler, welche den Umfassungsmauern vorgesetzt sind, machten sie überflüssig.

Das Material der Kirche besteht aus Ziegel, Kalkstein und Sandstein. In Ziegeln sind die Wände aufgeführt; aus Sandstein sind die Gesimse, die Fensterleibungen, das Maßwerk, das Portal und die Eckquadern gemacht; zum Sockel ist Kalkstein verwendet.

Die kleine Noviziatskirche zu Tournai ist ein reizender Bau. Allerliebst muß früher namentlich der Anblick auf die Chorpartie mit ihrem ungemein gefälligen fünfseitigen Schluß, dem hohen, schlanken Turm an der einen und der polygonalen Kapelle an der andern Seite gewesen sein, ehe die jetzigen häßlichen Anbauten und hoch aufgetürmten, unschönen Mauern das ansprechende Bild entstellten. Hätte Bruder du Blocq nur diesen Bau und keinen andern mehr errichtet, er hätte seinem Geschmack und seinem Können in ihm schon ein schönes Denkmal gesetzt. Leider ist die Kirche, nachdem sie noch lange Zeit nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu zum Gottesdienst benutzt wurde, in jüngerer Zeit in eine Turnhalle des städtischen Gymnasiums umgewandelt worden und dabei in äußerst vernachlässigten Zustand geraten; ein Zeichen allerdings nicht bloß von Mangel an Pietät, sondern auch von nicht gerade großem Kunstsinn bei den maßgebenden Faktoren. Dem ebenso interessanten wie schönen Bau wäre für die Zukunft ein besseres Geschick zu wünschen.

5. Die Kollegskirche zu Maubeuge.

Nach Maubeuge kamen die Jesuiten erst zu verhältnismäßig später Stunde. Es dauerte bis 1616, ehe sie eine Niederlassung gründen konnten. Allerdings hatten sie schon vorher einen Versuch gemacht, dort festen Fuß zu fassen, doch ohne Erfolg. Daß es 1616 besser gelang, verdankten sie vornehmlich der Mutter eines Mitgliedes des Ordens, der Witwe Bourgeois, die ein Haus und bestimmte Einkünfte für die Niederlassung hergab, dann der Freigebigkeit des Erzbischofs Franz van der Burch, desselben, der soviel für das Kolleg zu Mons getan hatte, und endlich dem Eifer des Abtes Antonius de Winghe von Liessies, der 200 Gulden jährlicher Einkünfte spendete. Erster Oberer war P. Johannes Brunus, der etwa ein Jahrzehnt zuvor sich so sehr um den Bau einer Kirche zu Mons bemüht hatte. Es sollte sich bald zeigen, daß er auch zu Maubeuge ungesäumt der Errichtung einer solchen sein Augenmerk zuwandte. Schon 1618 wissen die Annuae zu berichten, daß er den Bau einer Kirche beabsichtige und bereits zu diesem Ende die nötigen Steine herzuschaffen begonnen habe. Auch an einen Bauplan dürfte er damals schon gedacht haben; jedenfalls schickte er einen solchen spätestens vor Ende des Jahres 1619 nach Rom, da derselbe bereits am 1. Februar 1620 von dort wieder an den Provinzial Florentius von Montmorency zurückgeschickt wurde. Es war dem Plan eine Kopie mit ein paar bedeutungslosen Änderungen beigefügt worden[1]. Noch in demselben Jahre wurde der Grundstein gelegt[2]. Der Bau nahm einen guten Fortschritt, zumal als 1622 die Niederlassung zu einem Kolleg erhoben wurde; 1624 war er so weit gediehen, daß er zu Ehren der Unbefleckt Empfangenen eingeweiht werden konnte. Mit dem Turm war man freilich nur bis zum Kranzgesimse der Kirche gekommen. Er wurde erst 1631 fertiggestellt, und zwar im Gegensatz zu seinen unteren noch gotisierenden Geschossen im Geschmack des Barocks. Einen Helm dürfte er aber auch damals nicht und überhaupt wohl nie erhalten haben; man ließ es, wie es scheint, bei einem flachen Abschluß bewenden, ähnlich wie es zur selben Zeit bei den Türmen der Kollegskirche zu St-Omer geschah. 1632 wurde an den Fastnachtstagen zur Erhöhung der kirchlichen Feierlichkeiten auf dem Chor ein großartiger, Illuminationszwecken dienender Bau errichtet, opere gothico, wie die Annuae jenes Jahres vermelden.

Von Brüdern, welche im Bauwesen erfahren waren, finden wir 1621 zu Maubeuge nur den Maurer und Steinmetzen Heinrich Herre; im folgenden Jahre kommt der uns schon bekannte Thomas Brabant hinzu, wohl als Vertreter des Bruders du Blocq. 1623 sind an Stelle von Herre und Brabant die Brüder Leo del Carpentrie und Jakob Teurf beim Bau tätig, jener für Herre, dieser

---

[1] Größere Änderungen waren bezüglich der Anordnung der Räumlichkeiten des Kollegs vorgenommen worden, wie ein Vergleich der beiden Pläne der Pariser Sammlung Hd 4a n. 150 (Original) und n. 149 (zu Rom gemachte Kopie) beweist.

[2] Nicht 1610, wie es bei Serbat (L'architecture gothique des Jésuites etc. 81) heißt.

für Brabant. Im Katalog des Jahres 1624 werden keine Brüder mehr genannt, die sich mit Bauarbeiten befaßt hätten, ein Zeichen, daß der Bau im wesentlichen vollendet war und daß man solcher Brüder nicht länger mehr bedurfte.

Die Kirche besteht noch, doch ist sie profaniert. Sie wurde in zwei Geschosse geteilt, von denen das untere als Konzertsaal dient, während in dem oberen mit seinem mächtigen Tonnengewölbe ein Blechmusikverein seine Übungen abhält. Wände und Fenster sind hier mit so ausgesuchter Geschmacklosigkeit und in so widerwärtiger Weise mit Fahnen, bunten Papierfetzen, Plakaten usw. dekoriert, richtig verunstaltet, wie es ärger kaum denkbar ist.

Die Kollegskirche zu Maubeuge ist eine der Tournaier Noviziatskirche verwandte Anlage. Ihre lichte Länge beträgt ca 45 m, ihre lichte Breite ca 14 m; sie ist also um die Hälfte größer als die Tournaier Kirche.

Bild 23. Maubeuge. Ehemalige Jesuitenkirche. Grundriß.

Wie der Grundriß ausweist, schlossen sich wie bei der Noviziatskirche zu Tournai an die Langseiten rechts und links Anbauten an, von denen freilich gegenwärtig nur mehr der zur Rechten vorhanden ist [1]. Er hat die Form eines Rechtecks und ist von gleicher Höhe wie die Kirche, so daß er im Äußern völlig das Aussehen eines Querschiffes besitzt. In zwei Geschosse geteilt, enthält er unten eine Kapelle und oben ein Oratorium, die von der zur Fassade gewendeten Seite her durch ein mittelgroßes, spitzbogiges Fenster Licht empfangen. Das untere Geschoß ist mit einem Kreuzgewölbe eingedeckt; wie das Oratorium abschließt, ließ sich nicht feststellen, da dasselbe gegenwärtig verschlossen ist. Der nunmehr verschwundene Querbau zur Linken hatte ganz dieselbe Einrichtung wie der zur Rechten. Die Sakristei lag in dem an den linken Querbau sich anschließenden Kollegsflügel. Sie war durch einen Gang mit der Kirche verbunden. Die Kapellen im unteren Geschoß der beiden Anbauten waren direkt von der Kirche aus zugänglich, das Oratorium des linken Quer-

[1] Der andere fiel nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu einem Umbau des anstoßenden Kollegs zum Opfer und wurde dabei so gründlich zerstört, daß nur noch geringe Reste von seiner einstigen Existenz Kunde geben.

armes vom Kolleg aus, das des rechten durch den Turm, der sich in dem Winkel zwischen dem Querbau und dem Chor erhob und in der Höhe des Obergeschosses dieses Querbaues ähnlich wie der Turm der Noviziatskirche zu Tournai ebenfalls ein Oratorium enthielt.

Das Innere der Kirche muß bevor diese durch einen Zwischenboden in zwei Geschosse geteilt wurde, von ungemein imposanter Wirkung gewesen sein. Ist doch selbst der Eindruck, den das jetzige obere Geschoß macht, trotz aller Verunstaltungen noch ein überraschend mächtiger. Bemerkenswert ist, daß die Gotik im Innern nur wenig mehr zur Geltung kommt. Nur die acht hohen Fenster des Schiffes, die fünf etwas schmäleren Fenster des Chores und das große Fenster der Fassade vertreten noch entschieden die alten Traditionen. Doch sind sie allesamt schon ohne Maßwerk. Die Profilierung ihrer Leibungen besteht aus einer Schmiege, einer breiten, tiefen Hohlkehle und einem mit einem Rundstab besetzten Einsprung; eine einfache, aber sehr kräftig wirkende Gliederung, welche trefflich zu dem Charakter der weiten, ungeteilten Fenster paßt.

Die Eingänge der Kapellen schließen mit einem gedrückten Korbbogen und werden von einer klassischen Umrahmung eingefaßt. Ähnlich sind die Wandnischen behandelt, welche aus den Oratorien der Querbauten einen Einblick in die Kirche gewährten. Die Profile der Leibungen dieser Eingänge und Wandnischen enthalten zwar noch einige gotische Elemente, können aber in ihrer irrationellen Zusammensetzung kaum mehr als gotisch bezeichnet werden. Die Wandöffnung, welche das Oratorium des Turmes mit der Kirche verbindet, besteht aus einer schlichten rundbogigen Arkade.

Den oberen Abschluß der Wände und die Überleitung zum Tonnengewölbe der Kirche bildet ein sehr frei behandelter, unten mit einem Zahnschnitt besetzter dorischer Fries. Das ganz aus Eichenholz gemachte Tonnengewölbe; eine ebenso glänzende wie technisch hervorragende Leistung, ist konstruktiv noch spitzbogig, doch kommt dieser sein gotischer Charakter über der Behandlung, welche es in formeller und ornamentaler Beziehung erfahren hat, kaum zur Geltung. Aus den Querrippen und Horizontalleisten des zierlichen gotischen Tonnengewölbes in der Noviziatskirche zu Tournai ist ein breites, weit vorspringendes Rahmenwerk geworden, die flachen Felder zwischen den Rippen und Leisten aber sind zu tiefen Kassetten umgebildet, in deren Mitte eine mächtige, geschnitzte Rosette angebracht ist. Die Anlage ist trotz des spitzbogigen Querschnittes nicht mehr das traditionelle Tonnengewölbe, sondern ein Tonnengewölbe in klassischem Geschmack.

Es ist das um so interessanter, als ursprünglich für die Kirche ein Netzgewölbe von der Art des Chorgewölbes der Kirche zu Luxemburg, der Chor- und Langhausgewölbe der Kirche zu Arras und der Seitenschiffgewölbe der Kirche zu St-Omer, von der später die Rede sein wird, in Aussicht genommen war. Die Pariser Sammlung hat uns eine Skizze des geplanten Gewölbes bewahrt[1]. Der Plan muß aber schon bei Beginn der Arbeiten wieder aufgegeben worden sein. Andernfalls hätte das Fenster der Fassade unmöglich so hoch in den Giebel heraufgerückt werden können.

Ungleich entschiedener als im Innern offenbart sich der noch wesentlich gotische Charakter des Baues im Äußern. An der Fassade freilich ist es, von den Gesimsen abgesehen, nur das große Giebelfenster, welches noch die Sprache der Gotik redet. Das Portal ist wie zu Luxemburg und Tournai ganz in den Formen des Barocks aufgeführt, aber es ist weniger überladen und zierlicher als dort. Barockformen zeigen auch die Umrahmungen der beiden neben dem Portal an der Wand angebrachten Tafeln und namentlich die für den Stilcharakter des Fassadenbildes so bedeutungsvollen Voluten, welche bei den an die Seiten der Fassade sich anlehnenden Strebepfeilern die Stelle der Abdachungen vertreten. Klar und bestimmt kommt die Gotik dagegen in dem Aufbau der Langseiten zum Ausdruck. Hier ist mit Ausnahme des auf einer Folge von Konsolen ruhenden Kranzgesimses alles ausgesprochen gotisch, die Fenster mit ihren lanzettartigen Bogen und dem tief ausgekehlten Profil ihrer Gewände wie die kräftigen, in drei Absätzen aufsteigenden Streben, das getreue Abbild der Streben an der Tournaier Noviziatskirche, das Gurtgesimse unterhalb der Fensterbank wie die um die Streben sich verkröpfenden Überschlaggesimse der Fensterbogen und die steilen Abdachungen der Streben. Nur das auf einer Folge von Konsolen ruhende Kranzgesimse ist wie bei den übrigen Bauten du Blocqs im Sinne der Renaissance gebildet. Mit derselben Entschiedenheit tritt der gotische Charakter in der Anlage und Gliederung des fünfseitigen Chores in die Erscheinung. Das Bild, welches dieser bietet, ist ganz das gleiche wie das des Chores der Tournaier Noviziatskirche, doch ist es weniger zierlich, weniger elegant, dafür aber ernster, männlicher. Der Turm folgt bis etwas über das Kranzgesimse des Daches ganz dem Stilcharakter der Kirche, nur daß die Fenster, die aber auch hier das unvermeidliche Traufgesimse aufweisen, im Rundbogen schließen. Die Strebepfeiler steigen etwas

[1] Hd 4d, n. 171.

höher hinauf wie die Streben an der Kirche selbst, sind aber im übrigen diesen ganz gleichartig und verjüngen sich auch gerade wie sie in drei Absätzen. In dem unteren, noch gotischen Teil des Turmes fällt die starke Häufung der Gesimse auf; zählen wir ihrer doch bis zum Kranzgesimse des Daches nicht weniger denn vier. Die beiden oberen Geschosse, wohl die coronis, von der die Annuae des Jahres 1632 sprechen, haben schlichten, nüchternen Barockcharakter. Sie sind nach den Ecken zu in Fortsetzung der Strebepfeiler mit matten dorischen Pilastern besetzt. Übrigens ist das obere Geschoß zur Zeit nur mehr eine Ruine. Die Treppe in dem Turme bildete in der Höhe des Oratoriums des Querbaues ein Podest, das durch eine Nische mit der Kirche in Verbindung stand; es ist das Turmoratorium, von dem schon vorhin die Rede war.

Überschauen wir das Gesagte, so muß die Weiterbildung des Stiles nach dem Barock zu auffallen, wie sie in der Kollegskirche von Maubeuge unverkennbar zu Tage tritt. In der Kollegskirche von Luxemburg und Arras und bei der Noviziatskirche zu Tournai spielen die Renaissance-elemente nur erst eine sehr bescheidene Rolle; zu Maubeuge aber ist die Sache bereits so weit gediehen, daß das Innere fast ebensosehr an einen Renaissancebau wie an eine Schöpfung der Gotik erinnert. Das System ist freilich noch gotisch; was aber die Formensprache und die Ausgestaltung des Baudetails anlangt, so ist Gotik ersichtlich auf dem besten Wege, den neuen Strömungen das Feld zu räumen. Bruder du Blocq hat unter dem faszinierenden Einfluß, den die neuen Jesuitenkirchen zu Antwerpen und Brüssel ausübten, und getragen von der Strömung der Zeit, die sich immer entschiedener dem Barock zuwendete, angefangen, mit dem modernen Geschmack Frieden zu schließen. Noch entschiedener wie bei der Kollegs-kirche zu Maubeuge offenbart sich das bei der Kollegskirche zu St-Omer, an deren Errichtung du Blocq ebenfalls beteiligt war. Es war vielleicht eine Art von Selbsterhaltung, was diesen bewogen haben mag, immer mehr aus den Geleisen der alten Traditionen herauszutreten. Hatte man doch in der eigenen Ordensprovinz mit Übergehung des Architekten derselben, d. i. du Blocqs, sich an den Architekten der flandrischen Provinz, den Bruder Peter Huyssens, gewandt, als es 1620 galt, für den Bau einer Kollegs-kirche zu Namur einen Plan zu entwerfen.

Aber auch noch nach einer andern Seite hin ist die Kollegskirche zu Maubeuge nicht ohne Interesse. Sie zeigt uns nämlich das Bauschema der Tournaier Noviziatskirche in einem weiteren Entwicklungsstadium. Nicht



bloß, daß seine Maßverhältnisse entsprechend den größeren Bedürfnissen bebedeutender geworden sind, es wurden auch die Anbauten beiderseits zu mächtigen, doppelgeschossigen Querflügeln von der Höhe der Kirche ausgebildet, welche darum von außen ganz den Eindruck erweckt, als sei sie mit einem förmlichen Querschiff versehen.

6. Die Kollegskirche zu St-Omer.

Man könnte fast zweifeln, ob die Jesuitenkirche zu St-Omer noch den gotischen Bauten eingereiht werden darf. Die Barockelemente treten hier bereits in einer solchen Menge auf, daß die Gotik vor ihnen stark in den Hintergrund tritt. Immerhin entspricht nicht bloß die Konstruktion entschieden den traditionellen Prinzipien, sondern es ist auch von gotischem Detail noch so viel vorhanden, daß die Kirche besser hier als unter den Barockkirchen behandelt wird [1].

Die ersten Patres kamen 1565 nach St-Omer. Anlaß zur Berufung der Jesuiten war der Umstand, daß sich calvinistische Anschauungen und Grundsätze in die dortigen Schulen einzuschleichen drohten. Gerhard von Hamericourt, Bischof von Cambrai und Abt von St-Bertin zu Omer, glaubte dem am besten dadurch begegnen zu können, daß er den Unterricht den Jesuiten übergebe. Am 15. Juli 1567 erfolgte die Errichtung eines Kollegs, dessen Eröffnung unter großer Feierlichkeit am 18. Februar 1568 statthatte. Am 22. Mai 1569 legte Bischof Gerhard den Grundstein zu einer Kollegskapelle, welche schon binnen Jahresfrist vollendet war und am 24. September 1570 eingeweiht wurde. Dieselbe war ein einschiffiger Bau von sehr bescheidenen Verhältnissen, 94′ (= ca 26,50 m) lang und 42′ (= ca 11,75 m) breit. Der Chor war dreiseitig, vor dem Eingang war ein Vorbau oder ein kleiner Turm angebracht. An den beiden Langseiten befanden sich je sechs Strebepfeiler [2], von denen die vordersten schräg zur Achse der Kapelle standen, am Chor zwei. Sie könnten zur Vermutung führen, es sei die Kapelle entweder mit einem Kreuzgewölbe oder doch mit einem Tonnengewölbe eingedeckt gewesen; in Wirklichkeit aber hatte diese nach einer Beschreibung von 1615 einen offenen Dachstuhl [3].

Der Grundstein zu der heutigen Kirche wurde am 1. August 1615 gelegt. Allerdings hatte man sich schon seit 1607 ernstlich mit dem Gedanken an eine neue Kirche beschäftigt, doch hatten sich seiner Ausführung immer wieder Schwierig-

---

[1] Eine fleißige Monographie über die Jesuitenkirche zu St-Omer ist die Schrift des Abbé A. Lesenne, La chapelle du Lycée (ancienne église des Jésuites) à St-Omer, St-Omer 1897.

[2] Vgl. den Grundriß in der Pariser Sammlung Hd 4a n. 159.

[3] Relatio msc. SS. Discoli et Recessi MM. Audomarum ex urbe translationis 14. Maii 1615; Erat nonnulla deformitas in tecto, nisi cautum esset. Cum enim non sit laqueatum, futurum erat, ut cauterii et capreoli ipsa denique tecti compages rudis appareret, nisi veste stragula ad ea, quae magis placerent, aspectus flecteretur.

keiten verschiedener Art hindernd in den Weg gestellt, namentlich aber Mangel der nötigen Geldmittel. Erst der tatkräftigen Unterstützung des Abtes von St-Bertin, Wilhelm Loemel, verdankte man es, daß man endlich zur Tat schreiten konnte. Im Februar oder März 1615 wurde der Plan zur Kirche mitsamt dem Abriß eines neuen Kollegs nach Rom geschickt; am 25. April teilt der P. General dem Provinzial P. Herennius mit, daß er die Entwürfe erhalten habe; am 27. Juni genehmigt er diese, nachdem er durch sachkundige Patres am Plan des Kollegs verschiedene Abänderungen hatte anbringen lassen. Die Kirche war unverändert geblieben.

Es ging mit dem Bau nur sehr langsam voran. Trotz der Hilfe, welche der Abt auch fernerhin der Sache angedeihen ließ, und trotz mancher sonstiger Spenden herrschte immer wieder Ebbe in der Baukasse. Stockungen in der Arbeit waren die unvermeidliche Folge. Bereits war man drei Jahre tätig, und noch ragten nach Ausweis des Datums 1618, welches über zwei im Chor der Kirche befindlichen, jetzt vermauerten Türen angebracht ist, die Chormauern erst einige Meter aus dem Boden heraus. Es sollte bis 1634, also nahezu 20 Jahre, dauern, ehe die Kirche fertig stand, und selbst da war die Sakristei noch nicht einmal erbaut. Denn nach der Historia collegii fing man 1634 mit ihrer Errichtung an. In Benutzung konnte die Kirche erst 1636 genommen werden, da sich ein Kompetenzstreit über das Recht der Konsekration der Kirche zwischen dem Abt von St-Bertin und dem Bischof von St-Omer erhoben hatte.

Die Bauführung und Bauaufsicht lag von 1615 bis 1621 einschließlich in den Händen des Bruders Quirinus Huart. Geboren 1584, wird derselbe in den Katalogen bald als Lütticher bald als Luxemburger bezeichnet. In die Gesellschaft Jesu trat er am 9. November 1607. Bis Ende 1612 blieb er zu Tournai, 1613 und 1614 finden wir ihn zu Valenciennes; seit 1615 ist er zu St-Omer, das er 1622 verläßt, um nach Namur überzusiedeln und hier bis 1628 die Ausführung der von Bruder Huyssens aus der flandrischen Ordensprovinz entworfenen Kollegskirche zu leiten. 1627 war er vorübergehend von Namur abwesend. Von 1629 ist er aus den Katalogen verschwunden. Entweder war er gestorben oder in eine andere Provinz übergetreten. Entlassen wurde er, wie es scheint, nicht. Huart wird in den Katalogen bald als latomus, bald als caementarius, bald als praefectus operum bezeichnet. Einmal heißt er in den Jahreskatalogen architectus. Wie jedoch seine Berufung nach Namur und sein gewöhnlicher Titel praefectus operum bekunden, ist das wohl nur dahin zu verstehen, daß er die von andern gemachten Entwürfe zur Ausführung brachte. Nirgends wird auch gesagt, daß er sich mit Anfertigung von Plänen befaßt habe, nicht einmal in den Catalogi triennales. Ebensowenig liegen Zeichnungen vor, die ihm zugeschrieben werden müßten.

Zu St-Omer trat an Huarts Stelle bei dessen Weggang Leo del Carpentrie, doch nur für ein Jahr. 1623, 1624 und 1625 ist ein Bruder Karl Lefebvre praefectus fabricae templi; 1626 und 1627 wird dann in den Katalogen wieder Leo del Carpentrie, der 1623 St-Omer verlassen hatte, jedoch

schon 1624 dorthin zurückgekehrt war, als director fabricae templi vermerkt. 1628 weilt del Carpentrie zu Tournai, 1630—1634 ist er beim Kirchenbau zu Namur als Bauführer tätig. Von hier nach Hesdin berufen, um bei der Kollegskirche, die man zu errichten im Begriffe stand, den Bauleiter zu machen, starb er daselbst bereits am 14. Februar 1636. Bruder del Carpentrie war 1586 zu Tournai geboren und am 7. Dezember 1617 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen worden. Seines Zeichens Maurer, wurde er gern bei Neubauten mit der Bauaufsicht und Bauleitung betraut. Seit 1628 ist in den Katalogen von St-Omer kein praefectus operum mehr verzeichnet, sondern nur der uns schon bekannte Jakob Thierry als latomus und von etwa 1629 bis 1630 der Zimmerer Jakob Teurf.

Thierry hatte jedenfalls keinen Einfluß auf den Plan der Kirche; dafür kam er zu spät nach St-Omer. Aber auch del Carpentrie hat einen solchen schwerlich ausgeübt; denn als er Ende 1621 nach St-Omer kam, lag der Plan schon lange im wesentlichen fertig vor. Selbst mit Huart, der schon in dem Jahre der Grundsteinlegung zu St-Omer war, dürfte es sich kaum anders verhalten. Er war wohl nur ausführender Architekt, wie später zu Namur.

Als den Schöpfer der Kirche von St-Omer haben wir vielmehr Bruder du Blocq anzusehen, von dessen Hand in der Tat noch Entwürfe für die Kirche vorliegen[1]. Sie stammen zufolge einer Notiz, die sich auf der Rückseite eines derselben findet, aus dem Jahre 1615 und sind sonach die Pläne, welche im Februar oder März 1615 nach Rom gesandt und am 27. Juni vom Pater General genehmigt wurden. Allerdings wurden sie nur unter tiefgehenden Veränderungen ausgeführt. Allein auch so stellen sie es außer Zweifel, daß Bruder du Blocq an der Errichtung der Kirche einen Hauptanteil hatte.

Indessen nicht bloß jene Entwürfe, sondern auch der Bau, wie er dasteht, läßt die Hand du Blocqs nicht verkennen. Der Grundriß entspricht im wesentlichen dem bei der Noviziatskirche zu Tournai angewendeten Schema; nur wurden dem Langhause beiderseits zwischen den Streben kapellenartige, mittels Durchgänge miteinander verbundene Räume angefügt. Außerdem wurden die Querbauten, die überflüssig geworden waren, weggelassen und — wohl um mehr Oratorien zu bekommen — statt bloß an einer an beiden Seiten des Chores ein Turm errichtet. Es ist fast dieselbe Anlage, welche der 1617 von du Blocq für eine Kollegskirche zu Hesdin gemachte Plan aufweist, wo indessen die Querbauten beibehalten, oder wohl richtiger, in der gleichen Art weiter ausgestaltet sind, wie es einige Jahre später bei der Kirche zu Maubeuge geschah. Der Umgang um den Chor blieb aus dem ersten Entwurf. Wir fanden ihn auch bei du Blocqs Schöpfungen zu Luxemburg und Arras. Auch den in der Mitte hinter dem Chor über den Umgang vorspringenden kapellenartigen Raum trafen wir bereits bei diesen an. Nicht einen Umgang, aber doch eine Kapelle hinter dem Chor hat du Blocq auf dem Plan vorgesehen, den er 1614 für eine Kollegskirche zu

[1] Pariser Sammlung Hd 4a n. 160—163.

Dinant anfertigte. Chorumgang und Kapelle sind, wie man sieht, für du Blocq charakteristisch. Aber auch noch anderes Baudetail weist durchaus auf diesen hin; so die Einrichtung der Turmgeschosse zu Oratorien, eine Wiederholung der entsprechenden Anlage zu Luxemburg und Arras, die Stern- und Netzgewölbe in den Seitenräumen, dem Chorumgang und der Kapelle hinter dem Chor, die gleichfalls ihr Gegenstück in den Stern- und Netzgewölben der Schöpfungen du Blocqs zu Luxemburg und Arras haben, und nicht zum wenigsten die charakteristische Profilierung der Fensterleibungen und des Pfostenwerks der Fenster, sowie die Bildung des Maßwerks, die eine überraschende Übereinstimmung mit den Profilen und dem Maßwerk der Fenster der Tournaier Noviziatskirche und der Luxemburger Kollegskirche an den Tag legen. Bemerkenswert ist auch, daß du Blocq, trotzdem er 1624 mit den Arbeiten zu Douai fertig geworden war, doch bis 1630, d. i. gerade bis nach Vollendung der Fassade der Kirche von St-Omer, zu Douai verblieb, von wo aus er ohne Schwierigkeit die Fortschritte der Bautätigkeit zu St-Omer genügend im Auge behalten konnte, ohne durch unmittelbare Sorge um den Bau in seinen sonstigen Arbeiten behindert zu werden.

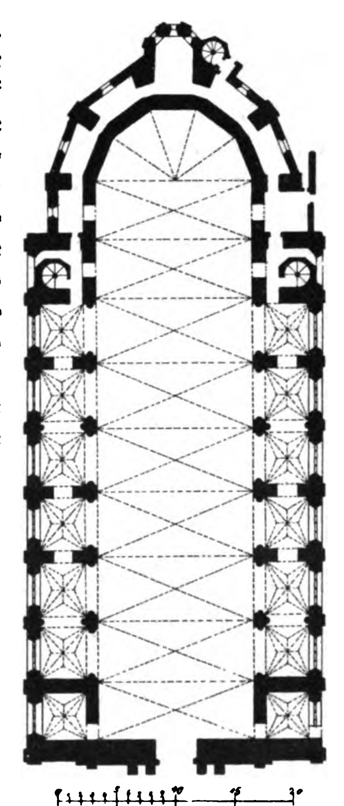


Bild 24. St-Omer. Ehemalige Jesuitenkirche. Grundriß.

Auffallen könnte, daß du Blocq in den Plan für St-Omer so viele Barockelemente aufnahm. Zum Teil mag sich das indessen daraus erklären, daß Abt Loemel, der sich für die Erbauung der Kirche so sehr interessierte, vordem, wie die Annuae des Kollegs von 1615 hervorheben, an der römischen Kurie geweilt hatte und demnach dem Barock wohl eine gewisse Vorliebe entgegenbrachte. Der Hauptgrund aber lag sicher in der diesem immer mehr sich zuwendenden Richtung der Zeit, deren Einfluß auch du Blocq und die Jesuiten zu St-Omer sich weder zu entziehen vermochten noch auch wohl entziehen wollten. Daß aber die Barockarchitektur für du Blocq keineswegs ein unbekanntes Gebiet war, erhellt nicht bloß aus den Portalen und sonstigen Renaissancebestandteilen in seinen Schöpfungen zu Tournai und Luxemburg, sondern auch daraus, daß er die von 1583 bis 1591 erbaute, aber damals nicht ganz vollendete Jesuitenkirche zu Douai, einen echt römischen Barockbau, 1623 mit einer Decke versah und 1643 sogar einen Entwurf zur Erweiterung derselben machte. Auch der 1620 von du Blocq angefertigte Plan für eine Kollegskirche zu Aire beweist, daß ihm der Barock durchaus nicht fremd war. Denn die Fassade, die uns darauf entgegentritt, hat ausgesprochenen Barockcharakter.

Auf den Plänen der Pariser Sammlung, welche die Kirche einmal in Sockelhöhe und dann in der Höhe des zweiten Geschosses des anstoßenden Kollegs, also in einer Höhe von etwa 4 m, wiedergeben, erscheint diese als ein dreischiffiger, mit Rundsäulen ausgestatteter Bau von gleicher Grundrißdisposition wie die von du Blocq geschaffenen Kirchen zu Luxemburg und Arras. Die Zahl der Säulen, welche die Schiffe scheiden, beträgt ohne die entsprechenden Halbsäulen an der Fassadenwand und der Chormauer beiderseits fünf. Neben dem Chor befinden sich Kapellen, an welche sich zunächst ein gangartiger Raum und dann ein Chorumgang anschließt. Über den Kapellen waren Oratorien geplant. Zum Oratorium an der linken Seite des Chores sollte gerade wie zu Luxemburg eine Wendeltreppe führen, während das zur Rechten, ebenfalls wie zu Luxemburg, vom anstoßenden Kolleg aus zugänglich gedacht war. Ein Turm wird weder genannt noch angedeutet, doch sollte er sicher nicht fehlen. Wir haben ihn uns wohl über der rechten Seitenkapelle zu denken. Wahrscheinlich sogar, daß von Anfang an zwei Türme beabsichtigt waren, wie sie die Kollegskirche zu Douai besaß. Besondere Beachtung verdient, daß das Mittelschiff schon auf den Pariser Plänen eine im Verhältnis zu den Seitenschiffen bedeutende Breite hat. Messen diese von der Achse der Säulen bis zur Wand 17½′ (= ca 4,90 m), so jenes von Säulenachse zu Säulenachse 40′ (= ca 11,20 m). Im übrigen waren für den Bau so ziemlich die gleichen Maße vorgesehen, wie sie die Kirche später wirklich erhielt[1].

Die Pläne in der Pariser Sammlung wurden vor ihrer Ausführung recht einschneidenden Abänderungen unterzogen. Das Mittelschiff wurde um etwa 2 m verbreitert, die Streben des Langhauses um ein bedeutendes vertieft und statt der Seitenschiffe zwischen den Streben in der Art des projektierten Chorumgangs beiderseits eine Reihe von kapellenartigen, durch Durchgänge miteinander verbundenen Räumen von sehr mäßiger Höhenentwicklung angebracht. An die Stelle der runden Säulen traten niedrige, rechteckige Pfeiler, die an den Seiten und gegenüber der Außenwand der Abseiten mit Halbsäulen besetzt wurden. Kurz, aus der dreischiffigen Hallen-

[1] Serbat (L'architecture gothiques des Jésuites etc. 74) hat den zweiten Plan mißverstanden, wenn er meint, dieser gebe die Kirche in der Höhe ihres Mittelschiffes wieder, und daraus schließt, es seien ursprünglich über den Seitenschiffen Emporen beabsichtigt gewesen. Die Rundsäulen, welche er für die Säulen eines Obergeschosses der Seitenschiffe hält, sind die in einer Höhe von ca 4 m in den Querdurchschnitten gedachten Schiffssäulen.

kirche wurde ein weiträumiger, einschiffiger, mit schmalen Nebenräumen zwischen den Strebepfeilern versehener Bau. Dazu kamen noch verschiedene sonstige Änderungen von minderer Bedeutung. So wurde der Chor um ein Joch verlängert, die Kapellen neben dem Chor aufgegeben und an ihrer Statt das letzte Joch der Abseiten zur Aufnahme der Nebenaltäre bestimmt, dem Umgang in der Mitte hinter dem Chorhaupt eine doppelgeschossige Kapelle eingeschaltet u. a. Aber auch der Stil des Baues muß bei der Änderung des Planes in Mitleidenschaft gezogen worden sein und eine teilweise Verschiebung zu Gunsten des Barocks erlitten haben; denn die Pariser Pläne muten ungleich entschiedener gotisch an als der Bau, wie er tatsächlich aufgeführt wurde.

Was zur Änderung des ursprünglichen Planes geführt hat, läßt sich nicht bestimmen. Eine Einwirkung aus Rom ist jedenfalls nicht der Grund gewesen, am wenigsten aber nach der stilistischen Seite hin. Das beweist ebenso das gotische Detail wie das ganze, noch durchaus gotische System des Baues. Es erhellt das aber auch aus einer Verordnung des Generalvikars P. Alber, bezüglich der bei Einsendung von Bauplänen zu beachtenden Punkte, welche gerade durch die nach Rom zur Genehmigung geschickten Pläne für die Kirche und das Kolleg zu St-Omer veranlaßt wurde. Dieselbe gibt genau an, was in die Entwürfe aufzunehmen und worüber Bericht zu erstatten sei; vom Stil der Bauten ist aber darin in keiner Weise die Rede. An dem Stil war offenbar gar nichts gelegen; das einzige, worauf man zu Rom sah, war Zweckmäßigkeit, Brauchbarkeit und Solidität der zu errichtenden Gebäulichkeiten, waren es nun Kirchen oder waren es Kollegien[1].

Die Kollegskirche zu St-Omer ist nächst der Kollegskirche zu Brügge die bedeutendste aller Kirchen der beiden belgischen Ordensprovinzen. Ihre lichte Länge beträgt 56 m, ihre Gesamtlänge mit Einschluß der Kapelle des Umgangs 61 m. Die Breite des Mittelschiffes beläuft sich von Pfeiler-

[1] Die Verordnung trägt das Datum des 24. April 1615. Es soll 1. deutlich bezeichnet werden, was etwa bereits gebaut und was noch zu erbauen sei; 2. von jedem Geschoß ein Plan eingeliefert werden, und zwar unter genauer Angabe aller Örtlichkeiten; 3. ein Lageplan des Kollegs und seiner Umgebung beigefügt und gesagt werden, was man noch etwa zu erwerben hoffe; 4. dem Plan eine Darstellung des an Ort und Stelle gebräuchlichen Fußes in natürlicher Größe aufgezeichnet, und 5. den Entwürfen alle etwa nötigen Erklärungen beigegeben werden. Wie die zahlreichen Pläne der Pariser Sammlung beweisen, wurden in der Regel nur Grundrisse eingesandt und nur ganz ausnahmsweise Vertikal- und Längsschnitte.

achse zu Pfeilerachse auf 14,30 m, seine Höhe vom Boden bis zu den Schlußsteinen der Gewölbe auf 23,45 m, die Breite der Abseiten auf 3,90 m. Der Chor ist 16,50 m lang und 13,30 m breit.

Die Fassade ist, von dem steifen, unschönen Maßwerk der Fenster abgesehen, von unten bis oben ein Renaissancewerk, und zwar eher im Sinne der niederländischen Frührenaissance als des Barocks. Sie ist von sehr nüchterner Komposition; eine schematische Übereinanderstellung der verschiedenen klassischen Ordnungen, von der dorischen an bis zur Kompositordnung; ein mächtiges, an einen Fachwerkbau erinnerndes, mit rotem Backsteinmauerwerk gefülltes Gerüst von Pilastern und Gebälken aus Sandstein. Ihr Unterbau besteht aus zwei Geschossen, ihr Oberbau aus einem, der hohe Giebel wieder aus zwei. Das niedrige Tympanon, womit dieser abschließt, ist segmentförmig und trägt das Datum 1629. Die dem Schiff der Kirche entsprechende Partie der Fassade springt risalitartig vor. Die Pilaster und die Gebälke treten nur mäßig aus der Fassadenwand heraus. Nirgends jene Wucht und Energie in der Bildung der konstruktiven Glieder, jene Häufung der Formen und jener kräftige Wechsel von Licht und Schatten, welche sonst den belgischen Barockfassaden in so hohem Maße eigen zu sein pflegen und zu deren imposanter Wirkung so viel beitragen. Aber auch das Ornament ist an der Fassade nur recht spärlich vertreten. Beschränkt es sich doch so viel wie ganz auf eine schlichte Füllung der Metopen im Gebälk des ersten Fassadengeschosses und eine vereinzelte Kartusche bzw. ein leichtes, gebrochenes Rahmenwerk in den großen Feldern zwischen den Pilastern. Immerhin läßt sich der Fassade bei all ihren Schwächen eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen, die teils in ihrer bedeutenden Höhenentwicklung — sie steigt bis zu 39,50 m auf — teils in ihrem durchsichtigen Aufbau begründet ist. Ein besonderer Vorzug ist ihr innerer Zusammenhang mit der übrigen Anlage. Sie ist kein dieser nur lose vorgesetztes, im Aufbau und in der Einteilung selbständig behandeltes Prunkstück, wie so viele ihresgleichen, sondern ein organischer Bestandteil des Baues, dessen horizontale und vertikale Gliederung in ihr bis zum Giebel hinauf in aller Klarheit zum Ausdruck kommt.

Die reichste Partie der Fassade ist das Portal mit den beiden kannelierten Säulen an jeder Seite, den hohen, mit Löwenköpfen geschmückten Sockeln dieser Säulen, den konchaartigen Nischen, welche die Fläche zwischen den Säulen beleben, den aus Schädeln und Rosetten bestehenden Füllungen der Metopen des Frieses, den oben mit einer Schnecke endenden Giebel-

stücken oberhalb der Verkröpfungen des Gebälks und der zwischen diesen Giebelstücken aufsteigenden, den bekrönenden Abschluß bildenden Ädikula. Es hat große Verwandtschaft mit dem Portal der Noviziatskirche zu Tournai, folgt aber im Einklang mit dem ganzen unteren Fassadengeschoß der dorischen Ordnung, während das Tournaier der korinthischen angehört.

An den Langseiten und um den Chor herum fallen besonders die hohen, wuchtigen Strebepfeiler auf, hinter denen das Dach der Abseiten fast ganz verschwindet. Statt einer Verdachung tragen sie oben eine Schnecke, wie wir sie bei den an die Fassade anstoßenden Streben der Kirche zu Maubeuge antrafen. An den Langseiten haben die Streben bei ihrem Austritt aus dem Dach der Abseiten fast die volle Tiefe dieser Abseiten, verjüngen sich dann aber bald bis zur Stärke der Chorstreben. Die Strebepfeiler des Chores weisen bloß in ihrem oberen Teile eine Verjüngung auf, und selbst diese ist nur unbedeutend. Ein kräftiges, weit ausladendes Gesimse umzieht im Anschluß an das Gebälk der zweiten Fassadenordnung den ganzen Bau. Es bildet in Verbindung mit Durchgängen, welche in der Höhe des Gesimses in den Strebepfeilern angebracht sind, unter den Fenstern des Lichtgadens einen Laufgang. Das Kranzgesimse ist dem Geschmack der Zeit und den übrigen Bauten du Blocqs entsprechend ein Stück Renaissance.

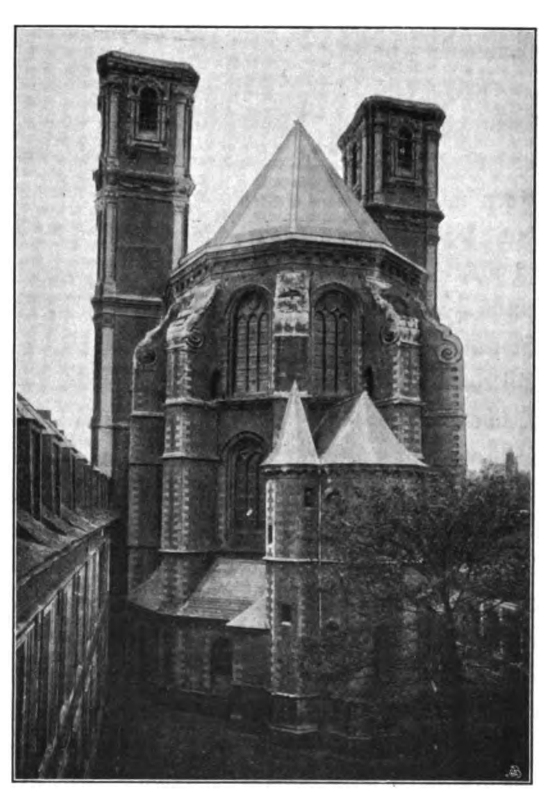


Bild 25. St-Omer. Ehemalige Jesuitenkirche. Choransicht.

Der Umgang, welcher den Chor umzieht, ist sehr niedrig; reicht doch sein Pultdach noch nicht einmal bis zur Bank der unteren Chorfenster.

Der zweigeschossige Mittelbau steigt dagegen mit seinem Dachfirst bis zu den oberen Chorfenstern empor. Er schließt dreiseitig und enthält jetzt unten die Sakristei; oben befindet sich ein kapellenartiger Raum, der ursprünglich nach der Kirche zu offen war, später aber durch den oberen Aufsatz des Hochaltars verdeckt wurde. Ihr Licht empfangen die Sakristei und das über ihr liegende Geschoß durch einteilige, im Dreiblattbogen abschließende gotische Fenster. Der Aufgang zum Obergeschoß befindet sich in einem der rechten Seite des Baues angefügten polygonalen Treppentürmchen.

Neben dem Chor erheben sich im unmittelbaren Anschluß an die Abseiten zwei helmlose Türme. Es scheint, daß Helme nie in Aussicht genommen wurden. Die beiden unteren Geschosse der Türme sind an den Ecken mit dorischen Pilastern besetzt, die drei oberen dagegen mit ionischen bzw. korinthischen. Am lebendigsten entwickelt ist das letzte Geschoß. Es ist nicht wie die übrigen nur an einer, sondern an allen vier Seiten mit einem Fenster versehen, und zwar mit einem Fenster, das von einer geradezu überladen reichen Barockeinfassung umrahmt wird. Die Türme schließen mit einem stark ausladenden Konsolengesimse. Es ist ein eigenartiges Bild, welches der Bau von der Chorseite darbietet. Reizend kann man es nicht wohl nennen und noch weniger zierlich. Selbst die Bezeichnung „schön" dürfte zu gewagt sein, aber eigenartig und interessant ist es, und nicht bloß das, sondern auch imposant und monumental. Ein breiter, massiger Chor, der mühsam aus dem gedrungenen Umgang emporzusteigen scheint, seitwärts abschließend durch zwei stumpfe Türme, die sich ohne alle Verjüngung aufbauen und aus lose aufeinander getürmten Stockwerken bestehen, umstanden von wuchtigen Streben, deren Ungelenkheit durch die schweren Gesimse und durch den schneckenförmigen Abschluß erst recht sinnfällig zu Tage tritt; die doppelten Fensterreihen mit ihrem der ganzen Umgebung so fremden reichen Maßwerk und ihrer zierlichen Profilierung; die doppelgeschossige, in Anlage, Stil und Aufbau an die Schöpfungen der früheren Gotik erinnernde Kapelle mitten hinter dem Chorhaupt, alles das gewährt ein Bild von ungewöhnlich eigenartiger Kraft, dessen imponierender Wirkung man sich um so weniger zu entziehen vermag, je länger man seinen Blick auf ihm ruhen läßt.

Wie im Äußern so hat der Bau auch im Innern manche Eigenheiten. Er baut sich hier in drei Geschossen auf, die durch stark vorspringende Gesimse voneinander geschieden werden. Das unterste besteht aus den

Schiffsarkaden, denen im Chor eine kahle Mauer entspricht, das oberste aus dem durch einundzwanzig große, dreiteilige Fenster durchbrochenen Lichtgaden, das mittlere aus der über den Arkaden aufsteigenden, bis zum Lichtgaden reichenden Wand. Dieselbe ist im Chor mit dreiteiligen, durch Pilaster getrennten Fenstern von der Größe und von dem Charakter der Fenster des Lichtgadens versehen, im Langhaus aber in rechteckige Felder zerlegt, welche von Barockrahmen eingefaßt und wie die Fenster der ent-

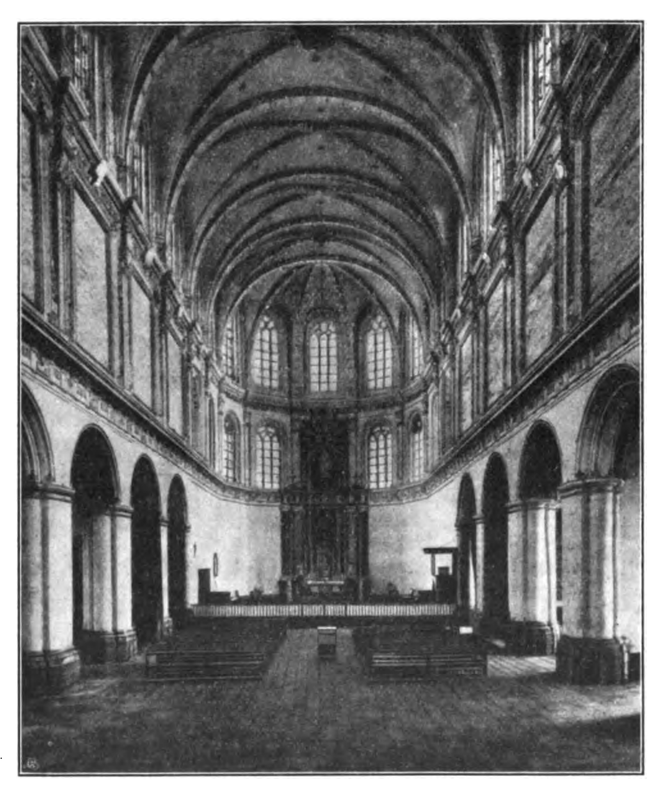


Bild 26. St-Omer. Ehemalige Jesuitenkirche. Inneres.

sprechenden Chorpartie durch Pilaster geschieden sind. Die Halbsäulen, welche den an den Ecken abgefasten Schiffspfeilern vorgesetzt sind, haben achteckigen Sockel und Fuß, attische Basis und toskanisches Kapitäl. Die Arkaden sind rundbogig; ihre Innenseiten haben eine pseudogotische Profilierung. Das Gebälk, auf welchem das den Abschluß des unteren Geschosses bildende Gesimse ruht, ist von dorischer Bildung. Seine Metopen sind mit Inschriften und symbolischen Darstellungen im Geschmack der da-

maligen Zeit gefüllt[1]. Im Chor weisen diese auf das heiligste Sakrament hin; im Langhaus sind sie an der Evangelienseite vornehmlich den Seligen der Gesellschaft Jesu gewidmet, während sie sich an der Epistelseite auf den himmlischen Lohn und das in den Heiligen aller Stände verkörperte christliche Tugendleben beziehen. Die mit schweren Barockrahmen umgebenen Felder des Mittelgeschosses enthielten früher Gemälde. Da, wo die Türme stehen, war ursprünglich eine offene, fensterartige Nische angebracht, welche ein im zweiten Turmgeschoß befindliches Oratorium mit der Kirche verband. In gleicher Weise verhielt es sich hier früher im Lichtgaden, da auch das dritte Geschoß der beiden Türme als Oratorium diente. Jedoch wurden alle vier Oratorien schon 1657 außer Gebrauch gesetzt, weil sie sich nicht bloß als zwecklos und unbequem, sondern durch den Luftzug, den sie verursachten, sogar als schädlich erwiesen hatten. Die Öffnungen wurden vermauert und dann den Nischen Ölgemälde vorgesetzt.

Das Gewölbe des Mittelschiffes folgt konstruktiv noch durchaus den Gesetzen des gotischen Gewölbes, der Spitzbogen ist aber aufgegeben, während die Querrippen zu breiten, flachen, mit antiken Kassetten verzierten Bändern umgebildet erscheinen. Nur die Diagonalrippen haben ihr gotisches Profil bewahrt. Es ist die Weise und Sprache, welche Francart bei der Jesuitenkirche zu Brüssel angewendet hatte und welche seitdem rasch beliebt geworden war. Ursprünglich war wohl ein Netzgewölbe beabsichtigt.

Die Abseiten bestehen aus sieben Jochen; sie werden durch je sieben dreiteilige, im Rundbogen endende Fenster erhellt und sind mit genau den gleichen Netzgewölben eingedeckt, die wir im Mittelschiff und in den Seitenschiffen der Kirche zu Arras antrafen. Die schlichten, breiten Quergurte, deren einzige Verzierung in einem den Kanten eingelassenen Stab besteht, ruhen an der Außenmauer auf Halbsäulen, die von derselben Art und Beschaffenheit sind wie die den Schiffspfeilern vorgelegten. Das erste Joch der Abseilen bildet beiderseits einen geschlossenen Raum. Es befanden sich dort die Treppen, welche den Zugang zu der an der Eingangsseite errichteten Empore bildeten. Sie mündeten auf die zwei oben an den Seitenwänden des Schiffes angebrachten, reich umrahmten, jetzt aber vermauerten Türen. Zwischen dem dritten und vierten, dem vierten und fünften, dem sechsten und siebten Joch der Abseiten steigen die Strebepfeiler

[1] Abgebildet und eingehend besprochen bei Lesenne, La chapelle du Lycée de St-Omer 37 ff.

bis auf den Boden herab, so daß sie förmliche, wenngleich mit einem Durchgang versehene Zwischenwände zwischen den betreffenden Jochen bilden.

Der Chorumgang, die Sakristei und die darüberliegende Kapelle besitzen reiche Sterngewölbe, deren Rippen auf Wandkonsolen sitzen und an den Schnittpunkten in Schlußsteinen zusammenstoßen; Gegenstücke zu den Gewölben des Umgangs und der Sakristei der Kirche zu Luxemburg und des Kapellenkranzes der Kollegskirche zu Arras.

Die Wirkung, welche das Innere der Kirche auf den Beschauer ausübt, ist eine mächtige. Sie liegt vor allem in der Weiträumigkeit und den bedeutenden Maßen des Baues begründet, dann aber auch in der überraschend eigenartigen, originellen Erscheinung, welche es bietet. Eine volle Befriedigung gewährt es freilich nicht. Nicht bloß daß die Zahl der in ihm zu einem Ganzen verbundenen Stile zu groß ist — was noch schlimmer ist, es fehlt an gefälliger Verschmelzung der den verschiedenen Stilen entnommenen Elemente. Dissonanzen wurden geschaffen, aber nicht genügend aufgelöst; Kontraste gebildet, aber keine Brücke zur Vermittlung derselben geschlagen. Unten Stützen und Bogen, die sich fast romanisch nennen könnten, darüber ein nüchterner, an dieser Stelle völlig sinnloser dorischer Fries, im Mittelgeschoß überall — im Chor wie im Langhaus — ein sich unangenehm vordrängender, derber, irrationeller Barock, im Lichtgaden die leichten, reich gegliederten gotischen Fensterfüllungen hart neben den schweren, kassettierten Quergurten und den rundbogigen Gewölben, fast ebensoviele Gegensätze wie Elemente. Dazu die Teilung der Wände in drei fast gleich hohe, durch mächtig vorspringende Gesimse allzusehr geschiedene, in ununterbrochener Flucht sich hinziehende Geschosse und als Folge davon eine gewisse Monotonie in der Gliederung des Aufbaues und eine übermäßige Betonung der Horizontalen. Indessen vergessen wir nicht, die Zeit, aus welcher der Bau stammt, war eine Periode des Übergangs, des Gärens, des Wogens, eine Periode unsichern Schwankens und zagenden Umhertappens, eine Periode des Entscheidungskampfes zwischen altheimischen, noch immer tief eingewurzelten Traditionen und neuer, aus der Fremde importierter, durch ihren Glanz und ihren Ruf alle Welt blendender Weise. Man wird dann gern die Dissonanzen überhören, welche infolge der gleichzeitigen, ohne vermittelnden Ausgleich geschehenen Verwendung so ganz verschiedener Stilelemente im Rhythmus des Baues erklingen, und lieber auf die mächtige Konsonanz kühner Originalität, imposanter Weiträumigkeit und glänzender Lichtfülle lauschen, welche den Bau durchwogt.

7. Pläne zu Kirchen für Löwen, Dinant, Huy, Aire und Hesdin.

Wir dürfen von der zweiten Gruppe der gotischen Jesuitenkirchen der belgischen Ordensprovinzen und von du Blocq nicht Abschied nehmen, ohne noch einiger Pläne desselben gedacht zu haben, welche leider infolge der äußeren Umstände nicht zur Ausführung kamen, aber für die Kenntnis der Bauweise des Bruders nicht ohne Bedeutung sind.

Der Plan für eine Kirche zu Löwen entstand wahrscheinlich noch vor der Teilung der belgischen Ordensprovinz, d. i. vor 1612. Denn es ist wenig glaubhaft, daß man noch nach dieser Zeit Bruder du Blocq, der der wallonischen Ordensprovinz angehörte, mit einem Entwurf für eine Kirche der Flandro-Belgica beauftragt habe, die selbst sehr fähige und bedeutende Architekten besaß, einen P. Aguilon, einen Bruder Hoeimaker und ganz besonders einen Bruder Huyssens, von welchem später ausführlich die Rede sein wird.

Der Plan für Löwen folgt dem Schema von Luxemburg[1]. Er stellt einen dreischiffigen Bau von sechs Jochen dar, dessen Chor dreiseitig abschließt, und dessen Seitenschiffe sich als Kapellen neben dem Chor bis zum Beginn des Chorhauptes fortsetzen. Die Schiffe werden durch Rundsäulen geschieden. Die Lage des Turmes ist nicht angegeben; er befand sich indessen wahrscheinlich über einer der Kapellen am Ende der Seitenschiffe. Vom Grundriß der Luxemburger Kirche unterscheidet sich der Plan für die Löwener nur durch die geringere Tiefe des Chores. Die Kirche sollte ca 142′ (= 40,47 m) lang und ca 68′ (= 19,30 m) breit werden und auf demselben Platz sich erheben, auf welchem später die Kollegskirche, jetzt St-Michel, wirklich erbaut wurde.

Der Plan für die Kirche zu Dinant schließt sich ebenfalls an den in der Kirche von Luxemburg verkörperten Typus an[2]. Er muß Ende 1613 oder Anfang 1614 entstanden sein und wurde im Februar oder März des letztgenannten Jahres nach Rom zur Genehmigung geschickt; denn in einem vom 21. April datierten Schreiben bestätigt der Pater General dem Provinzial P. Herennius den Empfang des Planes. Schon am 2. Mai erfolgte seine Gutheißung, doch ließ der Mangel an den nötigen Baumitteln es nicht zu seiner Ausführung kommen. Erst 1661 konnte man zu Dinant zur Grundsteinlegung einer Kirche schreiten; um diese Zeit aber hatte sich der

[1] Pariser Sammlung Hd 4a, n. 157. [2] Ebd. Hd 4a, n. 118.

Geschmack schon längst von Plänen, wie du Blocq sie schuf, abgewendet. Ein anderer Stil war in Mode gekommen.

Der Entwurf du Blocqs zeigt uns einen dreischiffigen Bau mit Seitenkapellen neben dem Chor und mit Rundsäulen im Langhaus. Der Chor ist um ein Joch länger wie auf dem Plan für Löwen und schließt fünfseitig. Hinter der linken Seitenkapelle ist neben dem zweiten Chorjoch ein doppelgeschossiges Oratorium angebracht. Auf der gegenüberliegenden Seite sollte sich hinter der Seitenkapelle der Turm erheben, dessen beide unteren Geschosse ebenfalls als Oratorien gedacht waren. Eine dem Turm angefügte Wendeltreppe bildete den Aufstieg zu dem Oratorium des zweiten Turmgeschosses und dem Glockenhaus. Im Scheitel des Chorhauptes ist eine dreiseitig abschließende Kapelle, wie zu St-Omer, vorgesehen. Die dem vordersten Joch des Langhauses einzubauende Empore sollte nach Ausweis der zwischen dem ersten Säulenpaar angedeuteten freistehenden Stützen wie zu Arras und Luxemburg auf fünf Gewölben ruhen. Den Zugang zur Empore bewerkstelligt ein an der linken Ecke der Fassade angebrachtes Treppenhaus, das zugleich zum oberen Gang des an der Kirche anstoßenden Kollegflügels führt[1]. Das Portal sollte ein Barockwerk werden wie bei den Kirchen zu Tournai und Luxemburg. Die den Eingang rechts und links flankierenden Säulenpaare weisen darauf hin. Als Gesamtlänge des Baues sind auf dem Plan 152′ (= ca 44 m), als Gesamtbreite 69′ (= ca 20 m) angesetzt.

Nach Huy kamen die Jesuiten 1616; die Eröffnung einer Kapelle wurde ihnen daselbst aber wegen Einspruchs der Augustiner erst 1618 gestattet. Du Blocqs Pläne für eine Kirche zu Huy stammen aus der Zeit zwischen 1618 und 1623[2]. Es sind ihrer drei[3]. Zwei stellen

[1] Serbat meint, es habe die Kirche mit seitlichen Emporen versehen werden sollen, indem er sich auf die Notiz des Planes: Gradus ad odeum et ambulacrum superius beruft. Allein unter dem ambulacrum superius ist nach Lage der Dinge nicht eine seitliche Empore in der Kirche, sondern der obere Korridor des an diese anstoßenden Kollegsflügels verstanden.

[2] Einer der für eine Kirche zu Huy vorliegenden Pläne trägt die Bemerkung: Idea Huensis pro sola domo tertiae probationis; eine andere hat die Notiz: Idea Huensis pro domo tertiae probationis cum scholis coniuncta. Die Pläne stammen also aus einer Zeit, da man noch nicht daran dachte, das Tertiat von Huy zu verlegen, d. i. aus der Zeit vor 1623, denn 1623 wurde zu Armentières eine neue Niederlassung in der Absicht gegründet, dorthin das Tertiat von Huy überzusiedeln. In Wirklichkeit hatte die Verlegung freilich erst 1629 statt.

[3] Pariser Sammlung Hd 4b, n. 231 233.

einen einschiffigen Bau mit rechteckigen seitlichen Querbauten dar. Sie unterscheiden sich nur durch den Chorschluß, der bei Plan I fünfseitig, bei Plan II geradseitig ist. An der Innenseite der Fassade ist über zwei freistehenden Säulen und zwei Halbsäulen eine Empore beabsichtigt, dem Eingang ein Renaissanceportal vorgebaut. Die lichte Länge des Baues beträgt auf beiden Plänen 120′ (= ca 35 m), die lichte Breite 35′ (= ca 10 m). Plan I wie II folgen dem bei der Noviziatskirche zu Tournai und der Kollegskirche zu Maubeuge verwendeten Schema; Plan I ist sogar schlechthin eine Kopie des Grundrisses der Maubeuger Kirche, bei dem nur der Turm weggelassen und im Zusammenhang damit der Chor um einige Meter verkürzt wurde.

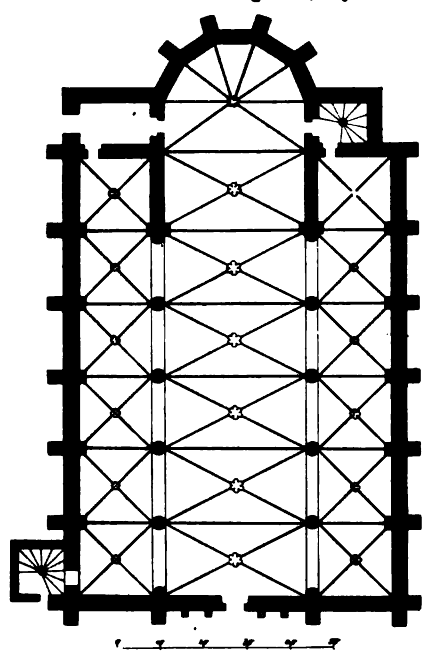


Bild 27. Huy. Du Blocqs Plan zu einer Kollegskirche.

Setzen die beiden Pläne I und II voraus, daß die Niederlassung zu Huy wie bis dahin nur Tertiat bleibe, das heißt Haus, worin die Patres nach Vollendung der Studien das dritte Probejahr zu machen haben, so faßt Plan III die Möglichkeit ins Auge, daß zum Tertiat ein Kolleg hinzukomme. Er ist eine Erweiterung von Plan I. Die Querwände der Anbauten wurden bis zur Fassade fortgeführt, ihre nach der Fassade zu gerichtete Wand durchbrochen, die Langseiten der Kirche in eine Arkadenreihe aufgelöst, die Fassade nach beiden Seiten bis zu den verlängerten Querwänden der Anbauten verbreitert und so der einschiffige Bau in einen fast doppelt so großen dreischiffigen umgewandelt. Außerdem erscheint der Chor um etliche Meter hinausgerückt, wodurch hinter der Kapelle des rechten Seitenschiffes Raum für den Turm gewonnen wurde, während an der gegenüberliegenden Seite ein Oratorium angelegt werden konnte. Bemerkenswert ist, daß allen Teilen des Baues gotische Gewölbe eingezeichnet sind, dem zweiten Chorjoch und dem Chorhaupt ein Gewölbe mit radialen Rippen, allen andern einfache Kreuzgewölbe, wobei die

Schlußsteine teils als Sechs- teils als Vierpässe dargestellt sind. Ein Vergleich von Plan III, der nach dem vorhin Gesagten nur eine gut ersonnene Weiterbildung von Plan I ist, mit dem Plan für Dinant zeigt, wie sehr beide übereinstimmen. Sie unterscheiden sich fast nur dadurch voneinander, daß beim Entwurf für Huy die Kapelle am Chorhaupt fehlt und die Schiffe um ein Joch kürzer sind.

Keiner der drei Pläne kam zur Ausführung. Mancherlei Schwierigkeiten, darunter namentlich auch die mißlichen pekuniären Verhältnisse, zwangen die Patres, vorderhand von dem Kirchenbau abzusehen und sich auch noch weiterhin bis auf günstigere Zeiten mit dem vorhandenen armseligen und engen Kirchlein zu begnügen, das sie 1618 errichtet hatten. Als sie aber endlich an die Ausführung der so lange geplanten Kirche herantreten konnten, ging es wie zu Dinant. Die Gotik war altmodisch geworden und mit ihr die Pläne du Blocqs.

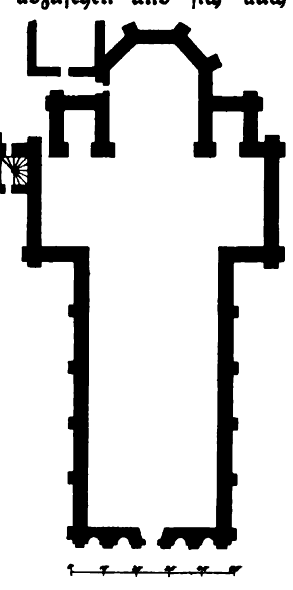


Bild 28.. Aire. Du Blocqs Plan zu einer Kollegskirche.

Der Plan für die Kirche zu Aire ist genau datiert[1]. Über dem Maßstab steht nämlich die Notiz: Echelle de cent pieds faicte ce 19 Mars 1620. Am 22. des gleichen Monats wurde er nach Rom geschickt, am 21. Juni mit der Genehmigung des Pater Generals versehen von dort zurückgesandt. Er blieb indessen unausgeführt, nur das Kolleg kam in den Jahren 1621 bis 1623 zu stande. Eine Kirche wurde erst 1682 erbaut, natürlich im damals herrschenden Stil, doch in der Grundrißdisposition nicht ohne Anklänge an den alten Entwurf du Blocqs.

Der Plan für die Kirche zu Aire ist ebenfalls eine Weiterbildung des Schemas der Noviziatskirche zu Tournai. Die Veränderungen sind zum Teil sehr bedeutsam. Aus den Seitenkapellen ist ein 30′ (= ca 8,50 m) breites Querhaus geworden; der Chor hat anstatt 48′ (= ca 13,50 m) Breite, wie das Langhaus, nur 30′, gerade wie der Querbau; in den Winkel zwischen Querhaus und Chor sind Kapellen eingefügt, über denen

[1] Pariser Sammlung Hd 4a, n. 114.

sich, wie es scheint, Türme mit Oratorien im zweiten Geschoß erheben sollten. Die Fassade endlich hat, und das ist die bemerkenswerteste Neuerung, wie die Fassade der Kirche zu St-Omer, durch und durch Barockcharakter erhalten. Die halbrunden Nischen und die gehäuften Pilaster lassen keinen Zweifel daran.

Nach einer andern Seite als beim Plan für die Jesuitenkirche zu Aire bewegt sich die Fortentwicklung des Schemas der Noviziatskirche zu Tournai beim Entwurf für eine Kirche zu Hesdin[1]. Auch hier handelt es sich um einen einschiffigen Bau mit fünfseitigem Chorhaupt, Querbauten zu beiden Seiten, einem Turm an der rechten Seite des Chores und einem Oratorium auf der andern Seite. Die weitere Ausgestaltung der Bauidee besteht darin, daß zwischen den Streben des Langhauses Kapellen angelegt wurden. Die Strebepfeiler wurden zu dem Ende vertieft, in ihrem unteren Teil durch eine Mauer abgeschlossen und der so geschaffene Raum durch eine Arkade nach der Kirche zu geöffnet. Es ist dieselbe Einrichtung, die uns bei der Jesuitenkirche zu St-Omer begegnete. Allein bei dieser hier nur im Prinzip und in unvollständiger Durchführung, da in ihr nicht alle Strebepfeiler quer durch die Abseiten bis zum Boden heruntersteigen oder doch ein Durchgang die Abteilungen miteinander verbindet.

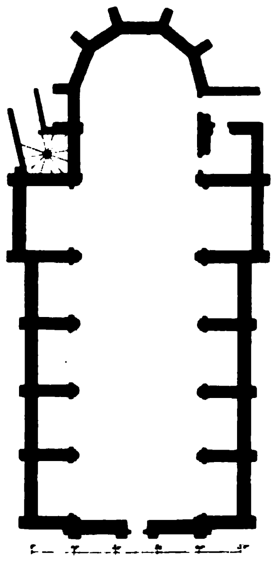


Bild 29. Hesdin. Du Blocqs Plan zu einer Kollegskirche.

Was den Stil anlangt, so bekundet die Form des Chores mit seinem aus dem Zehneck gebildeten Chorhaupt und den den Winkeln desselben vorgelegten doppelten Diensten mit aller Bestimmtheit, daß es sich bei dem Plan noch um einen wesentlich gotischen Bau handelt. Allein die Tendenz du Blocqs ging auch bei ihm wohl nicht auf eine rein gotische Schöpfung hinaus. Wir haben uns vielmehr allem Anschein nach den beabsichtigten Bau als Gegenstück zur Kollegskirche zu St-Omer zu denken. Sowohl die Gliederung der Pfeiler an den Eingängen der Seitenkapellen des Langhauses wie die Bildung der Fassade weisen darauf hin, daß den gotischen Elementen in erheblicherem Maße auch solche der Renaissance beigemischt werden sollten.

[1] Pariser Sammlung Hd 4b, n. 235.

Die Maße, welche dem Bau zugedacht waren, sind nicht besonders bedeutend. Seine Länge sollte sich auf ca 130′ (= ca 36 m) belaufen, seine Breite im Langhaus, die Kapellen eingerechnet, auf etwa 54′ (= ca 15 m), seine Breite vor dem Chor, also die Querbauten mit einbezogen, auf 60′ (= ca 17 m). Die lichte Breite des Chores und des Mittelraumes ist auf 30′ (= ca 8,50 m) angesetzt. Der Plan wurde etwa im März 1617 nach Rom geschickt. Am 8. April wurde er in einem Schreiben des Pater Generals an den Rektor des Kollegs zu Hesdin genehmigt, trotzdem sollte er nie verwirklicht werden. Die erhofften Hilfsmittel blieben lange aus, und so konnte man erst im Jahre 1634 daran denken, mit der Errichtung der Kirche zu beginnen. Schon hatte der Pater General am 20. Januar 1635, wenn auch nach einigem Zögern, in Anbetracht der Notwendigkeit einer Kirche, neuerdings die Erlaubnis zum Bau gegeben, schon war Bruder Leo del Carpentrie nach Hesdin berufen worden, um die Arbeiten zu leiten, und schon war alles zum Beginn derselben bereit, als der zwischen Frankreich und Spanien ausbrechende Krieg, dessen Ziel für jenes die Eroberung von Artois und Flandern war, dem Werk für immer ein jähes Ende bereitete. Denn als wieder ruhigere Zeiten gekommen waren, wurde Hesdin mit Arras, die infolge des Krieges französisch geworden waren, auf Ansuchen Frankreichs durch den General von der gallo-belgischen Ordensprovinz abgetrennt und der nordfranzösischen (Francia) zugeschrieben.

Drittes Kapitel.

Sonstige gotische Jesuitenkirchen in den belgischen Ordensprovinzen.

1. Die Kollegskirche zu Courtrai.

Unter den sonstigen von den Jesuiten der belgischen Ordensprovinzen erbauten gotischen Kirchen nimmt durch ihre Eigenart, durch ihre Größe und nicht zum wenigsten durch ihre hervorragende Stilreinheit vor allem die Kollegskirche zu Courtrai unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Jesuiten kamen 1583 nach Courtrai. Bis zum Jahr 1590 benutzten sie für ihre gottesdienstlichen Funktionen die St Katharinenkapelle in der Stiftskirche zu Unserer Lieben Frau, siedelten dann aber in die Kapelle über, in welcher die Bürger- und Jünglingssodalität ihre Versammlungen abhielt. Siebzehn Jahre später wurde am 5. Juni, dem dritten Pfingsttag, der Grundstein zu der noch jetzt bestehenden und wieder in den Händen der Jesuiten befindlichen Kirche zum hl. Michael gelegt. Die Feier vollzog unter Assistenz des Provinzials Franz Florentinus und des damaligen Rektors des Kollegs, P. Jakob Mindenus, in

Gegenwart vieler Herren aus dem Adel, des gesamten Magistrats und zahlreicher Gönner der Patres der Bischof von Tournai, Michael von Esne. Von allen Seiten kamen Beisteuern, so daß am Bau tüchtig geschafft werden konnte. Schon 1611 stand er mit seinem hohen Giebel, der hart unter der Spitze das Datum 1610 trägt, und seinen beiden Chortürmen als fertiges Werk da. Am 8. Mai des erstgenannten Jahres, dem Fest der Erscheinung des hl. Michael, wurde er vom Bischof von Tournai, der vier Jahre zuvor den ersten Stein gelegt, konsekriert. Als Schöpfer der Kirche wird in dem im Besitz der Patres zu Courtrai befindlichen Liber benefactorum der Architekt Johannes Persyn genannt.

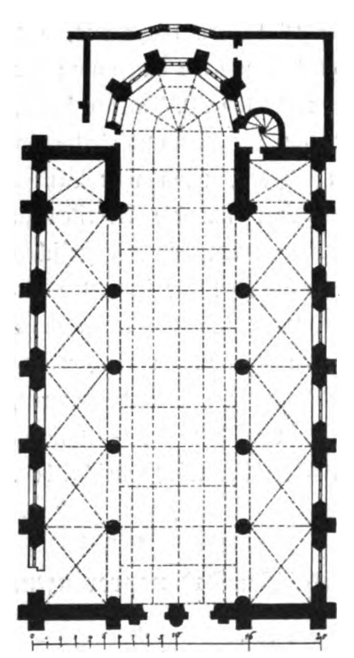


Bild 30. Courtrai. Jesuitenkirche. Grundriß.

Jan Persyn war geboren zwischen 1530 und 1540[1]. 1573 machte er mit einem gewissen Jean Labout eine Description des travaux que comporterait la construction des aqueducts et rigoles devenue nécessaire par suite du repavement du marché de Courtrai. 1582 wird er in den Rechnungen von St Martin wegen kleinerer Maurerarbeiten, die er ausgeführt hatte, genannt; 1593 finden wir ihn bei Erbauung einer Kirche der Cistercienserinnen des Klosters Unserer Lieben Frau van Groeninghe, die ihr Kloster wegen der Kriegsgefahren in die Stadt verlegt hatten, beschäftigt. Unter dem 15. Februar 1601 legt er dem Rat zwei Aufstellungen über den Ausbau des Turmes der St Martinskirche vor; im folgenden Jahre wird er vom Magistrat von Menin beauftragt, ein Projekt für den Ausbau und die Restauration des dortigen Beffroi auszuarbeiten, 1606 besorgt er für Rechnung der Schöffen Ausbesserungen an der Stadtmühle. Sein bedeutendstes Werk ist die Jesuitenkirche zu Courtrai. Sie läßt Persyn als einen tüchtigen, in der Weise der früheren Meister noch wohlbewanderten und dabei nach Originalität strebenden Architekten erscheinen.

Die St Michaelskirche wurde 1720 durch den damaligen Rektor P. van Buren im Geschmack der Zeit mit Hilfe von Holz und Stuck umgemodelt, aber in jüngster Zeit durch die regen Bemühungen des eifrigen Superiors der Courtraier Residenz, P. Ed. Marchal, wieder von dem sie verunstaltenden Gewande befreit und möglichst in der Weise hergestellt, wie sie am Tage ihrer Vollendung dastand. Es war ein lobenswertes Unternehmen, und zwar sowohl des Baues selbst wie auch seines Meisters wegen.

[1] Über Johannes Persyn vgl. Biographie nationale de Belgique XVII n. 78.

Die Kirche ist dreischiffig und besteht bis zum Chor aus fünf Jochen. Sie hat eine lichte Länge von 39,60 m, eine lichte Breite von 18,50 m und eine lichte Höhe von 19,50 m. Die Höhe der Seitenwände des Mittelschiffes beträgt 14,70 m, die Breite des Mittelschiffes 9,70 m, die der Seitenschiffe je 4,40 m. Das Mittelschiff überragt die Seitenschiffe um ein bedeutendes, besitzt aber keine Fenster im Obergaden, sondern nur fensterartige Nischen, die sich bis zu zwei Drittel ihrer Höhe in einem Dreipaßbogen auf einen unter dem Dach der Seitenschiffe sich hinziehenden Gang öffnen und so aus diesem eine Art von Empore machen. Ob Persyn ursprünglich beabsichtigte, im Lichtgaden wirkliche Fenster anzubringen, muß dahingestellt bleiben. Wenn ja, so wurde dieser Plan jedenfalls schon während des Baues wieder aufgegeben, wie die Dreipaßbogen, welche den Nischen eingesprengt sind und aus der Zeit der Erbauung der Kirche herrühren, beweisen. Es ist eine merkwürdige Einrichtung, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte.



Bild 31. Courtrai. Jesuitenkirche. Inneres.

Die Seitenschiffe sind mit spitzbogigen Gratgewölben eingedeckt, deren Quergurte eine einfache, derbe Profilierung aufweisen. Ihren Ausgang nehmen diese Quergurte an der Außenwand der Seitenschiffe von kleinen Barockkonsolen, die auf Engelsköpfen ruhen. Das Mittelschiff schließt mit einem spitzbogigen Tonnengewölbe in Holzverschalung, das durch Längsleisten und Querrippen in rechteckige Felder geteilt ist. Ankerbalken verhindern

das Ausweichen des Daches und des Gewölbes. Der Chor ist haubenförmig eingedeckt.

Die Profile der Gesimse, Fensterleibungen, Türgewände, Schiffbogen haben fast überall noch gotische Formen, die an Kraft des Ausdrucks und Sauberkeit der Behandlung allerdings hie und da zu wünschen übrig lassen. Am besten gelungen sind die Leibungen des Portals mit ihren reichen Gliederungen und ihrem lebendigen Wechsel von Licht und Schatten, von vor- und zurücktretenden Profilelementen. Eigentliche Renaissancebildungen finden sich in dem Bau bloß in sehr spärlicher Zahl. Sie beschränken sich auf einen breiten, oben und unten mit einem Gesimse abschließenden architravartigen Gurt, welcher sich unterhalb der Nischen des Lichtgadens die Wand entlang zieht, auf die Konsolen, auf denen in den Seitenschiffen die Quergurten ansetzen, und auf das Kranzgesimse der Türme. Mit gutem Verständnis und zugleich mit viel Geschmack sind die Säulen des Langhauses behandelt. Ihr Sockel und ihre Basis sind achtseitig, der Pfühl, der Schaft und der untere Teil des Kapitäls rund, der obere Teil des Kapitäls und die Deckplatte aber wieder achtseitig. Zu den einfachen, aber kräftigen und sehr harmonisch gegliederten Arkadenstützen passen gut die breiten, schlichten Bogenleibungen, welche bloß an den Kanten mit einem aus Karnies, Band und Viertelstab gebildeten Profil versehen sind.

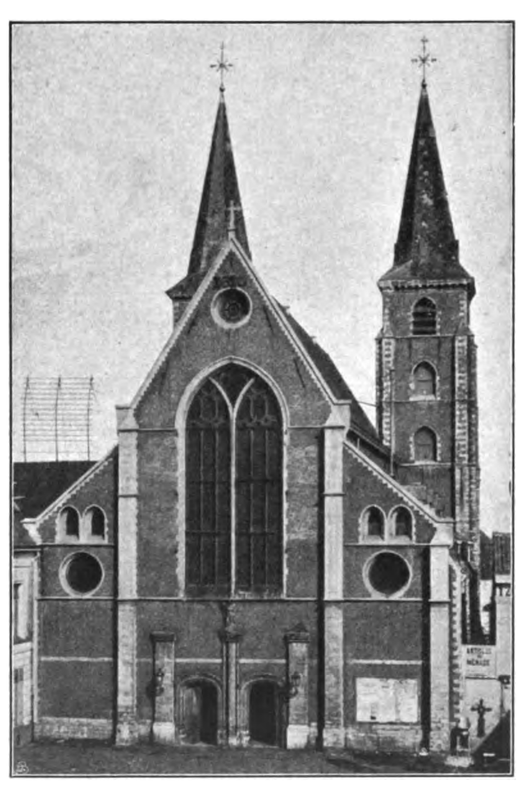


Bild 32. Courtrai. Jesuitenkirche. Fassade.

Eine eigenartige Erscheinung ist die Fassade. In der Mitte unten ein an die Portalanlage der Genter Kirche erinnerndes Portal, bei dem jedoch

die Bogennische, welche zu Gent die Eingänge umrahmt, fehlt; rechts und links von dem Eingang ein flacher, ausdrucksloser Pilaster; darüber ein großes, für die Abmessungen der Fassade allzu großes sechsteiliges Fenster; in der Spitze ein schlichtes Rundfenster. In den in der unteren Partie so nüchternen Schmalseiten der Nebenschiffe oben ein mittelgroßes, maßwerkloses Rundfenster, das im Giebel von zwei niedrigen, schwerfälligen Spitzbogenfenstern überragt wird. Dazu Strebepfeiler, die von unten nach oben in völlig gleicher Stärke die Wand hinansteigen, und eine wenig harmonische horizontale Gliederung; alles in allem gewiß ein eigentümliches, nicht gerade besonders befriedigendes Bild. Was indessen mit der Fassade versöhnt, ist teils ein gewisses Streben nach Originalität, das sich in ihr unzweideutig kundgibt, teils ihr glückliches Zusammenwirken mit den neben dem Chor sich erhebenden beiden Türmen, deren obere Geschosse sich fast wie die Fortsetzung der den Seitenschiffen entsprechenden Fassadenpartien ausnehmen.

Die Türme sind fünfgeschossig. Ihr zweites Geschoß liegt in der Höhe des Obergadens und enthält ein Oratorium, das wie der Laufgang hinter dem Obergaden durch eine im Dreipaßbogen schließende und von einer spitzbogigen Nische umrahmte, aber etwas reicher profilierte Arkade mit dem Innern der Kirche in Verbindung steht. Den Aufgang zu den beiden Oratorien bildet eine in der Ecke zwischen Turm und Chor angelegte Treppe, deren Podest nach der Kirche zu mit flachen Kleeblattbogen endende Fenster besitzt und darum ebenfalls als eine Art von Oratorium benutzt werden konnte. In wenigen der andern belgischen Jesuitenkirchen dürfte der zu Gebote stehende Raum mit solchem Raffinement zu Oratorien ausgenutzt worden sein wie gerade in der Kirche zu Courtrai.

Die Fenster in den drei oberen Geschossen der Türme waren stets ohne Maßwerk, wohl aber ist das zweiteilige Fenster, wodurch das Oratorium von außen Licht empfängt, mit solchem versehen. Die Streben steigen bis zum Gesimse des letzten Geschosses auf und haben wie die Streben der Fassade eine abgewalmte Abdachung. Das klassische, stark ausladende Dachgesimse des Turmes ruht auf einer Reihe kräftig vorspringender, mit Rinnen verzierter Simskonsolen. Der achtseitige, schlanke Helm geht an seinem Fuß ins Quadrat über.

Das Innere der Kirche wird teils durch die Fenster der Fassade teils durch die hohen, dreiteiligen Fenster des Chorhauptes teils endlich durch die ebenfalls dreiteiligen Fenster der Abseiten erleuchtet. Es könnte als

ein Mangel erscheinen, daß der Obergaden keine Fenster aufweist, und doch ist es wohl so am besten, da infolge des gedämpften, vom Chor und der Fassade nach der Mitte zu abnehmenden Lichtes die Einförmigkeit der Holzverschalung des Tonnengewölbes weniger zur Geltung kommt. Es scheint mehr als fraglich, ob durch Obergadenfenster die Wirkung des Innern gewinnen würde.

Die Kirche macht, obwohl sie keineswegs besonders groß ist, einen bedeutenden Eindruck und ist zugleich ungewöhnlich stimmungsvoll. Wer von dem Platz vor der Fassade in die Kirche hineingeht, ist ganz überrascht, sich in einem so imponierenden und dabei doch so ansprechenden und anheimelnden Innern zu sehen. Die Kirche gehört zu denjenigen, die drinnen ungleich mehr bieten, als sie von außen auch nur ahnen lassen.

2. Die Kirche des Tertiats zu Armentières.

Nach Armentières kamen die Jesuiten 1623, nicht schon 1614, wie Serbat sagt; denn die Annuae von 1623 bezeichnen dieses Jahr ausdrücklich als primus annus der dortigen Niederlassung. Ehe die Patres anlangten, war eine Wohnung und eine Kapelle hergestellt worden, deren Aufführung die Laienbrüder Heinrich Herre und Jakob Mille, beide Maurer bzw. Steinmetzen, leiteten. Vielleicht, daß Bruder du Blocq die Pläne entwarf, doch ließ sich darüber nichts feststellen. Die Kirche bestand bis 1799. Am 24. Januar dieses Jahres verkauft, wurde sie bald nachher abgetragen.

Von der Kapelle existiert noch eine Skizze auf einer Ansicht von Armentières in Blaeuws Theatrum urbium Belgicae regiae. Sie erscheint darauf als einschiffiger Bau, etwa von der Art wie die Noviziatskirche zu Tournai, doch ohne Seitenkapellen. Statt mit einem Turme war sie bloß mit einem schlanken Dachreiter versehen. Was den Stil anlangt, so macht die Abbildung durchaus den Eindruck, als ob der Bau noch gotisch gewesen sei. Das Chorhaupt war fünfseitig; an der sichtbaren Langseite gewahrt man vier Fenster. Über dem Chor- wie den Langhausfenstern ist das stereotype Traufgesimse angebracht. Den Giebel der Fassade krönt das übliche Kreuz. Strebepfeiler sind nicht wahrzunehmen, indessen mag die Kleinheit der Abbildung schuld sein, daß sie nicht zur Darstellung gelangten. Es kann sich bei der Kirche nur um einen Bau von sehr mäßigen Dimensionen gehandelt haben. Wenn wir trotzdem ihrer hier kurz gedenken, geschieht es, weil sie, wie gesagt, wohl noch zu den gotischen Bauten gehörte, die im Beginn des 17. Jahrhunderts entstanden.

3. Die ältere Kollegskirche zu Cambrai.

Die Kirche, um die es sich hier handelt, ist nicht die jetzt noch vorhandene Jesuitenkirche zu Cambrai, sondern deren Vorgängerin. Sie war eine der frühesten Kirchenbauten, welche die belgischen Jesuiten aufführten; denn sie war nur um einige Jahre jünger als die 1569 zu St-Omer erbaute Kapelle. Die Patres begannen ihre Wirksamkeit zu Cambrai 1562. Zur Abhaltung des Gottesdienstes und zur Ausübung der seelsorgerlichen Verrichtungen wurde ihnen eine Kapelle der St Nikolauskirche eingeräumt. Elf Jahre später kaufte dann ein Kanonikus der Kathedrale, Anton Quarré, ein warmer Freund der Jesuiten, ein Haus, um diesen auf dem Platz desselben eine eigene Kirche zu erbauen. Im April 1574 war alles so weit vorbereitet, daß man den Grundstein legen konnte. Der Bau erheischte bis zu seiner Vollendung zwei Jahre. Templi nostri fabrica perfecta est, heißt es in der Historia Collegii zum Jahre 1576. Am 23. April, dem zweiten Ostertag, vollzog der Erzbischof von Cambrai, Ludwig von Berlaymont, die feierliche Weihe des neuen Gotteshauses zu Ehren des hl. Michael und aller heiligen Engel.

Die Kirche wurde in den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts durch den heute noch dastehenden Bau ersetzt; es gibt aber in der Pariser Sammlung[1] noch zwei Pläne, die uns eine Idee von ihr gewähren. Sie war einschiffig, 115′ (= 35,65 m) lang und 32′ (= 9,92 m) breit. Der Chor schloß fünfseitig. An beiden Langseiten befanden sich fünf, am Chor drei Strebepfeiler. Ob die Kirche mit einem Steingewölbe versehen war, ob sie ein hölzernes Tonnengewölbe hatte oder ob sie ohne besondere Decke war, wie die Kollegskapelle zu St-Omer von 1569, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls bekundet der Grundriß, daß sie noch den alten Bautraditionen folgte. Darauf weist auch die Angabe der Historia Collegii zum Jahre 1580 hin, wonach damals der Scholastikus der Kathedrale, Johann Leduc, zwei Säulen vor dem Hochaltar errichten ließ. Wenn man sich bezüglich des Altares noch an die überkommene einheimische Weise hielt, wird man das wohl auch bezüglich der Kirche getan haben.

Interessant ist ein Erweiterungsplan der Kirche, den wir aus den eben erwähnten Zeichnungen kennen lernen. Man schwankte zwischen einem förmlichen Neubau und einer bloßen Vergrößerung der vorhandenen Kirche. Das Erweiterungsprojekt fügt an die alte Kirche ein zweites Schiff von genau den gleichen Abmessungen und genau der gleichen Form an und verbindet die beiden Schiffe, indem es die Wand zwischen beiden durch eine von fünf Rundsäulen getragene Arkadenreihe ersetzt. An der Innenseite

[1] Hd 4a, n. 224 235.

der Fassade sieht es eine Empore vor, welche sich von der einen Langseite bis zur andern erstreckt und teils auf zwei freistehenden runden Stützen teils auf Halbsäulen ruht, die der vordersten Säule der Arkadenreihe vorgestellt sind.

Aus welchem Jahre der Erweiterungsplan stammt, ließ sich nicht ermitteln. Jedenfalls gehört er, wie der Charakter der Aufschriften beweist, noch den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts an, und zwar werden wir schwerlich weit fehlgehen, wenn wir ihn etwa der zweiten Hälfte des zweiten oder der ersten des dritten Jahrzehnts zuweisen. Es ist ihm nämlich der Entwurf zu einem Neubau im Stil des belgischen Barocks beigefügt, weshalb er zu einer Zeit entstanden sein muß, da die Frage brennend geworden war, ob man sich weiter an die Gotik halten oder der neuen Weise sich zuwenden solle.

Der Vergrößerungsplan blieb unausgeführt; aber auch der Entwurf zu einem Barockneubau gedieh vorderhand nicht zur Verwirklichung. Die alte Kirche erhielt sich noch fast sieben Jahrzehnte unverändert im Gebrauch.

4. Plan für eine Kollegskirche zu Löwen.

Noch einige Worte über den in der Vorbemerkung erwähnten zweiten Plan für Löwen. Er mag mit dem Plan du Blocqs gleichzeitig sein, jedenfalls handelt es sich bei ihm noch um einen durchaus gotischen Bau. Der Entwurf fällt ganz aus den üblichen Schemata heraus; denn die Kirche, welche er darstellt, gleicht durchaus einem Zentralbau. Der Chor endet dreiseitig; rechts und links ist er von einer geradseitig schließenden Kapelle begleitet. Unmittelbar an den Chor und die Nebenkapellen fügt sich ein weit ausladendes Querhaus an, dann folgt das nur zwei Joche umfassende, dreischiffige Langhaus und zuletzt ein mäßig tiefer Vorbau von der Breite des Mittelschiffes. Die Vierung ist durch mächtige Rundsäulen ausgezeichnet, die beiden Rundsäulen des Langhauses haben nur etwa die halbe Stärke der Vierungssäulen. Da ein Maßstab fehlt, lassen sich die Abmessungen des geplanten Baues leider nicht näher bestimmen. Der Plan ist

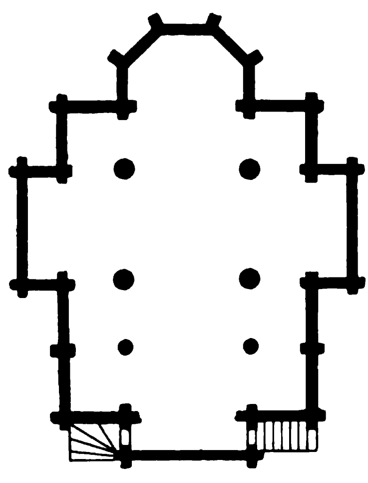


Bild 33. Löwen. Grundriß für eine Kollegskirche.

übrigens auch insofern interessant, als er bekundet, daß man keineswegs das erste Mal zu Löwen an eine mit einem Querschiff versehene Kirche dachte, als P. Hesius 1650 seine Entwürfe für die noch stehende ehemalige Jesuitenkirche daselbst zu Papier brachte.

Werfen wir, um den ersten Abschnitt zu schließen, noch einen kurzen Rückblick auf das Gesagte, so ergibt sich, daß im letzten Viertel des 16. und in den beiden ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in den beiden belgischen Ordensprovinzen nicht weniger denn dreizehn gotische Kirchen aufgeführt wurden, die in ihrer größten Mehrzahl für die damaligen Verhältnisse sehr bedeutende Bauten darstellten, und zwar fällt von jenen dreizehn Kirchen bloß eine noch in das 16. Jahrhundert, alle andern sind Kinder des 17. Nur an drei Orten wurden den Jesuiten ältere gotische Kirchen überwiesen, zu Hal, zu Lüttich und zu Roermond. Zu den gotischen Kirchen, die tatsächlich errichtet wurden, kommen aber noch eine Anzahl gotischer Pläne hinzu. Daß sie nicht zur Verwirklichung gelangten, lag lediglich an dem Umstand, daß die Ungunst der Zeiten damals, als sie entstanden, nicht gestattete, die Bautätigkeit zu beginnen. In den meisten Fällen dauerte es manche Jahrzehnte, zu Dinant und Cambrai sogar weit über ein halbes Jahrhundert, ehe man an die Erbauung der längst geplanten Kirche herantreten konnte. Dann freilich war der Geschmack ein anderer geworden. Selbst zu Ypern lag es nur an der Vertagung, welche der Bau der Kirche hatte erfahren müssen, daß man 1623 sich entschloß, im Stil des belgischen Barock zu bauen. Hätte man dort mit der Ausführung des Werkes gleich nach Genehmigung des Planes seitens des Generals anfangen können und hätte man nicht bis ins zweite Jahrzent damit warten müssen, wäre statt einer Barockkirche sicher der geplante gotische Bau dem Boden entstiegen.

Zweiter Abschnitt.

Die Barockkirchen.

Vorbemerkung.

Noch bauten Hoeimaker und du Blocq nach alter Weise ihre Kirchen und schon hatte die Renaissance begonnen, in die Kirchenbauten der Jesuiten ihren Einzug zu halten. Bereits die erste größere Kirche, welche die belgischen Jesuiten errichteten, die 1583 begonnene Kollegskirche zu Douai, war ein Werk der Renaissance gewesen, und zwar einer Renaissance im vollen Sinne des römischen Barock, allein sie hatte für etwa ein Vierteljahrhundert keine Nachfolgerinnen gefunden. Erst 1606 setzt die Renaissance mit der kleinen Kollegskirche zu Maastricht wieder ein, jedoch dauert es auch jetzt noch fast zwei Jahrzehnte, bis sie die Gotik, die inzwischen noch eine Anzahl stattlicher Jesuitenkirchen schafft, ganz verdrängt hat. Außerdem aber ist es nicht mehr der reine römische Barock, was wir nunmehr gepflegt sehen, sondern eine eigenartige Verquickung und Verschmelzung der alteinheimischen Konstruktion und des traditionellen Systems mit den Bauformen und dem Ornament der späten Renaissance.

Der erste Bau dieser Art war, wie gesagt, die Kollegskirche zu Maastricht; ihr folgte dann etwa ein Jahrzehnt später 1615 die Kirche des Profeßhauses zu Antwerpen und 1617 die Jesuitenkirche zu Brüssel. Allerdings ist es wohl zweifellos, daß schon der Plan für die Brüsseler Kirche aus dem Jahre 1606 einen Renaissancebau vorsah; allein es ist kaum minder sicher, daß es sich bei diesem mehr um einen Bau vom Stil der zweiten Kollegskirche zu St-Omer handelte, denn um einen solchen, wie die Kirche ihn tatsächlich später darstellte. Der Kirche zu Brüssel folgen rasch die Kollegskirchen zu Brügge, Namur und Ypern. Was sonst noch bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts entstand, waren Bauten von minder bedeutenden Abmessungen und größerer Schlichtheit, so die Kollegskirchen zu Alost (Aelst). Bergues (St-Winocsbergen), Dünkirchen, Bailleul, Cassel und Huy. Größere Bauten erheben sich erst wieder in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus dem Boden. Es sind die Kollegskirchen zu Löwen, Mecheln, Cambrai und Lüttich. Bescheidenere wurden errichtet zu Aire und Dinant. Mit

Beginn des 17. Jahrhunderts ist fast überall dem Bedürfnis nach entsprechenden Kirchen Genüge geleistet; das 18. sieht nur noch eine einzige erstehen: die Jesuitenkirche zu Lierre.

Um ein klares Bild der Eigentümlichkeiten dieser Kirchen zu gewinnen, scheint es zweckmäßig, die stilistisch ganz vereinzelt dastehende Kirche zu Douai für sich allein zu betrachten, die andern aber nach der Verschiedenheit ihrer Anlage in drei Gruppen zusammenzufassen: in basilikale Kirchen, Hallenkirchen und einschiffige Kirchen. Basilikale Anlagen waren bzw. sind die Kirchen zu Brüssel, Brügge, Namur, Lüttich; Hallenbauten die Profeßkirche zu Antwerpen und die Kollegskirchen zu Ypern, Mecheln und Cambrai; einschiffige Bauten sämtliche übrigen. Die zu den beiden ersten Gruppen gehörenden Kirchen müssen alle ohne Ausnahme behandelt werden, soweit solches wenigstens das über sie vorliegende Material gestattet; dagegen mag es genügen, aus der Zahl der die letzte Gruppe bildenden nur die eine oder andere zu besprechen, welche als Spezimina aller übrigen gelten können. Wir werden uns daher bei dieser auf die Kirchen von Alost, Aire, Maastricht und Lierre beschränken, von denen die erste aller seitlichen Anbauten entbehrt, die zweite mit Seitenkapellen versehen ist, die beiden letzten aber ein förmliches Querhaus besitzen.

Bevor wir indessen den einzelnen Kirchen näher treten, empfiehlt es sich, den Architekten aus dem Jesuitenorden einige Worte zu widmen, welche an deren Aufführung beteiligt waren. Nicht alle Kirchen waren Schöpfungen von Ordensangehörigen; immerhin verdankt eine größere Anzahl derselben Architekten aus dem Orden ihre Entstehung, so namentlich die Kirchen zu Maastricht, Antwerpen, Brügge, Namur, Mecheln, Löwen. Bei andern waren Jesuiten wenigstens an der Ausführung des Bauplanes mit tätig, wie zu Cambrai, Lüttich, Cassel, Bailleul u. a. Einzelne dieser baukundigen Jesuiten sind schon im ersten Abschnitt gelegentlich genannt worden; von ihnen können wir daher an dieser Stelle absehen.

Erstes Kapitel.

Architekten aus dem Jesuitenorden.

Der hervorragendste aller Architekten aus dem Orden, welche im Gegensatz zu Hoeimaker und du Blocq als Vertreter der Renaissance erscheinen, ist der Laienbruder Peter Huyssens.

Bruder Huyssens wurde am 6. Juni 1577 zu Brügge geboren. Sein Vater war ein Maurermeister, und so kam auch er früh an das Maurerhandwerk. Am 20. September 1597 — nach andern Angaben am 29. September 1597 — trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Er war, wie der Catalogus triennalis vom Jahre 1603 ausdrücklich sagt, damals bereits Meister. Nachdem er acht Monate im Noviziat zu Tournai zugebracht hatte, wurde er nach Douai geschickt, wo er in verschiedenen Hausdiensten verwendet wurde. Von Douai sandte man ihn ein Vierteljahr später nach

Maastricht, wo man sich schon seit längerer Zeit mit Gedanken an die Errichtung einer Kirche und anderer Bauten trug. Das war denn auch wohl der Grund gewesen, daß Huyssens dorthin versetzt wurde. Indessen kam es so bald noch nicht zur Ausführung der Baupläne, und so sehen wir den Bruder auch in den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Maastricht abwechselnd bald in diesen, bald in jenen häuslichen Arbeiten tätig.

Es wurde bis gegen 1606, ehe man den beabsichtigten Bauten endlich mit allem Ernst näher treten konnte. Von nun an aber finden wir Huyssens, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis zu seinem Tode wieder im Baufach beschäftigt. Zu Maastricht blieb er bis zum Jahre 1613; denn der etwa im Dezember 1612 angefertigte Katalog von 1612 bis 1613 verzeichnet ihn noch als Mitglied des dortigen Kollegs. Dann siedelte er nach Antwerpen über. Die bisherigen Arbeiten hatten die Aufmerksamkeit der Obern auf seine seltenen Talente gelenkt. Zu Maastricht war die Kirche so gut wie vollendet. Was noch zu machen war, konnte durch andere ohne Schwierigkeit besorgt werden. Zu Antwerpen aber stand man vor einer großen Aufgabe; denn man hatte daselbst beschlossen, die 1575 erbaute Kirche des dortigen Profeßhauses durch eine neue, der großen Wirksamkeit der Patres entsprechende und zugleich schönere und würdigere zu ersetzen. Unter solchen Umständen hatte man für die Fähigkeiten und die Dienste Bruder Huyssens natürlich zu Antwerpen bessere Verwendung als zu Maastricht. Die Übersiedelung dorthin hatte spätestens im Herbst, vielleicht aber schon im Frühling des Jahres 1613 statt; denn Huyssens wird schon im Mitgliederverzeichnis des Profeßhauses vom Jahre 1613 bis 1614 aufgeführt, und zwar mit der beigefügten Bemerkung: architectus. Die ersten Jahre arbeitete Bruder Huyssens in Gemeinschaft mit dem damaligen Rektor P. Aguilon. Als dieser aber am 20. März 1617 gestorben war, lag der Bau in seinen Händen allein. 1621 stand das prächtige Werk fertig da.

Die Tätigkeit Huyssens zu Antwerpen trug bald seinen Ruf durch die ganze Ordensprovinz und selbst über diese hinaus. Noch bevor die Profeßhauskirche zur völligen Vollendung gediehen war, wurde er daher bereits von seinen Ordensbrüdern zu Brügge mit der Anfertigung von Entwürfen für die daselbst zu errichtende Kollegskirche betraut. Nicht lange nachher und die Jesuiten zu Namur taten ein Gleiches, und zwar mit Übergehung des Architekten der eigenen Ordensprovinz, des Bruders du Blocq. Inwieweit Huyssens auch an der Errichtung der Brüsseler Kirche mitwirkte,

ist unsicher. Daß er irgendwie an ihr beteiligt war, ergibt sich aus seinem Nekrolog[1], nur kann seine Mitwirkung nicht dahin verstanden werden, daß er den Plan zur Kirche entwarf. Denn das hat Francart getan, wie der darüber noch vorhandene Kontrakt beweist[2]. Worin aber auch immer seine Mitarbeit bestanden haben mag, jedenfalls kannte er die Brüsseler Kirche sehr genau; die Kirchen, die er zu Namur und Brügge schuf, bekunden solches.

Das Jahr 1625 brachte in die Bautätigkeit Huyssens einen vorläufigen Stillstand. Die Kirche zu Antwerpen war mit einer Entfaltung ungewöhnlicher Pracht und unter gewaltigen Kosten aufgeführt worden. Es schien aber nach den Plänen, die für Namur und Brügge vorlagen, daß es auch hier zu einem für Ordenskirchen weniger passenden Prunk kommen solle. Der Provinzial P. de Montmorency hielt sich daher verpflichtet, dem P. Mutius Vitelleschi von der Lage der Dinge Mitteilung zu machen. Unter dem 15. Februar 1625 antwortete dieser: „Euer Hochwürden schreibt mir, daß Bruder Peter Huyssens im Entwerfen von Plänen für unsere Bauten eine Neigung zum Luxus und zu Ausgaben an den Tag legt, die der Armut und der religiösen Einfachheit wenig entsprechen. In Zukunft soll er sich deshalb in keiner Weise mehr als Architekt oder auch nur mit der bloßen Leitung von Bauten beschäftigen, sondern mit einem andern Amt betraut werden.“ So war Bruder Huyssens seiner bisherigen Tätigkeit enthoben. Er mußte Antwerpen verlassen und sich nach Brügge begeben, um dort in gewöhnlichen Hausarbeiten tätig zu sein. Allein noch waren keine zwei Jahre verflossen, als Huyssens durch ein unvorhergesehenes Ereignis seiner früheren Wirksamkeit zurückgegeben war. Die Sache kam so.

Auch die Infantin Isabella hatte von den Leistungen Huyssens gehört und wahrscheinlich selbst die prachtvolle Antwerpener Kirche persönlich gesehen. Als sie daher 1626 beabsichtigte, in ihrem Palais eine Kapelle errichten zu lassen, wandte sie sich an den Provinzial mit dem Ansuchen,

[1] Die Angabe des Nekrologs als irrig zu betrachten, dafür liegt kein Grund vor. Es ist aber auch darum nicht leicht ein Irrtum anzunehmen, weil die Nekrologe nicht in dem betreffenden Kolleg blieben, sondern auch an die andern Häuser und insbesondere an den Provinzial geschickt wurden, so daß eine fehlerhafte Angabe alsbald hätte erkannt werden müssen. Außerdem waren es kaum 17 Jahre seit Vollendung der Brüsseler Kirche, als Huyssens starb. Übrigens sagt der Nekrolog auch nur, daß dieser an der Erbauung der Kirche zu Brüssel beteiligt gewesen sei.

[2] Brüssel, Archives du Royaume, fs. Jésuites, Bruxelles n. 969.

zu gestatten, daß Bruder Huyssens die Pläne zu derselben anfertige und nach Italien reise, um zu Rom und in andern Städten an den besten Vorbildern Studien zu machen und zugleich die kostbarsten Marmorarten für den Bau auszusuchen. Der Provinzial machte dem Pater General von dem Wunsche der Infantin Mitteilung, dieser aber war von demselben keineswegs erbaut. Es gefiel ihm weder, daß Bruder Huyssens eine Art von Hofarchitekt werden, noch auch, daß er die Reise nach Italien machen sollte. Er beauftragte deshalb unter dem 2. August 1626 den Provinzial, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die Fürstin von ihrem Vorhaben abstehe, und ihr vorzustellen, daß es ja noch andere ausgezeichnete Architekten gebe als Huyssens. Auch solle er sie aufmerksam machen, daß eine solche Beschäftigung dem geistlichen Wohle des Bruders schaden könne. Was aber die Reise nach Italien betreffe, so scheine eine solche keineswegs nötig, da ja von allen hervorragenden Bauten gute Stiche vorlägen. Sollte Bruder Huyssens dieselben nicht besitzen, sei er gern bereit, sie ihm zu besorgen. Nur wenn die Infantin eine abschlägige Antwort als zu große Kränkung auffasse, möge er ihrem Ansuchen willfahren.

Die Bemühungen des Provinzials blieben ergebnislos; Isabella beharrte bei ihrem Wunsch, und so benachrichtigte im September P. Stratius, damals Rektor zu Löwen, als Vizeprovinzial — der Provinzial war eben mit seiner Begleitung in die Hände der Holländer gefallen — den Pater General, daß Bruder Huyssens demnächst zu Rom eintreffen werde. P. Vitelleschi, der wohl einsah, daß an der Sache nichts mehr zu machen sei, antwortete am 17. Oktober, daß er denselben mit Liebe aufnehmen werde. Am 20. November traf Huyssens mit seinem Reisebegleiter, dem Bruder Robert Melanchthois, zu Rom ein; sie hatten ihren Weg über Frankreich genommen. Am 21. meldete der Pater General dem Vizeprovinzial die Ankunft der beiden Reisenden.

Wie lange Huyssens in Italien blieb, ist nicht genau zu ermitteln, wahrscheinlich etwa ein Jahr. Auf jeden Fall war er Ende 1627 wieder in der Heimat. Denn um den Ausgang des November 1627 teilte der Vizeprovinzial P. Stratius dem P. Vitelleschi mit, die Infantin wünsche, daß Huyssens zu Brüssel wohne, damit er persönlich die Ausführung der von ihm entworfenen Kapelle leite. Am 8. Januar 1628 gab der Pater General seine Zustimmung dazu, da es, wie er schrieb, unmöglich angehe, der erlauchten Fürstin, die sich so große Verdienste um die Gesellschaft Jesu erworben habe, einen solchen Dienst zu versagen. Der Bruder muß also

damals offenbar wieder in Belgien gewesen sein. Der Bau der Kapelle scheint 1628 erfolgt zu sein.

Das Beispiel der Fürstin reizte bald andere zur Nachahmung. Schon etwa im Dezember 1627 sah sich P. Stratius veranlaßt, den General davon in Kenntnis zu setzen, der Graf von Warfuse sähe die Bauten, welche derselbe damals plante, gern in den Händen Huyssens. Angesichts der Wohltaten, die der Graf dem Orden erwiesen hatte — unter anderem war ja die Noviziatskirche zu Tournai seine Stiftung —, konnte natürlich P. Vitelleschi auch in diesem Falle die Bitte nicht abschlagen. Jedoch stellte er in seinem Antwortschreiben vom 22. Januar 1628 die Bedingung, daß Huyssens sich nicht beständig bei den Neubauten aufhalte, sondern in irgend einem Kolleg wohne und von da aus nach Gelegenheit und Notwendigkeit die Arbeiten beaufsichtige und leite.

Aber auch zu Gent finden wir den Bruder nicht lange nachher tätig. Er ist hier mit dem Neubau der Abteikirche St-Pierre auf dem Blandinenberg, der jetzigen Pfarrkirche Notre-Dame, beschäftigt. Die Äbte vom Blandinenberg standen zu den Jesuiten, als deren Gönner sie sich von Anfang an erwiesen hatten, in freundschaftlichsten Beziehungen. Es erklärt sich darum ohne Schwierigkeit, wie es kam, daß Huyssens der Architekt beim Neubau wurde. St-Pierre wird gewöhnlich Jan van Santen zugeschrieben, dem berühmten Baumeister Pauls V. und Gregors XV. In Wirklichkeit ist jedoch deren Schöpfer nicht van Santen, der bereits 1623 starb, während die Grundsteinlegung der Kirche erst 1629 statthatte[1], sondern Bruder Huyssens. Die noch vorhandenen Baurechnungen, in welchen Huyssens ausdrücklich als der Architekt der Kirche bezeichnet wird, lassen keinen Zweifel daran[2]. So heißt es: Item betaelt aen Mr Pieter Huyssens Ingeniair van het maeken van nieuwe keerke bover reijsghelt ter cause van diversschen voyaigien bij hem ghedaen Inde affairen

[1] So noch G. v. Bezold, Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland ꝛc., Stuttgart 1900, 146, und C. Gurlitt, Geschichte des Barockstiles in Belgien, Holland ꝛc., ebd. 1888, 18, obwohl nicht nur jeder Anhalt für die Urheberschaft von Santens fehlt, sondern dieselbe auch bereits von Kervyn de Volkaersbeke (Les églises de Gand II, Gand 1858, 221) als irrig zurückgewiesen wurde, ohne daß der Verfasser freilich den wahren Architekten gekannt hätte.

[2] Gent, Archives de l'Abbaye de St-Pierre: Comptes 1627—1630, 133 v 135 a 138 v 139 a; 1621—1632, 97. Nach 1633 ist von einem Ingeniair in den Rechnungen nicht mehr die Rede, sondern nur noch von gewöhnlichen Bauhandwerkern, ein Grund mehr, die Bezeichnung im Sinne von Architekt zu nehmen.

van voorschreven keerke blijkende bij seven quitantien de somme van sevenenveertich pōn ses schellijnghen ende acht groos[1]. Die Tätigkeit des Bruders zu Gent dauerte bis 1633; dann mußte er seine Arbeiten am Neubau auf Anordnung des Pater Generals einstellen, weshalb denn auch von da an sein Name in den Baurechnungen nicht mehr vorkommt. Übrigens ist schon in den Rechnungseinträgen von 1631 bis 1632 nur noch einmal von Huyssens die Rede. Etwas Gravierendes kann nicht der Grund für die von P. Vitelleschi getroffene Maßregel gewesen sein. Wahrscheinlich waren es die vielen Reisen, die Huyssens von Brügge, seinem Domizil, nach Gent machen mußte, die mit der Leitung des Baues verbundenen Reisen zur Besichtigung und Auswahl des Materials, die unvermeidlichen Verhandlungen mit den Arbeitern, Handwerkern und Lieferanten und ähnliches, was den Pater General in seiner Sorge für das geistliche Wohl des Bruders zu ihr veranlaßte.

Das Schreiben des Pater Generals ist datiert vom 4. Juni 1633. Wird auch St-Pierre in ihm nicht direkt genannt, so redet es doch ausdrücklich von einer zu Gent, und zwar bei Nichtordensangehörigen daselbst ausgeübten Bautätigkeit Huyssens. Es kann also nur die Beschäftigung beim Neubau der Abteikirche auf dem Blandinenberg gemeint sein. Das Schreiben beweist aber auch mit aller Bestimmtheit, daß Huyssens Tätigkeit an St-Pierre sich nicht auf eine bloße Leitung der Baugeschäfte und der Bauarbeiten beschränkt haben kann; denn es bezeichnet dieselbe ausdrücklich als ein describere et dirigere, unter describere aber verstand man zu Rom, wie die Briefe der Generäle beweisen, die Anfertigung der Baupläne.

Der Brief P. Vitelleschis schloß mit der Anordnung, der Provinzial möge Huyssens seiner Tätigkeit im Baufach entheben und zu Hause mit sonstigen Arbeiten beschäftigen, da der Fall Gent ihm von neuem beweise, daß es für den Bruder nicht angebracht sei, den Architekten zu machen, doch suaviter, sachte.

Indessen waren die Umstände stärker als der gute Wille. Die schon vor mehr als einem Jahrzehnt begonnene Kollegskirche zu Brügge hatte bis dahin nur wenig Fortschritte gemacht. Wenn daher auch Huyssens weiterhin nicht mehr bei Auswärtigen tätig war, so konnte man doch bei der eigenen Kirche seiner Beihilfe unmöglich entraten; das um so weniger, als sich gerade damals günstigere Aussichten für eine rasche Förderung

[1] Gent, Archives de l'Abbaye de St-Pierre: Comptes 1629—1630, 138 v.

und baldige Vollendung des Werkes eröffneten. Und so blieb der Bruder bis zu seinem Tode in dem Fach, für das ihm Gott ein so herrliches Talent gegeben hatte. Er starb aber schon am 6. Juni 1637, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, die Kirche zu Brügge vollendet zu sehen, deren Pläne und Werkzeichnungen er, wie der Nekrolog ausdrücklich berichtet, allesamt entworfen hatte.

Bruder Huyssens war unzweifelhaft ein sehr hervorragender Architekt. Die Jesuitenkirchen zu Antwerpen, Brügge und Namur und die Abteikirche St-Pierre zu Gent lassen ihn Francart und Koeberger, den bedeutendsten Architekten des damaligen Belgiens, zum mindesten als ebenbürtig erscheinen. Sein Werk ist insbesondere der Turm der Antwerpener Profeßhauskirche, der schönste Turm, den die Renaissance auf belgischem Boden schuf, ein Turm, den v. Bezold einen der schönsten Türme der ganzen Renaissance nennt [1] und den man als Werk des großen Rubens hinzustellen kein Bedenken getragen hat.

Leider sind wir über die Arbeiten Huyssens zu dürftig unterrichtet, als daß sich alle Bauten, an deren Errichtung er Anteil hatte, feststellen ließen. Es ist das nur bezüglich seiner hervorragendsten Schöpfungen möglich, die denn auch schon genannt wurden. Indessen sind das sicher nicht die einzigen. Das Nekrologium spricht, nachdem es der Kirchen zu Maastricht, Antwerpen, Brügge, Namur und Brüssel gedacht, noch von complures aliae, an deren Errichtung er beteiligt gewesen sei. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß zu diesen insbesondere auch die Kollegskirche zu Ypern gehörte. Ebenso mögen einzelne der im Beginn des dritten Jahrzehnts begonnenen kleineren Kirchen der flandrischen Ordensprovinz (Dünkirchen, Cassel, Bailleul) in die Zahl jener complures aliae zu rechnen sein.

Pläne von der Hand Huyssens sind noch in guter Anzahl vorhanden. In der Pariser Sammlung befinden sich verschiedene Grundrisse des Profeßhauses und der Kirche zu Antwerpen aus den Jahren 1621 und 1622 [2], im Promptuarium pictorum Pläne zu den Kirchen von Brügge und Namur. Besonders reich an Originalzeichnungen Huyssens ist aber die Sammlung von Plänen im Archiv von St-Charles zu Antwerpen, eigentlich der erste Band zum Promptuarium pictorum der Bollandisten. Ausgenommen

[1] G. v. Bezold, Die Baukunst der Renaissance in Deutschland usw. 147. Gurlitt nennt den Turm vielleicht das Beste in Belgien aus der Barockzeit (Gesch. des Barockstiles in Belgien usw. 15)

[2] Hd 4c, n. 1—6. Einer der Pläne ist von P. Grimberger zu Rom angefertigt.

einen Längsschnitt der Kirche zu Brügge mit dem inneren und äußeren Turmaufriß, beziehen sich alle andern auf die Antwerpener Profeßhauskirche (Fassade, verschiedene Entwürfe für den Turm, Gewölbe des Mittelschiffes, Detail der Chorwände usw.). Wie die Pläne du Blocqs, von denen wir früher hörten, so verraten auch diejenigen Huyssens durch ihre zeichnerischen Eigentümlichkeiten deutlich ihren gemeinsamen Ursprung.

Bemerkenswert ist bei Bruder Huyssens die weitgehende Hinneigung zum Barock. Er entfernt sich vom traditionellen System mehr als irgend ein anderer seiner im Baufach tätigen Ordensbrüder, ja vielleicht mehr als die meisten belgischen Architekten des 17. Jahrhunderts. Adoptierte er doch selbst rückhaltlos die Gewölbekonstruktion des Barocks. Es geschah nicht bloß bei der Kirche zu Namur, daß er auf die einheimischen Rippengewölbe verzichtete, auch sein Plan für die Kollegskirche zu Brügge sah im Mittelschiff ein Tonnengewölbe mit Stichkappen vor; allerdings kam dieses hier nicht zur Ausführung; vielleicht nur deshalb, weil Bruder Huyssens starb, ehe die Gewölbe eingezogen wurden.

Der zweite Architekt aus dem Orden, dessen wir hier gedenken müssen, ist P. Franz Aguilon. Er begegnete uns schon im ersten Abschnitt dieser Schrift bei Besprechung der Kollegskirche zu Mons und der Noviziatskirche zu Tournai.

Franz Aguilon wurde am 4. Januar 1567 als Sohn des Peter Aguilon, Sekretärs Philipps II., zu Brüssel geboren. Im Alter von zehn Jahren empfing er durch Kardinal Granvella die Tonsur. Nachdem er die Humaniora beendet, ging er nach Douai, um dort Philosophie zu hören. 1586 bat er um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Er erhielt sie und wurde am 15. September nach Tournai geschickt, um daselbst das Noviziat zu machen. Hier blieb er bis zum 12. August 1587, dann wurde er nach Douai zurückgesandt, um das Studium der Philosophie fortzusetzen. Nachdem er dieses vollendet hatte, wirkte er einige Jahre nach Brauch als Lehrer und begab sich dann nach Salamanca zum Beginn des theologischen Kursus. 1593 empfing er dort die niedern Weihen; 1596 wurde er zu Gent zum Subdiakon und noch im gleichen Jahre zu Ypern zum Diakon und zum Priester geweiht. Seitdem verbrachte er die übrige Zeit seines Lebens zu Antwerpen, wo er in verschiedenen Ämtern, namentlich als Professor der Theologie, als Vizerektor und zuletzt als Rektor, tätig war. Großen Ruf erwarb sich P. Aguilon durch ein Werk über die Optik, eine für jene Zeit sehr bedeutsame und hervorragende Arbeit. Er hatte sich aber auch auf dem

Gebiet des Baufachs so reiche Kenntnisse erworben, daß die Obern ihn wiederholt mit der Anfertigung von Plänen für Neubauten beauftragten. So geschah es, als zu Mons eine Kirche erbaut werden sollte; so auch, als man zu Tournai das Noviziat und die Noviziatskapelle errichten wollte. Dort arbeitete er gemeinsam mit Bruder Hoeimaker, hier mit Bruder du Blocq. Zu Antwerpen stand ihm seit Frühjahr, sicher aber seit Herbst 1613 Bruder Huyssens zur Seite.

P. Aguilon erscheint in seiner früheren Zeit als Anhänger der alteinheimischen Bauweise, wie seine Teilnahme an den Plänen für die Kollegskirche zu Mons und die Noviziatskirche zu Tournai bekundet. Es war aber nicht erst Huyssens, der ihn zur Renaissance bekehrte, sondern das Milieu, in dem er sich zu Antwerpen befand. Hier hatte in der Profanarchitektur die Renaissance bereits seit langem das Feld erobert und namentlich in dem von Cornelis de Vriendt 1561—1565 erbauten Rathaus einen ungemein imposanten Bau geschaffen, der notwendig zur Nachahmung reizen mußte. Hier erschienen des Peter Koeke van Aelst Übersetzung des vierten Buches von Sebastian Serlios „Architektur" und des Johannes Bredemann Architectura, ein Zeichen der Bedeutung, welche die Renaissance zu Antwerpen bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erlangt hatte. Hier gab es eine große Anzahl intelligenter und reicher, mit den Jesuiten vielfach in Verkehr stehender italienischer und spanischer Kaufleute, die aus ihrer Heimat natürlich Vorliebe für die Renaissancearchitektur mitgebracht hatten und daraus auch nach außen hin sicher kein Hehl machten. Hier endlich übte Rubens, mit dem die Jesuiten freundschaftliche Beziehungen unterhielten, seit seiner Heimkehr aus Italien, d. i. seit 1608, einen mächtigen Einfluß aus zu Gunsten des Barocks, für den er sich im Süden begeistert hatte und der so ganz seiner Geistesrichtung entsprach. Es kann also keineswegs verwundern, wenn P. Aguilon sich der Renaissance zuwandte, als es galt, an Stelle der bestehenden Antwerpener Kollegskirche eine neue, entsprechendere zu erbauen. Ein gotischer Bau wäre im damaligen Antwerpen in der Tat ein Anachronismus gewesen.

Pläne sind von Aguilons Hand nicht vorhanden; es müßten denn die Entwürfe Hd 4c, n. 8—11 der Pariser Sammlung von ihm herrühren, wohl die ersten Zeichnungen, welche in Sachen des Antwerpener Kirchenbaues nach Rom gesandt wurden. P. Aguilon scheint überhaupt nicht eigentlich Zeichner gewesen zu sein, sondern nur seinen Mitarbeitern Ideen gegeben und leitend und beaufsichtigend zur Seite gestanden zu haben.

Der dritte hervorragende Architekt aus der Mitte der Ordensmitglieder, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist P. Wilhelm Hesius, der Schöpfer der jetzt als Pfarrkirche zum heiligen Michael dienenden früheren Jesuitenkirche zu Löwen, des architektonisch vielleicht am höchsten stehenden Kirchenbaues, welchen die belgischen Jesuiten errichteten.

Wilhelm Hesius wurde am 11. Juni 1601 zu Antwerpen geboren und trat am 22. April 1617 in die Gesellschaft Jesu ein. Am 19. April 1631 empfing er die Priesterweihe. Nachdem er das letzte Probejahr beendet, wirkte er zunächst einige Jahre als Professor der Philosophie zu Löwen, dann ging er zur Seelsorge über und ward bald ein berühmter Prediger. Von 1643 bis 1646 war er Rektor des Kollegs zu Alost, von da bis 1657 wirkte er zu Brüssel als Präfekt der lateinischen Sodalität und als Prediger, von 1657 bis 1663 auf der Kanzel und dann als Rektor im Kolleg zu Gent. Von Gent ins Profeßhaus zu Antwerpen geschickt, blieb er dort bis gegen 1668, um dann wieder auf einige Jahre nach Brüssel zu gehen. 1672 wurde er als Prokurator der Ordensprovinz nach Rom gesandt. Nach seiner Heimkehr wurde er mit der Leitung des Antwerpener Profeßhauses betraut, in dem er nach Ablauf seines Amtes auch die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Er starb am 4. März 1690.

Hesius war dem Gesagten nach nichts weniger als ein berufsmäßiger Architekt, doch hatte er sich in der Baukunst, mit der er sich in seinen freien Stunden zu beschäftigen pflegte, gründliche und solide Kenntnisse erworben. Dabei war er ein tüchtiger Zeichner und ein vorzügliches Kompositionstalent. Als Rektor zu Mecheln erbaute er dort ein neues Kolleg; desgleichen entwarf er damals die Zeichnung zum Hochaltar der Kathedrale St-Rombaut. Zu Gent führte er ein neues Gymnasium auf. Außerdem modelte er dort, wie wir schon hörten, die gotische Kollegskirche, das Werk Hoeimakers, im Geschmack des belgischen Barocks um. Auch als Oberer des Profeßhauses zu Antwerpen scheint er eine eifrige Bautätigkeit entfaltet zu haben, wie verschiedene von seiner Hand herrührende und mit den Anfangsbuchstaben seines Namens signierte Zeichnungen im Archiv von St-Charles daselbst vermuten lassen. Das Hauptwerk des P. Hesius ist jedoch die Kollegskirche zu Löwen. Schon Schayes hat sie als sein Werk bezeichnet[1]; trotzdem glaubte Gurlitt sie Lukas Faidherbe zuschreiben und Hesius absprechen zu sollen, weil „ein so glänzendes Werk“, wie er sagt, „kaum einem Dilettanten

[1] A. G. B. Schayes, Histoire de l'architecture en Belgique II 422.

gelungen sein dürfte" [1]. Mit Unrecht. Das für einen Dilettanten zu glänzende Werk ist wirklich das Werk des P. Hesius, der also sicher nicht ein bloßer Dilettant im landläufigen Sinne, sondern ein hervorragender Architekt war, wenn auch das Baufach nicht seinen ständigen Beruf bildete. Die Autorschaft des P. Hesius ist nicht bloß durch schriftliche Zeugnisse über allen Zweifel erhaben, wie z. B. durch die bestimmte Angabe der Historia Collegii Lovaniensis zum Jahre 1656, es liegen sogar im Promptuarium pictorum der Bollandisten noch die von Hesius' eigener Hand 1650 angefertigten und mit seiner Namensunterschrift versehenen ersten Pläne zum Bau vor: ein Grundriß, zwei Längsaufrisse (Inneres und Äußeres), ein Querschnitt und ein Entwurf der Fassade mit der über diese hervorragenden Vierungskuppel.

Wie bei den gotischen Bauten neben Hoeimaker und du Blocq auch noch eine Anzahl untergeordneter Kräfte aus dem Kreise der Ordensgenossen tätig erschien, bald als Maurer, Steinmetzen und Zimmerer, bald als bloße Aufseher, bald endlich als technische Leiter der gesamten Bauarbeiten, so verhält es sich ähnlich bei den Kirchen, welche im Barockstil aufgeführt wurden. Auch hier begegnet uns regelmäßig eine größere oder geringere Zahl solcher Bauhandwerker oder Bauführer aus dem Orden selbst; es waren fast ausnahmslos Leute, die bereits vor ihrem Eintritt mit Bauarbeiten sich beschäftigt hatten.

Es würde nicht nur zu weit führen, auf alle, die in den Katalogen genannt werden, hier näher einzugehen; es hätte auch wenig Zweck, da sie auf die Gestaltung der Bauten entweder keinen oder doch nur einen unwesentlichen Einfluß ausübten. Einzelne müssen ohnehin in der Baugeschichte der betreffenden Kirchen erwähnt werden. Wir beschränken uns deshalb darauf, über drei, die von größerer Bedeutung waren, einige Angaben zu machen.

Der erste ist der Laienbruder Hieronymus van Ghent. Geboren zu Gent am 2. Mai 1602, erhielt er am 6. Dezember 1630 Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Er war beim Eintritt seines Handwerks Maurer. Unter seiner Leitung entstand von 1632 bis 1635 die Kollegskirche zu Bailleul. Sie war ein Renaissancebau; aedificatio ampla et pro conditione populi ac loci, wie die Historia Collegii Belliolani ad an. 1636 sagt, forma elegans imprimis et Italis saepius quam

[1] Gurlitt, Gesch. des Barockstiles in Belgien usw. 20.

Belgis usitata. Von Bailleul sandten ihn dann die Obern nach Cassel, wo man am 15. September 1634 den Grundstein zu einer Kirche gelegt hatte, aber mit den Arbeiten nicht vorankam. Allein schon am 3. August 1636 machte hier der Tod seinem Leben, seinem Wirken und zugleich den Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, ein frühes Ende. Der Catalogus triennalis rühmt ihn als ein gutes Talent.

Der zweite ist Bruder Johannes Begrand aus Ypern, wo er am 22. Februar 1623 geboren wurde. Am 13. Juni 1653 trat er in die Gesellschaft Jesu ein, am 2. Februar 1664 legte er die letzten Gelübde ab. Die Kirchen, bei deren Erbauung er als Bauführer beteiligt war, sind die Kollegskirchen zu Löwen, Cambrai, Aire und Lüttich. Zu Löwen war er von 1661 bis 1667 tätig, zu Cambrai von 1679 bis 1681 und hierauf von neuem nach Wiederaufnahme der Bautätigkeit von 1683 bis 1691. Zu Aire wirkte er von 1682 bis 1686, zu Lüttich leitete er den Kirchenbau von 1691 bis gegen 1693. Dann verließ er Belgien und begab sich nach Loyola, wo er bald nachher gestorben zu sein scheint.

Johannes Verbessum, der dritte, welchem wir hier einige Zeilen widmen möchten, wurde am 14. März 1631 zu Lembeke bei Hal geboren. Am 14. März 1656 begab er sich nach Mecheln in das Noviziat der flandrobelgischen Ordensprovinz, am 2. Februar 1667 legte er die letzten Gelübde ab, am 1. Dezember 1701 schied er nach arbeitsreichem Leben zu Brügge infolge eines Sturzes aus dieser Zeitlichkeit, nachdem er kurz vorher die Kirche zu Lüttich bis auf den Oberbau der Fassade fertiggestellt hatte. Von 1662 bis 1666 war Verbessum beim Bau der Löwener Kollegskirche beschäftigt, 1666 restaurierte er die beim Stadtbrand 1665 eingeäscherte Kirche zu Roermond, 1671 bis 1676 finden wir ihn bei der Errichtung der Kollegskirche zu Mecheln tätig, 1686 bis 1688 leitete er den Bau einer neuen Kirche zu Cassel, seit 1691 vollendete er die von Begrand 1679 begonnene Kollegskirche zu Cambrai, 1694 übernahm er die Fortführung der Arbeiten an der Kollegskirche zu Lüttich. Verbessum muß der Eloge zufolge im Baufach hervorragend tüchtig gewesen sein.

Zweites Kapitel.

Die Kollegskirche zu Douai. Römischer Barock.

Etwa 15 Jahre nachdem die Jesuiten zu Douai eine Niederlassung gegründet hatten, am 5. August 1583, wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt. Die kirchliche Einsegnung desselben vollzog der Abt von Anchin, Warner von Davre,

als Delegat des Bischofs von Arras; den ersten Stein legte der Abt, den zweiten ein Vertreter des Magistrats, den dritten ein Schüler des Kollegs, Graf Buquoy. Den Bauplan hatte der Rektor des Kollegs, der unermüdlich tätige P. Johannes de la Haye, gewöhnlich Servius genannt, aus Rom kommen lassen. In einem Brief des Rektors an P. Claudius Aquaviva vom 30. August 1583 heißt es: Tandem aliquem commodum templo nostro exstruendo locum a R^mo D^o Abbate Aquiscinctensi obtinuimus, eius plane magnitudinis, quam forma mihi a V. P. tradita requirit. Ohne Zweifel war der Ruhm, der sich rasch um den wenige Jahre vorher vollendeten Gesù gewoben hatte, für P. de la Haye der Anlaß gewesen, sich von Rom die Pläne für den beabsichtigten Kirchenbau zu erbitten. In der Tat heißt es in der handschriftlichen Biographie des Abtes Warner von Davre, daß die Kirche eine Nachbildung der Kirche der Gesellschaft zu Rom, d. i. des Gesù, habe sein sollen[1]. Es war der erste Bau dieser Art in dortiger Gegend wie überhaupt im ganzen Belgien, für die Leute mithin etwas ganz Neues und Fremdes, und so mochte der Rektor nicht ohne Grund fürchten, der ungewohnte Stil der Kirche könne Aufsehen und Staunen hervorrufen. Darum, vielleicht aber auch um für das Unternehmen mehr zu interessieren, hielt er es für angebracht, bei der Festvorstellung, die gelegentlich der Grundsteinlegung durch die Schüler gegeben wurde, die Spieler Stil und Form des in Angriff genommenen Baues beschreiben zu lassen.

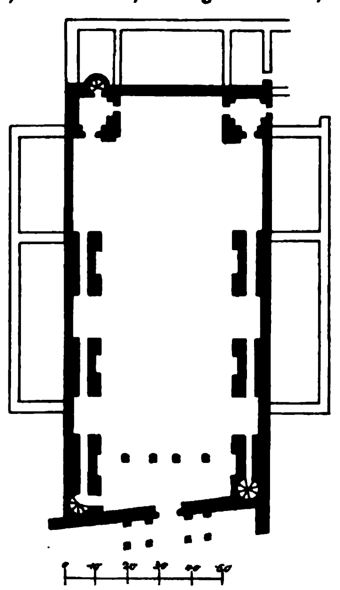


Bild 34. Douai. Jesuitenkirche. Grundriß und Erweiterungsplan.

Die Arbeiten zogen sich über acht Jahre hin, ehe die Kirche so weit war, daß sie in Gebrauch genommen werden konnte. Am 15. September 1591 erfolgte ihre Konsekration. Sie war damals noch keineswegs ganz vollendet. Der Mangel an Mitteln hatte es nicht ermöglicht, sie mit einer Eindeckung zu versehen; man hatte es bis auf bessere Zeiten beim offenen Dachstuhl bewenden lassen müssen. Es sollte noch über drei Jahrzehnte so bleiben. Erst 1623 kam die Kirche durch Bruder du Blocq zu einer Decke, aber nicht zu einem Gewölbe, wie es ihrem Stil am entsprechendsten gewesen wäre und wie es ursprünglich sicher beabsichtigt war, sondern zu einer flachen Kassettendecke, deren

[1] D. Fr. de Bar, Electio et gesta R. D. P. Warneri de Davre, in Bibl. de Douai, n. 828, p. 395: Exposuerunt hi lusores modum et formam templi, ne cui mirum videretur si ad instar ecclesiae Patrum Societatis Iesu Romae existentis aedificaretur, cuiusmodi non videntur in Belgio. Serbat, L'architecture gothique des Jésuites etc. 9.

Kassetten wie zu Maubeuge mit Rosetten verziert waren. Zwei weitere Jahrzehnte später muß vorübergehend die Absicht bestanden haben, die Kirche zu vergrößern. Noch liegt ein diesbezüglicher Plan von der Hand du Blocqs aus dem Jahre 1643 vor. Danach sollte das Chor um ein Joch verlängert und an den Seiten mit Oratorien versehen werden. Außerdem sollten die Querarme um ein bedeutendes herausgeschoben und den Langseiten Kapellen angefügt werden. Der Plan du Blocqs kam jedoch nicht zur Ausführung; der Bau blieb bis zu seiner Zerstörung so, wie er war.

Die Kirche wurde bei der Aufhebung der Gesellschaft Jesu niedergerissen. Nur das Portal mit der Überschrift SACRVM ET TERRIBILE NOMEN IESV überlebte ihren Untergang, des Vorbaues allerdings beraubt, der es ehedem schmückte. Unsere ganze Kenntnis des Baues gründet sich daher heute bloß auf einige Grundrisse desselben [1], die sich glücklicherweise erhalten haben, auf eine von P. Halloix 1615 in einer Festschrift [2] zur Übertragung der Reliquien des hl. Terentianus gegebene Beschreibung des Innern und auf zwei sehr kleine und zudem sehr undeutliche Abbildungen des Äußern [3]. Es ist nicht viel, doch für die Kenntnis des konstruktiven Systems und des Stilcharakters der Kirche zuletzt ausreichend.

Die Maßverhältnisse der Kirche waren nicht gerade besonders bedeutend. Ihre lichte Länge betrug 130′ (= ca 39 m), ihre lichte Breite 60′ (= ca 18 m), die Breite des Mittelraumes 45′ (= ca 13,5 m). Jeder der beiden Langseiten waren im Innern drei ca 16′ (= 4,80 m) breite und $7^1/_2$′ (= 2,25 m) tiefe, mit zwei Pilastern besetzte Mauerpfeiler vorgelegt. Die von denselben gebildeten Nischen waren zweigeschossig. Im unteren Teil enthielten sie eine Kapelle, im oberen eine Tribüne. Durchgänge, die in den Pfeilern angebracht waren, setzten die Kapellen und Tribünen miteinander in Verbindung. Die Tribünen waren von der Kirche aus durch Wendeltreppen zugänglich, die in den von der Fassade und den Langseiten gebildeten Winkeln lagen. An die beiden letzten Pfeiler schloß sich eine Art von Querhaus, genauer, eine breitere, eingeschossige Nische an. Dann folgte der Chor, welcher rechts und links von einem Turm flankiert

[1] Pariser Sammlung Hd 4c, n. 19, Brüssel, Arch. du Royaume, Plans n. 680 und Arch. département de Lille, Arrondiss. de Douai, plans, dieser aus der Zeit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, der erste laut Aufschrift aus dem Jahre 1619, der zweite aus dem Jahre 1643.

[2] P. Halloix S. J., Triumphus sacer S. M. Terentiani eiusque socii, Douai 1615, 162 ff.

[3] Die eine in Blaeuws Theatrum urbium Belgicae regiae (Douai), der andere auf einem Stich des Martin le Bourgeois in Io. Buzelin S. J., Gallo-Flandria (Douai 1625).

wurde[1]. Die Türme enthielten aller Wahrscheinlichkeit nach Oratorien. Hinter dem Chor lag die geräumige Sakristei. Sie hatte dieselbe Breite wie der Chor, aber dessen doppelte Tiefe. Der Weg aus der Sakristei zum Chor ins Langhaus ging durch das Erdgeschoß der Türme.

An der Eingangswand war in der Höhe der seitlichen Tribünen eine prächtige Empore errichtet. Sie ruhte auf vier freistehenden Marmorsäulen. Ihre ebenfalls aus Marmor angefertigte Front war mit den Statuen der Evangelisten geschmückt. Den Aufgang zu der Empore vermittelten die gleichen Wendeltreppen, welche zu den Tribünen über den Kapellen der Langseiten führten.

Oberhalb der Tribünen und der beiden die Querarme bildenden Nischen zog sich ohne Unterbrechung die ganze Wand entlang von der Fassade bis zum Chor ein mächtiges, aus Architrav, Fries und Deckgesimse bestehendes, eine Elle hohes Gebälk, das auf den Kapitälen der den Nischenpfeilern vorgesetzten Pilaster ruhte.

Die Kirche war reichlich mit Fenstern ausgestattet. In den an den Chor anstoßenden breiten Nischen, welche die Stelle eines Querhauses vertraten, gab es je ein großes Fenster. Die Kapellen zwischen den Wandpfeilern besaßen ein oblonges Fenster, die oberhalb der Kapellen gelegenen Tribünen Rundfenster. Der Lichtgaden endlich wurde wieder durch längliche Fenster erhellt. Von einem Fenster an der Eingangsseite ist im Triumphus nirgends die Rede; doch hat es dort sicherlich an einem solchen nicht gemangelt. Ein Gewölbe war zur Zeit, da P. Halloix die Kirche beschrieb, noch nicht eingezogen.

Wie man sieht, war die Kirche ein echt römischer Barockbau. Der einschiffig angelegte Innenraum, die mächtigen Mauerpfeiler an den Langseiten mit ihren Pilastern, die Nischen und Tribünen zwischen den Pfeilern, das auf den Pilastern der Pfeiler aufsitzende antike Gebälk, die Fenster im Lichtgaden, die darauf hinweisen, daß ursprünglich der Plan bestand, die Kirche mit einem von Stichkappen durchschnittenen Tonnengewölbe zu versehen, die Behandlung der Querarme und der Chornische lassen am Stilcharakter des Baues keinen Zweifel. War ja doch auch, wie wir eingangs hörten, der Plan zu diesem von Rom gekommen. Eine einfache

[1] Wenn der Grundriß noch einen Zweifel an der Existenz zweier Flankentürme lassen könnte, so geht diese jedenfalls in aller Klarheit aus den erwähnten Ansichten von Douai in Blaeuws Theatrum urbium Belgicae regia und in Buzelins Gallo-Flandria hervor.

Kopie des Gesù war die Kirche allerdings nicht; dafür gab es bei ihr im einzelnen zu viele Abweichungen von diesem. Allein konstruktives System und Stil waren bei beiden durchaus gleich, ja selbst in der baulichen Anlage offenbarte sich zwischen ihnen deutlich die Verwandtschaft. Die Kirche zu Douai war jedenfalls ganz im Geiste des Gesù gebaut.

Gotische Reminiszenzen scheinen sich an dem Bau als solchem nicht mehr vorgefunden zu haben. Bemerkenswert ist aber, daß der Altar noch nach altem Brauch mit Säulen umstellt war, die oben Engel mit Leidenswerkzeugen trugen und zum Aufhängen der den Altar umgebenden Behänge dienten.

Drittes Kapitel.

Basilikale Kirchen im Stile des belgischen Barocks.

1. Die Kollegskirche zu Brüssel.

Die Niederlassung der Jesuiten zu Brüssel war im Jahre 1604 zu einem Kolleg erhoben und P. Franz Pratanus zu dessen erstem Rektor ernannt worden. Eine eigene Kirche besaßen damals die Patres noch nicht, sie bedienten sich für die Verrichtung ihrer gottesdienstlichen und seelsorgerlichen Funktionen der ihnen zu diesem Ende überwiesenen St Christophskapelle. Die Übelstände, die mit der Benutzung des den Bedürfnissen nicht entsprechenden Kirchleins verbunden waren, veranlaßten den Rektor, schon bald nach Antritt seines Amtes an die Errichtung einer dem Kolleg zugehörigen Kirche zu denken [1]. Schon im November 1605 konnte er die Pläne zu einer solchen nach Rom zur Begutachtung und Genehmigung schicken. Am 24. Dezember bestätigte der Pater General deren Empfang, am 4. März 1606 aber teilte er P. Pratanus mit, daß sie teils bereits genehmigt zurückgesandt seien, teils in Bälde abgehen würden.

Das Werk mag im April oder Mai seinen Anfang genommen haben. Den ersten Stein legten der Erzherzog Albert und die Infantin Isabella; die Segnung des Grundsteines nahm der Erzbischof von Mecheln, Matthias Hovius, vor. 1606 wollten die Arbeiten keinen rechten Fortgang nehmen, weil man mit starkem Grundwasser zu kämpfen hatte. Im folgenden Jahre gestalteten sich die Dinge etwas günstiger, so daß man an einer Seite die Mauer schon bis fast zu 12′ (= 3,30 m) aufführen konnte. 1608 wurde dann aber die Lage so mißlich, daß man von der Fortführung des Werkes ganz abstehen mußte. Da keine Aussicht war, daß die Umstände sich in näherer Zeit bessern würden, beschloß der Rektor, einer schon unter dem 13. Oktober 1607 vom Pater General an ihn ergangenen

[1] Über die Baugeschichte der Kollegskirche zu Brüssel ist namentlich auch das Cartularium templi Bruxellensis S. J. in der Königl. Bibliothek zu Brüssel zu vergleichen, dessen Angaben allerdings nicht überall ganz genau sind, begreiflich, da es erst im 18. Jahrhundert entstand.

Anregung zu folgen und hinter dem Chor der im Bau begriffenen Kirche eine interimistische Kapelle zu errichten. Es ist die Kapelle, von der schon im ersten Abschnitt dieser Schrift[1] die Rede war. Schon im April 1609 stand sie vollendet da. Am 13. April wurde sie von den Patres in Gebrauch genommen, nachdem der Nuntius zu Brüssel sie zuvor eingesegnet hatte, am 14. Oktober 1610 aber durch den Erzbischof von Mecheln konsekriert.

Am 4. Januar 1611 starb P. Pratanus. Sein Nachfolger wurde P. Thomas Saillius, der 1614 die Arbeiten an der Kirche wieder begann; doch wegen der in Angriff genommenen Schulbauten anfangs mit wenig Eifer, bis einige Patres beim Pater General Beschwerde erhoben und dieser ihn anwies, den Schulbau ruhen zu lassen und mit beiden Händen am Hause Gottes zu schaffen. Als er am Palmsonntag 1616 aus seinem Amte schied, war nicht bloß die Krypta unter dem Chor fertiggestellt, es hatten auch die Umfassungsmauern schon eine Höhe von 20′ (= 5,50 m) erhalten. Nachfolger des P. Saillius wurde P. Joh. Wintershoven, mit dem ein neuer Abschnitt in der Baugeschichte der Kirche beginnt. Sein Rektorat brachte nämlich einen bedeutungsvollen Stilwechsel für den Bau, indem unter Wintershoven in diesen der eigentliche belgische Barock seinen Einzug hielt. Freilich war schon im ersten Plan eine Kirche im Renaissancestil vorgesehen. Ein Grundriß aus dem Jahre 1615[2] und die Profile der Gewölberippen und Gewölbegurte in Hoeimakers Skizzenbuch[3] bekunden das. Namentlich aber stellt ein Brief P. Aquavivas vom 13. Oktober 1607 das außer Zweifel. Significatum enim est mihi, heißt es darin, sumptuosam ac novam paucisque in istis partibus notam curam templi construendi propositam esse. Indessen kann es sich bei dem ersten Plan doch nur um einen Bau gehandelt haben, wie ihn etwa die Kirche zu St-Omer darstellt; ein eigentliches Barockwerk war damals sicher noch nicht beabsichtigt. Sowohl verschiedene Einzelheiten des Grundrisses wie die eigenartigen Profile der Gurte und Rippen in Hoeimakers Skizzenbuch weisen darauf entschieden hin. Jene Einzelheiten des Grundrisses sind namentlich die Gliederung der Fassade, die dem Portal der Genter Kollegskirche gleiche zweiteilige Portalanlage, der fünfseitige Chorschluß und die wuchtigen, kräftig vortretenden Strebepfeiler des Chores; sie verraten einen Bau, der nicht bloß konstruktiv, sondern auch in dem Baudetail noch stark der Gotik folgen sollte. Die Profilierung der Gurte und Rippen im Skizzenbuch Hoeimakers aber trägt noch durchaus den Charakter der irrationellen, willkürlichen, ganz aufs Malerische gerichteten Behandlung an sich, welche die niederländische Frührenaissance den Profilen zu teil werden ließ.

Von wem der ursprüngliche Plan herrührt, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Es ist jedoch nicht so unwahrscheinlich, daß er von Hoeimaker stammt.

---

[1] S. oben S. 14.

[2] Pariser Sammlung H d 4c, n. 31.

[3] Die Profile, im ganzen fünf, sind nicht dem späteren Bau Francarts entnommen. Wie sie hier beschaffen waren, zeigt eine gute, aus der Zeit der Niederlegung der Kirche stammende Abbildung des Innern. Es können demnach nur zum ursprünglichen Plan gehörige Profile sein.

Sowohl das an das Genter erinnernde zweitürige Portal als auch, und zwar namentlich, die in Hoeimakers Skizzenbuch dargestellten, in Wirklichkeit nie ausgeführten Profile der Rippen und Gurte lassen das vermuten. Die stilistische Umbildung des Planes unter dem Rektorat des P. Winterhoven erfolgte durch den Brüsseler Architekten Jakob Franquart oder, wie dieser selbst schreibt, Francart. Nach dem Vertrag, den P. Wintershoven am 16. Dezember 1616 mit Francart abschloß [1], sollte letzterer von der Kirche und allen ihren Teilen, Gewölbe, Dach und Turm einbegriffen, zunächst Pläne zeichnen und dann nach ihnen bis Ausgang Juli 1617 ein Holzmodell von etwa 5′ Länge und Breite machen, wofür er 600 Karolusgulden erhalten sollte. Außerdem war Francart gehalten, den Steinmetzen in Gemäßheit des Planes zu ihren Arbeiten die nötigen Werkzeichnungen zu liefern; für die Kapitäle, Sockel und das Ornament plastische Modelle aus Karton oder Modellierton anzufertigen; obacht zu nehmen, daß alles gut und brauchbar ausgeführt werde, und endlich drei Jahre lang die Bauleitung zu versehen, wofür ihm von P. Wintershoven weitere 400 Gulden zugesichert wurden [2].

Betont muß werden, daß sich die Tätigkeit Francarts, soweit sie sich auf die Kirche bezog, im wesentlichen nur in einer stilistischen Umarbeitung des ursprünglichen Planes bestanden haben kann. Nicht bloß die Fundamente wurden beibehalten und mit ihnen natürlich auch die Gesamtanlage des Baues, sondern auch die bereits bis zu einer Höhe von 5,50 m aufgeführten Umfassungsmauern, die nur insoweit umgestaltet wurden, als das durch den Stil bedingt war, den die Kirche erhalten sollte. Denn nur so erklärt es sich, daß man schon 1617 mit den Seitenmauern bis zum Dach kam, obschon die Arbeit entsprechend dem mit Francart abgeschlossenen Kontrakt erst spät im Lauf dieses Jahres kann aufgenommen worden sein. Der Entwurf zum Turm, der sich noch im Brüsseler Staatsarchiv erhalten hat, ist dagegen zweifelsohne das ausschließliche Werk Francarts, da dieser hier in keiner Weise durch bereits Bestehendes gebunden war.

Am 9. Juli 1617 trat P. Wintershoven, durch seine übermäßigen Anstrengungen frühzeitig gebrochen, von seinem Posten ab, nachdem er durch seinen Eifer die Bautätigkeit wieder in regen Fluß gebracht hatte. Ihm folgte im Amte P. Antonius Sucquet. Der Fortgang der Bauarbeiten litt durch den Wechsel so wenig, daß schon im Lauf des Jahres 1618 dem Chor und den neben diesem liegenden

[1] Die Angabe des Cartularium templi Bruxellensis S. J., es sei, bis Francart zum Bau die Pläne gemacht habe, ohne jeden Plan gearbeitet worden, ist angesichts des noch vorhandenen Grundrisses und der Profilzeichnungen in Hoeimakers Skizzenbuch durchaus falsch; aber auch ohne diese springt das Irrige einer solchen Behauptung alsbald zu Tage. Ferner ist unzutreffend, daß P. Ant. Sucquet es war, der von Francart neue Pläne anfertigen ließ, da der diesbezügliche Kontrakt von P. Wintershoven abgeschlossen wurde, und zwar schon 1616.

[2] Der Kontrakt findet sich zu Brüssel, Arch. du Royaume, Jésuites, Bruxelles n. 969. Von den Plänen Francarts haben sich erhalten der Grundriß und der Aufriß der Fassade (Promptuarium pictorum f. 11 v u. 12 a) und die Zeichnung des Turmes (Brüssel, Arch. du Royaume, Jésuites, Bruxelles n. 970).

Seitenkapellen das Dach aufgesetzt werden konnte. Im folgenden erhielt auch das Langhaus seine Bedachung, am Schluß des Baujahres 1620 stand die Kirche beinahe fertig da. Am 24. Juli 1621 wurde sie nach vorhergegangener Einsegnung in Anwesenheit des dem Tode schon nahen Erzherzogs Albert zum erstenmal in Gebrauch genommen. Sakristei und Turm waren vorderhand unausgeführt geblieben, sie kamen erst 1660 und 1661 zur Ausführung. Die Kosten der sehr reich ausgestatteten Sakristei hatte der Erzbischof von Mecheln zum Dank für eine auf Fürbitte des hl. Franziskus Xaverius glücklich verlaufene schwere Operation übernommen; für den Turm gab der Magistrat der Stadt 6000 Gulden. Die Kirche verfiel bedauerlicherweise 1812 dem Abbruch.

Die Brüsseler Jesuitenkirche, kunstgeschichtlich eine der wichtigsten belgischen Bauten aus der Frühe des 17. Jahrhunderts [1], war nächst den Kollegskirchen zu Brügge und St-Omer der bedeutendste Bau, den die Patres in Belgien aufführten. Denn sie hatte eine Länge von 189′ (= 52 m), eine Breite von 86′ (= 23,60 m) und bis zum Scheitel des Mittelschiffgewölbes eine Höhe von 77′ (= 21,17 m). Wie alle andern größeren belgischen Jesuitenkirchen war sie ohne Querschiff. Der Chor hatte eine Tiefe von ca 42′ (= 11,50 m) und schloß nach altem Brauch mit fünf Seiten eines Zehnecks. Die Seitenkapellen waren dagegen im Gegensatz zur bisherigen Tradition mit halbrunden Apsiden versehen.

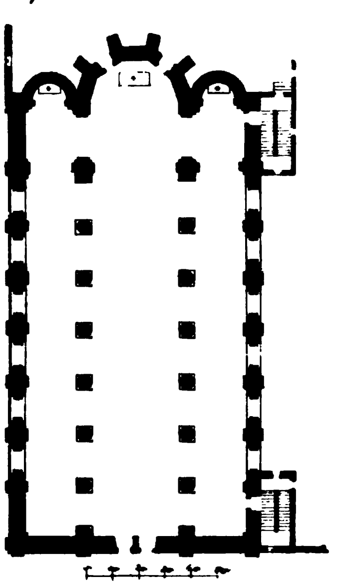


Bild 35. Brüssel. Jesuitenkirche. Grundriß. Erster Plan.

Sechs Rundsäulenpaare, denen an der Chorwand und an der Innenseite der Fassade Halbsäulen entsprachen, schieden Mittelschiff und Seitenschiffe. Sie ruhten auf hohen quadratischen Sockeln und waren im Sinne der toskanischen

[1] Außer den Plänen und Zeichnungen aus der Zeit der Erbauung der Kirche gibt es noch eine Abbildung derselben in Sanderus, Brabantia sacra, Hagae Comit. 1727, 32, wichtig besonders für die Kenntnis des äußeren Systems der Kirche, der Fassade und des Turmes, wie dieser unter teilweiser Abweichung von dem Plane Francarts 1660 aufgeführt wurde, sowie drei vortreffliche, die Fassade, die bereits stark zerstörte Seitenansicht und das Innere darstellende Aquarelle aus der Zeit des Abbruchs der Kirche, von denen namentlich das letztgenannte von größter Bedeutung ist. Sie befinden sich im Besitz der Bollandisten.

Ordnung gebildet, jedoch am Hals mit Akanthusblättern und am Echinus mit dem Eierornament verziert. Die rundbogigen Schiffsarkaden setzten, ohne daß ein Gebälkstück eingeschoben gewesen wäre, unmittelbar auf dem Abakus auf; ihre breiten, flachen Leibungen waren nur an den Kanten profiliert. Hart über den Arkaden begann ein hohes Gebälk mit breitem, unverziertem Fries und weit vorkragender Deckplatte, dessen einförmige Flucht über der Mitte der Bogen durch ovale, mit Barockeinfassung umgebene, bauchige



Bild 36. Brüssel. Jesuitenkirche. Inneres.

Schilde, oberhalb der Säulen aber durch mächtige, von kräftigen, tief herabsteigenden Konsolen gestützte Verkröpfungen unterbrochen wurde.

Die Eindeckung des Mittelschiffs bestand aus Kreuzgewölben, deren Quergurte ohne jedes weitere Zwischenglied oder irgend welche Stelzung auf den Verkröpfungen des Gebälks begannen, während die Diagonalrippen etwas höher von kleinen Barockkonsolen ausgingen. Wie die Arkaden, war auch das Gewölbe ausgesprochenermaßen vom Rundbogen be-

herrscht. Vom Spitzbogen fand sich keine Spur mehr bei ihm vor. Die Quergurte waren mit schlichten, rechteckigen Kassetten belebt, die Diagonalrippen aber mit einem noch an gotische Weise erinnernden, derben, birnförmigen Profil versehen. Die Schlußsteine bildeten einen Ring, welcher den Diagonalrippen gleich profiliert war.

Die Chornische hatte eine dem Aufbau des Langhauses analoge vertikale Gliederung. Ihre Wände waren mit dorischen Pilastern besetzt, die etwa zwei Drittel der Höhe der Säulen des Langhauses hatten und ein leichtes Gebälk trugen. Darüber erhoben sich an die Arkaden des Schiffes erinnernde flache Nischen, noch etwas weiter hinauf aber setzte sich das Gebälk des Langhauses mit seinen Verkröpfungen, die auch hier den Ausgang der Gewölbegurte bildeten, rings um die Apsis fort. Den Langseiten des Chores waren hohe, bis zum Gebälk ohne Unterbrechung aufsteigende Pilaster vorgesetzt. Die Seitenschiffe waren ebenfalls mit Kreuzgewölben versehen, deren Quergurte jedoch, wie es scheint, ohne Kassetten waren und nur ein fortlaufendes Leistchen als Verzierung erhalten hatten. Die Rippen und Schlußsteine waren von ähnlicher Profilierung wie im Mittelschiff. An der Wand ruhten die Quergurte und Rippen auf Pilastern, die mit einem dem Kapitäl der Schiffssäulen nachgebildeten Kapitäl abschlossen.

Die Kirche war gut mit Licht versehen. Von der Fassade her erhellten vier Fenster das Innere, von denen zwei dem Mittelschiff, die beiden andern aber den Seitenschiffen entsprachen. Im Lichtgaden waren auf jeder Seite sechs mit Stichbogen endende, in jedem Seitenschiff sechs mit wagrechtem Sturz abschließende Fenster angebracht. Der Chor erhielt sein Licht teils aus den Kapellen der Seitenschiffe teils durch zwei Fenster im Lichtgaden seiner Langseiten; die Apsis war fensterlos. Die Fenster der Seitenschiffe waren mit Umrahmungen versehen und wurden von einem zerschnittenen Giebelaufsatz bekrönt.

Eine sehr stattliche Erscheinung war die Fassade. Sie hatte drei Eingänge, von denen der mittlere dem Hauptschiff, die beiden andern den Nebenschiffen entsprachen, und setzte sich aus einem hohen Untergeschoß, einem etwas niedrigeren Obergeschoß und dem aus einem Attikaaufsatz und einem niedrigen, dreieckigen Giebelfeld bestehenden Giebel zusammen. Bild 37 überhebt uns einer näheren Beschreibung. Die Fassade bot in ihrem Aufbau eine wesentlich andere Erscheinung als die in drei Ordnungen und zwei Giebelgeschossen sich erhebende Fassade der Kirche von St-Omer. Sie war aber auch derber und wuchtiger als diese, und zwar sowohl in der Horizontal-

als der Vertikalgliederung, von entschiedenerem Aufstreben und ohne jede Erinnerung an Fachwerk.

Die Mauern der Abseiten waren im Äußern statt mit Strebepfeilern mit Pilastern besetzt, die das Gebälk des Kranzgesimses trugen und mit dem Sockel bis fast zum zweiten Drittel der Wand hinaufreichten. Die zwischen den Pilastern befindlichen Fenster wurden von flachem Rahmenwerk eingefaßt, welches unter der Fensterbank konsolenartig auslief, oben aber von einem segmentförmigen Giebelaufsatz bekrönt wurde. Bemerkenswert war die Eindachung der drei Schiffe. Ganz nach altem Brauch hatte jedes Schiff sein eigenes Satteldach, gerade so, wie wir es bei der Genter Kollegskirche fanden. Die über die Quergurte der Seitenschiffe sich hinziehenden Verstrebungen der Hochmauern des Mittelschiffes waren zum größten Teil unter den Dächern der Seitenschiffe verborgen, aus denen sie nur an der dem Mittelschiff zugewandten Dachseite hervortraten, eine nicht gerade praktische Einrichtung, da der Raum zwischen den Streben förmliche Schneefänge bildete. Oben endeten die Streben in Schnecken. Eine eigentümliche Erscheinung ist das Dach des Mittelschiffes auf der Abbildung, die Sanderus von der Kirche bietet. Man sollte glauben, es habe dasselbe geschweifte Schrägseiten gehabt. Tatsächlich ist das auch aus der Darstellung gefolgert worden[1], jedoch mit Unrecht. Man hat diese mißverstanden. Die Kurve, mit welcher auf dem Stich das Dach über dem Chor endet, gibt den unteren Rand des Chordaches an, nicht die Schrägseiten. Um die Abbildung richtig zu verstehen,



Bild 37. Brüssel. Jesuitenkirche. (Nach Sanderus.)

[1] So Schayes, Histoire de l'architecture en Belgique II 412; vgl. auch die dem Stich Sanderus' nachgebildete Rekonstruktion der Kirche ebd. 411.

muß man sich vor Augen halten, daß es sich um eine Ansicht der Kirche aus der Vogelschau handelt. Übrigens ist es auf dem Stich selbst deutlich genug angedeutet, daß die Schrägseiten des Daches nicht anders waren wie bei den sonstigen Kirchen jener Zeit, d. h. gerade. Man beachte nur den Schlagschatten, welchen der Turm auf das Dach wirft.

Die ornamentale Ausstattung der Kirche hielt sich in mäßigen Grenzen. Verglichen mit der gleichzeitig erbauten prunkvollen Antwerpener Jesuitenkirche machte der Bau sogar fast den Eindruck stiefmütterlicher Behandlung. Konstruktiv wie in Bezug auf ihre ästhetische Wirkung stand die Kirche dagegen ungleich höher als ihre so glänzend geschmückte Antwerpener Schwester. Der Eindruck, den sie bereits vor ihrer Vollendung machte, war so imposant, daß sich selbst der Schöpfer der Kirche zu Antwerpen ihm nicht zu entziehen vermochte und für Brügge und Namur nicht diese, sondern das Werk Francarts zum Vorbild nahm, ja dieses für Brügge, wenngleich unter Anbringung gewisser Verbesserungen und unter Verwendung etwas reichlicheren Ornaments, beinahe kopierte. Nichts ist bezeichnender für die mächtige Wirkung, welche der Bau ausgeübt haben muß.

Was die Formgabe des Baudetails anlangt, so trug die Brüsseler Kirche ganz und gar das Gepräge der späten Renaissance. Von allen Seiten her tönte dem Beschauer nur mehr die Sprache des Barocks entgegen; die einzige Erinnerung an die Weise der Gotik, die noch gotisierenden Diagonalrippen der Gewölbe, trat so bescheiden auf, daß ihre Stimme in dem lauten klassischen Chorus, der von allen übrigen Baugliedern ausging, völlig verhallte.

Ganz anders verhielt es sich dagegen mit dem System. Konstruktiv stand nämlich der Bau noch völlig auf dem Boden der alteinheimischen Traditionen. Man hat das Vorbild der Kirche in den Säulenkirchen der italienischen Renaissance, namentlich in der Annunziata zu Genua finden wollen. Nichts ist irriger als eine solche Annahme. Der Bau war nur eine Verbindung der Bauelemente und der Schmuckformen der späten Renaissance mit dem aus dem Mittelalter überkommenen und noch immer lebendigen Konstruktionssystem, ein gotischer Bau im Barockkleid; denn konstruktiv waren weder die mächtigen Gebälke noch ihre Verkröpfungen, weder die breiten Pilaster noch das schwere Konsolenwerk für das System von irgend einer Bedeutung. Was Francart zu Brüssel schuf, ist nichts anderes als die Kollegskirche zu Gent, das Werk Hoeimakers, in die Sprache des Barocks übersetzt. Hat er doch bei der Brüsseler Kirche selbst die drei

Satteldächer angewendet. So sehr beherrschte in Belgien noch die traditionelle Bauweise die kirchliche Architektur, daß nicht einmal der in Italien an den antiken Monumenten und an den klassischen Schöpfungen der Renaissance gebildete Francart sich ihrer Macht zu entziehen im stande war und sich damit bescheiden mußte, die überlieferte Konstruktion mit der Ausdrucksweise der Renaissance in gefällige Verbindung zu bringen. Allerdings war er bei seinen Plänen für die Brüsseler Kirche nicht ganz frei; denn er war ja bis zu einem gewissen Maße durch das auf Grund des ursprünglichen Planes bereits Gebaute in seinen Entwürfen eingeengt. Indessen so viel stand denn doch noch nicht, daß er nicht daraus leicht einen wirklichen Barockbau hätte machen können, falls er nur gewollt hätte. Mit der Fassade machte er es doch so. Wenn er also beim übrigen nicht ein gleiches tat, sondern dem Barock nur die Formensprache entlehnte, so hatte das sicher seine tiefer liegende Ursache; die alten konstruktiven Prinzipien waren noch zu mächtig.

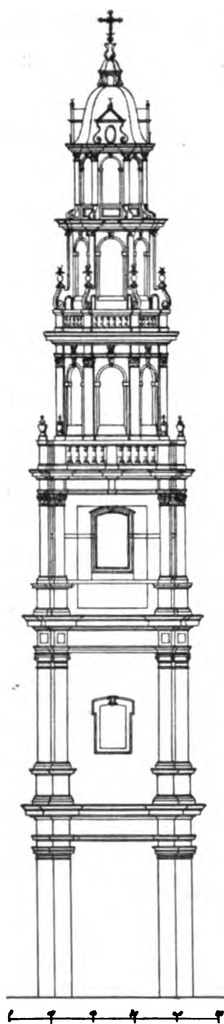


Bild 38. Brüssel. Jesuitenkirche. Originalplan d. Turmes.

Selbst im Entwurf für den Turm, bei dem Francart doch in keiner Weise beschränkt war, fehlt es nicht an Anklängen an den überkommenen einheimischen Turmbau. Der Unterbau besteht aus drei Geschossen; das Erdgeschoß gehört der dorischen Ordnung an, das zweite der ionischen, das dritte der korinthischen. Wegen ihres Details, wegen ihrer harmonischen Entwicklung im Aufbau und wegen ihrer schlichten, aber nicht ungefälligen dekorativen Behandlung kann auf die Abbildung des Turmes verwiesen werden. Das dritte Geschoß ist von einer Balustrade bekrönt, aus dem sich der gleichfalls in drei Geschosse gegliederte achteckige Oberbau erhebt. Jedes Geschoß besteht aus einer offenen, an den Ecken mit Pilastern besetzten Laube. Den Übergang von dem einen Geschoß zum andern vermitteln umgekehrte Konsolen. Dem obersten ist eine achtseitige, glockenförmig geschweifte Kuppel aufgesetzt, die an vier Seiten mit einer reich ausgebildeten

Dachluke versehen erscheint und als Abschluß eine zierliche Laterne mit darüber angebrachtem mächtigen Kreuz trägt.

Der Turm ist von ganz anderer Anlage wie der Glockenturm der Kollegskirche zu Antwerpen, der fast zur selben Zeit entstand, als Francart die Pläne zur Brüsseler Kirche anfertigte. Er ist aber bei seinem leichten und doch entschiedenen Aufstreben, bei der ausgesuchten Harmonie aller seiner Verhältnisse, bei der so ebenmäßigen Verjüngung des den Helm ersetzenden Oberbaues, der durchaus an die Bildung des Oberbaues der spätgotischen belgischen Türme erinnert, und bei dem glücklichen Kontrast, in welchem die Geschosse des Unterkörpers mit ihrer kräftigen Bildung zu der reizvollen Gliederung der Oberbaugeschosse stehen, in seiner Art von kaum geringerer Schönheit. Wollen wir der Abbildung des Turmes bei Sanderus glauben, so wurde übrigens der Plan nicht ganz so ausgeführt, wie es Francart gewollt hatte, als es endlich 1660 zur Erbauung des Turmes kam. Denn auf dem fraglichen Stich fehlt das dritte der drei Oberbaugeschosse, nicht gerade zum Vorteil der Wirkung des Turmes; und doch nennt Gurlitt diesen selbst in der Gestalt, wie er uns bei Sanderus begegnet, einen Schmuckbau von besonderer Schönheit[1]. Um so mehr schien es angebracht, den vom Verfasser wieder aufgefundenen und bisher unbekannten Originalplan hier in einer Skizze wiederzugeben. Indessen wird es Zeit, daß wir uns der der Brüsseler Kirche verwandten Kollegskirche zu Brügge zuwenden.

2. Die Kollegskirche zu Brügge.

Zu Brügge gründeten die Jesuiten 1570 eine Niederlassung, nachdem ihnen P. Robert Claisson dort seit 1560 durch sein seeleneifriges Wirken den Boden geebnet hatte. Zu ihren gottesdienstlichen Funktionen benutzten sie anfänglich die ihnen zu diesem Zwecke vom Domkapitel überwiesene St Johanneskirche. Die Errichtung eines eigenen Gotteshauses wurde ihnen erst 1596 möglich. Es war ein schlichter, unbedeutender Bau, über den sich nähere Nachrichten nicht erhalten haben. An die Aufführung einer größeren Kirche konnte man sich erst zwei Jahrzehnte später heranwagen. Angesichts der mißlichen Verhältnisse, in denen sich aber auch damals noch das Kolleg zu Brügge befand, zögerte der General lange mit der Erteilung der Genehmigung zum Bauen, trotzdem er die Dringlichkeit einer entsprechenderen Kirche sehr wohl begriff. Erst am 19. März 1619 gab er seine Einwilligung, jedoch nur unter der Bedingung, daß wirkliche Hoffnung bestehe, mit Hilfe genügender Zuwendunger seitens der Behörden wie privater Guttäter das Werk ohne Schulden zu vollenden. Noch in demselben Jahre wurde mit der Legung der Fundamente begonnen, wie sowohl aus den Annuae von

[1] Geschichte des Barockstiles 10.

1619 als einem vom 31. August datierten Brief des P. Vitelleschi an den damaligen Rektor Vorluit hervorgeht; allein es ging mit dem Bau bis in die Mitte der dreißiger Jahre unter dem Druck der Zeitverhältnisse so langsam von statten, daß noch nicht einmal 1635 die Umfassungsmauern der Seitenschiffe völlig fertig dastanden und man erst 1637 anfangen konnte, die Säulen aufzurichten. Es sollte noch bis 1641 dauern, ehe die Kirche vollendet war. Der Turm wurde nie ausgebaut; er gedieh nur bis zum dritten Geschoß. Am 14. November 1642 hatte die Konsekration des Gotteshauses durch den Bischof von Brügge, Nikolaus von Haudion, statt; es wurde dem hl. Franziskus Xaverius geweiht.

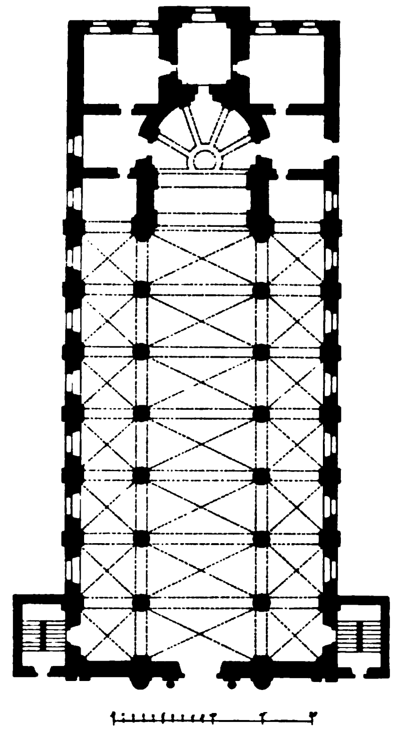


Bild 39. Brügge. Frühere Jesuitenkirche. Grundriß.

Die Kirche ist, wie schon früher gesagt wurde, die Schöpfung des Bruders Huyssens. Noch hat sich ein Teil der Originalpläne erhalten. Im Archiv von St-Charles zu Antwerpen befindet sich eine Seitenansicht der Kirche samt einem inneren und äußeren Aufriß des Turmes[1] sowie ein unfertiger Entwurf zu einer Orgelbühne, im Promptuarium pictorum aber ein Querschnitt der Kirche und der völlig ausgeführte Plan zur Orgelbühne. Huyssens starb, ehe er den Bau fertigstellen konnte. Er hatte als Nachfolger den Laienbruder Johannes Poulé. Geboren am 28. Mai 1593 zu Nivelles, war dieser seines Handwerks Steinmetz, als er am 6. Dezember 1630 um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu nachsuchte. Er war ein Mann von bedeutenden Anlagen, in seinem Fache sehr erfahren und berechtigte zu großen Hoffnungen. Unter seiner Leitung entstand 1632 bis 1635 zu Dünkirchen die dortige Jesuitenkirche. Von hier 1636/1637 nach Brügge berufen, um Bruder Huyssens eine Stütze zu sein, sollte er nur zu bald dessen Nachfolger werden, aber auch schon nach bloß zwei Jahren ihm im Tode folgen. Gerade das letzte Jahr, in dem Poulé die Leitung führte, ermöglichten die äußeren Verhältnisse einen Fortschritt im Bau, wie dieser ihn in den letzten sieben Jahren zusammen nicht erfahren hatte.

---

[1] Bei M. Rooses (L'œuvre de P. P. Rubens V, Anvers 1888, 180), auf Grund einer falschen, von späterer Hand auf dem Plan angebrachten Angabe irrig als Seitenansicht der Antwerpener Kirche bezeichnet.

Die Kirche zu Brügge ist der größte Bau, den die Jesuiten der belgischen Ordensprovinzen errichteten. Sie hat eine lichte Länge von 57,65 m, eine lichte Breite von 24,20 m und eine innere Höhe von ebenfalls 34,30 m und übertrifft demnach die Kirche von St-Omer nach jeder Richtung hin um mehr denn einen Meter.

Wie schon gelegentlich bemerkt wurde [1], ist die Kirche, jetzt St-Walburge, kein eigentliches Originalwerk. Sie lehnt sich vielmehr so sehr an die Brüsseler an, daß man sie fast eine Kopie derselben nennen könnte. Immerhin fehlt es nicht an mancherlei, zum Teil sehr bemerkenswerten Änderungen, die fast ausnahmslos Verbesserungen darstellen.



Bild 40. Brügge. Frühere Jesuitenkirche. Inneres.

Die hauptsächlichsten Änderungen im Grundriß betreffen den Chor, die Seitenkapellen und den Turm. Der Chor schließt, was allerdings dem Stil mehr entspricht, statt polygonal im Halbkreis, während die Seitenkapellen geradseitig, statt mit einer halbrunden Apsis enden. Außerdem ist der Chor nach den Seitenkapellen zu völlig geschlossen, so daß keine unmittelbare Verbindung zwischen ihm und diesen besteht. Der Turm endlich hat seinen Platz nicht neben der Kirche, sondern mitten hinter dem Chorhaupt.

Im Aufbau unterscheidet sich die Schöpfung Huyssens von derjenigen Francarts vor allem dadurch, daß die Quergurte des Mittelschiffgewölbes

[1] S. oben S. 112.

nicht unmittelbar auf dem den Schiffsarkaden aufliegenden Gebälk ansetzen, sondern auf sockelartigen Pilastern, die über den Verkröpfungen des Gebälks der Lichtgadenwand vorgestellt sind, ohne daß jedoch zugleich eine Attika angebracht wäre. Das Innere hat durch diese Stelzung der Quergurte nicht nur merklich an Höhenentwicklung gewonnen, es ist auch das Verhältnis zwischen der unteren Partie der Langseiten des Mittelschiffes und dem Lichtgaden weit harmonischer und gefälliger geworden. Außerdem wurde so die Möglichkeit geboten, die Lichtgadenfenster um ein gutes Stück zu verlängern.

Eine weit einschneidendere Abweichung im Aufbau, wodurch das ganze System geändert und der Bau fast zu einem italienischen Barockbau geworden wäre, kam nicht zur Ausführung. Wie aus dem Originalplan Huyssens im Promptuarium pictorum hervorgeht, sollte ursprünglich das Mittelschiff mit einem über den Fenstern des Lichtgadens von Stichkappen durchbrochenen Tonnengewölbe eingedeckt werden, während für die Seitenschiffe Gratgewölbe vorgesehen waren. Es ist dieselbe Einrichtung, welche in der Kollegskirche zu Namur tatsächlich zur Verwirklichung kam. Was den Anlaß gab, zu Brügge von ihr abzusehen und statt der beabsichtigten Tonnen- und Gratgewölbe die zu Brüssel angewendeten Rippengewölbe zur Eindeckung zu verwenden, muß dahingestellt bleiben; ebenso, ob jene schon von Huyssens selbst aufgegeben wurden oder erst nach seinem Tode von seinem Nachfolger.

Im Äußern weicht die Kirche zu Brügge von der Brüsseler namentlich in der Anlage der Seitenschiffverdachung und des Strebesystems ab. Die in jeder Beziehung unzweckmäßigen Satteldächer der Abseiten, wie sie zu Brüssel im Anschluß an die in der belgischen Gotik beliebten Dreisatteldächer beliebt worden waren, haben niedrigen Pultdächern Platz gemacht, die den Mauern der Seitenschiffe der Brüsseler Kirche vorliegenden Pilaster aber wurden durch lisenenartige Mauerstreifen ersetzt, welche über dem Kranzgesimse als förmliche Pfeiler aus dem Dach der Seitenschiffe hervortreten, die Widerlager für die mächtigen, umgekehrten Konsolen ähnlichen Verstrebungen der Hochschiffmauer[1]. Das eine wie das andere muß als ein erheblicher Fortschritt bezeichnet werden, und zwar nicht bloß vom praktischen, sondern ebensosehr vom ästhetisch künstlerischen Standpunkt, weil auf diese

[1] Vgl. die Seitenansicht der Jesuitenkirche zu Namur (Bild 43), welche in ihrem äußeren System nur in unbedeutender Weise von der Kirche zu Brügge abweicht.

Weise weit besser als bei der Kirche zu Brüssel im Äußern des Baues die feste Geschlossenheit des konstruktiven Systemes in die Erscheinung gebracht wurde.

Die Fassade besteht nur aus einem Untergeschoß, dem Obergeschoß und dem Giebelfeld; ein Giebelaufsatz fehlt demnach. Wie es auch sonst gewöhnlich der Fall ist, springt die dem Mittelschiff entsprechende mittlere Partie risalitartig vor. Sowohl die vertikalen wie die horizontalen Glieder sind von derber Bildung, besonders die des mittleren Risalit rechts und links abschließenden Pfeiler und Säulen, das gewaltige Gebälk mit seiner weit vortretenden Deckplatte und die riesigen Schnecken zu beiden Seiten des Obergeschosses. In der Komposition ist die Fassade ärmer, als die Brüsseler es war. Sie sucht dafür durch schwere Massen, wuchtige Gliederung und starken Wechsel von Licht und Schatten zu wirken. Bemerkenswert ist, daß Säulen und Pfeiler in beiden Geschossen korinthische Kapitäle haben, während sonst gern verschiedene Ordnungen angewendet wurden. Die Fassade besitzt nur ein Portal, doch ist sie rechts und links mit Anbauten versehen, die den Aufgang zur Orgelbühne und zugleich seitliche Eingänge zur Kirche enthalten. Alles in allem ist sie eine sehr imposante Erscheinung.



Bild 41. Brügge. Frühere Jesuitenkirche. Bruder Huyssens Plan zum Turm.

Was die Verwendung des Ornaments anlangt, so ist Bruder Huyssens bei der Kirche zu Brügge etwas weniger sparsam damit gewesen als Francart bei der Brüsseler. Die hier nur mit einer Leiste verzierten Arkadenbogen hat Huyssens zu Brügge mit Kassetten verziert, die zu Brüssel leeren Kassetten, der Quergurte mit Rosetten und anderem Barockornament gefüllt. Der Fries im Gebälk des Chors, der in der Brüsseler Kirche ohne Schmuck war, wurde mit breiten Akanthusranken verziert, den Kartuschen über dem Scheitel der Arkadenbogen und den Konsolen der Gebälkverkröpfungen eine reichere und zugleich wechselndere Ausbildung gegeben; bei den Gesimsen wurden die Profilglieder gehäuft;

kurz, der strenge Ernst und die herbe Einfachheit der Formen in der Brüsseler Kirche wurden um manche Grade gemildert.

Der Turm ist, wie schon gesagt wurde, ein Torso geblieben. Es ist das sehr zu bedauern; denn er wäre, völlig ausgebaut, ein Werk geworden, das sich an Schönheit dem berühmten Turm der Antwerpener Profeßhauskirche kühn an die Seite hätte stellen können, an Kraft aber ihn wohl übertroffen hätte. Der noch vorhandene Originalplan bekundet das.

Der Turm setzt sich auf dem Plane Huyssens aus dem aus vier Geschossen bestehenden Unterbau mit Attikaabschluß und einem von einer Laterne bekrönten Kuppelbau zusammen. Zur Ausführung kamen bloß die beiden unteren, von der Straße aus nur wenig sichtbaren Turmgeschosse; sie reichen bis zur Höhe des Dachgesimses und bilden eine einzige, ungegliederte und ganz schmucklose Masse. Das dritte Geschoß, welches vom zweiten durch ein an das Kranzgesimse der Kirche sich anschließendes Gesimse geschieden wird, erscheint nach dem Plane Huyssens mit gekoppelten dorischen Pilastern besetzt, zwischen denen ein einteiliges, mit geradem Sturz abschließendes, mit Gebälkstücken und mit einem Segmentbogen überbautes Fenster angebracht ist. Das vierte Geschoß weist ionische Pilaster und ein doppeltes Rundbogenfenster mit darüber liegendem Okulus auf. Die über ihm sich erhebende Attika ist oberhalb der Pilaster des darunter liegenden Geschosses mit Pyramiden geschmückt, die auf Kugeln ruhen, während sie in der Mitte die Zifferblätter der Kirchenuhr enthält. Der Kuppelbau besteht aus einem achteckigen Sockel, aus einem von acht rundbogigen Öffnungen durchbrochenen und ebensovielen korinthischen Säulenpaaren umstellten Rundbau und aus der von niedrigem Tambour getragenen, mit viereckigen und runden Dachluken besetzten, von mächtigen Rippen überzogenen Kuppel. Die Laterne ist eine verkleinerte Wiederholung des Rundbaues und endet mit geschweiftem Kuppeldach.

Der Plan lehnt sich sowohl in manchen Einzelheiten wie in seiner Gesamterscheinung eng an den von Huyssens errichteten Turm von St-Charles zu Antwerpen an. Anderes Detail findet sich auf des Bruders ersten Entwürfen für den Turm der Profeßhauskirche, von denen später näher die Rede sein wird. Im großen und ganzen ist der Plan des Turmes der Kollegskirche zu Brügge schlichter als der Antwerpener Turm; aber wie zum Ersatz dafür zugleich geschlossener, entschiedener, kraftvoller, zielstrebiger. Ein Meisterstück ist der Übergang vom vierseitigen Unterbau zur Rundung des Kuppelbaues.

Auch die großartige, unter Verwertung palladianischer Motive von Huyssens entworfene Orgelbühne sollte nie zur Ausführung kommen. Sie wäre eines der glänzendsten Werke ihrer Art auf belgischem Boden geworden.

Doch damit können wir die Ausführungen über die Kirche zu Brügge schließen. Eine eingehende Beschreibung derselben erschien überflüssig. Nach der Schilderung, die wir der Brüsseler Kirche hatten angedeihen lassen, dem Vorbild der Jesuitenkirche zu Brügge, reichte es völlig aus, die Punkte hervorzuheben, in welchen Huyssens bei seinem Plan für Brüssel von Francart abgewichen war.

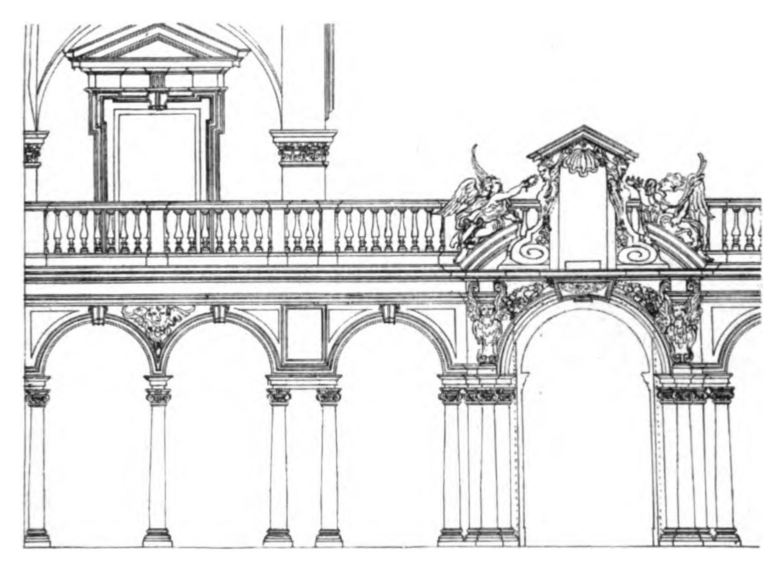


Bild 42. Brügge. Frühere Jesuitenkirche. Bruder Huyssens Plan zur Empore.

Der Eindruck, den die Kirche auf den Beschauer macht, ist ein ungewöhnlich bedeutender, aber es ist nicht die zum Himmel emporziehende weihevolle Stimmung, welche auch einen einfachen gotischen Bau erfüllt, es ist eine heitere religiöse Freude, welche ihn durchströmt, der packende Jubel einer feierlichen Pracht, welche den Eintretenden unwillkürlich mit ihrem Zauber umfängt. Zum Teil ist es der Bau selbst mit seinem reichen Dekor, der diese Wirkung schafft, zum Teil das Meer von Licht, das von den großen, ungeteilten Fenstern aus das Innere durchflutet, zum Teil endlich der vornehme, marmorartige Ton der Wände, Säulen, Gebälke, Gewölbe, kurz, aller Glieder des ganzen Baues. Nirgends ein farbiges Flecklein. In einem gotischen Bau wird man nur ungern die Farbe missen. In einem Bau

wie St-Walburge zu Brügge wäre Polychromie eine Dissonanz, eine Entstellung. Sinn, Stimmung und Geschmack wechseln. Welch ein Unterschied zwischen St-Sauveur zu Brügge und St-Walburge! Und doch, wer wird einen Bau wie die ehemalige Kollegskirche der Brügger Jesuiten meistern wollen? Oder hat die Gotik, so wie sie in manchen Kirchen des Mittelalters verkörpert vor uns steht, nicht auch ihre Schwächen und Fehler?

3. Die Kollegskirche zu Namur.

Der Grundstein zur Namurer Jesuitenkirche wurde erst 1621 gelegt. Ihre Erbauung begann demnach einige Jahre später als die der Kirche zu Brügge; aber auch zu Namur zog sich die Bautätigkeit infolge der widrigen Zeitverhältnisse und des dadurch bedingten Geldmangels durch mehr als zwei Jahrzehnte hin. Anfangs schien allerdings das Werk einen gedeihlichen Fortschritt nehmen zu wollen, so daß Ende 1622 bereits die Umfassungsmauern ziemlich weit aus dem Boden herausgewachsen waren; dann schleppte sich jedoch das Werk nur mehr schneckenhaft langsam hin. Gearbeitet wurde allerdings fortwährend, wie die Kataloge der zwanziger und dreißiger Jahre bekunden; allein es ging nur bruchstückweise voran. 1636 war sogar Gefahr, wie die Annuae ausdrücklich bemerken, daß man wegen des durch die allgemeine Not herbeigeführten Geldmangels die Tätigkeit völlig einstellen mußte. Zum Glück bewilligten die Provinzialstände zur Fortsetzung des Baues 1500 Gulden. Von 1622 bis 1628 ruhte die Leitung des Unternehmens meist in den Händen des Bruders Huart; von 1630 bis 1634 hatte Leo del Carpentrie die Bauführung, von da an Bruder Heinrich Manigart, der zwar kein Bautechniker war, aber doch als Gehilfe Huarts und del Carpentries sich gute Kenntnisse im Baufach erworben hatte.

Über den Stand des Baues im Jahre 1639, d. i. achtzehn Jahre nach der Grundsteinlegung, gibt ein Bericht des Rektors Hubert Wiltheim an den P. General interessante Auskunft. Für den Neubau waren bis dahin rund 80 000 Gulden verausgabt worden. Fertig waren die Umfassungsmauern der Seitenschiffe, die Fassade bis zu den Basen der Säulen ihres dem Lichtgaden der Kirche entsprechenden Obergeschosses, die Arkaden des Mittelschiffes mit dem darüber lagernden Gebälk, der Chor bis zum Ansatz der Gewölbe, die Gewölbe der Seitenschiffe und das unterste Turmgeschoß. Es fehlten noch der Lichtgaden im Langhaus und Chor mit seinen Gewölben, der größte Teil des Turmes und das obere Geschoß sowie der Giebel der Fassade. Begonnen waren bereits die über den Abseiten zur Hochwand des Mittelschiffes sich hinziehenden Verstrebungen.

Der Bericht bezweckte, die Erlaubnis zu einer Anleihe von 16 000 Gulden zu erhalten, damit man die Kirche wenigstens mit einem definitiven Dach versehen könne. Es sei dazu die höchste Zeit, da die Marmorsäulen, Marmorverkleidungen und Marmorgebälke, die schon so lange der Luft ausgesetzt daständen, zu verwittern und die angefangenen Verstrebungen des Hochschiffes zu zerbröckeln begännen. Ein leichtes vorläufiges Dach empfehle sich nicht, denn ein solches sei

bei Regen- und Schneeschauern und Stürmen, wie sie in der dortigen Gegend herrschten, unzulänglich und daher nur Geldverschwendung. Die zahlreichen Marmorpartien des Baues aber mit Brettern zu umkleiden, wie vorgeschlagen worden sei, mache zu viele Kosten. Das einzig richtige sei, den Bau so weit fertigzustellen, daß man ihm ein bleibendes Dach aufzusetzen vermöge. Mit der Ausführung des übrigen, des oberen Teils der Fassade, der Gewölbe im Mittelschiff und Chor, der Orgelbühne und der noch fehlenden Geschosse des in der Höhe des Chores bereits fertigen Turmes, könne es dann bis auf weiteres sein Bewenden haben. Unter dem 12. November 1639 gestattete die Congregatio Concilii Tridentini Interpretum die Aufnahme einer Summe von 6000 Goldscudi. Die Anleihe setzte die Patres nicht nur in den Stand, das Dach aufzusetzen, sondern auch die Kirche überhaupt mit Ausnahme des Turmes zu vollenden. 1643 wurden die Gewölbe des Mittelschiffes mit ihrem reichen ornamentalen Schmuck eingezogen und die Krypta angelegt, in welcher die verstorbenen Jesuiten beigesetzt werden sollten. Zwei Jahre später, am 28. Mai 1645, erhielt die Kirche nach vierundzwanzigjähriger Bautätigkeit durch den Bischof von Namur, Engelbert du Bois, ihre Weihe. Die Ausstattung fehlte damals noch zum größten Teil. Der Hochaltar wurde erst 1656 errichtet.

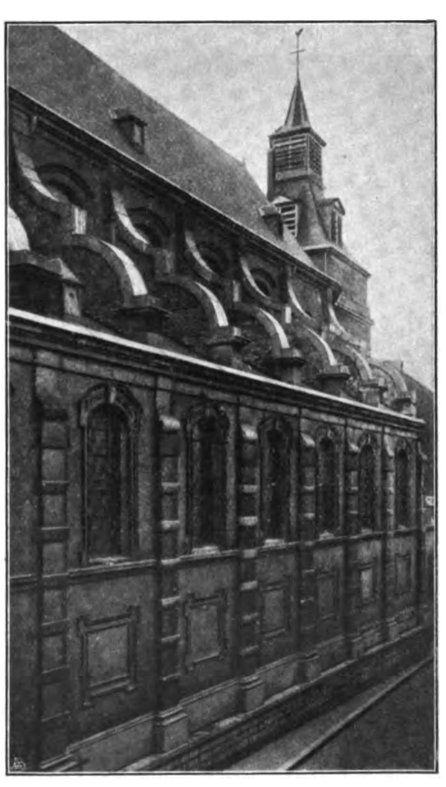


Bild 43. Namur. Ehemalige Jesuitenkirche. Äußeres System.

Die Jesuitenkirche zu Namur, die vierte der von Huyssens entworfenen Kirchen, jetzt Pfarrkirche St Lupus, ist merklich kleiner als die Kirche zu Brügge; denn ihre lichte Länge beläuft sich nur auf 45,50 m, ihre lichte Breite nur auf 20,85 m und ihre innere Höhe gleichfalls nur auf 20,85 m. Sonst ist sie aber nach ganz dem gleichen Schema gebaut. Das dreischiffige, im Mittelschiff mit Lichtgaden versehene Langhaus, dessen Hochwand sich auf Rundsäulen aufbaut, der mit halbrunder Apsis endende Chor, den beiderseits geradseitig abschließende Kapellen begleiten, der Turm in der Mitte hinter

dem Chor, die Sakristeien rechts und links vom Turm, welche bis zur Abschlußwand der Seitenkapellen reichen, die Pultdächer der Nebenschiffe, die an deren Außenseite angebrachten, die Streben ersetzenden, lisenenartigen Pilaster, die schweren, quer über das Dach der Abseiten sich hinziehenden, umgekehrten Konsolen ähnlichen Verstrebungen der Hochschiffswand, alles das sind Dinge, die uns schon bei der Kirche zu Brügge begegneten. Namentlich ist die Übereinstimmung in der Anlage und Bildung des Strebewerkes geradezu frappant.



Bild 44. Namur. Ehemalige Jesuitenkirche. Inneres.

Immerhin fehlt es nicht an Abweichungen. Es sind ihrer vornehmlich drei. Die erste betrifft die Fassade. Ihr Untergeschoß ist im Sinn der ionischen Ordnung gebildet, das Obergeschoß in dem der korinthischen. Der Giebel setzt sich, wie bei der Brüsseler Kirche, aus einer hoch aufsteigenden Attika, die auf mächtiger Kartusche das Monogramm des Namens Jesu trägt, und einem gedrungenen dreieckigen Giebelfeld zusammen. Sehr bemerkenswert ist an der Fassade das von Huyssens auch an dem Turm der Antwerpener Profeßhauskirche angewendete Motiv der freistehend den Ecken eingefügten Säulen.

Der zweite Unterschied macht sich in der Behandlung der Säulen und Pilaster geltend. Wie bei der Kirche zu Antwerpen nur am Turm, so hat Huyssens sie bei der zu Namur überall, im Innern wie im Äußern, mit Bossensteinen und Ringen durchsetzt, die namentlich an den mit Schwellung versehenen Säulen des Langhauses eigenartig wirken. Überhaupt bekundet

er bei der Namurer Kirche eine große Vorliebe für Bossenwerk. Ist solches doch auch bei den Schiffsarkaden, den Quergurten der Seitenschiffe und selbst den Fensterleibungen in reichem Maße zur Anwendung gekommen.

Am tiefgreifendsten weicht aber die Kirche zu Namur von der zu Brügge in der Bildung der Gewölbe ab.

Die Nebenschiffe sind mit Gratgewölben eingedeckt, deren Grate freilich unter der Unmenge des Knorpelornaments, womit die Gewölbe überzogen sind, kaum zur Geltung kommen. Die an diesen angebrachten Rippen haben keine konstruktive Bedeutung, sondern sind bloßes Rahmenwerk, das zugleich mit dem übrigen Ornament aus dem fertigen Gewölbe nachträglich herausgearbeitet wurde.

Das Mittelschiff ist mit einem Tonnengewölbe versehen, in das von den Seiten her Stichkappen einschneiden. Breite, mit Rosetten und knorpelartigem Ornament verzierte Gurte, die auf niedrigen, über dem Gebälk der Mittelschiffwand sich erhebenden Sockeln ansetzen, scheiden es in sieben Felder. Auch das Mittelschiffgewölbe ist bis auf einen rechteckigen oder polygonalen Spiegel ganz mit schwerem, erst nach Fertigstellung der Einwölbung aus dem Sandstein herausgehauenem Knorpelornament bedeckt. Man mag über den Charakter der Verzierungen, mit denen die Gewölbe versehen wurden, verschieden, vielleicht sehr ungünstig urteilen. Aber selbst wer dem wirren, schweren und schwulstigen Ornament, wie es sich überall von oben her in üppigster Fülle dem Auge darbietet, an sich keinen Geschmack abgewinnen kann, wird immerhin die Gewölbe, so wie sie sind, als ein Meisterstück bezeichnen müssen, und zwar nicht bloß technisch, sondern auch in ihrer Gesamtwirkung betrachtet. Denn ihre Dekoration als Ganzes genommen ist trotz allen bizarren Details im Rahmen des ganzen Raumes mit seinen bossierten Säulen und Pilastern, dem gehäuften Bossenwerk der Arkaden, den massigen, verschnörkelten Konsolen der Quergurte, den weit ausladenden Verkröpfungen des Gebälks, der schweren Pracht des zum Bau verwendeten Materials und dem barocken Mobiliar nicht nur nicht ungünstig, sondern durchaus einheitlich und in hohem Maße imponierend.

Wenige von allen jenen Kirchen, welche im 17. Jahrhundert in Belgien entstanden, weisen einen solchen Reichtum des zum Bau verwendeten Steinmaterials auf wie die Kirche zu Namur. Es ist eine wahre Verschwendung mit Marmor getrieben worden. Die Pilaster der Seitenschiffe, die Fenstereinrahmungen und Fensterbänke daselbst, die Basen und Kapitäle der Säulen, die Arkaden, der Architrav und die Deckgesimse des Gebälkes

samt den entsprechenden Teilen der Verkröpfungen, die Hauptpilaster im Chor, die Einfassung der Chorfenster, der Sockel der Chorwandung usw. bestehen aus schwarzem, die Säulen, Bogenzwickel, die Schlußsteine der Bogen, der Fries des Gebälkes, die den Hauptpilastern des Chores vorgelagerten leichteren Pilaster, die Bekleidung der Chorwände usw. aus braunrotem, weißgeadertem Marmor. Zur Zeit hat der Marmor freilich fast ganz seine Politur verloren. Als aber die Säulen, die Arkaden, das Gebälk, die Pilaster usw. noch in ihrem ursprünglichen Glanze strahlten, muß der Bau in der Tat einen Anblick von märchenhafter Pracht dargeboten haben.

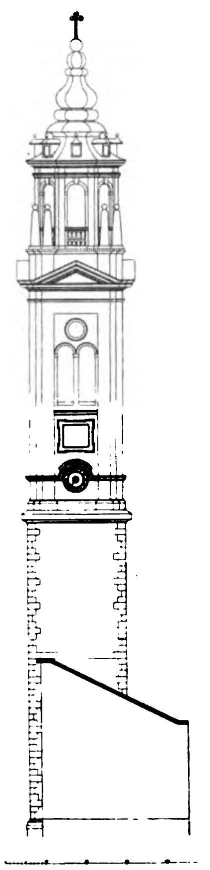


Bild 45. Namur. Ehem. Jesuitenkirche. Bruder Huyssens Plan zum Turm.

Der Turm kam auch zu Namur nie zur Vollendung. Er gedieh nur bis zum Beginn des dritten Geschosses. Wie Huyssens sich ihn fertig gedacht hatte, zeigt der noch vorhandene Originalplan [1], wonach der Turm aus einem dreigeschossigen Unterbau, einer Attikabekrönung und einer achtseitigen Laterne bestehen sollte. Die beiden unteren Geschosse sind auf dem Plan niedrig, ohne allen Schmuck und nur durch ein glattes Mauerband voneinander geschieden. Das mit Pilastern besetzte, über dem Gesimse mit einem niedrigen Giebel schließende dritte Geschoß hat eine ungewöhnliche Höhe. In seinem hoch hinaufgezogenen Sockel ist das Zifferblatt der Uhr angebracht, die Wandfläche zwischen den Pilastern aber ist belebt mit Rahmenwerk und zwei hohen, gekoppelten Rundbogenfenstern, die von einem Rundfenster überragt werden. Die Attika, in welche die Giebel des dritten Geschosses einschneiden, ist an den Ecken mit je zwei kleinen Pyramiden besetzt; sie sollen den Übergang zur achteckigen Laterne vermitteln. Bei der Laterne fällt namentlich die reichgegliederte Verdachung auf, die hier, anders wie zu Brügge, aus Zimmerwerk bestehen sollte.

In seiner Gesamterscheinung ist der Turm sehr verschieden von dem für die Kirche zu Brügge entworfenen, im einzelnen aber sind beide durchaus verwandt. Das Dach der Laterne des Namurer Planes, die Laterne selbst,

[1] Er findet sich im Promptuarium pictorum f. 28. Ebendort f. 32 auch der Originalgrundriß.

die Pyramiden auf den Ecken der Attika, die Attika als Überleitung zum Achteck der Laterne, die von einem Okulus überragten, gekoppelten Rundbogenfenster sowie endlich das Zifferblatt der Uhr mitsamt ihrer Umrahmung finden nicht bloß ihr Gegenstück bei dem für Brügge geplanten Turm, sondern erscheinen teilweise sogar als förmliche Kopien der entsprechenden Partien desselben. Fast könnte man den Entwurf für den Turm der Namurer Kollegskirche ein Exzerpt desjenigen für Brügge nennen, wobei freilich die Anordnung im einzelnen geändert wurde. Die das dritte Geschoß abschließenden Giebel begegnen uns auch auf einem der Pläne, welche Huyssens für den Turm der Antwerpener Profeßhauskirche anfertigte.

4. Die Kollegskirche zu Löwen.

Löwen erhielt eine der Bedeutung des dortigen Kollegs entsprechende Kirche erst im Beginn der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Bis dahin hatte man sich mit der Kapelle begnügen müssen, die man 1596 eingerichtet hatte. Die Pläne zur Kirche wurden, wie schon früher gesagt wurde, von P. Wilhelm Hesius 1650 angefertigt. Hesius übte auch wohl, wenigstens solang er im nahen Brüssel weilte, eine gewisse Oberleitung bei den Bauarbeiten aus; denn die Historia collegii von 1656 nennt ihn ausdrücklich templi architectum. Die unmittelbare praktische Bauführung aber hatten im Bauhandwerk erfahrene Laienbrüder, deren verschiedene während der Bauzeit in den Jahreskatalogen des Kollegs vorkommen, so der faber lignarius et caementarius Nikolaus de Roo von 1650 bis 1656,

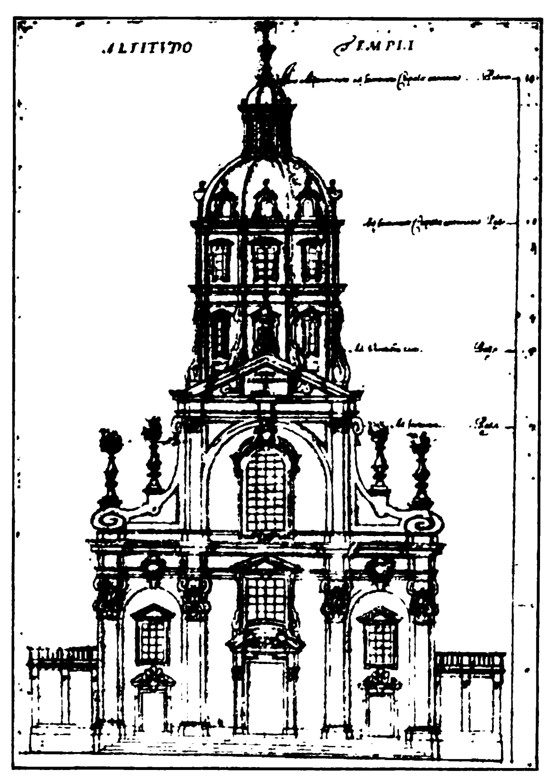


Bild 46. Löwen. Jesuitenkirche. Fassade. Originalplan des P. Hesius.

der faber lignarius Johannes Provost von 1656 bis 1664 und namentlich der uns schon bekannte faber caementarius Johannes Begrand von 1656 bis 1657 und dann wieder von 1660 bis 1666, sowie der ebenfalls bereits erwähnte faber caementarius Johannes Verbessum von 1663 bis 1666. Die Skulpturen der Kirche führte Bruder Johannes van Steen aus, der in den Mitgliederverzeichnissen von 1659 bis 1666 als sculptor templi bezeichnet wird. Seine beste Leistung sind die prächtigen Friese des Fassadengebälkes, vor allem der reizende Fries des Architravs des unteren Geschosses [1].

Bild 47. Löwen. Frühere Jesuitenkirche. Fassade.

Die Grundsteinlegung der Kirche geschah 1650 durch den Titularerzbischof von Ephesus, Jakob de la Torre, als Vertreter des Erzbischofs von Mecheln. Den ersten Stein legte im Auftrag des Erzherzogs Leopold, des damaligen Statthalters von Belgien, Graf Karl von Isenburg. Ende 1651 war schon die Krypta fertiggestellt und die Umfassungsmauer bis zur Höhe der Fensterbänke aufgeführt. Die nächstfolgenden Jahre scheint es mit der Arbeit etwas langsamer vorangegangen zu sein. Immerhin konnten 1657 bereits der Chor und das nördliche Querschiff eingewölbt und der Unterbau der Kuppel errichtet werden. 1660 wurde dem Mittelschiff das Dach aufgesetzt, die Fassade aber gelangte im gleichen Jahre fast bis zur Höhe des Dachfirstes. Eine unliebsame Verzögerung verursachten dann jedoch Risse, die man an Kapitälen der Langhaussäulen entdeckte, wie sich bei genauer Untersuchung herausstellte, die Folge eines Konstruktionsfehlers. Ein Architekt, den man aus Mecheln kommen ließ, half dem Schaden ab, doch verlor man über diesen Reparaturen die kostbare

[1] Gute Abbildung in Ysendyk, Documents classés de l'art dans les Pays-Bas I, lettre S, pl. 13.

Zeit eines halben Jahres. 1665 wurde der Bau so weit fertig, daß man ihn am 24. Februar 1666 in Gebrauch nehmen konnte. Die Konsekration der Kirche hatte aber erst 1671 statt.

Die Kirche wurde, wie schon gelegentlich erwähnt, nicht ganz den ursprünglichen Plänen gemäß ausgeführt. Die bedeutendsten Veränderungen erlitt die Fassade, welche sowohl im Detail wie in ihrer ganzen Erscheinung gründlich umgestaltet wurde. Das Giebelgeschoß wurde um einen attikaartigen Aufsatz bereichert; die Seitentüren wurden fortgelassen; die Säulen und Pilaster mit Bossagen durchsetzt, die durchlaufenden Gesimse des dreieckigen Giebelfeldes durch gekröpfte ersetzt, der Fries der Gebälke mit Rankenwerk verziert usw. Vorbild war hierbei die Fassade der Jesuitenkirche zu Namur, die in verschiedenen Punkten schlechthin kopiert wurde. Die Disposition des Grundrisses wurde beibehalten; nur wurde das Langhaus um ein Joch verlängert und dem ursprünglich schmäler geplanten Querhaus die gleiche Breite wie dem Chor gegeben. Die bemerkenswertesten Veränderungen im Aufbau bestanden darin, daß die Apsiden des Chores und der Querschiffe statt eines dreiteiligen ein fünfteiliges Gewölbe erhielten, daß entsprechend die Zahl der Fenster im Lichtgaden der Apsiden von drei auf fünf erhöht wurde, und daß dem Gebälk im Mittelschiff, dem Chor und den Querarmen eine Attika aufgesetzt wurde.

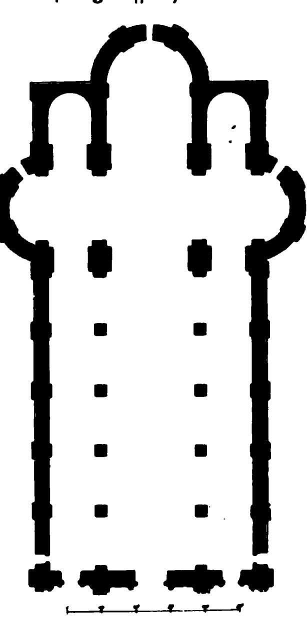


Bild 48. Löwen. Jesuitenkirche. Grundriß. Originalplan des P. Hesius.

Die Kuppel blieb so, wie sie von Hesius geplant worden war; sie kam aber bei der Ausführung nicht über den Anfang hinaus, hauptsächlich wohl, weil man fürchtete, der Unterbau werde die Last nicht tragen. Ein nachträglicher, vereinfachter Entwurf, der sich jetzt im städtischen Archiv zu Löwen befindet, blieb ebenfalls bloßer Entwurf; ein Glück, da er der Kirche nicht zur Zierde gereicht haben würde[1].

[1] Auf der Abbildung in Sanderus' Brabantia sacra ist die Kirche irrigerweise mit einer Kuppel ausgestattet. Dieselbe entspricht im großen und ganzen dem zweiten Plane, wie er sich im städtischen Archiv zu Löwen befindet. Die

Die Jesuitenkirche zu Löwen ist nicht die größte unter ihren belgischen Schwestern, doch ist sie immerhin von recht bedeutenden Abmessungen. Bei einer lichten Länge von ca 48 m beträgt ihre lichte Breite in den Querarmen 30,50 m, im Langhaus 20,40 m, von welch letzteren je 5,10 m auf die Seitenschiffe und 10,20 m auf das Mittelschiff kommen. Hoch ist sie im Innern 24 m bei einer Mittelschiffbreite von nur 10,20 m, für einen Barockbau sicher keine alltägliche Höhe. Keine der andern Kirchen der beiden belgischen Ordensprovinzen, die gotischen nicht ausgenommen, erfreute sich einer so bedeutenden relativen Höhenentwicklung und infolgedessen eines so flotten, lebendigen Aufstrebens des Mittelschiffs. Was aber die absolute Höhe anlangt, so wurde die Löwener Kollegskirche nur von ihrer Schwester zu Brügge übertroffen.

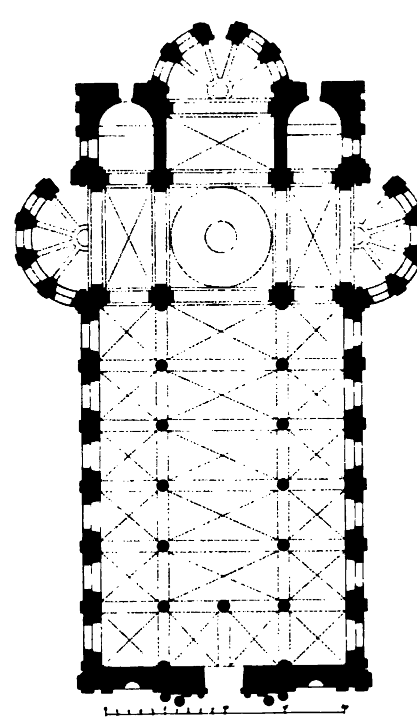


Bild 49. Löwen. Frühere Jesuitenkirche. Grundriß.

Stilistisch steht die Kirche ganz auf dem Boden der bisher behandelten Kirchen. Es tritt bei ihr sogar trotz der Kuppel sowohl in der Gesamtanlage als in der Konstruktion und dem Aufbau das gotische Element ungleich schärfer zu Tage als in den Jesuitenkirchen zu Brüssel, Brügge und Namur. Sie ist auch die einzige dreischiffige Jesuitenkirche in Belgien, welche mit einem über die Mauern der Seitenschiffe vorspringenden Querhaus versehen wurde. Schon im Äußern, das übrigens, von der Fassade abgesehen, eine ungemein schlichte Behandlung erfahren hat, ist darum der Bau von weit gefälligerer und wechselvollerer Wirkung als irgend eine andere der belgischen Jesuitenkirchen. Noch mehr aber hat das Innere durch die Einschaltung des Querbaues mit seinen

Abbildungen bei Sanderus zeigen auch sonst unvollendete Kirchen „ausgebaut“, so daß nicht immer Verlaß auf sie ist.

halbrunden, reichgegliederten Apsiden gewonnen, indem hierdurch größerer Wechsel in den Innenbau gebracht und das Innere malerischer gestaltet wurde. Der Eindruck wäre unzweifelhaft noch besser, wenn die Vierung nach oben, statt mit einem ärmlichen Bretterboden, mit dem von Hesius geplanten, von zwei Fensterreihen und einer Laterne im Scheitel erhellten, majestätischen Kuppelbau abschlösse und wie durch die Fenster der Apsiden und des Lichtgadens des Langhauses, so auch durch diejenigen der Kuppel das helle Tageslicht sich in die Kirche ergösse.

Die Fassade ist der Fassade der Kollegskirche zu Namur nachgebildet, wie schon vorhin bemerkt wurde, nicht derjenigen der Brüsseler Kirche, wie Gurlitt meint[1]. Sie unterscheidet sich von ihrem Vorbild fast nur durch geringere Verwendung von Bossenwerk und größere Häufung und Ausbildung des ornamentalen Elementes, also durch größere Eleganz und ungleich bedeutenderen Aufwand an Pracht. Eine glänzende Arbeit sind namentlich die Friese des Gebälks des Unterbaues und des Obergeschosses, zumal der erstere mit seinen allerliebsten, dem Rankenwerk eingefügten Putti. Von vortrefflicher Wirkung sind auch die lebendig bewegten, kühn aufstrebenden, mit mächtigen Kandelabern, Fruchtbehängen und Rankenwerk verzierten Schnecken an den Seiten des Obergeschosses. Der Giebelaufsatz mit dem Namen Jesu ist zu reich geschmückt und infolgedessen zu unruhig. Ähnliches gilt von dem Giebelfeld mit seinen übermäßigen Verkröpfungen. Alles in allem aber darf man Gurlitt unbedenklich zustimmen, wenn er die Fassade mit den Worten charakterisiert: „Das Ganze atmet Leben und heitere Festlichkeit, ein Prunkstück ersten Ranges.“ [2]

Das Langhaus repräsentiert den Typus der Kirchen zu Brügge und Brüssel, und zwar in dem Mittelschiff wie in den Seitenschiffen, nur ist alles um viele Prozente zierlicher und reicher ausgebildet. Die Säulen schließen mit frei behandelten ionischen Kapitälen, auf denen ein niedriges Gebälkstück sitzt. Sehr reich sind die Konsolen der Gebälkverkröpfungen, die Schlußsteine der Bogen samt den darüber befindlichen Kartuschen und namentlich die auch hier durch allegorische Putti in reizender Weise belebten Rankenfriese des Gebälkes. In den Seitenschiffen sind an Stelle der Wandpilaster nur Konsolen angebracht, welche aber nach Weise der Schiffssäulen mit Kapitälen und Gebälkstücken versehen sind. Dem Gebälk des Mittelschiffs, des Chores und der Querarme ist eine Attika aufgesetzt. Dieselbe weist über dem Scheitel

[1] Gesch. des Barockstils in Belgien usw. 28. [2] Ebd.



der Schiffsarkaden eigenartigerweise rechteckige Nischen auf, eine Erinnerung an das gotische Triforium, und schließt mit einem leichten Gesimse ab, von welchem, gestützt durch gedrungene Konsolen, die Quergurte der Gewölbe aufsteigen. Die Diagonalrippen beginnen etwas höher auf kleineren, den Quergurten angefügten, mit Blattwerk reich geschmückten Konsolen. Tonnengewölbe gibt es in der Kirche keine. Alle Gewölbe sind Rippengewölbe. Die Einwölbung der drei Apsiden ist durchaus frühgotischen Chorgewölben nachgebildet, in einem Barockbau eine überraschende, aber keineswegs unerfreuliche Erscheinung. Die Diagonalrippen stellen in dem Mittelschiff wie in den Abseiten, in dem Chor wie in dem Querhaus ein schmales, oben flaches Band dar, das an den Ecken mit einem Leistchen besetzt ist. Von gleicher Bildung, nur etwa viermal breiter, sind die Quergurten des Mittelschiffes, des Chors und des Querbaues, während diejenigen der Seitenschiffe ein keilförmiges, aus Viertelstab, Plättchen, Kehle und Einsprüngen zusammengesetztes Profil aufweisen.



Bild 50. Löwen. Frühere Jesuitenkirche. Inneres System.

Die Pilaster, welche den Vierungspfeilern vorgelegt sind, besitzen Kompositkapitäle. Die Vierungsbogen sind gestelzt, ohne daß der Bogenanfang durch Gesimse markiert wäre. Die Pendentifs, welche von der Vierung zur Kuppel überleiten, sind mit schweren Barockornamenten geschmückt. Konsolen, welche den Ecken der Zwickel aufgesetzt sind, helfen den Übergang noch mehr verschleiern.

Chor und Querarme bestehen aus einem einzigen, den Jochen des Mittelschiffs nachgebildeten, mit halbrunder Apsis schließenden Joch. Die Apsiden sind zweigeschossig. Ihr unteres Geschoß wird durch schmale Pilaster in fünf Abteilungen zerlegt, deren jede eine fensterartige Nische

aufweist. Im Chor sind diese Nischen geschlossen, in den Querarmen aber zu wirklichen Fenstern ausgebildet, die mittlere allein, die durch einen Altar verdeckt wird, ausgenommen. Das Obergeschoß enthält hier wie dort fünf hohe, rundbogige, von einfacher Barockeinfassung umrahmte Fenster.

Neben dem Chor befindet sich rechts und links eine außen geradseitig, im Innern aber im Halbrund endende Seitenkapelle. Eine ungewöhnliche Anordnung ist, daß sich die Arkaden des Mittelschiffs bis zur Höhe ihres Gebälkes einschließlich an der Innenseite der Fassade fortsetzen und hier eine Empore bilden. Sie kann nicht gerade als sonderlich gefällig bezeichnet werden; jedenfalls aber ist die fragliche Einrichtung, für welche eine verwandte Anlage in der Antwerpener Profeßhauskirche das Vorbild gewesen sein mag, im vorliegenden Falle völlig unpraktisch, sowohl weil die Empore zu hoch liegt, als auch weil sie nur mit großer Mühe zugänglich ist. Man sah sich daher in der Tat später zur Anlage einer zweiten, niedereren Orgelbühne genötigt, die freilich in unschöner Weise die Arkaden der oberen Empore durchschneidet.



Bild 51. Löwen. Frühere Jesuitenkirche. Inneres.

Was das Innere der Kirche vor dem der gleichartigen Jesuitenkirchen zu Brügge, Namur und Brüssel nicht wenig auszeichnet, ist seine ungewöhnliche Leichtigkeit und sein ungemein frischer Aufstieg. Winkten nicht von allen Seiten her die Renaissanceformen — selbst die Profilierung

der Rippen hat alles Gotische verloren —, man sollte glauben, sich in einem gotischen Bau aus der besten Periode des Stiles zu befinden. Ob sich freilich P. Hesius dessen bewußt war, als er die Pläne zur Kirche anfertigte, ist sehr fraglich. Der erste Plan zeigt jedenfalls diesen Charakter noch nicht; denn es fehlen ihm noch die Gebälkaufsätze der Säulen und die über dem Mittelschiffgebälk sich aufbauende Attika. Wer den trotz aller Renaissanceformen im Wesen gotischen Charakter der Löwener Jesuitenkirche recht würdigen will, braucht diese nur mit dem ein halbes Jahrhundert früher entstandenen und den gleichen Grundriß aufweisenden, aber

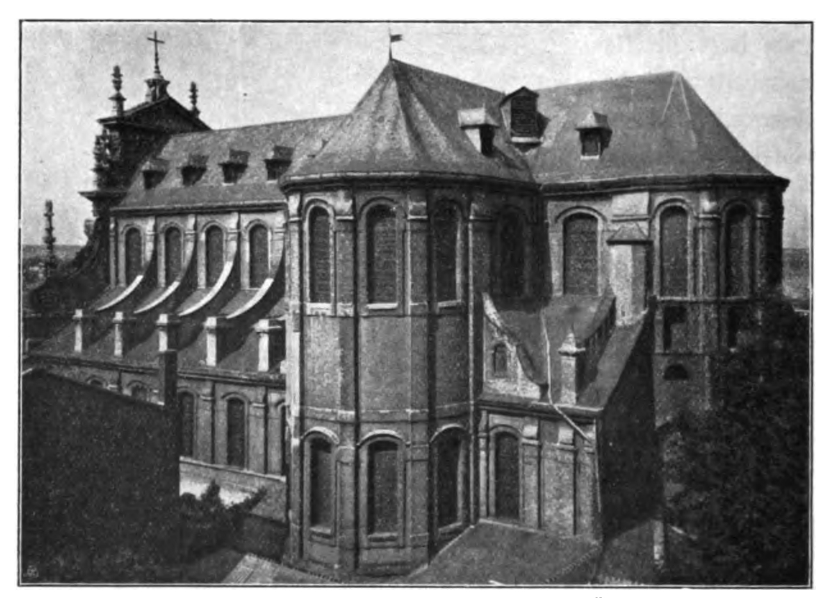


Bild 52. Löwen. Frühere Jesuitenkirche. Äußeres.

nicht bloß in der Form, sondern auch im System völlig barocken Dom zu Salzburg zu vergleichen. Auch P. Hesius stand, wie die ganze belgische Kirchenarchitektur, noch zu sehr unter dem Banne der alten Traditionen, die gerade in Belgien wie kaum anderswo eine Menge der großartigsten Kirchen geschaffen hatten. Schritt auf Schritt stieß man auf Kirchen dieser Art. Kein Wunder, daß man sich angesichts der imposanten Wirkung dieser Bauten von dem alten System nicht trennen mochte. Die einzige konstruktive Renaissancezutat, welche Hesius dem gotischen System hinzufügte, ist die Kuppel, die leider nicht zur Ausführung gelangte. Hinsichtlich des Systems des Äußern hat sich P. Hesius an die Kirchen

zu Brügge und Namur angeschlossen; nur hat er den über die Seitendächer sich hinziehenden Widerlagern der Hochschiffmauer eine etwas einfachere Form gegeben. Die Apsiden des Chors und der Querarme sind mit hohen, bloß mäßig vorspringenden Pilastern besetzt, welche, wie die Pilaster der Seitenschiffe, unter dem Kranzgesimse mit geschweifter Verdachung abschließen.

5. Die Kollegskirche zu Lüttich.

Zu Lüttich hatten die Patres 1581 nach langen Verhandlungen vom Bischof Ernst von Bayern mit Genehmigung des Apostolischen Stuhles das Kloster und die Kirche der Hieronymianer, deren Schule bei der so geringen Zahl von nur drei Brüdern in Verfall geraten war, zur Errichtung eines Kollegs erhalten. Acht Jahre später wurde die Kirche durch einen Anbau vergrößert. So blieben die Dinge, bis 1651 ein gewisser Gottfried d'Anthine Renten und Grundstücke im Gesamtbetrag von ca 2300 Gulden zur Erbauung einer neuen vermachte. Indessen kam man doch erst im Frühjahr 1669 dazu, den Bau zu beginnen. Die Jahre 1669 und 1670 verflossen über der Herstellung der Fundamente, da diese wegen des unsichern Bodens nur über eingerammten, 8—10′ (= 2,82—2,90 m) langen Pfählen errichtet werden konnten. Aber auch dann wollte es unter den Wirren und Kriegsnöten und den damit verbundenen Mißständen, welche im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts schwer auf Lüttich und dem Lütticher Land lasteten und einen raschen Fortgang der Arbeiten schlechterdings unmöglich machten, mit dem Werk nur sehr langsam von statten gehen. Ende 1675 war der Bau erst bis zu einer Höhe von 32′ (= 9,28 m) gediehen. Als man endlich nach zwei Jahrzehnten hoffen durfte, ihn bald vollendet zu sehen, traf ihn ein schweres Mißgeschick. Infolge der Minderwertigkeit des Mörtels, der zum Bauen gebraucht worden war, brachen nämlich 1689 vier Pfeiler zusammen, weshalb man sich veranlaßt sah, um späteren weiteren Einstürzen vorzubeugen, auch die vier gegenüberstehenden abzutragen und in soliderer Weise wieder aufzubauen. Natürlich brachte das neuen Verzug in die Fertigstellung der Kirche. Es sollte sogar noch über ein Jahrzehnt, d. i. bis 1701, dauern, ehe die Kirche so weit vollendet dastand, daß man sie in Gebrauch nehmen konnte; jedoch war selbst dann die Fassade nur erst bis zur Hälfte ihrer Höhe gekommen.

Die Kirche besteht nicht mehr; sie wurde mitsamt dem ehemaligen Kolleg abgetragen. An ihrer Stelle erhebt sich jetzt das Universitätsgebäude. Leider sind die Nachrichten, welche wir über sie haben, allzu dürftig, als daß sie uns eine völlig befriedigende Kenntnis ihrer Beschaffenheit zu geben vermöchten [1].

Im Promptuarium pictorum befindet sich ein Grundriß der Kirche, der indessen nicht zur Verwirklichung kam [2]. Er gibt einen Bau von

[1] Die gegenwärtige Jesuitenkirche zu Lüttich ist ein moderner Bau.

[2] Promptuarium pictorum n. 90.

genau denselben Typus wieder, wie er in der Jesuitenkirche zu Brügge verkörpert ist; mehr noch, er ist, die Fassade mit ihren Pilastern und Säulen nicht ausgenommen, geradezu eine Kopie des Grundrisses der Kollegskirche zu Brügge. Der Plan scheint noch aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu stammen. Die Kirche, wie sie tatsächlich ausgeführt wurde, ruhte auf Pfeilern, die aus Ziegeln gemauert und bis zu einer bestimmten Höhe mit Marmor bekleidet waren, nicht auf Säulen. Die Pfeiler waren durch Bogen verbunden und mit korinthischen Pilastern besetzt, über deren Kapitälen ein mächtiges Gebälk mit einem 2′ (= 0,58 m) weit vorspringenden Karnies sich die Wand entlang zog. Ihre Zahl belief sich im ganzen auf vierzehn, so daß also auf jede Seite des Mittelschiffs sieben fielen. Der Grundriß bildete ein Kreuz, doch traten die Querarme nicht über die Flucht der Seitenschiffe heraus, wie eine Ansicht der Kirche aus dem Jahre 1738 bekundet [1]. Gerühmt werden in der Historia collegii ad 1700—1705 die vielen Fenster. An den Kopfseiten der beiden Querarme war ein großes Fenster angebracht.

Was die Eindeckung der Kirche anlangt, so weisen die Streben, mit denen die Umfassungsmauern der Seitenschiffe und des Lichtgadens auf der eben erwähnten Abbildung versehen sind, darauf hin, daß die Kirche mit massiven Gewölben versehen war, und zwar, wie die Gewölbeanlagen der andern belgischen Kirchen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts [2] zumal aber der in dieser Zeit erbauten Jesuitenkirchen zu Löwen, Mecheln, Cambrai, Aire vermuten lassen, wohl mit Rippengewölben. Über der Vierung scheint ursprünglich ein Kuppelbau geplant gewesen zu sein, der aber, sei es weil die Mittel mangelten oder weil man die Vierungspfeiler nicht für hinreichend solid hielt, nicht zur Ausführung kam. Man begnügte sich damit, die Vierung mit einem fast flachen, nur 2′ ansteigenden Gewölbe einzudecken und dieses dann in perspektivischer, über die geringe Höhe hinwegtäuschender Malerei mit einer allegorischen, auf die heilige Eucharistie sich

[1] Délices du pays de Liège I, Liège 1738, 212. Auf S. 217 findet sich eine kurze Beschreibung der Kirche. Wenn es darin heißt: Il serait à souhaiter que la disposition du terrain eût permis de donner plus de largeur aux deux ailes de la nef, so sind unter diesen ailes nicht die Seitenschiffe, sondern die Querarme zu verstehen, die wegen Mangels an verfügbarem Terrain über die Flucht der Seitenschiffmauern nicht hinausgeführt werden konnten.

[2] So die Beguinenkirchen zu Brüssel und Lierre, die Abteikirchen zu Averbode und Grimberghen, die nicht mehr vorhandene großartige Abteikirche St-Martin zu Tournai, Notre-Dame de Bon Secours und Riches-Claires zu Brüssel u. v. a.

beziehenden Darstellung zu versehen, so daß es sich, wie die Historia sagt, bis zu 30′ und mehr zu erheben schien.

Die Fassade folgte dem gewöhnlichen Schema. Sie bestand aus zwei Geschossen und einem geschweiften Giebel. Die Historia preist besonders die vier mächtigen Säulen des Untergeschosses, welche das weit vorspringende Gebälk trugen. Der Turm stand mitten hinter dem fünfseitig abschließenden Chor. Unten scheint er sehr schlicht gewesen zu sein; der Oberbau war dagegen aufs üppigste entwickelt, eine merkwürdige Aufeinanderhäufung von schrägen Verdachungen, Laternen, Zwiebeln, Kuppeln und ähnlichem.

Die Kirche dürfte das Werk eines auswärtigen Architekten, nicht eines Ordensangehörigen gewesen sein; doch lag auch zu Lüttich die praktische Bauleitung in den Händen sachverständiger Laienbrüder (Begrand, Verbessum).

Viertes Kapitel.

Hallenkirchen im Stile des belgischen Barocks.

1. Die Profeßhauskirche zu Antwerpen.

Die Tätigkeit der Jesuiten begann zu Antwerpen 1562. Bis 1575 versahen sie ihren Dienst in fremden Kirchen, namentlich aber in derjenigen der Karmeliter. Zwar hatten sie, sobald sie ein besonderes Heim bezogen hatten, darin eine Hauskapelle eingerichtet, doch wurde ihnen erst nach drei Jahren von dem ihnen sonst wohlgesinnten Bischof von Antwerpen gestattet, in derselben die Messe zu lesen. 1574 vertauschten die Patres ihre bisherige Wohnung mit einer andern mitten in der Stadt gelegenen und darum für sie und ihre Wirksamkeit weit bequemeren, welche sie mit Unterstützung eines reichen Spaniers, namens Ferdinand de Frias, käuflich an sich gebracht hatten. Bald erhielten sie auch ein eigenes Gotteshaus. Als ihnen nämlich in dem gleichen Jahr die Karmeliter auf Betreiben einiger Gegner die weitere Benutzung ihrer Kirche untersagten, erbaute ihnen derselbe Wohltäter auf seine Kosten eine Kirche, die bereits Ende Januar 1575 in Gebrauch genommen werden konnte. Sie war ein einfacher, aber ziemlich geräumiger, einschiffiger Bau, der zufolge einer Skizze auf einem Plan der Pariser Sammlung mit einem fünfseitigen Chor abschloß. Von ihren drei Altären war einer den Apostelfürsten, der zweite der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der dritte der Gottesmutter geweiht. Die Konsekration der Kirche vollzog der erste Bischof von Antwerpen, Franz Sonnius; es war das erste Gotteshaus, das er in seiner Diözese einweihte. Ein Turm fehlte anfangs, wurde aber schon in einem der nächsten Jahre errichtet. Kirche und Turm hatten ca 5000 Dukaten gekostet.

1578 wurden die Jesuiten von den Protestanten vertrieben, welche alsbald auch die Kirche mit Beschlag belegten und einen Taufbrunnen sowie einen Abendmahlstisch in ihr aufstellten. Die Jesuiten konnten erst 1583 zurückkehren und von ihrer Kirche wieder Besitz nehmen, nachdem Alexander Farnese Antwerpen eingenommen

und die Macht der Protestanten gebrochen hatte. 1607 kam zu dem Kolleg ein Profeßhaus hinzu [1]. Acht Jahre später, d. i. 1615, begann man nach zweijährigen Vorbereitungen den Bau einer neuen, größeren Kirche. Haupttriebfeder und Seele des Unternehmens war P. Franz Aguilon.

Im Juli 1613 müssen die ersten Pläne für den beabsichtigten Bau zum Zweck der Genehmigung nach Rom gesandt worden sein; denn am 23. August bestätigt P. Aquaviva dem Provinzial Scribani ihren Einlauf und zugleich den Empfang der gegen sie geltend gemachten Einwendungen. Etwa ein Jahr später folgte ein neuer Plan, doch war noch keinem die Approbation erteilt, als der Pater General am 31. Januar 1615 das Zeitliche segnete. P. Aguilon, damals Rektor des Profeßhauses und Kollegs, wünschte möglichste Beschleunigung der Angelegenheit, zumal ihn ein ernstes Unwohlsein befallen hatte, das langsam, aber stetig zunahm. Er wandte sich deshalb am 25. März in einem Schreiben an P. Ferdinand Alber, der unter P. Aquaviva deutscher Assistent gewesen und von diesem mit dem Amt eines Generalvikars betraut worden war. Der Grund für die Verzögerung der Approbation war nach dem Antwortschreiben Albers vom 25. April der Umstand, daß verschiedene Patres des Profeßhauses Einsprache erhoben hatten, weil sie den geplanten Bau für zu prächtig und zu kostspielig hielten. Der Generalvikar erklärte, er wolle gewiß kein Hindernis für die Errichtung der Kirche sein; er wünsche indessen, daß man mit dem Beginn warte, bis die Pläne wieder aus Rom eingetroffen seien [2]. Zugleich betonte er, sein Wille sei, daß der Bau so ausgeführt werde, daß keiner ein Ärgernis daran nehmen könne.

Während der Verzögerung, welche die gegen die Genehmigung der Pläne sich erhebenden Schwierigkeiten dem Unternehmen gebracht hatten, war übrigens der unermüdliche Rektor keineswegs müßig gewesen. Er hatte nicht nur Gaben für den Neubau gesammelt, die sich 1614 auf fast 35000 Gulden beliefen, sondern auch schon angefangen, aus Italien Marmor kommen zu lassen; denn schon im April 1615 verzeichnet das Rechnungsbuch eine Zahlung an die Ge-

[1] Unter Profeßhäusern versteht man größere Ordenshäuser der Gesellschaft Jesu, deren Insassen ausschließlich seelsorgerlichen Verrichtungen obliegen. Solche Häuser dürfen im Gegensatz zu den Kollegien, welche die Pflege der Studien und Erteilung des Unterrichtes zur Aufgabe haben und dotiert sein sollen, keinerlei feste Einkünfte haben, nicht einmal für die Kirche, so daß sie für ihren Unterhalt ganz auf Almosen angewiesen sind.

[2] Wie aus einem Briefe des P. Alber an den Provinzial Scribani vom gleichen Datum hervorgeht, waren die Gutachten der Architekten bezüglich des Planes bereits kurz vorher nach Antwerpen abgegangen: Misi nuperrime, quid architecti de idea sentirent, eo . . . precorque Deum O. M., ut R. V. conatus in templi fabrica feliciter dirigat. An P. Lessius schrieb der Vikar am 25. April: De templo Antwerpiensi, quoniam res eousque promota est, ut differri ulterius nequeat, ut feliciter eat velim. Gratum tamen fuisset, prius a Patre nostro potestatem factam fuisse, de qua sane hic hactenus non constitit, maxime cum elapso anno nova collegii templique idea transmissa sit et propterea, si olim concessa fuisset, mutata idea nulla censeri debeat. Iterum ego precor, ut feliciter eat.

brüder Kornelius und Alexander Lanslodt für gelieferten Marmor. Namentlich aber hatte er die äußerst schwierige Platzfrage zu bereinigen gesucht. Um nämlich den nötigen Raum für die Kirche zu gewinnen, mußte man nicht bloß eine Straße verlegen, sondern auch zwei Kanäle, welche nahe am Profeßhaus sich vereinigten und dabei eine große Lache bildeten, einengen und teilweise überwölben. Die rastlosen Bemühungen des Rektors führten nach manchen Verhandlungen endlich dazu, daß der Rat unter dem 7. April 1615 zu allem seine Einwilligung gab.

Kaum war solches geschehen, als auch schon Aguilon zur Grundsteinlegung der Kirche schritt. Sie geschah am 15. April, also nur acht Tage später. Der Grund für diese Eile war offenbar die Absicht, etwaigen Versuchen, die behördliche Genehmigung rückgängig zu machen, durch jenen feierlichen Akt von vornherein zu begegnen. Der Umstand, daß die Approbation von seiten des Generalates noch nicht vorlag, war nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Denn erstens war an ihrem endlichen Eintreffen in keiner Weise zu zweifeln, wie sie ja auch tatsächlich schon bald ankam, und dann bedeutete die Grundsteinlegung noch keineswegs die unveränderte Ausführung der nach Rom gesandten Pläne. Daß aber P. Aguilon wirklich klug daran getan hatte, die Grundsteinlegung zu beschleunigen, sollte sich bald zeigen. Als nämlich die Eindämmung und Überwölbung der Kanäle begann, folgten alsbald wieder Einsprüche der Interessenten, so daß die Arbeiten vorläufig eingestellt werden mußten, bis die Sache auf Grund neuer Besichtigungen am 22. August eine endgültige Regelung fand, wobei die Breite der Kanäle auf $14^1/_2{}'$ (= 3,70 m) festgesetzt wurde. Die Angabe, daß die Grundsteinlegung bereits 1614 stattgefunden habe [1], ist unrichtig. Sowohl nach der Historia von 1615 wie nach dem Einnahmebuch der Kirche [2] steht es außer Zweifel, daß sie 1615 vollzogen wurde.

Ausgangs 1615 waren nicht bloß die Eindämmungs- und Überwölbungsarbeiten fertig, sondern auch die Umfassungsmauern bereits ein gutes Stück aus dem Boden herausgewachsen. Im folgenden Jahre war der Bau bis dahin fortgeschritten, daß der Laienbruder Lambert Gobijn am 25. Juli in der Krypta begraben werden konnte, der erste, der dort seine Ruhestätte fand. 1617 sah man schon im Innern die prächtigen Säulen aus weißem Genueser Marmor sich erheben. Am 29. März 1620 war das Werk so weit, daß der Präfekt der Kirche, Jakob de Tollenaere, mit Rubens einen Vertrag wegen Anfertigung der

[1] So AA. SS. 10 Febr.; II 491 n. 20; Sanderus, Brabantia sacra III 13; Imago primi saeculi 748.

[2] Zum April 1615 heißt es darin: Bij diversche persoonen gegeven in den offerschotel, als men den eersten steen gelegt heeft ende in de paesdagen. Ausdrücklich heißt es auch in dem Diözesanbericht, den Bischof Malder für 1615 an Paul V. sandte: Templi satis ampli episcopus cum magna sollemnitate die XV Aprilis hoc anno 1615 primum posuit lapidem (Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique I, Louvain 1864, 106). Vgl. auch die Kapitelsakte des Antwerpener Kapitels vom 14. April (ebd. A. 2).

neunundbreißig Deckengemälde der Seitenschiffe und der Emporen abschließen konnte. P. de Tollenaere mußte die Malleinwand liefern und sich verpflichten, an Rubens sich zu wenden, falls ein neues Hochaltarbild gemacht werden solle, sowie zu gelegener Zeit van Dyck ein Altarbild für einen der vier Seitenaltäre zu übertragen. Rubens seinerseits versprach, zu den neunundbreißig Bildern mit eigener Hand kleine Skizzen anzufertigen, die dann durch van Dyck und andere Schüler ausgeführt werden sollten, sowie zu verbessern, was etwa an der Arbeit als fehlerhaft befunden werde. Die 7000 Gulden, die der Meister hierfür erhalten sollte, müßten mitsamt dem Betrag für die bereits ausgeführten Hochaltarbilder St Ignatius und St Franziskus Xaverius alsbald nach Fertigstellung der Deckengemälde bezahlt, andernfalls aber mit $6^{1}/_{4}$% verzinst werden[1]. Der Kontrakt gewährt einen vorzüglichen Einblick in das fabrikmäßige Getriebe der Rubensschen Werkstätte; er zeigt aber den großen Maler auch als guten Geschäftsmann. Die neunundbreißig Bilder, von denen jedes eine Größe von ca 2 × 2,80 m hatte, waren

[1] Der Kontrakt ist abgedruckt bei M. Rooses, L'œuvre de Rubens I 49 ff. Die Reihenfolge der Bilder war folgende: Über der Empore befanden sich

zur Linken:	zur Rechten:
1. St Michael im Kampf mit dem Drachen,	1. Christi Erhöhung am Kreuz,
2. Die Hirten bei der Krippe,	2. Abrahams Opfer,
3. Die Königin von Saba bei Salomo,	3. Christi Auferstehung,
4. Die Anbetung durch die drei Könige,	4. Josephs Triumphzug durch Ägypten,
5. Davids Sieg über Goliath,	5. Christi Auffahrt,
6. Christi Versuchung,	6. Aufnahme des Elias,
7. Abrahams Begegnung mit Melchisedech,	7. Mariä Himmelfahrt,
8. Das letzte Abendmahl,	8. Esther vor Assuerus,
9. Moses im Gebet;	9. Mariä Krönung.

An der Decke des Untergeschosses waren angebracht

zur Linken:	zur Rechten:	in der Mitte:
1. St Athanasius,	1. St Hieronymus,	1. St Elisabeth,
2. St Anna mit Maria,	2. St Lucia,	2. St Albert,
3. St Basilius,	3. St Augustinus,	3. St Klara.
4. St Maria Magdalena,	4. St Barbara,	
5. Der heilige Name Jesus,	5. Der heilige Name Mariä,	
6. St Cäcilia,	6. St Margareta,	
7. St Gregor von Nazianz,	7. St Ambrosius,	
8. St Katharina,	8. St Eugenia,	
9. St Johannes Chrysostomus;	9. St Gregor d. Gr.;	

Die Reihenfolge der Bilder begann vor den Altären. Man beachte, wie bei den Gemälden oberhalb der Empore Vorbilder aus dem A. T. mit Darstellungen aus dem Leben Christi und Mariä, unten aber männliche mit weiblichen Heiligen wechseln. Die Bilder waren oben teils rechteckig teils achteckig, unten teils achteckig teils oval, überall aber von vergoldeter Umrahmung umgeben. Ursprünglich

in der Tat binnen Jahresfrist fertig; eine moderne Bilderfabrik hätte kaum rascher arbeiten können.

Im Jahre 1621 war die Kirche mit Ausnahme der beiden ursprünglich nicht vorgesehenen Seitenkapellen vollendet. Am 12. September vollzog der Bischof von Antwerpen, Johannes Malder, mit aller Feierlichkeit ihre Einweihung. Die Seitenkapellen wurden 1622 bzw. 1624 begonnen, die eine zu Ehren des hl. Ignatius, die andere zu Ehren der Gottesmutter. Sie wurden 1625 konsekriert. Die St Ignatiuskapelle hatte damals bereits ihre ganze Ausstattung, die Muttergotteskapelle aber war erst teilweise fertiggestellt. Ihr kostbarer Marmoraltar, dessen Blatt, eine von Rubens gemalte Himmelfahrt Mariä, allerdings schon bei der Einweihung vorhanden war, die prunkvolle Marmorbekleidung der Wände und der reiche Stuck der Decke folgten erst einige Jahre später.

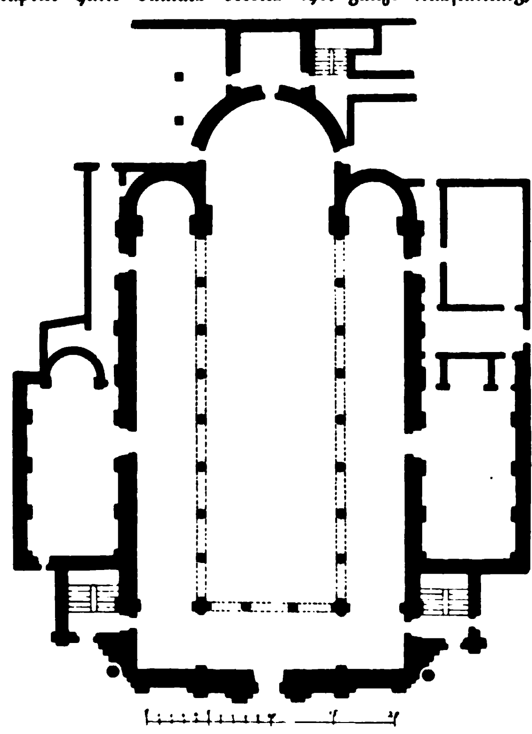


Bild 53. Antwerpen. Frühere Jesuitenkirche. Grundriß. Originalplan.

Die Schöpfung Aguilons und Huyssens' war ein Werk von seltenem Glanz, das weit und breit bewundert wurde. Aber auch die Summen, welche sie verschlungen hatte, standen mit ihrer Pracht nur zu sehr im Einklang. Dem Profeßhaus brachte der Bau eine gewaltige Schuldenlast. An Arbeitslohn, an Auslagen für das Material und dessen Herbeischaffung und an sonstigen Betriebskosten waren bis zum 10. November 1621 verausgabt worden rund 896 293 Gulden 17¾ Schilling; zum Ankauf der zur Gewinnung des Bauterrains nötigen Häuser 117 200 fl. 8½ Sch.; an Zinsen wurden bis zu jenem Termin bezahlt 22 080 fl. 11¾ Sch. Im ganzen waren also für die Kirche

waren nur 36 Gemälde beabsichtigt, darunter auch Adam und Eva, die Verkündigung und das Pfingstfest. Bei endgültiger Feststellung der Zyklen wurden diese drei Darstellungen durch die Versuchung Christi, das Abendmahl und Mariä Krönung ersetzt und neu hinzugefügt die heiligen Namen Jesu und Mariä sowie St Albert.

535574 fl. 18 Sch. verausgabt worden, denen nur 179876 fl. 19¼ Sch. an Einnahmen gegenüberstanden. Es blieb demnach ein Defizit von 355697 fl. 18¾ Sch. Zu diesem kam aber noch infolge einer Geldanleihe vom 6. Juni 1616 die Summe von 50219 fl. 5¾ Sch., so daß also am 10. November 1621 auf der Kirche eine Schuld von 405917 fl. 4½ Sch. lastete.

Die Kirche besteht noch als Pfarrkirche St-Charles, jedoch nicht mehr in ihrem ursprünglichen Glanz, da eine Feuersbrunst 1718 den stolzen



Bild 54. Antwerpen. Frühere Jesuitenkirche. Inneres.

Bau zum großen Teil in Asche legte. Erhalten haben sich die Fassade, die Apsiden des Mittelschiffs und der Seitenschiffe, die beiden Seitenkapellen, die ihre Rettung dem festen Steingewölbe, mit dem sie versehen waren, verdanken, die Umfassungsmauern und der Turm. Alles übrige, namentlich aber die kostbare Marmorausstattung, fiel den Flammen und der Glut zum Opfer. Damals tauchte vorübergehend der Plan auf, bei der Wiederherstellung der Kirche die seitlichen Galerien fallen zu lassen und statt

doppelter Säulenreihen durchgehende Säulen als Träger des Mittelschiffgewölbes und der Seitenschiffdecken anzubringen[1].

Die Abmessungen des Baues sind recht bedeutend. Seine lichte Länge beträgt ca 46 m, seine lichte Breite ca 21,50 m. Der Chor ist von verhältnismäßig geringer Tiefe. Er schließt im Halbrund und ist im Scheitel der Koncha von einer Laterne bekrönt, welche ihn mit Oberlicht versieht. Die Seitenschiffe sind zweigeschossig und enden sowohl unten als oben ebenfalls mit einer halbkreisförmigen Apsis. Die Arkaden des unteren Geschosses

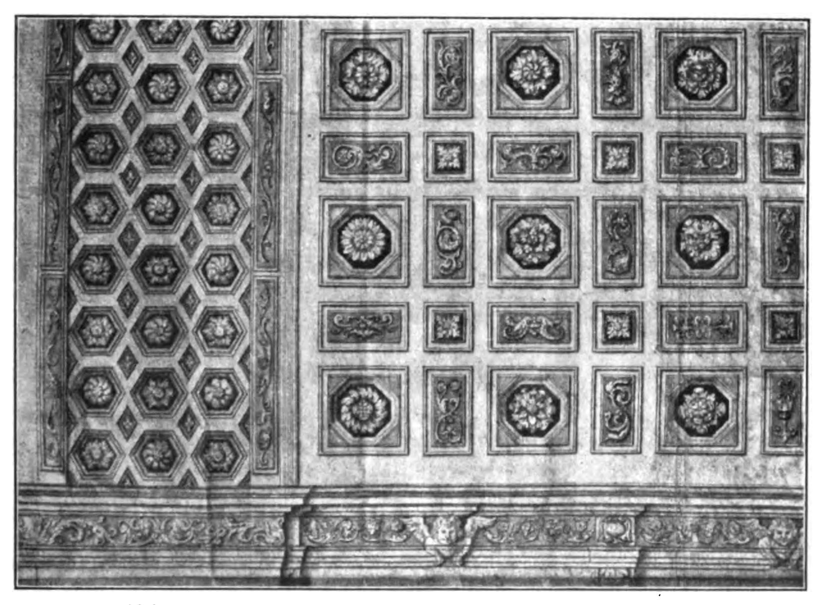


Bild 55. Antwerpen. Jesuitenkirche. Ursprüngliche Decke.
Originalzeichnung Huyssens'.

gehören der dorischen, die des oberen der ionischen Ordnung an. In den Zwickeln zwischen den Bogen der oberen Arkadenreihen sind Konsolen angebracht, über welchen sich jetzt das den Arkaden aufliegende Gebälk verkröpft, während es ursprünglich gerade durchging. Die Änderung hängt mit dem Umstand zusammen, daß bei der Restauration das Gewölbe mit Quergurten versehen wurde, die vor dem Brande fehlten. An der Eingangswand ist im Anschluß an das Obergeschoß der Seitenschiffe eine auf drei Bogen ruhende Empore angebracht.

[1] Die diesbezüglichen Entwürfe befinden sich noch im Archiv von St-Charles zu Antwerpen.

Das Mittelschiff ist mit einem Tonnengewölbe eingedeckt, das in seiner heutigen Ausbildung ziemlich nüchtern und monoton erscheint. Sein einziger Schmuck besteht, von den Quergurten abgesehen, in leichtem, von vereinzelten flachen Rosetten unterbrochenem Leistenwerk, das in starkem Kontrast steht zu dem reichen und schweren Dekor der Koncha der Apsis und des aus dem ersten Bau noch erhaltenen, mit Kassetten versehenen Chorbogens. Ursprünglich war das ganze Gewölbe mit breiten, reichverzierten Rahmen überzogen, welche tiefe, mit großen, vergoldeten Rosetten gefüllte Kassetten umschlossen. Der noch vorhandene Originalentwurf zur Ornamentierung des Gewölbes gibt ein Bild der damaligen Einrichtung. Die Seitenschiffe waren sowohl unter als über den Emporen stets mit flacher Decke versehen, die vor dem Brande freilich mit den neununddreißig von Schülern Rubens' nach Rubensschen Skizzen ausgeführten Gemälden geschmückt war.

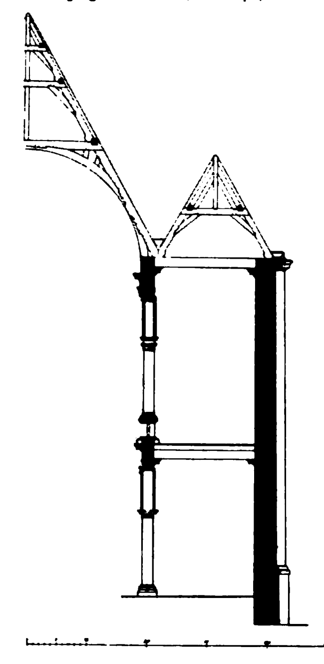


Bild 56. Antwerpen. Frühere Jesuitenkirche. Querschnitt. Originalplan.

Die Wirkung des Innenraumes ist bedeutend. Die schlanken, dünnen Säulen der Arkaden der Seitenschiffe gestatten einen vollen Durchblick durch den ganzen Raum und geben diesem infolgedessen eine ungewöhnliche Weite. Dazu kommt der mächtige Eindruck des hohen Tonnengewölbes und die magische, fast ausschließlich durch die Fenster des Obergeschosses bewerkstelligte Beleuchtung des Innern, welche die unteren Partien in einem leichten Dunkel beläßt, während sie die oberen mit einer Fülle von Licht durchflutet und dadurch die ohnehin schon beträchtliche Höhe für das Auge noch um ein bedeutendes steigert. Allein wirklich zu befriedigen vermag der Bau denn doch nicht. Vor allem mißfällt es, daß die Seitenschiffe in zwei durch das dorische Gebälk der unteren Arkadenreihe völlig getrennte und ganz selbständig behandelte Geschosse aufgelöst sind. Man denkt beim Anblick des Mittelschiffes und der dasselbe seitlich und vorn umziehenden Galerien unwillkürlich an die Höfe italienischer Paläste mit ihren Loggien oder an einen profanen Festsaal. Aber auch der Kontrast zwischen der Tonne des Mittelraumes und den

flachen Decken der Seitenschiffe, zwischen der Wucht des Mittelgewölbes und den leichten Stützen desselben macht sich zu stark geltend, als daß der Raum bei allen seinen sonstigen Vorzügen vollen Genuß gewähren könnte, wenngleich ursprünglich die reichere Ornamentierung der Decken wie überhaupt des ganzen Innern die Härten der Gegensätze weniger zur Empfindung kommen lassen mochte.

Konstruktiv steht die Kirche noch ganz auf dem Boden der alten einheimischen Traditionen. Sie unterscheidet sich in dieser Beziehung von Bauten wie der Kollegskirche zu Tournai nur dadurch, daß die Seitenschiffe zweigeschossig sind und statt eines Tonnengewölbes eine flache Decke haben. Denn die rundbogige Bildung des Tonnengewölbes betrifft nicht die Konstruktion, sondern nur den Stil. Wie entschieden am alten Brauch konstruktiv festgehalten wurde, beweist insbesondere die Anlage der Dächer. Alle drei Schiffe sind, wie es bei den Kirchen des 15. und 16. Jahrhunderts im Westen Belgiens häufig, um nicht zu sagen, gewöhnlich der Fall war, mit einem selbständigen Satteldach versehen. An der hohen und breiten Fassade kommt diese Einrichtung allerdings nicht zum Vorschein, da die drei Giebel hier ganz verdeckt werden.

Der Umstand, daß man konstruktiv beim Bau in aller Treue die traditionelle Weise beibehielt, ist um so bemerkenswerter, als noch vier Pläne für die Kirche vorliegen, welche völlig von derselben absehen. Sie finden sich in der Pariser Sammlung[1] und sind natürlich für die Baugeschichte der Kirche von höchstem Interesse. Es dürften jene Entwürfe sein, welche 1613 nach Rom gesandt wurden.

Alle vier stellen eigentliche Renaissancebauten dar, drei einen Kuppelbau und einer einen Langbau. Plan I ist ein Kuppelbau, dessen Kuppelspannung auf 75′ (= 21,40 m) angesetzt ist. Rechts und links umlagern den Mittelraum drei im Halbkreis endende Kapellen, deren Öffnung 22′ (= 6,25 m) betragen sollte. Der Zugang zum Innern erweiterte sich rechts und links zu großen, halbkreisförmigen Nischen. Der Chor, der sich dem Eingang gegenüber an den Mittelraum anschließt, hat bei einer Breite von 48′ (= 13,70 m) eine Tiefe von ca 55′ (= 15,70 m) und ist rechts und links bis etwa zu einem Drittel derselben von einem kapellenartigen Raum begleitet. Die den Kuppelraum umgebenden Kapellen sollten, wie die verschiedenen Wendeltreppen beweisen, entweder alle oder doch zum Teil mit Oratorien überbaut werden.

[1] Hd 4c, n. 9—11.

Plan II ist Plan I sehr verwandt. Die Raumdisposition ist im ganzen die gleiche, doch sind die Abmessungen etwas geringer. So ist die Kuppel nur 70′ (= 20 m) weit, der Chor bloß 45′ (= 12,80 m) breit, während

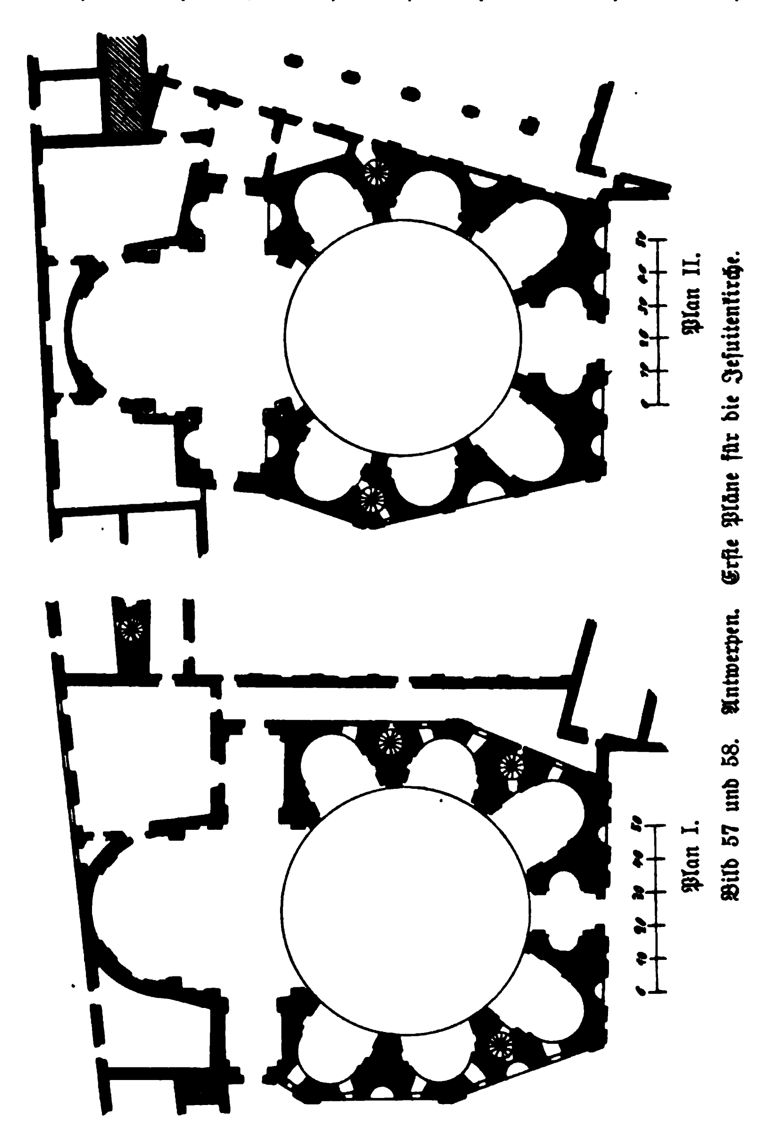


Bild 57 und 58. Antwerpen. Erste Pläne für die Jesuitenkirche.

die Kapellen, welche die Kuppel umlagern, nur 20′ (= 5,70 m) Breite haben. Anderseits ist aber die Ausführung weit reicher gedacht, wie die den Kuppelraum und Chor umgebenden, freistehenden Säulen bekunden.

Eine merkwürdige Anlage ist Plan III. Der Kuppelraum ist hier polygonal, und zwar eigentümlicherweise neunseitig. Noch auffallender ist,

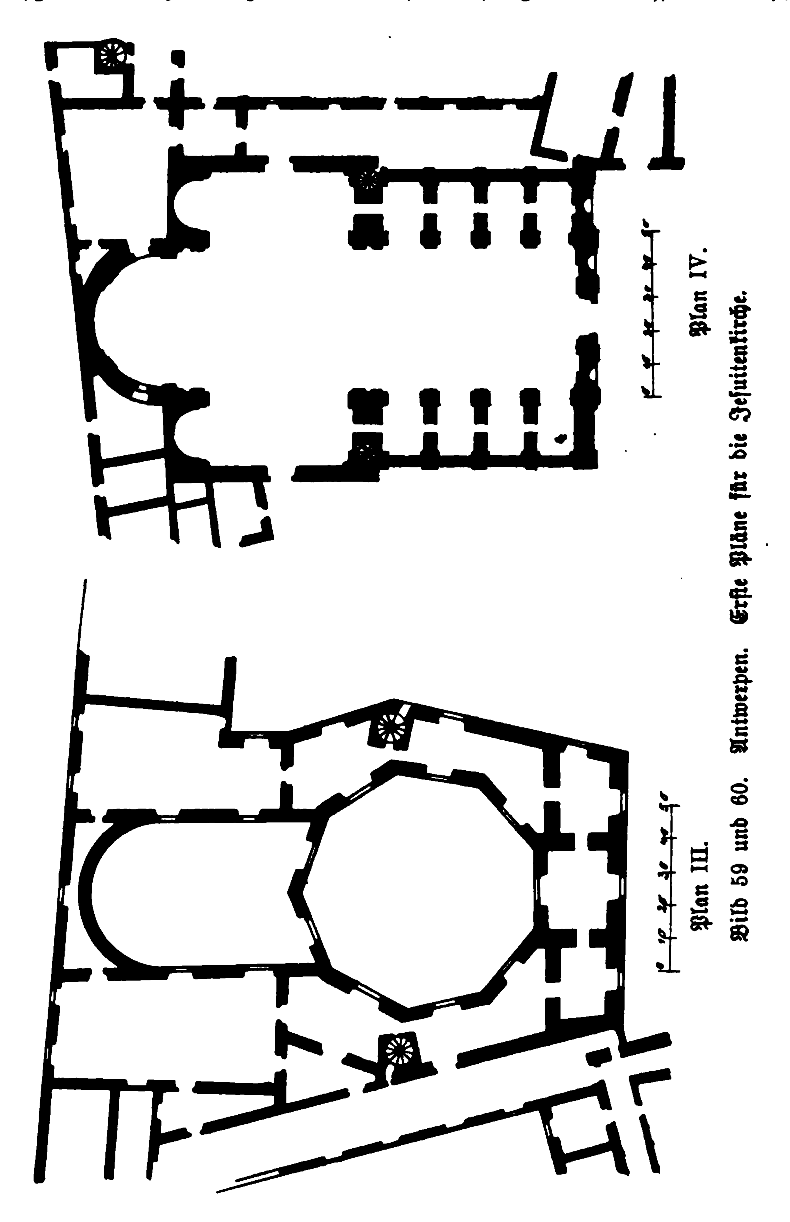


Bild 59 und 60. Antwerpen. Erste Pläne für die Jesuitenkirche.

daß der Chorbau sich in der Weise an den Mittelraum anschließt, daß eine der Ecken des letzteren in ihn hineinspringt. Der Chor ist sehr tief

und schließt mit halbkreisförmiger Apsis. An der gegenüberliegenden Seite ist dem Kuppelraum eine breitgestreckte Vorhalle angefügt, die in drei Abteilungen geschieden ist und in jeder ein Portal hat. Rechts und links aber ist er von einer Art von Umgang umgeben, welcher, wie die beiden Wendeltreppen beweisen, zweigeschossig gedacht war. Was die Größenverhältnisse des geplanten Baues anlangt, so sind für die Kuppel so ziemlich die gleichen Maße wie bei Plan II angesetzt, während der Chor etwa die Länge des Chores auf Plan I hat.

Plan IV stellt einen Bau in der Art des Gesù zu Rom dar. Seine lichte Länge beträgt 152′ (= 43,30 m), die lichte Breite des Chores, des Mittelschiffes und der Querarme 46′ (= 12,50 m). Die an das Langhaus angefügten Seitenräume, die vermittelst Durchgänge untereinander und mit dem Querhaus verbunden sind, haben eine Tiefe von ca 21′ (= 6 m). Neben dem Chor, der eine Länge von ca 38′ (= 10,80 m) hat, sind halbkreisförmige Seitenapsiden angebracht. Über den Abseiten des Langhauses dürften Tribünen beabsichtigt gewesen sein, zu welchen die zwei Wendeltreppen in den Ecken des Querhauses den Zugang bilden sollten.

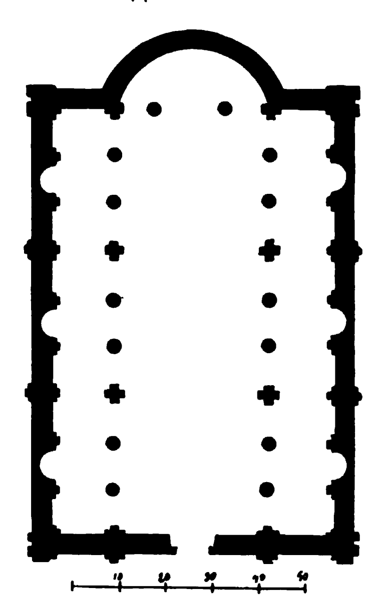


Bild 61. Antwerpen. Jesuitenkirche. Nicht ausgeführter Entwurf.

Keiner der vier Pläne fand Gnade. Ob man die Ausführung derselben für zu kostspielig hielt oder, nicht ohne Grund, fürchtete, der Baugrund werde mit seinen überwölbten Kanälen die Last solcher Bauten nicht zu tragen im stande sein? Genug, man hielt sich an die althergebrachte Konstruktion, nur daß man dieselbe mit einem vollständigen Renaissancegewand versah.

Ein Bau von dieser Art tritt uns, wie es scheint, auf einem noch vorhandenen fünften Plan entgegen. Auch dieser findet sich in der Pariser Sammlung[1]. Er stellt eine dreischiffige Anlage mit wechselnden Stützen dar. Auf zwei Rundsäulen folgt allemal ein viereckiger, mit Pilastern besetzter Pfeiler. Ein Chor-

[1] Hd 4c, n. 8.

raum fehlt, die stark abgeflachte Apsis schließt sich unmittelbar dem Langhaus an. Die Seitenschiffe enden, wie gewöhnlich, geradseitig. Die Pilaster und Nischen an der Innenseite der Umfassungsmauern der Seitenschiffe weisen deutlich darauf hin, daß die formale Behandlung des Baues im Sinne der Renaissance erfolgen sollte. Plan V ist allem Anschein nach der Vorgänger des Entwurfs, nach welchem die Kirche wirklich ausgeführt wurde.

Zu beiden Seiten von St-Charles erheben sich die 1622 und 1624 begonnenen Kapellen, rechts die Muttergotteskapelle, links die St Ignatiuskapelle. Sie sind ein Hors-d'oeuvre und ohne alle organische Verbindung mit der Kirche, aus der ein in der Mitte der Nebenschiffe angebrachter Eingang in sie hineinführt. Dem festen Gewölbe, einem Tonnengewölbe, in das beiderseits Stichkappen einschneiden, verdanken sie es, wie schon bemerkt, daß sie nicht ebenfalls beim Brande zu Grunde gingen. An der der Fassade abgewandten Schmalseite ist eine Altarnische angebaut. Beide Kapellen zeichnen sich durch überreichen Marmor- und Stuckschmuck aus. Die kostbarsten und seltensten Marmorarten sind zur Bekleidung der Wände verwendet. Aber auch an vorzüglichen Marmorskulpturen fehlt es in den Kapellen nicht. So lassen sie ahnen, welch einen Glanz die Kirche einst vor dem Brand entwickelt haben muß. Beachtung verdient, daß sich in dem teigartig behandelten Ornament der Kapellen schon stark der sog. Knorpelstil geltend macht.

Am Äußern ist es zunächst die Fassade, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es liegt im Archiv von St-Charles noch der Originalentwurf vor, und zwar ist sie nach demselben nur mit geringfügigen Abänderungen zur Ausführung gekommen. Sie ist ein glänzendes Stück, doch etwas schulmäßig disponiert; dabei läßt sie die dreischiffige Anlage der hinter ihr sich aufbauenden Kirche nur wenig, die drei Giebel gar nicht zur Geltung gelangen. Ein anderer Mangel ist der Umstand, daß sie sich allzu breit hinzuziehen scheint, weil die beiderseits angefügten Treppentürme für den Blick zu sehr mit ihr verschmelzen, breiter jedenfalls, als es ihrer Höhe entspricht. Aber auch so ist die Fassade unstreitig ein imposantes Werk, das seinem Urheber das ehrendste Zeugnis ausstellt.

Die mittlere Partie bildet einen schwachen Risalit und baut sich in drei Geschossen auf, von denen das oberste dem Gewölberaum des Mittelschiffes entspricht. Das untere Geschoß ist im Sinne der dorischen Ordnung gestaltet. Die Metopen des Frieses enthalten Darstellungen von gottesdienst-

lichen Geräten und Gegenständen. Das Gebälk des Portals in der Mitte des Geschosses wird von kannelierten Säulen getragen. In dem zweiten Geschoße folgen Säulen und Gebälk der ionischen, in dem Obergeschoße der korinthischen Ordnung. Die Mitte des zweiten Geschosses nimmt eine von Engeln getragene mächtige Kartusche mit dem Namen Jesu ein, während das auf dem dritten sich aufbauende, ziemlich niedrige Giebelfeld eine gleichfalls von Engeln begleitete Darstellung der Gottesmutter mit dem Kinde enthält. An den Seiten bildet das Gesimse des Obergeschosses weit ausladende Vorsprünge. Sie werden durch karyatidenartige Engelsfiguren gestützt, welche unten in Volute auslaufen und so den Übergang vom Obergeschoß der Mittelpartie zur Attika der nur zwei Geschosse besitzenden Seitenpartien der Fassade vermitteln. Die etwas zurücktretenden Treppentürme zur Rechten und Linken folgen in ihrer Horizontalgliederung den entsprechenden Fassadengeschossen. Ihren Abschluß bildet eine aus Säulchen bestehende Balustrade, aus der

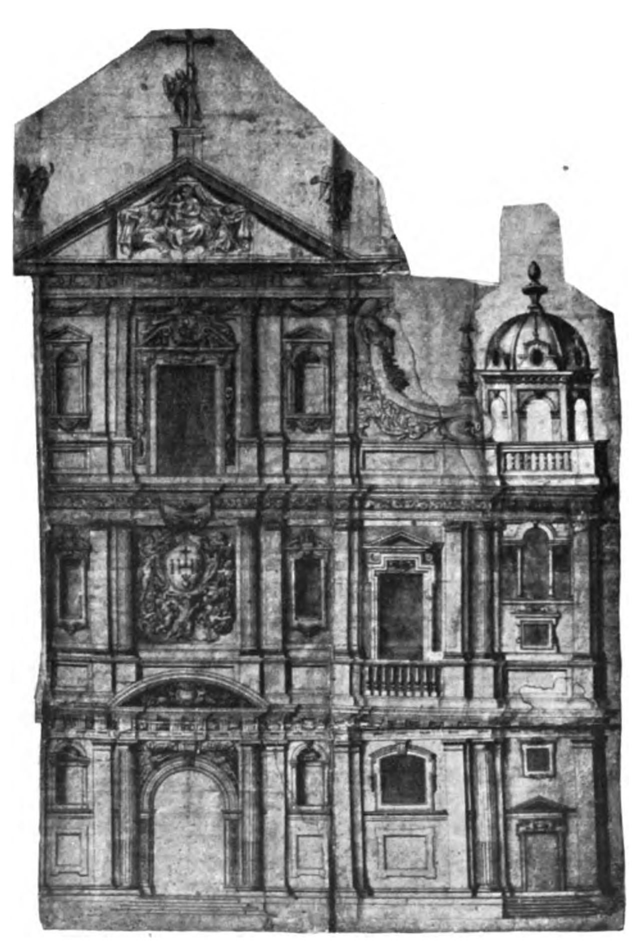


Bild 62. Antwerpen. Jesuitenkirche. Fassade. Originalzeichnung Huyssens'.

sich ein achtseitiger, offener, von einem Pinienzapfen bekrönter Kuppelbau erhebt.

Ungleich vorzüglicher noch als die Fassade ist der hinter dem Chor aufsteigende Turm. Ursprünglich bestand der Plan, ihn an der Seite der Kirche anzubringen; weil indessen ein Haus, dessen man in diesem Falle bedurfte, nicht käuflich zu haben war, gab man ihm seine jetzige Stelle, mußte aber die Kirche selbst nun um ein Joch verkürzen.

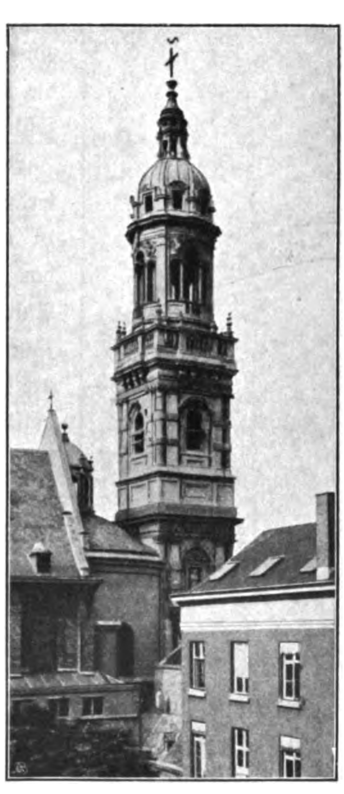


Bild 63. Antwerpen. Frühere Jesuitenkirche. Turm.

Von dem Turm liegen im Archiv von St-Charles noch vier Originalpläne vor. Der erste ist der einfachste. Der Turm besteht hier aus einem Sockel, drei Geschossen und der Laterne. Das unterste Geschoß ist ganz ungegliedert und ein einfacher, quadratischer Bau. Sein einziger Schmuck ist ein Fenster, dessen Gewände von Bossenwerk unterbrochen sind. Das zweite Geschoß ist mit gekoppelten dorischen Pilastern im Sinne der italienischen Renaissance besetzt. Ein hohes, der gleichen Ordnung angehörendes Gebälk, dessen Deckgesimse weit vorspringt, bildet seinen oberen Abschluß. Zur Belebung der Wandfläche zwischen den Pilastern dient ein von barocker Umrahmung umgebener ovaler Schild mit dem Monogramm des Namens Jesus. Dem dritten Geschoß sind gekoppelte ionische Pilaster vorgestellt, denen ein ganz schmuckloses Gebälk aufliegt. Die Schallöcher, welche zwischen den Pilastern angebracht sind, stellen große, breite, durch einen Pfosten zweigeteilte, im Bogenfeld mit einem Okulus versehene Rundbogenfenster dar. Als Bekrönung trägt das Geschoß eine zierliche, aus einer Folge von schlichten, ausgebauchten Säulchen bestehende Galerie, welche über den Pilastern von einem Pfosten unterbrochen wird. Eine Platte von mäßiger Stärke deckt Säulchen und Pfosten ab. Die aus der Plattform des dritten Geschosses aufsteigende Laterne ist achtseitig. Sie ist nach allen Seiten hin offen und

von einem kräftigen Konsolengesimse bekrönt, über dem sich ein niedriges, geschweiftes Kuppeldach aufbaut. Den Schluß bildet ein hohes Kreuz.

Der zweite Plan ist von dem ersten nur darin verschieden, daß bei ihm das untere Geschoß etwas über die doppelte Höhe des gleichen Geschosses auf dem ersten Plan hat, und daß die obere Hälfte dieses Geschosses mit einer rundbogigen, von einem Rahmen umgebenen und einem Giebel überragten Nische verziert ist, die offenbar zur Aufnahme einer Statue dienen sollte.



Bild 64. Antwerpen. Jesuitenkirche. Nicht ausgeführter Turm. Originalzeichnung Huyssens'.

Bei Plan III besteht der Turm aus einem Erdgeschoß, dessen Wandung nach der Straße zu von einem reich umrahmten Fenster belebt, von Bossenwerk eingefaßt und von seitlichen Anbauten begleitet ist. Dann folgen zwei im Sinne der dorischen und ionischen Ordnung gebildete Geschosse, deren Gebälk teils auf bossierten Pilastern, teils auf freistehenden-, den Ecken eingefügten und mit Ringen umgebenen Säulen ruht. Das untere der beiden enthält in der Mitte eine Nische, das obere ein ungeteiltes, rundbogiges, mit zerschnittenen Giebelstücken bekröntes Schallfenster. Den Abschluß des Unterbaues bildet ein niedriger, über dem Gebälk des oberen Geschosses sich erhebender Giebel. Der Oberbau besteht aus einem geschlossenen, von acht korinthischen Säulen umstellten Oktogon, das an jeder Seite ein Fenster enthält und von einer mit Feuertöpfen verzierten Galerie überragt wird, aus einer achtseitigen, an den Ecken mit Rippen besetzten, sonst aber schmucklosen Kuppel und aus einer runden, mit reich gegliedertem Dach endenden Laterne. Den Übergang vom Quadrat des Unterbaues zum Achteck des Oberbaues vermitteln den Ecken des obersten Unterbaugeschosses aufgesetzte, auf hohem Sockel sich erhebende Kandelaber.

Plan IV ist bis zum Beginn des Oberbaues dem Plan III vollständig gleich, nur fehlen die Giebel, mit denen bei diesem das dritte Unterbaugeschoß

abschließt. Statt dessen ragt über dem Gebälk eine aus schlanken Säulchen und schweren Pfosten bestehende Balustrade auf, welche sich in der Mitte über vier kräftigen Konsolen balkonartig vorbaut. Anders als in Bezug auf den Unterbau verhält es sich dagegen bei beiden Plänen hinsichtlich des Oberbaues. Er ist bei Plan IV nicht achteckig, sondern rund und setzt sich aus einem hohen, ungegliederten Sockel, aus einer mächtigen, mit vier korinthischen Pilastern umstellten und von vier weiten, dreiteiligen palladianischen Fenstern durchbrochenen Laterne, aus einem niedrigen, mit Pilastern verstärkten Tambour, aus der von Rippen überzogenen Kuppel und aus einer den Abschluß machenden zweiten kleineren Laterne zusammen.

Plan IV ist am meisten entwickelt und am vollkommensten durchgebildet. Er ist es darum auch, der zur Ausführung kam. Fast die einzige Abweichung, die man sich erlaubte, besteht in einer etwas reicheren und schmuckeren Ausgestaltung der Kuppel, indem der Tambour, anstatt nach dem Plan mit Girlanden geschmückt zu werden, in die Kuppel eingezogen und durch Dachluken, die teils dreieckige teils segmentförmige Giebel haben, aufgelöst wurde.

Der bis zur Spitze in Stein aufgeführte Turm ist ein Meisterwerk, frei von aller Überladung oder Effekthascherei, groß gedacht, von frischem Aufstieg, edeln Verhältnissen, harmonischer Durchbildung seiner einzelnen Geschosse und vorzüglicher, fein abgewogener Silhouette. „Das Ganze", sagt Gurlitt, „ist glücklich in der Verteilung der Massen, kräftig im Aufbau und mit Mäßigung ausgeschmückt. Hier zeigt sich die nordische Kunst selbständig schöpferisch. Denn in Italien waren für Türme gute Vorbilder zu jener Zeit nicht zu finden."[1] Für Bruder Huyssens ein sehr ehrendes Lob.

Man hat Rubens als den Schöpfer der Antwerpener Profeßhauskirche bezeichnet. Mit Unrecht. Eine solche Meinung konnte nur zu einer Zeit aufkommen, wo man bereits alles Große, was zu Antwerpen in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts entstand, mit dem Namen Rubens' zu verbinden sich gewöhnt hatte.

P. Michael Grisius sagt in seiner 1622 erschienenen Schrift über die Feier der Kanonisation des hl. Ignatius ausdrücklich, daß die Kirche von Jesuiten allein geschaffen worden sei, welche ebensowohl die Pläne ge-

[1] Gurlitt, Gesch. des Barockstils in Belgien rc. 16.

zeichnet, wie die Ausführung derselben geleitet hätten[1]. Grisius aber, welcher damals Professor der Rhetorik zu Antwerpen war, kannte ohne Zweifel den Sachverhalt. Oder hätte ihm, wenn Rubens, wie man später fabelte, wirklich die Entwürfe oder wenigstens einen Teil derselben geliefert hatte, eine so bedeutungsvolle Mitwirkung des großen Meisters entgehen können? Und einmal angenommen, es sei dem so gewesen, so waren denn doch noch die Zensoren da, von welchen die Schrift vor der Drucklegung geprüft werden mußte. Sollen wir annehmen, daß auch diesen, Patres des Profeßhauses und Kollegs, der richtige Tatbestand, der doch damals ganz offen dalag, unbekannt gewesen sei? Wie hätte überhaupt der Verfasser wagen dürfen, zu einer Zeit, da Rubens noch lebte und schaffte, einer für die Öffentlichkeit bestimmten und zu Antwerpen herausgegebenen Festschrift jene die Architekten der Kirche betreffende Angabe einzufügen, wenn Rubens die Ehre zukam, den Plan zur Kirche oder doch wenigstens zur Fassade und zu dem Turm entworfen zu haben, oder wenn er irgend welchen bemerkenswerten Einfluß auf die Pläne gehabt hätte?

Aber auch die 1625 abgefaßte und noch im gleichen Jahre nach Rom gesandte Historia domus professae Antuerpiensis beweist, daß die Pläne lediglich von Ordensgenossen angefertigt wurden und daß Rubens dabei unbeteiligt gewesen ist. Sie sagt nämlich bezüglich der Schöpfer der Kirche gelegentlich der Beschreibung, welche sie ad an. 1621 von dem damals vollendeten Bau gibt: Cuius ideam prius dum viveret adumbraverat P. Franciscus Aguilon, qui quantum in mathematicis disciplinis valeret, tum doctissimo de optico volumine doctis omnibus fecit testatum, tum praecipue nobilissimi templi omnibus numeris absolutissimi delineatione. Quam postea exsecutioni mandavit, addita etiam non parva turris aliarumque templi partium symmetria totique operi iam inde a fundamentis ad fastigium usque praefuit Petrus Huyssens, Societatis nostrae coadiutor temporalis. Die Historia wurde nur ein paar Jahre nach Vollendung der Kirche und auf Grund der besten Quellen abgefaßt; ihr Schreiber war sogar aller Wahrscheinlichkeit nach selbst Augenzeuge der Bautätigkeit. Obendrein

---

[1] Michael Grisius (de Gryze), Honor S. Ignatio de Loyola . . . habitus a Patribus Domus Professae et Collegii Soc. Iesu Antwerpiae 24. Iulii 1622 (Antuerpiae, ex officina Plantiniana 1622) p. 8: Ut ab auctoribus exordiar, ii soli nostri fuerunt, non solum qui operis ideam delineaverunt, verum etiam qui totam fabricam industria sua direxerunt.

mußte sie, bevor sie nach Rom abging, auf ihren Inhalt durchgesehen und geprüft werden; die Patres, welchen das zu tun oblag, kannten aber zweifelsohne sehr genau den wahren Sachverhalt. Es liegt darum auf der Hand, daß ihre Angaben über die Urheber der Kirche als durchaus zuverlässig und als maßgebend betrachtet werden müssen. Hätte Rubens auf die Pläne eine Einwirkung von irgend welchem Belang ausgeübt, so hätte die Historia solches weder verschweigen können, noch auch sicher verschwiegen; es wäre ja nur zur Ehre des Baues gewesen, falls man diesen auch nur zum Teil dem großen Meister hätte zuschreiben können. Wirklich wird es sonst immer mit aller Gebühr vermerkt, wenn der Apelles jener Tage für die Kirche tätig war, und auch der Schreiber der Historia unterläßt das keineswegs, wo er in der Schilderung der Kirche auf die Deckengemälde zu sprechen kommt[1].

[1] Nach Schoy (Histoire de l'influence italienne sur l'architecture dans les Pays-Bas, in Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers, publiés par l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique XXXIX 2, Bruxelles 1879, 334 f) hätte P. Aguilon den Turm und die Kirche zwar allein gebaut, die Fassade aber mit Beihilfe Rubens' entworfen. Schoy träumt nämlich von einem style rubénien-loyolite, und darum muß natürlich Rubens irgendwie am Bau von St-Charles beteiligt gewesen sein. Der Beweis für die Miturheberschaft Rubens' bei der Fassade soll erstens das üppige barocke Detail derselben sein, das unmöglich von P. Aguilon herrühren könne, puriste passionné pour le siècle de Léon X, wie die einfachen und meisterhaften Säulenordnungen des Innern dartun, und zweitens das Wiederkehren verschiedener Einzelheiten bei den Triumphbogen, die Rubens 1635 für den Einzug des Kardinal-Infanten Ferdinand von Österreich errichtete. Denn es lasse sich doch unmöglich annehmen, daß ein Rubens sich durch die Motive der Fassade Aguilons inspiriert, ja diesen bisweilen kopiert habe. Schoy hat leider von der wirklichen Baugeschichte der Kirche nichts gewußt und von Huyssens und seiner Tätigkeit auch nicht eine Ahnung gehabt. Selbst die vielen noch vorhandenen Originalpläne von der Hand Huyssens' im Archiv von St-Charles sind ihm, dem Professor der Kunstgeschichte zu Antwerpen, unbekannt geblieben, allerdings sehr sonderbar angesichts der Phrasen des Vorworts der Schrift: Quant aux livres, aux monuments, aux estampes chalcographiques et xylographiques qui se rattachent à notre sujet, qu'elle que fût la rareté de plusieurs documents et le nombre des autres, jamais nous avons écrit d'après les traditions reçues ou le témoignage d'un avancier. Nous avons eu sans exception toutes les sources sous les yeux. Hätte Schoy jene Pläne gekannt und studiert, so würde er gefunden haben, daß das Innere ursprünglich genau der Fassade entsprach und daß er es nicht nach dem jetzigen Zustand beurteilen durfte. Was aber die angebliche Verwandtschaft des Details der Fassade mit dem der Triumphbogen anlangt, so handelt es sich 1. nur um einige wenige Einzelheiten der ersteren, die bei diesen wiederkehren; 2. treten dieselben hier nur ganz vereinzelt auf; 3. sind es keine Details, die nicht auch anders vorkämen; 4. entstanden die Triumphbogen 20 Jahre später als der Plan der Fassade; 5. endlich ist nicht einzusehen, warum

Wie wenig man aber auch außerhalb des Ordens zu Antwerpen in einer Zeit, in der noch der Tatbestand unverdunkelt war, den Bau mit dem Namen Rubens in Verbindung brachte, beweist die Unterschrift eines im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, also bald nach Vollendung der Kirche und noch zu Lebzeiten Rubens' entstandenen Stiches der Fassade. Sie lautet: Petrus Huyssens Brugensis Societatis Iesu architectatus est, Ioannes de la Barre imaginum pictor delineavit, in aere sculpsit et excudit. Also nicht einmal die Fassade, der Teil des Baues, an dem Rubens auf alle Fälle mitgearbeitet haben soll, galt den Zeitgenossen als das Werk des großen Meisters, da Johannes de la Barre sie unter dessen Augen auf einem für die weiteste Verbreitung berechneten Stich lediglich als dasjenige Huyssens' bezeichnen durfte. Denn daß jenes architectatus est der Unterschrift nicht bloß heißen kann, sie sei unter Huyssens' Leitung nach fremden Plänen ausgeführt worden, braucht kaum gesagt zu werden[1].

Allerdings liegen unter den noch vorhandenen Plänen der Kirche auch drei Zeichnungen von Rubens' Hand vor; es sind Entwürfe für eine in der Koncha der Chorapsis anzubringende Kartusche, welche das spanische Wappen aufnehmen sollte, für einen Hochaltar und für den Stuckschmuck der Decke der Muttergotteskapelle[2]. Allein die beiden ersten kamen bezeichnenderweise nicht zur Ausführung; der letzte aber stammt aus der Zeit, da Huyssens infolge der Verordnung des Generals vom 15. Februar 1625 nicht bloß Antwerpen hatte verlassen, sondern auch seine bisherige Tätigkeit hatte völlig darangeben müssen. Da er durch diese Wendung der Dinge nicht mehr im stande war, die Kapelle, mit deren Dekoration er schon begonnen hatte, zu vollenden[3], sahen sich die Patres veranlaßt, Rubens um einen Entwurf für die Ornamentation der Decke anzusprechen.

Rubens für seine Triumphbogen nicht auch das eine oder andere Detail der Fassade von St-Charles entlehnt haben soll. Oder hat Rubens nur aus Eigenem produziert?

[1] Auf dem im Archiv von St-Charles befindlichen Exemplar des jetzt seltenen Stiches ist die Huyssens betreffende Angabe der Unterschrift in späterer Zeit, als sich die Tradition gebildet hatte, wonach Rubens die Kirche gebaut haben sollte, abgeschnitten worden.

[2] Der Entwurf zur Kartusche befindet sich im Archiv von St-Charles, die beiden andern in der Handzeichnungensammlung der Albertina zu Wien Nr 427 u. 428. Auch die beiden letzten befanden sich früher im Besitz des Antwerpener Profeßhauses und kamen erst bei Aufhebung der Gesellschaft Jesu nach Wien.

[3] Von Huyssens' Hand liegt noch ein Entwurf zur Verzierung des Bogenfeldes der dem Altar gegenüberliegenden Schmalseite im Archiv von St-Charles vor.

Es gibt im Archiv von St-Charles noch eine Anzahl von Zeichnungen für die Kirche. Ausgenommen den eben erwähnten Rubensschen Entwurf für eine Kartusche, sind alle andern von einer Hand, derjenigen Huyssens'. Die Zeichnungen für den Turm, der nach der ausdrücklichen Angabe der Historia von diesem herrührt, sowie einige Entwürfe für die St-Ignatius- und die Muttergotteskapelle, welche erst nach dem Tode Aguilons entstanden sein können, lassen keinen Zweifel daran. Leider sind die Pläne allesamt undatiert, so daß sich nicht genau feststellen läßt, welche vor allem Aguilon zugeschrieben werden müssen, weil von Huyssens unter der Direktion Aguilons angefertigt, und welche lediglich von Huyssens herstammen. Sicher gehören zu den ersten die beiden Querschnitte, die Fassadenentwürfe, der Entwurf des Systems der Galerie und die Zeichnung zu dem Fenster und der Wandnische an den Enden des unteren Geschosses der Seitenschiffe; denn die Bauarbeiten in den Jahren 1615—1617 haben die Existenz dieser Pläne zur notwendigen Voraussetzung. Wahrscheinlich war aber auch schon der Entwurf zur Ausstattung des Tonnengewölbes vor dem Tode Aguilons fertig, so daß also in der Hauptsache bereits alle Pläne vorlagen, als Huyssens infolge des Hinscheidens des um den Bau so hoch verdienten Mannes das ganze Werk auf seinen Schultern allein fand[1].

2. Die Kollegskirche zu Ypern.

Die Vorgeschichte des Baues wurde im ersten Abschnitt behandelt[2]. Die Bautätigkeit ging trotz zeitweiliger Unterstützung durch den Magistrat ein volles

---

[1] Die von Huyssens' Hand herrührenden Pläne im Archiv von St-Charles sind: Turm (4 Entwürfe), Fassade, unterer Teil der Fassade, Hälfte des Grundrisses der Fassade, Engelfiguren in den Zwickeln des Portals, Querschnitt im Langhaus, Querschnitt vor den Seitenchörchen, System des Chors nebst einem Joche des Langhauses, System der Galerie, Detail der Wand der Empore mit der Tür zu den Treppentürmen, Gewölbe, Gewölbe mit Chorbogen, Längsschnitt der St Ignatiuskapelle, Querschnitt derselben, Dekoration des Bogenfeldes der dem Altar gegenüberliegenden Schmalseite der Muttergotteskapelle, Hochaltar (2 Entwürfe), Altar der St Ignatiuskapelle. Verschiedene dieser Pläne sind mit Aufschriften versehen, durch welche sie als von Rubens herrührend bezeichnet werden. Diese Aufschriften sind indessen ohne alle Bedeutung; sie stammen von dem Provinzial Dolmans her, welcher 1751 die Zeichnungen mit ihnen versah, und gehören demnach einer Zeit an, in der sich schon die Fabel von der Autorschaft Rubens' gebildet hatte. Wie wenig Wert sie haben, erhellt klar aus dem Umstand, daß die einen Zeichnungen Rubens mit aller Sicherheit zugeschrieben werden, während andere, die evident von derselben Hand sind, als zweifelhaft Rubensche hingestellt sind.

[2] S. oben S. 43 f.

Jahrzehnt nur wie im Schneckengang voran; ja sie muß sogar von 1628 bis 1633 ganz geruht haben, da in den Annuae jener Jahre des Kirchenbaues keine Erwähnung geschieht. 1634 wurde das Werk von neuem aufgenommen und die Mauern, die an einer Seite der Kirche bis dahin noch nicht über den Boden hinausgekommen waren, bis zu einer Höhe von 16′ (= 4,40 m) hinaufgeführt. Noch raschere Fortschritte machte dann der Bau dank einer Spende des Magistrats im Betrag von 12 000 Gulden und reichlicher Unterstützung seitens der Bürgerschaft Yperns in den beiden folgenden Jahren, so daß die Umfassungsmauern 1636 bereits bis zur Dachhöhe gediehen. Zwei weitere Jahre, und es war ihm das Dach aufgesetzt, wieder andere zwei, und er war so weit vollendet, daß er provisorisch in Gebrauch genommen werden konnte. 1642 kamen kostbare Marmoraltäre in die Kirche. Außerdem wurde in diesem Jahre das Odeum aufgeführt, der Giebel der Fassade fertiggestellt und der Turm bis zu einer Höhe von 12′ (= 3,30 m) über dem Boden gebracht. Am 24. April 1644 wurde die Kirche, die unter dem Druck der Zeitverhältnisse für alle Beteiligten zum wahren Schmerzenskind geworden war, feierlich eingeweiht. Sie bestand bis 1818; dann wurde sie samt dem Kolleg von den Holländern abgebrochen und eine Kaserne an ihrer Stelle errichtet.

Die Kirche folgte nach dem Grundriß, der sich in der Pariser Sammlung erhalten hat, in Bezug auf die Raumdisposition dem Schema der Jesuitenkirchen von Brügge und Namur. Zwei Säulenreihen von je sechs Rundsäulen trennten das Mittelschiff von den Seitenschiffen. An die Nebenschiffe schlossen sich geradseitig endende Seitenkapellen von mäßiger Tiefe an; die Apsis des Chores folgte unmittelbar auf das letzte Joch des Mittelschiffes, nur, wie es scheint, durch einen Quergurt von diesem geschieden. Der Turm lag mitten hinter dem Chor und war wie zu Brügge und Namur rechts und links von Sakristeien begleitet.

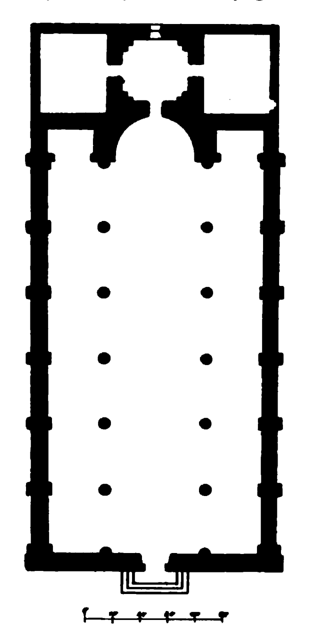


Bild 65. Ypern. Jesuitenkirche. Grundriß.

Über die Abmessungen der Kirche gibt uns ein 1650 von P. Hesius aufgestelltes Verzeichnis der Maßverhältnisse der bedeutenderen belgischen Jesuitenkirchen Aufschluß. Danach hatte sie eine Länge von 172′ (= 47,30 m), eine Breite von 77′ (= 21,17 m) und eine innere Höhe von 76′ (= 20,90 m). Über das Äußere und das konstruktive System der Kirche erfahren wir

einiges aus einer perspektivisch freilich sehr mangelhaften Abbildung derselben bei Sanderus. Sie ist die einzige Wiedergabe, welche von dem Bau vorliegt, und darum natürlich trotz ihrer Fehler von großer Wichtigkeit. Die Kirche hatte abweichend von den Jesuitenkirchen zu Brügge und Namur nur ein Dach und war sonach ein Hallenbau im eigentlichen Sinn.

Die ungewöhnlich hohen Umfassungsmauern der Seitenschiffe waren mit lisenenartigen Pilastern besetzt, die oben eine schneckenförmige Verdachung hatten. Von eigentümlicher Bildung war die Fassade. Die Höhe der Seitenmauern, die geringe Differenz zwischen der Höhe der Gewölbe-



Bild 66. Ypern. Jesuitenkirche. (Nach Sanderus.)

scheitel im Mittelschiff und in den Seitenschiffen und die ungünstige Lage des Fensters in der Mittelpartie bereiteten ihrer Ausgestaltung im Sinne des herkömmlichen Schemas große Hindernisse. Man verzichtete deshalb auf die üblichen Säulen und Pilaster, auf das stereotype Gebälk und ein ausgebildetes Obergeschoß und begnügte sich damit, das untere Geschoß durch senkrechte und wagrechte Mauerbänder in größere und kleinere oblonge Felder zu zerlegen und oben durch ein Gesimse, das man in rechten Winkeln und in einem flachen Bogen um die überhöhte Mittelpartie herumführte, abzuschließen, die größeren Felder durch Fenster und Nischen zu beleben und

das Obergeschoß als mächtigen, seitlich in Voluten endenden, oben mit dreieckigem Tympanon abschließenden Giebel zu behandeln. Die Fassade wies nur ein Portal auf, das nach Brauch über dem Scheitel eine Ädikula trug.

Der Turm bestand aus einem viergeschossigen, von einer Attika bekrönten Unterbau und einem zweigeschossigen, mit reich gegliederter Dachhaube versehenen Oberbau. Sehr bemerkenswert ist im oberen Teil des Unterbaues die Häufung der Geschosse; zählen wir doch bei Sanderus ihrer hier nicht weniger denn drei. Sie waren sehr niedrig und wurden von paarweise angebrachten Fenstern erleuchtet. Von den beiden Geschossen des Oberbaues war das erste mit gekoppelten, das schmälere zweite mit einfachen, pilasterartigen Mauerstreifen besetzt. Eine Galerie bildete den Abschluß des unteren und zugleich die Überleitung zum oberen Geschosse. Auffallend ist die Ähnlichkeit der vertikalen Gliederung des Oberbaues mit derjenigen des obersten Geschosses und der Laterne des von Huyssens für Namur entworfenen Turmes. Geradezu frappant ist aber die Übereinstimmung, welche in Bezug auf die Bildung der Dachhaube zwischen beiden Türmen besteht. Es ist, als wäre das Dach des Namurer Turmes geradezu für Ypern kopiert worden; so sehr stimmen von dem Kranzgesimse an bis zum Kreuz alle Einzelglieder miteinander überein. Der einzige Unterschied ist, daß die Verdachung des projektierten Turmes der Namurer Kirche der achtseitigen Laterne entsprechend achtseitig ist, die des Yperner Turmes aber wie der ganze Turmbau vierseitig war.

Über den inneren Aufbau der Kirche haben wir keine direkten näheren Nachrichten. Indessen tritt hier ergänzend ein die Jesuitenkirche zu Mecheln, jetzt Pfarrkirche St-Pierre, weil Kopie der Kirche zu Ypern.

3. Die Kollegskirche zu Mecheln.

Die Jesuiten kamen 1611 nach Mecheln. Bald nach ihrer Ankunft richteten sie einen Teil der ihnen überwiesenen kaiserlichen Pfalz als Kapelle ein. 1615 wurde ein Kolleg eröffnet, 1632 zur alten eine neue Kapelle hinzugebaut, da jene die Leute, die dem Gottesdienst beiwohnen wollten, nicht mehr zu fassen vermochte. Die Ausschachtung der Fundamente begann am 26. März 1632, im folgenden Jahre war der Bau fertig. Die Kapelle steht noch, ist aber in halber Höhe mit einem Zwischenboden versehen worden und dient gegenwärtig in ihrem unteren Teil zur Aufbewahrung von Theaterrequisiten, in ihrem oberen aber als Saal zur Abhaltung von Katechesen u. ä. Sie ist ca 21 m lang und 8 m breit, mit hölzernem Tonnengewölbe eingedeckt und an der Südseite mit massigen, ungegliederten Streben besetzt, sehr einfach, ja völlig schmucklos und architektonisch von keiner Bedeutung.

Die jetzige Kirche St-Pierre wurde im Oktober 1670 begonnen. Ihre Erbauung hat eine eigentümliche Vorgeschichte. Wiederholt hatte man zu Antwerpen seit der im Jahre 1616 erfolgten Verlegung des Kollegs an die Errichtung einer größeren Kollegskirche gedacht; allein erst 1656 konnte man der Sache ernstlich näher treten, nachdem die Gründerin des Kollegs von Ypern, die Witwe Marie Losson, deren beide Söhne in die Gesellschaft Jesu eingetreten waren, für jenen Zweck eine Summe von 60000 Gulden bestimmt hatte. Am 31. Januar 1657 wurde ein Plan zur Kirche an den P. General gesandt und von diesem bereits unter dem 3. März genehmigt. Trotzdem kam es nicht zu seiner Ausführung. Weder die Geistlichkeit der nur wenig entfernten Stiftskirche St-Jacques noch die in der Nähe ansässigen Franziskaner, noch endlich die Patres des Profeßhauses waren mit der Erbauung der Kirche zufrieden. Die Schwierigkeiten häuften sich zuletzt so sehr, daß P. Oliva es 1667 für angebracht hielt, den Beginn des Baues auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Unter solchen Umständen schlug zwei Jahre später der Provinzial P. Thomas Dekens dem P. General vor, das Geld, welches für den Bau einer Kollegskirche zu Antwerpen bestimmt war, für die Erbauung einer ungleich notwendigeren Kollegskirche zu Mecheln zu verwenden. Da die PP. Losson mit der Sache einverstanden waren, genehmigte P. Oliva unter dem 13. September 1670 den Antrag, und so konnte schon im Oktober des gleichen Jahres mit dem Werk begonnen werden. Da genügende Mittel vorhanden waren, hatte der Bau einen raschen Fortgang. 1671 erreichten die Umfassungsmauern bereits die Höhe von fast 6 m; 1674 konnte die Kirche schon eingewölbt und mit ihrer Dekoration begonnen werden; 1675 wurde die Orgelbühne errichtet und in die Chorfenster das Glas eingesetzt, 1676 die Verglasung vollendet und ein kostbarer Marmorfußboden gelegt, und dann am Sonntag vor Christi Himmelfahrt 1677 die Kirche in Gebrauch genommen. Es waren nicht sowohl bautechnische Rücksichten und das Bestreben, möglichst solid zu bauen, wenn sich in früherer Zeit die Bautätigkeit oft jahrzehntelang hinzog, sondern der Mangel an den nötigen Kapitalien. Wo Geld in hinreichendem Maße flüssig war, wie im vorliegenden Falle, ging es auch mit den Kirchenbauten flott von statten.

Mit dem Baukapital waren auch die Entwürfe der Antwerpener Kollegskirche herübergenommen worden, für diese aber war die Kirche zu Ypern Vorbild gewesen. In der Einsprache, welche die Stiftsherren von St-Jacques 1657 beim Senat gegen die Erbauung der Kirche erhoben, wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die neue Kirche als Kopie der Kollegskirche zu Ypern gedacht sei: Innotuit hisce temporibus, Patres Collegii Societatis Iesu moliri novam augustioris et elegantioris structurae fabricam, cuius prototypum Iprensem ecclesiam sibi praefixerant[1]. In der Tat beweist ein Vergleich des Grundrisses der

[1] Ch. Droeshout S. J., Histoire manuscr. du collége d'Anvers, Documents II 9.

Jesuitenkirche zu Ypern und ihrer Abbildung bei Sanderus mit St-Pierre zu Mecheln unwiderleglich, daß diese wirklich nach dem Vorbild der Yperner Kirche erbaut wurde. Wie es scheint, stammen die Pläne zur Antwerpener Kollegskirche bzw. zur Kirche von Mecheln von der Hand des P. Antonius Losson her. Sie sind noch vorhanden und befinden sich im Promptuarium pictorum[1]. Man sieht es den Zeichnungen auf den ersten Blick an, daß es kein im Zeichnen geschulter Architekt gewesen sein kann, welcher sie anfertigte. Wie dem immer sei, jedenfalls ist es eine Fabel, wenn man St-Pierre als Schöpfung des Mechelner Architekten Faidherbe hinstellt. Die Kirche ist kein Originalwerk, sondern nur eine Kopie.

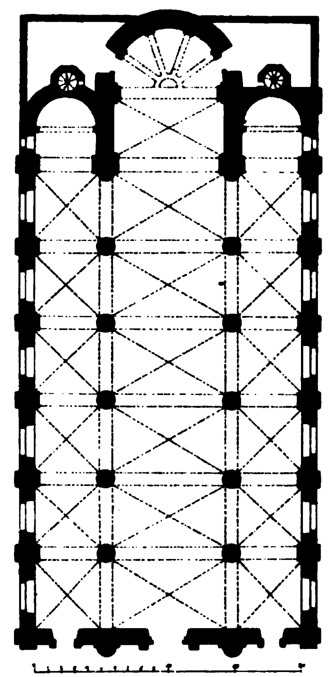


Bild 67. Mecheln. Frühere Jesuitenkirche. Grundriß.

Die Abweichungen von dem Vorbild sind wenig wesentlich. Sie betreffen in der Hauptsache nur die Stellung des Turmes, die Größe des Chores und die Bildung der Fassade. Der Turm wurde an das Ende des rechten Nebenschiffes gesetzt und in seinem Erdgeschoß die Seitenkapelle untergebracht. Der Chor wurde um ein Joch verlängert; bei der Fassade aber kehrte man zum gewöhnlichen Typus zurück.

Der Turm blieb ein Torso. Er gedieh nur bis zum First des Kirchendaches; seinen jetzigen unschönen, stumpfen Abschluß erhielt er erst im Laufe des 18. Jahrhunderts. Die Fassade kam 1677 bloß bis zum Beginn des Obergeschosses. Es dauerte bis 1710, daß man sie vollenden konnte. Sie ist eine minder erfreuliche Erscheinung. Auch als das Obergeschoß noch seinen Relief- und Statuenschmuck (St Franziskus Xaverius in der Glorie, verehrt von Indiern) besaß[2], stand es mit ihr nicht viel besser. Untergeschoß und Obergeschoß stehen weder hinsichtlich der Höhe noch hinsichtlich des dekorativen Schmuckes in harmonischem Verhältnis zu einander. Dazu kommt, daß das Obergeschoß ein bloßes Schaustück und ohne allen organischen Zusammenhang mit der Kirche ist. Wenig

[1] Fig. 13 14 14bis 15 17 21 22 23 27 42.

[2] Das Bildwerk wurde von den Revolutionshelden heruntergerissen.

schön sind auch die massigen Pilaster und Halbsäulen des Untergeschosses; besonders aber stört die freilich durch das Mittelfenster gebotene Unterbrechung des mächtigen Gebälkes. Es war ein verhängnisvoller Fehler, daß man für die Kirche zu Mecheln das Heil in der Rückkehr zum konventionellen Fassadenschema suchte, statt die Disposition der Fassade der Yperner Kirche weiter auszubilden.

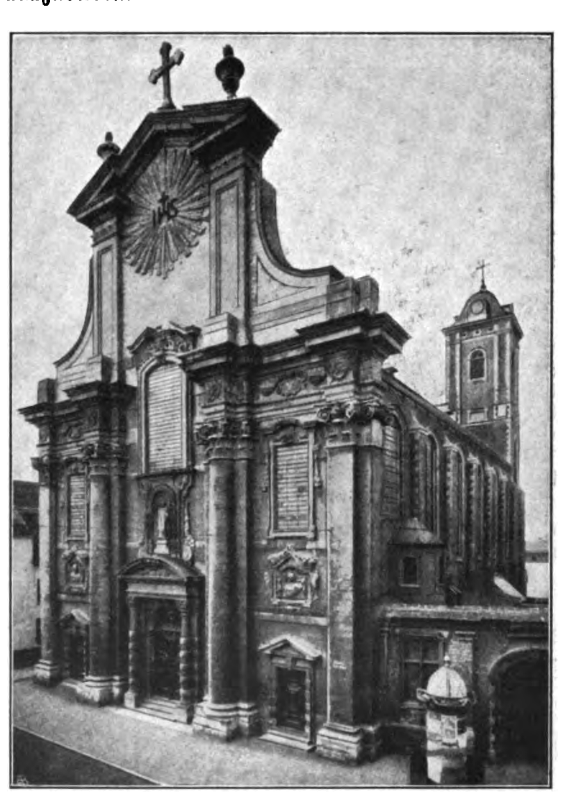


Bild 68. Mecheln. Frühere Jesuitenkirche.

Am meisten interessiert das Innere der Kirche. Es ist mit Rippengewölben eingedeckt und von ebenso imponierender wie gefälliger Wirkung. Hohe, schlanke, leicht ausgebauchte Säulen teilen das Innere in drei Schiffe; zu jeder Seite befinden sich fünf. Sie haben achtseitige Sockel und Plinthen, attische Basen und reiche Kompositkapitäle und tragen ein hohes Gebälkstück. An der Wand der Seitenschiffe entsprechen den Säulen, welche die Schiffe scheiden, breite Pilaster mit einem dem Kapitäl der Säulen nachgebildeten Kompositkapitäl und einem Gebälkaufsatz. Die Leibungen der Schiffsarkaden und die Quergurte der Gewölbe sind mit Kassetten ausgestattet, die bei den Quergurten des Mittelschiffes mit barockem Ornament gefüllt sind; die Diagonalrippen haben wie zu Brügge ein pseudogotisches, birnförmiges Profil. Die Quergurte und Rippen sitzen im Mittelschiff auf Konsolen, welche in den von den Arkaden gebildeten Zwickeln angebracht sind; in den Seitenschiffen beginnen sie unmittelbar über dem Gebälk. Im Chor sind Gurte und Rippen

durch Pilaster gestelzt, die auf einem in der Höhe der Gebälkaufsätze der Langhaussäulen angebrachten Gesimse stehen. Die Schildbogenflächen des Mittelschiffes weisen Kartuschenwerk auf, das sich über einer als Schlußstein der Bogen dienenden Konsole aufbaut.

Der Chor besteht aus einem Joch, das wie diejenigen des Langhauses mit einem Rippengewölbe versehen ist, und der halbrunden Apsis, deren dreiteiliges Gewölbe durchaus an die Konstruktion des Apsisgewölbes der Löwener Kollegskirche erinnert. Es ist die gleiche Nachahmung frühgotischer Chorhaupteinwölbungen, wie wir sie bei dieser antrafen. Ganz verunglückt ist die ornamentale Ausstattung des Chores. Der Altar ist ungewöhnlich niedrig und entbehrt vollständig des konventionellen ädikulaartigen Hinterbaues; dafür ist aber die Chorwand in einer Weise behandelt, als sollte sie den sonst üblichen Riesenaufsatz der Renaissancealtäre ersetzen. Der Gedanke war an sich gut, seine Ausführung ist aber leider ganz mißraten. Die matte, unbeholfene und dabei kleinliche Gliederung und Verzierung der Chorwand steht in allzu schroffem Gegensatz zu den großen, wirkungsvollen Linien, der Kraft und dem Leben des Langhauses.



Bild 69. Mecheln. Frühere Jesuitenkirche. Inneres.

Die Seitenkapellen erscheinen als den Seitenschiffen nur los angefügte Anbauten. Sie reichen bloß bis zu etwa drei Fünfteln der Höhe der Abseiten, haben aber ein Oratorium über sich, das sich nach den Seitenschiffen

zu öffnet. Es ist dieselbe Einrichtung, welche uns bei den Bauten du Blocqs begegnete, wie z. B. zu Luxemburg.

Die Länge des Innern der Kirche beträgt 48 m, seine Breite 20 m, wovon auf die Seitenschiffe je 5,20 m, auf das Mittelschiff aber 9,60 m kommen. Seine Höhe beläuft sich ebenfalls auf 20 m.

Stilistisch gehört die Kirche zur Gruppe der Kirchen von Brüssel, Brügge, Antwerpen und Löwen, aber auch konstruktiv muß sie derselben zugezählt werden. Denn auch bei ihr ist die Konstruktion noch ganz die traditionelle. Man denke sich die Luxemburger Kirche im Gewand der späten Renaissance, d. i. die Säulen, Bogen, Gurte, Fensterumrahmungen, Strebepfeiler usw. im Sinne des Barocks umgebildet, und man hat eine Kirche, wie sie zu Ypern errichtet wurde und zu Mecheln noch jetzt dasteht. Repräsentieren die Kirchen zu Brüssel und Brügge die alteinheimische basilikale Kirche in der Sprache der Spätrenaissance, ist die Kirche zu Antwerpen der dreischiffige, nach überlieferter Weise mit Tonnengewölbe eingedeckte Kirchentypus in die Sprache des Barocks übersetzt, so sind die Kirchen zu Ypern und Mecheln die traditionelle gewölbte Hallenkirche, aber in den aus Italien importierten Barockformen.

Die ästhetische Wirkung des Innern steht, so bedeutend es ist, hinter derjenigen der Kirchen zu Löwen und Brügge einigermaßen zurück. Der Grund mag zum Teil darin liegen, daß die zwischen Kapitäle und Bogenanfänge eingeschobenen Gebälkaufsätze zu sehr die Geschlossenheit und Straffheit der Konstruktion stören. Noch mehr aber dürfte er in dem Umstand zu suchen sein, daß dem Mittelschiff das Oberlicht fehlt; denn dadurch haben seine ihrer ganzen Bildung nach ohnehin eines frischen Aufstiegs entbehrenden rundbogigen Gewölbe erst recht ein etwas schweres, gedrücktes Aussehen erhalten. Doch auch so muß die Kirche sehr gefallen. Denn wie man zu Mecheln die Kollegskirche von Ypern kopiert hatte, so bildete man wenige Jahre später zu Cambrai die Kirche von Mecheln nach.

4. Die Kollegskirche zu Cambrai.

Zu Cambrai hatte man sich, wie früher gesagt wurde, schon in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts mit dem Gedanken getragen, die alte Kapelle entweder zu erweitern oder durch einen Neubau zu ersetzen. Es kam jedoch damals nicht zur Ausführung des Planes, vor allem, wie es scheint, aus Mangel an den nötigen Mitteln. Bessere Aussichten boten sich, als Erzbischof Franz van der Burch 1642 dem Kolleg eine jährliche Rente von 2500 Gulden mit der Bestimmung vermachte, den Ertrag so lange anzuhäufen, bis das nötige Baukapital vorhanden

sei. Es dauerte indessen bis 1679, bevor man den Bau beginnen konnte, da erst mit Beginn des siebten Jahrzehnts die Errichtung eines neuen Flügels des Kollegs die Möglichkeit gewährte, Gebäude abzutragen, die auf dem für die Kirche in Aussicht genommenen Terrain standen, und dieses dadurch zu räumen. Am 11. Juni wurde der Grundstein gelegt. Die Fundamente, welchen teilweise eine Tiefe bis zu 12 m gegeben werden mußte, waren schon im Dezember fertig. 1680 begann man mit der Aufführung der Umfassungsmauern; doch traten bald Unterbrechungen der Arbeiten ein, so daß es bis 1687 währte, ehe die Annuae mitteilen konnten: „Die Kirche wuchs bis zu 40′ aus dem Boden auf.“ 1689 stellte man die Säulen auf; zum Jahre 1692 heißt es in den Annuae: „Der ganze Bau steht schon eingewölbt da; die Gewölbe sind mit zierlichen Skulpturen geschmückt; die Fassade ist bereits bis nahe zur Spitze gediehen.“ Im folgenden Jahre wurde die Kirche vollendet, 1694 fand die Übersiedelung in sie statt. Sie ist noch vorhanden und diente bisher als Kapelle des Priesterseminars.

Die Kirche ist im Innern 42 m lang, 18,50 m breit und ca 20 m hoch. Das Mittelschiff mißt in die Breite 9,25 m, die Seitenschiffe 4,65 m. Ihre Abmessungen sind also bis auf ein kleines die gleichen wie die der Kirche zu Mecheln. Die Differenz hinsichtlich der Länge hat ihren Grund in einer etwas geringeren Tiefe des Chores der Cambraier Kirche.

Eine nähere Beschreibung der Kirche scheint unnötig, weil sie in allem eine Kopie der Kirche zu Mecheln ist. Sie folgt der gleichen Grundrißdisposition, baut sich im Innern wie im Äußern nach genau demselben System auf, hat Gewölbe von ganz der gleichen Art und zeigt dieselbe Anordnung des Ornamentes. Selbst in der Ausgestaltung der Fassade hat man das Schema ihres Vorbildes adoptiert; doch hat man auf die Seitenportale verzichtet, die massigen Pilaster und Halbsäulen durch leichtere, mit Bossen belebte Pilaster ersetzt und das Giebelgeschoß in ein etwas harmonischeres Verhältnis zum Unterbau gebracht. Die hauptsächlichsten Abweichungen vom Original bestehen in dem Mangel eines Turmes, in der schon erwähnten, um ca 2 m geringeren Tiefe des Chores und der durch den letztgenannten Umstand bedingten Änderung der Einwölbung der vorderen Chorpartie. An die Stelle des Kreuzgewölbes, womit diese in der Kirche zu Mecheln versehen ist, trat nämlich ein breiter Bogen, der mit drei Reihen von Kassetten, die barockes Ornament enthalten, geschmückt ist; eine Einrichtung, welche man wahrscheinlich der Kirche zu Ypern entlehnte. Denn auch diese hatte ihrem Grundriß nach wohl ebenfalls vorn über dem Chore einen breiten Bogen. Auf die Kirche zu Ypern dürften auch das Brustgesimse an der Außenseite der Langseiten und das um die Pilaster daselbst sich verkröpfende Traufgesimse hinweisen.

Das Ornament ist zu Cambrai noch etwas ausgiebiger als zu Mecheln zur Verwendung gekommen. So wurden die Schiffsarkaden mit Bossenwerk durchsetzt und die Kassetten der Gewölbequergurte auch in den Seitenschiffen mit vegetabilischem Barockschmuck gefüllt. Besonders reich wurde aber der Chor ausgestattet, indem man hier unter den Konsolen, von denen die Rippen des Gewölbes aufsteigen, Engelsgestalten in Form von Karyatiden anbrachte und alle Gewölbekappen mit schweren, ein Wappenschild umschließenden Stuckranken überzog.



Bild 70. Cambrai. Frühere Jesuitenkirche. Fassade.

Es ist interessant, zu sehen, wie die Kirche zu Ypern zweimal kopiert wurde, einmal unmittelbar für Mecheln und dann mittelbar für Cambrai. Ein solches Vorgehen wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf den Stand des selbständigen künstlerischen Schaffens im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts. Die Zeit neuer Ideen und originaler Bildungen war offenbar schon wieder bedenklich in Niedergang geraten. Das frische Leben, welches die ersten Jahrzehnte auf dem Gebiet der Architektur gezeitigt, hatte nicht lange gedauert. Auffallen kann das freilich nicht. Der Mischstil, der sich auf belgischem Boden im Beginn des 17. Jahrhunderts ausgebildet hatte, war, so wirkungsvoll und geistreich er auch in mancher Beziehung sein mochte, doch keineswegs ein Ding, welches einer weiteren Entwicklung fähig gewesen wäre, und so konnte es unmöglich ausbleiben, daß allgemach Stagnation eintrat.

Fünftes Kapitel.

Einschiffige Kirchen des belgischen Barocks.

Neben den bisher behandelten dreischiffigen Kirchen entstanden im Verlauf des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch eine Anzahl einschiffige, so zu Maastricht, Dünkirchen, Cassel, Bailleul, Aire, Ath, Alost, Bergues, Oudenaerde, Dinant und Lierre[1]. Es waren das meist kleinere Kirchen ohne besondere architektonische Bedeutung, die sich zu den einschiffigen gotischen Bauten von Tournai und Maubeuge gerade so verhielten wie die Kirchen von Brüssel, Brügge, Antwerpen, Ypern usw. zu Hoeimakers und du Blocqs dreischiffigen gotischen Kollegskirchen von Gent, Luxemburg, Mons, Tournai usw. Auch sie folgten in der Konstruktion treu der alten Tradition, in der Formensprache aber dem von Italien nach Belgien importierten Geschmack.

Die bemerkenswerteste aller genannten Kirchen ist die Kollegskirche zu Maastricht; denn sie ist diejenige Jesuitenkirche, bei welcher der sog. belgische Barock zum erstenmal zur Anwendung kam.

1. Die Kollegskirche zu Maastricht.

Schon 1587 hatten die Jesuiten, die bereits seit 1565 zu Maastricht tätig waren und 1575 daselbst drei Gymnasialklassen eröffnet hatten, sich mit dem ernsten Gedanken getragen, eine Kirche zu erbauen. Ein Lageplan in der Pariser Sammlung, der mit SMD 1587 figniert ist, bekundet das[2]. Die Kirche erscheint auf demselben als dreischiffiger Bau von sechs beiderseits durch fünf Rundsäulen und zwei Halbsäulen gebildeten Jochen. Die Nebenschiffe schließen geradseitig ab, der Chor fünfseitig. Die Länge der Kirche ist auf 120′ (= 33,58 m) angesetzt, die Breite auf 70′ (= 19,59 m). Die Sakristei liegt rechts neben dem Chor. Der Bau, den man damals zu errichten gedachte, war demnach von der Art der Bauten des Bruders Hoeimaker. Daß er nicht zur Ausführung kam, dürfte seinen Grund hauptsächlich im Mangel der nötigen Mittel gehabt haben. Erst 1606 hatten sich die Verhältnisse so weit gebessert, daß man den Bau einer Kirche wirklich in Angriff nehmen konnte; doch war es nicht mehr der alte Plan, den man ihr nun zu Grunde legte, sondern ein wesentlich anderer.

---

[1] Zu Roermond wurde den Jesuiten zu Beginn ihrer Niederlassung eine alte Klosterkirche überwiesen (vgl. oben S. 3). Dieselbe fiel 1665 bei der großen Feuersbrunst, welche gegen 1200 Häuser und 7 Kirchen und Klöster in Asche legte, ebenfalls den Flammen zum Opfer; 1666 wurde sie im Geschmacke der Zeit restauriert; 1670 wurde ihr ein Turm angefügt. Die Kirche existiert nicht mehr.

[2] Hd 4a, n. 142.

Seinen Anfang nahm das Werk am 30. Juni. Spinola, der sich damals gerade zu Maastricht aufhielt, legte „mit linnenem Schurz umgürtet" den ersten Stein. Anfangs stiegen die Mauern rasch in die Höhe, da die dem spanischen Heere folgenden Fuhrleute fleißig Spanndienste zur Herbeischaffung des Baumaterials leisteten und auch die Stadt es an Unterstützung nicht fehlen ließ. So kam es, daß der Bau schon 1608 bis nahe zum Dach aufgewachsen war. Dann ging es indessen langsamer mit ihm voran, teils weil man auch mit der Herstellung eines Hauses begonnen hatte, teils weil die Gaben nicht so reichlich flossen, wie es für eine schnelle Fortsetzung des Werkes nötig gewesen wäre. Es gelang 1609 noch, die Mauern bis zum Dach zu führen und den Chor sowie die beiden Seitenkapellen einzuwölben, dann aber mußte man die Bautätigkeit wegen Geldmangels eine Zeitlang ganz einstellen und konnte sie erst um die Mitte des Jahres 1611 wieder aufnehmen. Es währte noch drei Jahre, bis die Kirche vollendet war und die Einweihung stattthaben konnte. Dieselbe wurde am 21. Juli 1614 durch den Weihbischof von Lüttich vollzogen.

Die Kirche steht noch, ist aber profaniert und wird zu ähnlichen Zwecken verwendet wie die ehemalige Kollegskirche zu Maubeuge. In zwei Geschosse zerlegt, ist sie in ihrem unteren Teil in einen Festsaal, im oberen aber in ein Theater umgewandelt. Der Chor wurde dabei zum Treppenhaus; aus den Seitenkapellen machte man Fluren. Auch das Äußere erlitt verschiedene Veränderungen. Der Turm wurde abgebrochen, neue Fenster angebracht, alte zugemauert, die Umrahmungen der Fenster weggehauen, der obere Teil des Giebels abgetragen u. ä. Immerhin hat es im großen und ganzen sein Aussehen noch genügend bewahrt.

Die Kirche stellte einen einschiffigen Raum von 37 m lichter Länge und ca 12 m lichter Breite dar. Zwischen den Chor, der rechts und links von einer Seitenkapelle mit darüberliegendem Oratorium flankiert wurde, und das Langhaus schob sich ein Querbau ein, der jedoch nur mäßig über die Umfassungsmauern des Langhauses hervortrat. Der Chor und die Seitenkapellen hatten zusammen die Breite des Langhauses. An der linken Ecke der Fassade erhob sich der Turm, der nicht bloß die Glocken barg, sondern auch die Treppe zu den beiden an der Eingangswand angebrachten Emporen enthielt.

Das Langhaus und der Querbau waren mit einem rundbogigen hölzernen Tonnengewölbe eingedeckt. Dasselbe war mit Malereien verziert und enthielt Darstellungen von Heiligen aus alter und jüngerer Zeit, darunter natürlich auch die der Seligen der Gesellschaft Jesu [1]. Der Chor besaß ein Netzgewölbe

[1] Voyage des Ardennes, Liége et Pays-Bas 1619 (Bibl. nat. ms. fr. 12115), bei Serbat, L'architecture gothique des Jésuites etc. 60 A. 1: [L'église] des Jésuites, qui est bâtie d'un très bel ordre d'architecture et sans piliers, ce qui la rend fort claire, gaye et commode.... La voûte de l'église est toute à peintures

aus Stein mit vierpaßförmigen Schlußsteinen und breiten, derben Rippen, das sich noch im jetzigen Treppenhaus des Theaters erhalten hat. Die Gewölbe der Seitenkapellen sind nicht mehr vorhanden. Sie mußten wie die rechts hinter dem Chor liegende Sakristei beim Umbau weichen. Da sie zugleich mit dem Gewölbe des Chores fertig gestellt wurden, waren sie wahrscheinlich ebenfalls Netzgewölbe.

Das Langhaus wurde von der rechten Seite durch vier, von der linken aber nur durch drei Fenster erhellt, da an letzterer der Turm die Stelle eines Fensters verdeckte. Die Fenster waren groß, ungeteilt und endeten in gedrücktem Spitzbogen, neben dem Netzgewölbe des Chores die einzige Erinnerung an die Gotik; doch waren ihre Leibungen und ihre Umrahmung im Sinne der Renaissance profiliert. Die Pilaster, welche im Innern zwischen den Fenstern in die Höhe stiegen, trugen hart unterhalb des Gewölbeanfanges ein dorisches Gebälk, dessen Metopen abwechselnd mit einer Girlande und einem rechteckigen Felde verziert waren. Auf der Deckplatte des Gebälkes setzten die Quergurte des Gewölbes auf. Das Querhaus empfing sein Licht von beiden Kopfseiten her durch zwei übereinander angebrachte Fenster; das untere war von der Art der Langhausfenster, das obere ein Rundfenster. Die Giebelseite enthielt sechs Fenster. Unten hatte sie ein rundbogiges und zwei spitzbogige, im Giebel ein rundbogiges und zwei ovale Fenster.

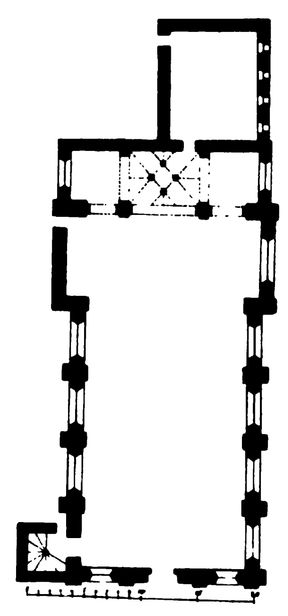


Bild 71. Maastricht. Jesuitenkirche. Grundriß.

An der Eingangsseite befand sich eine doppelte Empore. Die untere lag ein wenig unterhalb der ersten Fensterreihe. Sie hatte eine Tiefe von

très belles et bien faites de tous les saints anciens et modernes et entre autres les saints et béats de leur ordre. Serbat, der die Kirche selbst nicht gesehen hat und der Meinung lebt, der Plan vom Jahre 1587 sei zur Ausführung gekommen, rechnet die Maastrichter Kirche irrig zu den gotischen Jesuitenkirchen. Er fügte daher auch dem Worte piliers im vorstehenden Zitat die Glosse bei: lisez ici, sans pilastres, mais avec colonnes. In Wirklichkeit hat die Kirche weder Pilaster noch Säulen. Das Gewölbe, von dem der Verfasser der Voyage redet, wurde später im Rokokogeschmack umgemodelt; die Gemälde wurden beseitigt und statt ihrer Stuckschnörkelwerk angebracht. Das Gewölbe ist noch vorhanden.

etwa 5 m und wurde von drei Rundbogen gestützt, die von vierkantigen Pfeilern getragen wurden. Die zweite war in einer Höhe mit dem Kranzgesimse angebracht. Sie hatte nur etwa die halbe Tiefe der unteren und ruhte auf drei hohen, rundbogigen Nischen.

Am entschiedensten macht sich der Renaissancecharakter des Baues in dessen Äußerem geltend. Die Stellen der Streben vertreten stark vorspringende ionische Pilaster, welche über einem aus Architrav und bauchigem Fries bestehenden Gebälkstück das schwere, ungewöhnlich weit ausladende, zwischen den Pilastern von mächtigen Konsolen gestützte Kranzgesimse tragen. Die vier ionischen Pilaster der Fassade treten nur mäßig vor, weshalb denn auch hier unter der Deckplatte des Gebälkes Konsolen fehlen und mit dem Architrav und dem ausgebauchten Fries zugleich auch das Deckgesimse sich über den Kapitälen der Pilaster verkröpft.

Der Giebel der Fassade bestand ursprünglich aus einem dreiteiligen Untergeschoß und einem einteiligen Attikaaufsatz. Beide gehörten der korinthischen Ordnung an. Nur die mittleren Pilaster der Fassade setzten sich am Giebel fort, so daß das Gebälk des unteren Giebelgeschosses an den Enden ohne besondere Stütze lediglich auf der Mauer ruhte. In der Mitte der Attika war eine Kartusche mit dem Monogramm des Namens Jesu angebracht. Der Abschluß des Giebels bestand aus einem niedrigen, zerschnittenen Tympanon, aus dessen Mitte ein Sockel mit Kreuz hervorragte. Die Attika wurde samt ihrer Bekrönung bei der Profanation der Kirche herabgenommen.

Den Übergang vom unteren Geschoß zum Attikaaufsatz und von diesem zum Giebelfeld war durch gehäufte Voluten und Schnörkel bewerkstelligt, welche in ihrer Bildung und Verbindung noch stark das Gepräge der niederländischen Frührenaissance an sich trugen. Über den Ovalfenstern in den Seitenteilen des unteren Giebelgeschosses las man in einer rechteckigen Vertiefung das Datum der Errichtung: Anno — 1612.

Ein eigentlicher Renaissance- oder Barockbau im Sinne des italienischen Barocks war dem Gesagten nach die Kirche offenbar nicht. Sehen wir von der Formensprache der einzelnen Bauteile ab, so haben wir vielmehr in ihr eine der alten einschiffigen, mit einem Tonnengewölbe eingedeckten Kirchen vor uns, wie sie um das Ende des Mittelalters und im 16. Jahrhundert so häufig in Belgien gebaut wurden. Der Unterschied zwischen den verwandten gotischen Bauten und der Maastrichter Kirche betrifft nicht die Konstruktion und im Zusammenhang damit nicht das Skelett des Baues,

sondern lediglich die Formgebung des Baudetails, die im Gegensatz zum konstruktiven Gedanken nicht mehr den mittelalterlichen Traditionen, sondern der nach den Niederlanden importierten späten Renaissance entnommen ist.

Die Kirche ist, wie früher schon gesagt wurde, das Werk des Bruders Huyssens. An ihr machte er seine erste Schule im Barock, hier verdiente er seine ersten Lorbeeren.

2. Die Kollegskirche zu Alost.

Ein sehr einfacher Bau ist die Kollegskirche zu Alost. Sie wurde 1624 gebaut und stellt einen einschiffigen Raum von 23 m lichter Länge und 11 m lichter Breite dar. Die Seitenkapellen, mit denen sie gegenwärtig versehen ist, sind nicht ursprünglich, sondern erst 1872 und 1890 angefügt worden. Der Chor schließt dreiseitig. Die Eindeckung der Kirche besteht aus einem mit Gipsverputz versehenen hölzernen Tonnengewölbe, den Wänden sind Pilaster vorgelegt. Die Fenster enden oben im Rundbogen. An der Eingangsseite ist in die Kirche eine Orgelbühne eingebaut. Das Bild, welches der Innenraum gewährt, erinnert sehr an das des Innern der 1632 zu Mecheln gebauten Kapelle, von der früher die Rede war[1].

Eine hübsche Erscheinung ist die Fassade, architektonisch wie dekorativ der hervorragendste Teil der Kirche. Sie folgt dem Schema gehäufter Ordnungen, wie wir es zu St-Omer und Antwerpen angewendet sahen. Der Unterbau besteht aus zwei Geschossen, von denen das untere der dorischen, das obere der ionischen Ordnung angehört. Auf hohen Sockeln aufsteigende, mäßig kräftige Pilaster teilen beide in drei Felder. Das Mittelfeld enthält im ersten Geschoß das Portal, im zweiten ein großes Fenster; die seitlichen Felder aber werden in jenem von flachen, rundbogigen, in diesem von flachen, rechteckigen Nischen belebt. Der Giebel setzt sich aus einem der korinthischen Ordnung angehörenden, einteiligen Geschoß, das eine Kartusche mit dem Namen Jesu trägt und an den Seiten mit Voluten besetzt ist, und einem niedrigen, dreiseitigen, von einem Kreuz überragten Tympanon zusammen. Sehr lebendig wirkt das mit seinen Verkröpfungen weit vorspringende Gesimse des Gebälkes des untersten Fassadengeschosses. Die Fassade ist nicht ohne Verwandtschaft mit der gleichzeitigen Fassade der Kollegskirche zu St-Omer. Wer die Kirche erbaute, ließ sich nicht feststellen.

Ein guter Typus einer mit Seitenkapellen versehenen einschiffigen Anlage ist die ehemalige Kollegskirche zu Aire.

[1] S. oben S. 174.

3. Die Kollegskirche zu Aire.

Der Bau der Kollegskirche zu Aire nahm 1682 seinen Anfang. Die drei Grundsteine trugen die auf die Feier der Grundsteinlegung und die Gründung der Kirche hinweisenden chronogrammatischen Inschriften: Benedixit posuitque DD. Lieres Episcopus Iprensis — Maria de Caverel exstruxit — Dominus Lancquesaing totusque senatus posuere. Im Herbst 1687 konnten die Gewölbe eingezogen werden, im folgenden Jahre stand der Bau zum Gebrauch fertig. Am Feste der Darstellung Mariä fand seine Eröffnung statt.

Die Kirche ist die bedeutendste unter ihren Schwestern. Denn ihre Gesamtlänge beträgt ca 46 m, ihre Gesamtbreite ca 13 m. Den Langseiten sind im Innern ionische Pilaster vorgelegt, denen ein wuchtiges, mit ornamentiertem Fries versehenes Gebälk aufliegt. Über der Deckplatte dieses Gebälkes erheben sich niedrige Pilaster mit pseudo-ionischen Kapitälen, von denen die Quergurte und die Diagonalrippen der Kreuzgewölbe des Langhauses aufsteigen. Die Quergurte sind mit Kassetten verziert. Im ganzen hat das Langhaus vier Joche.

Der Chor ist im Lichten 13 m tief. Seine vordere Partie ist durchaus analog den Langhausjochen behandelt, nur sind bei ihr beiderseits zwischen den unteren Pilastern, auf welchen das Gebälk ruht, zwei reich umrahmte Nischen angebracht, während im Schiff die Wandflächen zwischen den Pilastern solcher Nischen wie überhaupt jeder andern Verzierung völlig entbehren. Die Apsis ist halbrund. Die zwei Pilaster, mit denen sie besetzt ist, wachsen, ohne ein Gebälk zu tragen, bis zur gleichen Höhe mit dem Kapitäl der oberen Pilaster in der vorderen Chorpartie empor; dann nehmen sie die beiden breiten Gurte der Koncha auf. Hinter der Apsis erheben sich zwei niedrige Treppentürme, welche den Aufgang zu den Dachräumen vermitteln. Sie sind durch eine Türe vom Chor aus zugänglich und enthalten im zweiten Geschoß Oratorien, aus denen man durch eine rundbogige Wandöffnung einen Einblick in die Kirche hat.

An das letzte Joch des Langhauses ist rechts wie links eine Kapelle von etwa 6 m Tiefe angebaut. Der Eingang, durch welchen dieselben von der Kirche aus zugänglich sind, schließt mit einem Rundbogen, welcher auf dem hier unterbrochenen Gebälk der Seiten des Langhauses ansetzt. Die Kapellen wurden ursprünglich durch zwei Fenster erleuchtet. Das eine befand sich in der Stirnwand, das andere, ein kleineres Rundfenster, in der Wand links vom Eingang; das erste ist gegenwärtig vermauert. Der Altar erhebt sich vor der dem Chor zu gerichteten Wand.

Das Langhaus erhält sein Licht durch sieben große und zwei kleine Fenster. Die beiden kleinen haben ihren Platz oberhalb des Eingangs der Seitenkapellen hart unter dem Gewölbe. Von den sieben großen ist eines in der Mitte der Fassade angebracht, die sechs andern befinden sich beiderseits oberhalb des Gebälkes in den Schildbogenflächen der ersten drei Joche. Das Chor wird nur durch zwei oben in der vorderen Chorpartie befindliche Fenster erleuchtet, die Apsis ist fensterlos. Die Fenster schließen mit geradem Sturz.

Die Fassade setzt sich aus einem doppelgeschossigen Unterbau, dem Giebelgeschoß und dem dreieckigen Giebelfeld zusammen. Die beiden Geschosse des Unterbaues werden durch vier Pilaster in drei Felder geteilt; im mittleren Feld des ersten gewahrt man das Portal, in dem des zweiten das vorhin erwähnte Fassadenfenster. Das Giebelgeschoß ist einteilig. Es ist genau dieselbe Fassadendisposition wie bei der Kollegskirche zu Alost.

Das unterste Geschoß der Fassade folgt der ionischen Ordnung; seine Pilaster sind mit Bossen, die Seitenfelder mit Nischen verziert. Das zweite ist im Sinne der korinthischen Ordnung gebildet. Die Kartuschen, die hier in den Seitenfeldern angebracht sind, tragen das Jahresdatum der Erbauung der Kirche. Die Pilaster des Giebelgeschosses haben Kompositkapitäle; ein in seiner Mitte angelegtes Rundfenster führt dem Dachboden das nötige Licht zu. Die in Schnecken auslaufenden umgekehrten Konsolen, welche die Winkel zwischen dem Gebälk des obersten Unterbaugeschosses und dem Giebelgeschoß ausfüllen, sind an den Enden mit Feuerurnen besetzt. Die ganze Fassade ist aus Haustein hergestellt, während für die Kirche im übrigen, ausgenommen die aus Sandstein bestehenden Gesimse, Fenstereinfassungen und Kanten der Pilaster, Ziegelstein verwendet wurde.

Die ehemalige Kollegskirche zu Aire ist, wie aus der von ihr gegebenen Beschreibung erhellt, stilistisch durchaus ein Bau desselben Charakters wie die Jesuitenkirchen zu Brügge, Brüssel, Ypern, Mecheln, Cambrai. Wie lange aber diese eigenartige Mischung von gotischer Konstruktion und barocker Formenbildung bei den belgischen Jesuiten beliebt blieb, zeigt die erst 1749 begonnene Kirche zu Lierre bei Antwerpen.

4. Die Kirche des Tertiates zu Lierre.

Sie ist die dritte, welche die Jesuiten zu Lierre aufführten. Die erste errichteten sie bald nach ihrer Ankunft daselbst um 1617, die zweite wurde 1640 begonnen und in zehn Wochen vollendet. Sie war ein einschiffiger Bau, der indessen schon 1643 in einer Kapelle des hl. Ignatius einen Anbau erhielt.

Der Grundstein zur dritten, jetzt wieder im Besitz der belgischen Ordensprovinz befindlichen Kirche wurde am 19. Mai 1749 unter dem Rektorat des P. Ameloth gelegt. Die Bauleitung hatte Bruder Albert del Planken aus Ename in Ostflandern, geboren am 16. März 1709, in der Gesellschaft Jesu seit dem 27. September 1741. Die Kirche wurde 1754 vollendet.

Die Kirche ist im Lichten 30,50 m lang und 11,50 m breit und besteht aus einem vierjochigen Langhaus, einem 23,50 m langen und 7,80 m breiten Querschiff und dem 11,50 m tiefen, im Äußern dreiseitig, im Innern aber halbkreisförmig endenden Chor. Die Apsis ist mit einem durch breite Gurte in drei Felder geteilten Halbkuppelgewölbe versehen, der ganze übrige Raum aber mit Rippengewölben eingedeckt, deren Quergurte mit Kassetten und Bossen verziert sind, während die Diagonalrippen ein birnförmiges, also noch gotisierendes Profil besitzen.

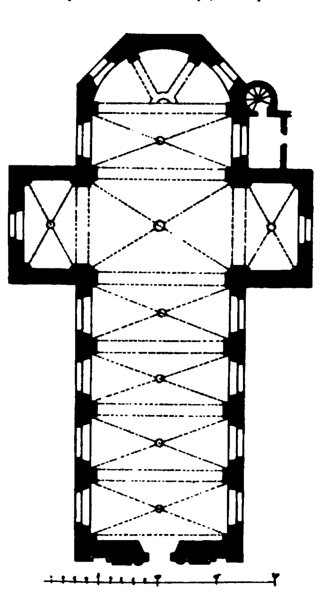


Bild 72. Lierre. Jesuitenkirche. Grundriß.

Gewölbegurte und Rippen steigen von hohen Gebälkstücken auf, welche mäßig vortretenden, von einer Leiste umrahmten und mit Kompositkapitäl versehenen Wandpilastern aufgesetzt sind. Ein an der Langhaus- und Chorwandung ohne Unterbrechung sich hinziehendes Gebälk fehlt. Die Fenster sind mit einer flachen Umrahmung versehen. Oben werden sie von einem in seinem Profil an die gotischen Traufleisten erinnernden Gesimse bekrönt, unten aber durch eine aus bauchigen Säulchen gebildete Balustrade abgeschlossen.

Das Äußere der Kirche ist durchaus schmucklos. Die Fassade wurde nie vollendet; sie gedieh bloß bis zum Beginn des Giebels. Schmale, nur mäßig vortretende, auf hohen Sockeln aufsteigende, mit korinthischen Kapitälen versehene Pilaster scheiden den Unterbau in drei Abteilungen. Die seitlichen sind völlig kahl, in der mittleren befindet sich das Portal und darüber das hoch in den Giebel hinaufgreifende, rundbogige Fassadenfenster, dessen mit Rundstäben besetzte Gewände eher an ein entartetes gotisches Profil denn an eine Renaissanceprofilierung erinnern. Auch das Gesimse des den Pilastern aufliegenden Gebälkes zeigt mit seiner tiefen

Kehle und seinen Wulsten deutliche Reminiszenzen an die Gotik. Ganz eigenartig wirkt es, daß man wegen des Fassadenfensters zwar den Architrav und den Fries des Gebälks abgebrochen, das Gesimse aber nach Art der gotischen Überschlaggesimse oben um das Fenster herumgeführt hat. Die Fassade ist eine wenig gefällige Bildung.

Der Architekt der Kirche ist unbekannt. Wer es aber auch gewesen sein mag, die alten Konstruktionsprinzipien waren ihm noch völlig geläufig. Und nicht bloß das, man darf ihm auch das Lob spenden, einen Bau geschaffen zu haben, der zwar nicht imposant, jedoch, wenn wir von der



Bild 73. Sierre. Jesuitenkirche. Inneres.

Fassade absehen, im ganzen wie im einzelnen sehr ansprechend wirkt und eine durchaus treffliche Leistung darstellt.

Mit den behandelten Kirchen sind die Typen der in den belgischen Ordensprovinzen im 17. und 18. Jahrhundert entstandenen einschiffigen Barockkirchen erschöpft. Es kann deshalb auch davon abgesehen werden, auf weitere der letzteren näher einzugehen. Das bisher Gesagte reicht zu einem Bilde dieser Bauten, soweit es durch den Zweck dieser Arbeit gefordert ist, vollständig aus. Es böte zudem eine Besprechung der noch

übrigen Kirchen weder neue Seiten noch neue Gesichtspunkte zur Beurteilung der belgischen Jesuitenarchitektur. Was von ihnen zu sagen wäre, würde lediglich eine Wiederholung der bisherigen Ausführungen sein.

Sechstes Kapitel.

Charakter der barocken Jesuitenkirchen Belgiens. Ihre Stellung im belgischen Barock.

Die Barockkirchen der belgischen Ordensprovinzen sind, wenn wir von der Kollegskirche zu Douai absehen, eigenartige Schöpfungen, Zwitterwesen, in denen die Eigentümlichkeiten zweier wesentlich verschiedener Stilperioden zusammengeflossen sind, eine allerdings nach festen Prinzipien vollzogene Mischung von Gotik und Renaissance, ein Kompromiß zwischen alteinheimischer Bautradition und einem von auswärts eingeführten, durch Prachtentfaltung alle Welt bezaubernden Stile.

Das mächtige Pfeilersystem, der schwerfällige Aufbau, die eintönige Weiträumigkeit und die lastende Wucht der Gewölbeanlage des römischen Barocks sagte dem an einen graziösen Rhythmus schlanker Säulenreihen, an einen flotten Aufstieg, an Durchsichtigkeit, Wechsel und Leichtigkeit des Aufbaues gewöhnten belgischen Geschmack zu wenig zu, als daß man sich hätte entschließen können, den neuen Stil unverändert zu adoptieren. Unverfälschte Barockbauten hätten sich zu wenig vertragen mit den zahllosen bedeutenden Kathedralen, Stifts- und Klosterkirchen aus dem Mittelalter, mit denen das Land wie besät und mit denen man von Kindheit an vertraut geworden war. Es ist sehr bezeichnend, daß zwar die erste größere Kirche, welche die belgischen Jesuiten errichteten, ein Bau im Sinne des römischen Barocks war, daß sie aber zugleich der einzige blieb. Die Aufnahme des Barocks bestand, als dieser sich bei den Kirchenbauten der Jesuiten einzubürgern begann, lediglich in der Aneignung des barocken Baudetails und der barocken Formensprache, nicht aber auch der Raumdisposition und des konstruktiven Systems. Ja, es wurde nicht einmal das Baudetail schlechthin adoptiert, vielmehr zeigen sich auch in ihm bis ins 18. Jahrhundert hinein noch hie und da Reste der Gotik.

Die Auffassung der Renaissance, wie sie uns in den Barockkirchen der belgischen Jesuiten entgegentritt, ist eine rein formale, eine rein äußerliche. An die Stelle des Spitzbogens ist der Rundbogen gerückt, an die Stelle der gotischen die toskanische, dorische, ionische, korinthische Säule im Sinne der

italienischen Renaissance. Der polygonale Chorschluß wich der halbrunden Apsis, die traditionellen, aus Kehlen, Plättchen, Stäben usw. sich zusammensetzenden Profile der Fenstergewände und Türleibungen einer bald nur aus einem glatten Rahmen, bald aus Leistenwerk bestehenden, von einem Giebel oder von Giebelfragmenten bekrönten Umrahmung. Das Maßwerk ist in Abgang gekommen; die Fenster sind nunmehr weite, ungeteilte Öffnungen, die hier im Rundbogen, dort im Segmentbogen, nicht selten auch mit geradlinigem Sturz abschließen. Das Portal wird mit klassischen Säulen umstellt, die mit Vorliebe der toskanischen oder dorischen Ordnung entlehnt werden; über ihrem Gebälk erhebt sich regelmäßig eine Ädikula. Aus den Querrippen der Gewölbe sind breite, mit Kassetten oder doch mit Leisten besetzte Gurte geworden, die Diagonalrippen erhalten entweder ein pseudo-gotisches Profil oder gleichen schmalen, flachen, an den Kanten mit einem Leistchen verzierten Bändern. Über den Arkaden des Mittelschiffes wird klassisches Gebälk mit massigen Verkröpfungen angebracht, den Säulen und Wandpilastern gern ein Gebälkstück aufgesetzt. Die Verstrebungen des Hochschiffs haben die Form von umgekehrten Konsolen; als Füllungen der Winkel zwischen senkrechten und wagrechten Bauteilen dienen Volute. Die Gesimse bekommen eine weite Ausladung, die Gurtgesimse werden entweder ganz beiseite gelassen oder doch nur als flache, höchstens am oberen Rand mit einem Leistchen verzierte Streifen behandelt. Die Friese sind mit Akanthusranken, Fratzen, Girlanden,, Fruchtbüscheln verziert oder mit Kartuschen besetzt. Kurz, der ganze Bau erscheint mit einem Barockgewand bekleidet; von gotischer Formsprache und gotischem Baudetail ist bloß die eine oder andere schwache Erinnerung geblieben.

Allein es ist auch nur ein Barockkleid, welches der Bau angezogen hat, das System der Grundrißdisposition und des Aufbaues hält unentwegt an den alten Traditionen fest, gleichviel, ob es sich um ein- oder dreischiffige Kirchen, um basilikale Anlagen oder Hallenkirchen, um Bauten mit Tonnengewölben oder um solche mit Rippengewölben handelt. Die Kirche zu Maastricht ist konstruktiv und in der Anordnung des Grundrisses das Gegenstück etwa der Noviziatskirche zu Tournai oder der Kollegskirche zu Maubeuge; die Antwerpener Profeßhauskirche hat ihr Pendant in den Kollegskirchen zu Tournai und Valenciennes, die Kirche zu Cambrai mit ihren Kopien gibt in ihrem Bauskelett die Jesuitenkirchen zu Mons und Luxemburg wieder, die Kirchen zu Brügge und namentlich Brüssel wandelten in den Bahnen der Genter Kirche.

Wie sehr der Barock in den Barockkirchen der Jesuiten nur rein formale Bedeutung hat, zeigt namentlich das mächtige Gebälk über den Arkaden der Schiffssäulen in den mit Rippengewölben eingedeckten Kirchen. In einem italienischen Barockbau ist es ganz am Platz, weil ein Stück des konstruktiven Systems; zu Rippengewölben angewendet, ist es ohne Sinn; höchstens erscheint es in diesem Falle als Mittel, der Wand oberhalb der Arkaden eine mächtig zum Ausdruck kommende horizontale Teilung zu geben. Seine struktive Bedeutungslosigkeit ist um so auffälliger, als man trotz des Gebälks und seines weit auskragenden Gesimses nicht unterließ, für die Gewölbegurten und Gewölberippen durch Konsolen, wie die Gotik sie als Stützen der Rippen und Gurte verwertet hatte, die nötige Unterlage zu schaffen. Im italienischen Barock eine unbekannte Erscheinung, waren diese Konsolen in den belgischen Barockkirchen durch das System notwendig gefordert.

Selbst in der Fassade macht sich die rein formale Auffassung des adoptierten Stiles geltend. Auch hier ist der Kern im Grunde der alte; nur das Kleid, das diesen deckt, entspricht der neuen Weise. An die Stelle der Strebepfeiler sind Pilaster und massige Halbsäulen getreten; der Unterbau ist bald in zwei Geschosse gegliedert, bald nur als eines behandelt, wie es gerade dem Meister am meisten beliebte; der Giebel aber wurde zu einem förmlichen Geschosse mit seitlichen Voluten und einem schmalen, niedrigen, häufig in Gebälkstücke aufgelösten Tympanon umgebildet, eine im italienischen Barock fremde Anordnung, bei welcher zur Erzielung der durch die steile Dachanlage geforderten Höhe bisweilen noch eine Attika zwischen das Giebelgeschoß und das bekrönende Giebelfeld eingeschoben wurde.

Es ist gesagt worden, die belgischen Barockkirchen seien auf italienische Säulenkirchen von der Art der Annunziata zu Genua zurückzuführen. Allein nichts ist irriger als eine solche Behauptung; sie fußt ebensowohl auf ungenügender Kenntnis der Säulenkirchen des italienischen Barocks als des Charakters der traditionellen belgischen Architektur zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Um den Ursprung des so eigenartigen belgischen Barocks zu erklären, wie er in den belgischen Jesuitenkirchen verkörpert ist, braucht man nicht nach Italien zu pilgern, sondern nur die Nachblüten der Gotik aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts mit den unmittelbar an sie sich anschließenden Barockbauten zu vergleichen. Es war ein Fehler, daß man von dieser Seite aus die belgischen Barockkirchen bisher nicht genug betrachtet und gewürdigt hat, trotzdem bereits Schayes

auf ihre Verwandtschaft mit den gotischen Kirchen in Bezug auf System und Anlage aufmerksam machte.

Der belgische Barock ist auch nichts spezifisch Jesuitisches. Er war vielmehr der Stil, der die kirchliche Architektur des ganzen Belgiens während des 17. Jahrhunderts und selbst darüber hinaus beherrschte. Manche von den zahlreichen größeren und kleineren Kirchenbauten, die er erstehen ließ, darunter Bauten von besonderer Bedeutung, wie die kunstgeschichtlich so wichtige Karmeliterinnenkirche zu Brüssel, sind freilich im Beginn des 19. Jahrhunderts zu Grunde gegangen; aber noch immer stehen ihrer genug, um Zeugnis von der allgemeinen Verbreitung des Stiles abzulegen; so z. B. die Kirche der Reichen-Claren, die ehemalige Beguinenhofkirche, die Kirchen Notre-Dame de Bon Secours und Notre-Dame du Finistère zu Brüssel, die ehemalige Karmeliterkirche zu Namur, die jetzige Redemptoristenkirche, frühere Karmeliterinnenkirche, zu Lüttich, Notre-Dame de Hanswyck und die Kirche des Beguinenhofes zu Mecheln, die Beguinenhofkirche zu Lierre, die Kirche des kleinen Beguinenhofes zu Gent, die Abteikirchen zu Averbode und Grimberghen, die einschiffige ehemalige Cisterciensérinnenkirche im Leliendael zu Mecheln, die gleichfalls einschiffige Kapelle St-Amand zu Gent u. a. Es sind das alles Bauten von genau dem gleichen Stilcharakter wie die barocken belgischen Jesuitenkirchen; bei manchen, wie z. B. bei der Beguinenhofkirche zu Brüssel, der Karmeliterinnenkirche zu Lüttich, der Karmeliterkirche zu Namur, der Kirche des kleinen Beguinenhofes zu Gent, tritt sogar das konstruktive gotische Element fast noch schärfer in die Erscheinung wie bei den Jesuitenbauten.

Der belgische Barock ist aber auch in seinem Ursprung nichts spezifisch Jesuitisches. Wie wenig diese es als ihre Aufgabe betrachteten, die Renaissance bei den belgischen Kirchenbauten einzuführen und allgemein zu machen, ergibt sich mit Evidenz aus der Tatsache, daß fast die Hälfte der von ihnen erbauten Kirchen noch der Gotik folgte. Nichts zeigt klarer als diese große Zahl gotischer Jesuitenkirchen, daß es nur Worte ohne realen Untergrund sind, wenn man die belgischen Jesuiten zu Pionieren des Barocks stempelt, die darum diesen Stil begünstigten und zu verbreiten trachteten, weil sie in ihm die wahre Kirchlichkeit, die wahre Religiosität erblickten und in ihm ein wichtiges Mittel zur Bekämpfung der Ketzerei gefunden zu haben glaubten. Auch darf gegenüber solchen Behauptungen wohl auf die bezeichnende Tatsache hingewiesen werden, daß man zur selben Zeit, als man zu Maastricht, Brüssel und Antwerpen bereits Barockbauten

aufführte, zu Tournai, Cambrai, Mons, Gent, Luxemburg noch munter Kirchen gotischen Stiles schuf. Die einzige Tendenz, von welcher die Jesuiten bei ihren Kirchenbauten geleitet wurden, war, Kirchen zu schaffen, welche durchaus der Würde des Gottesdienstes und der Erhabenheit des im Tabernakel thronenden Gottmenschen entsprachen, viele Gläubigen fassen konnten, den an den liturgischen Funktionen Teilnehmenden einen möglichst ungehinderten Blick auf Chor und Kanzel gewährten und durch einen geziemenden Schmuck zur Andacht stimmten.

Es hat eine gute Weile gedauert, ehe die Jesuiten von der Gotik zum Barock übergingen und zu dem einen oder andern Element desselben, welches schon in die gotischen Bauten Eingang gefunden hatte, den ganzen formalen Apparat des Stiles herübernahmen. Als sie aber dieses endlich taten, geschah es keineswegs überall auf einen Schlag, sondern nur bei einzelnen Bauten, und zwar geschah es dann, weil die äußeren Umstände gebieterisch darauf hindrängten, die Gotik mit dem Barock zu vertauschen. Die Einführung des neuen Stiles in die Kirchenbauten Belgiens war im Beginn des 17. Jahrhunderts nur noch eine Frage der Zeit, nachdem derselbe dort bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Gebiet der Profanarchitektur ganz zur Herrschaft gekommen war und inländische wie ausländische Theoretiker in Wort und Bild für ihn Propaganda gemacht hatten. Es ist unter solchen Umständen sogar auffallend, daß die Jesuiten nicht schon früher dem Barock Eingang in ihre Kirchen gewährten, sondern unbekümmert um jene theoretischen Werke wie um die profanen Schöpfungen des Stiles zäh an der Gotik festhielten. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß es besonders Brüssel und Antwerpen waren, wo sie die ersten bedeutenden Barockkirchen errichteten. Dort entstand unter Granvellas Regierung (1559—1564) das Palais Granvella, das Werk der van Noyen, hier zu gleicher Zeit das prächtige Rathaus, die meisterliche Schöpfung des Cornelis de Vriendt. Dazu die ganze, der Renaissance zuneigende geistige Atmosphäre zu Antwerpen und Brüssel. Wie hätten in einem solchen Milieu im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts noch große gotische Kirchenbauten entstehen können? Nicht die Schiebenden waren demnach die Jesuiten, sondern die Geschobenen. Es war nichts als das unvermeidliche Ergebnis der Entwicklung, welche die Architektur bis dahin in Belgien durchgemacht hatte, daß die Jesuiten die von ihnen bis dahin bevorzugte Gotik mit dem Barock vertauschten. Aus diesem Grunde auch das eigentümliche Stilgemisch der Barockkirchen

der Jesuiten. Hätten diese, wie man es ihnen zuschreibt, die Tendenz gehabt, den römischen Barock, le style adopté à Rome par les architectes pontificaux, anstatt der Gotik der belgischen Architektur aufzudrängen[1], so würden ihre Kirchen einen wesentlich andern Stilcharakter erhalten haben, als sie ihn tatsächlich aufweisen.

Die Behandlung des Barocks, welche die Jesuitenkirchen zeigen, ist prinzipiell durchaus die gleiche wie die, welche er in der profanen Architektur des damaligen Belgiens erfuhr. Denn auch in ihr war die Auffassung des Stiles kaum etwas mehr als eine bloß formale. Nicht bloß die Aufnahme der frühen Renaissance hatte in der belgischen Profanarchitektur zu keinem durchgreifenden Bruch mit der traditionellen Komposition geführt, es war auch so geblieben, als der Barock an die Stelle der Frührenaissance getreten war. Die antiken Ordnungen sind auch jetzt vor wie nach im Grunde nur eine architektonische Dekoration, nicht aber struktive Bauelemente. Ein schlagendes Beispiel hierfür bietet die großartige Front des Rathauses zu Antwerpen mit ihrem Rustikageschoß, ihren beiden, der dorischen und ionischen Ordnung angehörenden Obergeschossen, der über dem zweiten Obergeschoß sich erhebenden Galerie und dem mit hochansteigendem Giebel bekrönten Mittelrisalit. „Italienische Studien sind an ihm nicht zu verkennen", sagt v. Bezold, „die Gesamthaltung ist aber ganz niederländisch."[2]

Aber es waren auch keineswegs die Jesuiten allein, welche zuerst Barockkirchen aufführten. Denn zu derselben Zeit, da Huyssens zu Maastricht die Kollegskirche erbaute, entstand zu Brüssel die Kirche der Karmeliterinnen, nach Schayes das Werk Koebergers, ein ausgesprochener Barockbau, wie der Stich bei Sanderus bekundet. Ebensowenig waren es Architekten des Ordens, welche sich als die ersten dem Barock zuwendeten. Denn zur gleichen Zeit mit Aguilon und Huyssens blühten zu Brüssel Wenzeslaus Koeberger und Jacques Francart. Auch muß als sehr bezeichnend für den Stand der Dinge hervorgehoben werden, daß trotz aller Bewunderung, welche die Antwerpener Profeßhauskirche fand, nicht das von Aguilon bei ihr befolgte Schema für die belgischen Barockkirchen maßgebend wurde, nicht einmal für die Jesuitenkirchen, sondern der bei der Karmeliterinnenkirche zu Brüssel und namentlich der von Francart bei der

[1] Schoy, Histoire de l'influence italienne sur l'architecture dans les Pays-Bas, Bruxelles 1879, 243.

[2] Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland, Belgien, Stuttgart 1900, 72.

dortigen Jesuitenkirche geschaffene Typus. Was immer später an größeren Barockkirchen auf belgischem Boden entsteht, folgt im wesentlichen fast ausnahmslos bis ins 18. Jahrhundert dem von Francart in der Jesuitenkirche zu Brüssel festgelegten System. Will man daher irgend jemand vor allen andern als Schöpfer des in den belgischen Kirchen angewendeten Barock bezeichnen, so ist es Francart, der darauf Anspruch hat.

Gewiß haben die Jesuiten sich auch sehr um den belgischen Barock verdient gemacht, und es unterliegt ebensowenig einem Zweifel, daß ihr Beispiel von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Entwicklung der kirchlichen Architektur in Belgien im 17. Jahrhundert war. Aber weitergehen und von einem style Loyola reden und behaupten: La rapide extension de cet ordre (der Jesuiten) aux Pays-Bas . . . amena . . . des changements décisifs dans l'aspect et le style de notre architecture par la construction simultanée d'un grand nombre de colléges et d'églises plus ou moins tracées d'après le modèle du Grand Gesù[1] . . ., zeigt eine vollständige Verkennung des

[1] Schoy a. a. O. 243. Allerliebst ist die Charakteristik, welche Schoy von dem ästhetischen Charakter der Jesuitenbauten gibt: L'esthétique architecturale et décorative de l'architecture Loyolite est par excellence celle du religieux d'abnégation résignée: perinde ac cadaver, auquel il n'est plus permis de fixer la beauté idéale qu'à travers le prisme de l'esprit particulier de la Société et des règles établies par les institutions canoniques de l'ordre (ebd. 244). Vielleicht ist es gut, demgegenüber wie auch bezüglich des style Loyolite auf die Worte zu verweisen, mit welchen Gurlitt (Gesch. des Barockstils in Belgien 15) die ästhetische Wirkung des Innern der Antwerpener Profeßhauskirche schildert: „Der ganze Eindruck des weiten, feierlichen, heitern und übersichtlichen Raumes enthält nichts, was man den Jesuitenstil zu nennen gewöhnt ist, ein klassischer Beweis einerseits dafür, wie wenig berechtigt der ganze Begriff ist, anderseits dafür, wie kräftig sich die flämische Lebenslust selbst unter der Strenge der kirchlichen Lehrsätze und der mönchischen Bedrängnis zu behaupten und künstlerisch zum Ausdruck zu bringen wußte." Schoy scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß die Jesuiten noch eine große Anzahl gotischer Kirchen aufführten. Er macht sogar die noch vorhandenen Kirchen zu Tournai zu Barockkirchen (a. a. O. 258), freilich eine merkwürdige Beleuchtung der pomphaften Worte der Einleitung: Écrits en plein air, au pied des édifices, le plus souvent sur un échafaudage périlleux, dressé à la hâte pour en approcher de plus près, ces fragments traduisent une conviction profonde, résultat d'une longue série de recherches et de tâtonnements. Um zu beweisen, daß der belgische Barock in der Tat das Werk der Jesuiten sei, nimmt Schoy seine Zuflucht auch zu des hl. Karl Borromäus bekannten Instructiones fabricae et supellectilis ecclesiasticae: Neuf ans après sa publication le livre des Instructionum fabricae et supellectilis l. Il se répandit chez nous par l'intermédiaire de la

wirklichen Tatbestandes. Nichts ist unzutreffender als die Anschauung, die Jesuiten und der Jesuitismus hätten dem Kirchenbau in Belgien ihren Stempel aufgedrückt.

Compagnie de Jésus.... Depuis ce temps pour toutes les questions matérielles du culte les Jésuites invoquèrent exclusivement les prescriptions canoniques du livre de St Charles Borromée comme le corollaire pratique des décrets promulgués par le Concile de Trente modifiant la liturgie de l'Église... Ainsi... l'art architectural et décoratif italien devint une nécessité aux Pays-Bas grâce aux nouvelles décrétales liturgiques, observées par les Jésuites au pied de lettre (a. a. O. 240). Es dürfte schwer sein, die Sache oberflächlicher zu behandeln, als es in diesen Worten geschieht. Schoy hat offenbar die Instructiones nie durchstudiert noch von ihrer wahren Bedeutung eine Ahnung gehabt. Ein völliges Phantasiestück aber ist, was er von dem Verhalten der Jesuiten in Bezug auf die Instructiones sagt.

Schlußübersicht.

Werfen wir, ehe wir von den belgischen Jesuitenkirchen Abschied nehmen, noch einen kurzen, das Gesagte zusammenfassenden Rückblick auf die bisherigen Ausführungen.

Der erste bedeutendere Kirchenbau, der innerhalb der damals noch jungen belgischen Ordensprovinz erstand, ist die Kollegskirche zu Douai, zu welcher 1583 die Fundamente gelegt wurden. Es war ein Bau im Stile des wenige Jahre vorher vollendeten Gesù zu Rom. Von Rom waren die Pläne zu ihm gekommen. Er sollte etwas Neues sein, wie das Land es bis dahin noch nicht gesehen hatte. Die Kirche wurde 1591 bis auf das Gewölbe fertiggestellt, allein sie war nicht bloß eine neue Erscheinung, sie bleibt auch eine durchaus vereinzelte Erscheinung. Als 1601 zu Tournai und Valenciennes die Bautätigkeit wieder mit größeren Kirchen einsetzt, sind es gotische Kirchen, die dort dem Boden erwachsen, und zwar sind diese noch keineswegs die letzten Erzeugnisse des Stiles; in kurzer Frist folgt ihnen eine Reihe anderer nach, zu Lille, Gent, Mons, Courtrai, Tournai (Noviziat), Luxemburg, Arras, Maubeuge, St-Omer. Freilich haben in alle diese Kirchen schon einzelne Elemente der Renaissance Eingang gefunden, in die Kollegskirchen zu Maubeuge und St-Omer sogar in einem Maße, daß sich die Zeit ohne Schwierigkeit voraussagen läßt, da die Tage der Gotik endgültig gezählt sind.

Den ersten Versuch, die Gotik auszuschalten, macht Bruder Huyssens bei der Kollegskirche zu Maastricht. Er schafft einen Bau, der konstruktiv noch auf dem Boden der alten Traditionen steht, formal aber kaum eine Spur der Gotik mehr aufweist. Bald folgen in gleichem Sinne die Profeßhauskirche zu Antwerpen, das Werk des P. Aguilon und des Bruder Huyssens, und die Kollegskirche zu Brüssel, die Schöpfung Francarts.

Etwa um die Mitte des dritten Jahrzehnts endet in den Jesuitenkirchen die Gotik. Es waren gleichsam lediglich ihre letzten Zuckungen, als du Blocq zu St-Omer ihr in der Bildung der Fenster, der Gewölbe der

Abseiten und einigen andern Baudetails sich noch ein wenig zu betätigen gestattete. Von nun an geben die Kirchen zu Maastricht, Antwerpen und Brüssel für die ganze Folgezeit den leitenden Gedanken für alle weiteren großen und kleinen Kirchen der Jesuiten an: konstruktiv festhalten am altüberkommenen System, formal aber der späten Renaissance folgen.

Als Typus bleibt freilich die Antwerpener Kirche ganz, die Maastrichter aber fast ganz ohne Nachahmung. Dagegen wird der Bau Francarts bald zum Vorbild für mehrere andere Jesuitenkirchen, für die Kirchen zu Brügge, Namur, Ypern, Löwen, und mittelbar auch für Mecheln und Cambrai. Zu Brügge wird er fast geradezu kopiert; zu Ypern, Mecheln und Cambrai wird das Schema der Brüsseler Kirche auf die traditionelle Hallenkirchenform übertragen, zu Namur in der Bildung der Gewölbe eine Annäherung an die Gewölbebildung der Renaissance versucht, zu Löwen zwischen das ganz im Sinne Francarts gebildete Langhaus und den gleichfalls in demselben Geiste behandelten Chor ein Querbau mit projektierter Kuppel eingefügt. Bei den kleineren, einschiffigen Bauten folgte man dem von Francart geschaffenen Typus in der Weise, daß man die Bildung, welche der Brüsseler Meister dem Mittelschiff hatte angedeihen lassen, auf das eine Schiff dieser Kirchen übertrug, und zwar bleibt es so bis in das 18. Jahrhundert hinein, wie die Kirche zu Lierre beweist.

Es ist ein ungemein interessantes Schauspiel, welches die Umbildung des Stiles, wie sich diese in den belgischen Jesuitenkirchen vollzog, dem beobachtenden Auge darbietet, interessant in seinem äußeren Verlaufe, aber nicht minder interessant in seinem psychologischen Grunde. Auf der einen Seite zähes Festhalten am Alten, und das, obschon nicht alle Formen und alle baulichen Bestandteile der Renaissance sich mit den alten Traditionen vertrugen — man denke an das Gebälk und die Fassaden mit ihrer so ungotischen Gliederung und dem nicht minder ungotischen ornamentalen und konstruktiven Detail — und auf der andern ein unwiderstehlicher Drang, dem überlieferten Baugerüst eine Maskierung in der Auffassung des von aller Welt bewunderten Barocks mit seiner imponierenden Pracht und seinem reichen Dekor zu geben. Zur Erklärung dieser Erscheinung ist gesagt worden, man sei des wirren, krausen, regellosen Ornamentes der späteren Gotik überdrüssig gewesen, und darum habe man freudig nach den festeren, gesetzmäßigeren, kraftvollen Zierformen der Renaissance gegriffen. Vielleicht, daß es sich anderswo so verhalten haben mag; bei den belgischen Jesuitenkirchen trifft das jedoch nicht zu. Was die gotischen Jesuitenkirchen an Ornament boten,

ist fast gleich null. Hier war es also nicht der Überdruß an dem Zuviel, welches dazu führte, das alte System mit einem Renaissancegewand zu versehen, sondern im Gegenteil der allzu große Mangel an ornamentalem Schmuck.

Betrachten wir aber auch noch kurz einige charakteristische Eigentümlichkeiten der belgischen Jesuitenkirchen. Einschiffige Kirchen wurden fast immer mit Seitenkapellen, bisweilen auch mit einem förmlichen Querbau versehen. Die Seitenkapellen waren bisweilen, wie z. B. bei der Noviziatskirche zu Tournai und der Kollegskirche zu Maubeuge, zweigeschossig. Größere Kirchen wiesen regelmäßig eine dreischiffige Anlage auf, die bald im Sinne einer Basilika, bald in dem einer Hallenkirche behandelt war. Bei den gotischen Kirchen wurde als Eindeckung der Schiffe anstatt der Rippengewölbe gern das traditionelle hölzerne Tonnengewölbe angewendet, eigentlich nichts als eine tonnenförmige Verschalung des Sparrenwerkes des Daches. Als der Barock zur Herrschaft kommt, weicht es bald ganz den über Rippen angelegten steinernen Kreuzgewölben. Tonnendecken, wie sie zu Maastricht und Antwerpen zur Anwendung gebracht worden waren, fanden in der Folge nur noch in einzelnen kleineren Kirchen Anwendung. Querarme waren bei dreischiffigen Bauten wenig gebräuchlich. Die einzigen Bauten, bei welchen sie tatsächlich zur Ausführung gelangten, waren die Kirchen zu Löwen und Lüttich. Die Nebenaltäre befanden sich in dreischiffigen Kirchen, und zwar sowohl in den gotischen wie in den Barockkirchen, bald an der Abschlußwand der Seitenschiffe bald in besondern, am Ende der Abseiten angebauten Kapellen. Letztere wurden gern mit einem zweiten Geschoß überbaut, das entweder ebenfalls als Kapelle oder aber als Oratorium diente.

Die Sängerempore oder das Jubé war stets an der Eingangsseite angebracht. Jubés beim Choranfange unter dem Triumphbogen, wie sie in größeren belgischen Kirchen so gewöhnlich waren, hatten in den Jesuitenkirchen keinen Zweck; ja sie standen mit dem Bestreben, den Gläubigen möglichst den Blick auf den Chor und die am Altar sich vollziehenden heiligen Geheimnisse zu ermöglichen, in geradem Widerspruch. Emporen oder Tribünen an den Langseiten der Kirche, die in deutschen Jesuitenkirchen die Regel sind, kommen in den belgischen nur ausnahmsweise vor. Die einzigen Beispiele boten die Kirchen zu Douai und Antwerpen, bei ersterer erklärlich durch den Umstand, daß sie eine freilich vereinfachte Nachbildung des Gesù war. Dagegen gibt sich in den belgischen Kirchen zum Unterschied von den deutschen ein entschieden erhöhteres Streben kund, möglichst zahlreiche

Oratorien einzurichten. Ging man doch selbst dazu über, die Podeste der Treppen in den Türmen als solche auszubilden. Das lehrreichste Beispiel für diese Oratoriensucht gewährten uns die Kirchen zu Courtrai und St-Omer.

Auch in einem andern Punkte weichen die belgischen Jesuitenkirchen von ihren deutschen Schwestern ab. Während nämlich bei diesen das Mittelschiff häufig eine im Verhältnis zu den Seitenschiffen über das gewöhnliche Maß hinausgehende Breite erhielt — erinnert sei z. B. an die Kirchen zu Köln, Molsheim, Koblenz, Aachen —, hat es bei jenen regelmäßig die normale Abmessung, d. i. höchstens die doppelte Breite der Abseiten. Eine Ausnahme macht scheinbar die Kollegskirche zu St-Omer, in Wirklichkeit handelt es sich aber bei ihr nicht sowohl um einen dreischiffigen als vielmehr um einen einschiffigen, wenngleich mit seitlichen, zwischen den Strebepfeilern eingebauten Kapellen versehenen Bau. Der Zweck, den man in den deutschen Jesuitenkirchen bei der Verbreiterung des Mittelschiffes verfolgte, war die schon erwähnte Absicht, den Gläubigen eine möglichst ungehinderte Anteilnahme an den im Chor sich vollziehenden gottesdienstlichen Funktionen zu ermöglichen. Die belgischen Jesuiten suchten das dadurch zu erreichen, daß sie als Gewölbestützen Säulen bevorzugten, und zwar von möglichst geringer Dicke, und daß sie dieselben so weit voneinander entfernt aufstellten, als es die Forderungen der Stabilität und die Solidität des Baues erlaubten. Es waren daher nicht bloß ästhetische, sondern auch praktische Momente, welche den Ausschlag zu Gunsten der Säulen gegenüber den quadratischen Pfeilern gaben. Sehr bemerkenswert ist, daß man auch, als der Barock zur Herrschaft gekommen war, noch das Dreisatteldachsystem zur Anwendung brachte, welches in der späten belgischen Gotik eine so bedeutsame Rolle spielte.

Ein großer Unterschied besteht stilistisch zwischen den belgischen und den deutschen Jesuitenkirchen. Jener Mischstil, der die belgischen Barockkirchen so sehr charakterisiert, ist den deutschen durchaus fremd. Nur zwei derselben weisen einige Verwandtschaft mit dem belgischen Brauch auf: die zu Neuburg a. d. D. und zu Düsseldorf. Allein die Neuburger Kirche wurde weder von Jesuiten noch für Jesuiten, sondern für den protestantischen Gottesdienst erbaut und jenen erst nach ihrer Fertigstellung überwiesen, die Düsseldorfer Kirche aber ist lediglich eine Kopie der Neuburger. Im übrigen bewahren die Jesuitenkirchen im Nordwesten Deutschlands bis zum Ende des 17. Jahrhunderts im wesentlichen das Gepräge der Gotik, und zwar nicht bloß im System, sondern auch im Baudetail. Am frühesten verläßt die

Fassade den Weg der einheimischen Überlieferungen, um, wenn auch meist in wenig verständnisvoller Weise, die klassische Anordnung zu adoptieren. Im Süden setzt umgekehrt schon in den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts die römische Spätrenaissance ein, zuerst in Bayern und Tirol, bald aber auch in den übrigen Teilen der oberdeutschen Ordensprovinz.

Es braucht hiernach kaum eigens darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß bei solchen tiefgreifenden stilistischen Unterschieden zwischen den belgischen, rheinisch-westfälischen und den süddeutschen Jesuitenkirchen der sog. Jesuitenstil als ein den Jesuiten allgemein eigentümlicher Baustil eine Fabel genannt werden muß. Aber auch in Belgien kann man von keinem Jesuitenstil reden.

Ja wenn der Stil, der zu Douai inauguriert wurde, bei den Kirchenbauten der Jesuiten allgemein Nachahmung und Eingang gefunden hätte mit oder ohne Ausschluß der nichtjesuitischen Kirchen, dann könnte man freilich in einem gewissen Sinne von einem belgischen Jesuitenstil sprechen; allein so kam es nicht. Man blieb zunächst bei der einheimischen Gotik, um sich dann einem aus Gotik und Barock zusammengesetzten Mischstil zuzuwenden; in beiden Fällen aber bilden die Jesuitenkirchen keine besondern Erscheinungen. Was die belgischen Jesuiten noch an gotischen Kirchen bauten, war nur eine Wiederholung der traditionellen Bauweise, die ihre Vertreter nach Hunderten im Lande zählte. Beispiele anzuführen ist überflüssig. Man durchblättere nur Sanderus' Flandria sacra und Brabantia sacra; sie bieten auf ihren Kupfern überreiche Belege. Aber auch der Barock, wie ihn die Barockkirchen der belgischen Jesuiten vertreten, war nichts spezifisch Jesuitisches; er war das weder in seinem Ursprung, wie wir früher sahen, noch in seiner Verbreitung. Ob also gotisch oder barock, stets war der Stil, in dem die belgischen Jesuiten ihre Kirchen aufführten, der Stil, welcher gerade in Belgien für die Architektur tonangebend war.

Personen- und Sachregister.

Berichtigung:

S. 43 Zeile 12 von unten lies: **Flandro-Belgica** statt **Gallo-Flandrica**.

Entstehung der Perikopen

des Römischen Meßbuches.

Entstehung der Perikopen des Römischen Meßbuches.

Zur Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters.

Von

Stephan Beissel S. J.

(Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 96.)

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1907.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Imprimatur.

Friburgi Brisgoviae, die 17 Augusti 1907.

✠ **Thomas,** Archiepps.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Diese Arbeit ist die Fortsetzung der im Jahre 1906 veröffentlichten „Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters". Auch sie geht in ihrer Darstellung nicht über die Mitte des 11. Jahrhunderts hinaus, wenn es nicht in einzelnen Fällen besonders nützlich oder notwendig erschien, um den Entwicklungsgang deutlich darzulegen. Sie ist die Frucht einer jetzt schon zwanzig Jahre fortgesetzten Beschäftigung mit älteren Handschriften der Evangelien- und Perikopenbücher, aus denen zahlreiche Auszüge gemacht wurden, die hier Verwertung finden.

Griechische und syrische Perikopenverzeichnisse sind in die Arbeit insoweit hineingezogen worden, als es nötig war, um die Entstehung der abendländischen Perikopen durch Vergleich mit denjenigen des Morgenlandes besser zu verstehen, und um darzulegen, wie wenig Orient und Okzident sich hinsichtlich der evangelischen Lesungen beeinflußten. Bei den evangelischen Lesestücken des Abendlandes sind nur jene der heiligen Messe berücksichtigt worden, weil nur sie in den Evangelienbüchern der ersten Hälfte des Mittelalters genannt werden. Die Untersuchungen schließen da, wo das Ergebnis sicher gewonnen ist, daß die karolingische Umgestaltung der Perikopen auf den römischen, von Gregor d. Gr. gelegten Grundlagen weiterbaute, und daß die römisch-katholische Kirche heute überall da, wo der lateinisch-römische Ritus befolgt wird, seit dem 7. bzw. dem 11. Jahrhundert die Evangelien der Messe im wesentlichen nicht mehr geändert, sondern nur durch Hinzufügung neuer Feste vermehrt hat.

Der Nachweis, daß der Kern der den Evangelien entnommenen Perikopen der Messe von Gregor d. Gr. geordnet wurde, daß wir in einigen Handschriften die ältere, von seinem Vorgänger Gelasius benutzte Perikopenreihe besitzen, und daß deren Wurzeln in den Zeiten der großen Kirchenväter Augustinus und Hieronymus liegen, ist ein neues, wichtiges Ergebnis für den Ausbau der Geschichte der Liturgie. Nur durch Tabellen ist der Verfasser zu diesem

Ergebnis gekommen nach vielen Versuchen und vergeblichen Bemühungen, aus dem ihm anfangs unentwirrbar scheinenden Chaos der zahlreichen so verschiedenartigen Perikopenverzeichnisse einen gemeinsamen Kern herauszuschälen. So sehr er das Verdienst der Liturgiker früherer Jahrhunderte anerkennt, deren Arbeiten er ja benutzte, glaubt er doch die Erkenntnis der Entwicklung der Liturgie in dem betreffenden Punkte wesentlich gefördert zu haben. Seine Ergebnisse werden auch zur Neuordnung der Homilien der Väter nicht ohne Bedeutung sein. Auf die Geschichte der Entwicklung des Kirchenjahres und der Feste desselben fällt neues Licht, und für die Erklärung des Zusammenhanges der Perikopen und ihr Verhältnis zum Kirchenjahr, das viele Liturgiker und viele Homileten zu allerlei unhaltbaren Erklärungsversuchen verleitet hat, sind sichere Grundlagen klargestellt. Kunstgelehrte erhalten festere Anhaltspunkte zur Bestimmung der reichen, mit Miniaturen ausgestatteten Evangelienbücher und Sakramentare der ersten Hälfte des Mittelalters. Sie werden durch Studium dieser Arbeit bewahrt vor Fehlschlüssen, die aus mangelhafter Kenntnis der Perikopen und Feste der älteren Zeit so häufig gemacht wurden in den letzten Jahrzehnten.

Leicht wäre es gewesen, die Beispiele aus Handschriften des 9. bis 11. Jahrhunderts zu vermehren. Das hätte jedoch den Umfang des Buches zu sehr erweitert und die Sache eher verdunkelt als klarer gemacht. Man wird jetzt suchen müssen nach Perikopenverzeichnissen aus der Zeit vor dem 9. Jahrhundert, durch welche die geschichtliche Entwicklung noch deutlicher hervortreten könnte.

Luxemburg, am Feste des hl. Matthäus, 21. September 1907.

Inhalt.

Einleitung.

Benutzung der heiligen Evangelien im Gottesdienst.

Als Jesus aus der Wüste nach Nazareth zurückgekehrt und am Sabbat in die Synagoge gekommen war, stand er auf, um zu lesen. Ein Diener reichte ihm die Rolle, worin die Weissagungen des Propheten Isaias aufgeschrieben waren. Er entfaltete sie, las eine Stelle, rollte sie wieder zusammen und gab sie zurück. Dann begann er die Erklärung der verlesenen Stelle: „Gottes Geist ruht auf mir. Darum hat er mich gesalbt und gesandt, den Armen das Evangelium zu verkünden." [1]

Der hl. Justin bezeugt in seiner ersten Apologie [2], in ähnlicher Art sei am Sonntag beim christlichen Gottesdienste aus den Schriften des Alten oder Neuen Bundes vorgelesen und dann erklärt worden, bevor man gebetet, Brot und Wein geopfert und weitere Feierlichkeiten vorgenommen habe.

Bereits im 3. oder 4. Jahrhundert hörten die Gläubigen beim Beginne des feierlichen Gottesdienstes mehrere Lesestücke; denn im zweiten Buche der Apostolischen Konstitutionen wird verordnet, zwei Leser sollten sich bei der Feier der heiligen Geheimnisse in die Mitte stellen, so daß hinter ihnen im Chore der Bischof mit seinen Priestern und den Diakonen sich befänden, zur Rechten und Linken die Laien, die Männer von den Frauen getrennt. Dann habe jeder der beiden Lektoren von einem erhöhten Orte aus vorzulesen „aus den Büchern des Moses und Josue, der Richter und Könige, und der Paralipomena, des Job und Salomo und der sechzehn Propheten". Lesungen aus der Apostelgeschichte und aus den Briefen des hl. Paulus folgten. Zuletzt las ein Diakon oder ein Priester einen Abschnitt aus den vier Evangelien vor. Im achten Buche wird gesagt, die Lesungen seien zu entnehmen aus den Büchern des Gesetzes und der Propheten, aus den Briefen und der Geschichte der Apostel, dann aus den Evangelien [3]. In dem jüngst herausgegebenen syrischen Testament Unseres Herrn Jesu Christi wird verordnet: „Ein Lektor lese die Propheten und die übrigen

---

[1] Lk 4, 16 f.

[2] Apologia I pro Christianis c. 67 (Migne, Patrol. graeca VI 430).

[3] Constit. apost. l. 2, c. 57; l. 8, c. 5 (Migne a. a. O. I 730 1075).

(Bücher des Alten und Neuen Testaments), ein Priester oder Diakon das Evangelium, zuletzt halte der Bischof eine belehrende Ansprache."[1]

Bei allen syrischen, chaldäischen und maronitischen Christen werden noch heute in der heiligen Messe wenigstens drei Stücke aus dem Alten Testament vorgelesen, nämlich je eines aus den Büchern Moses, den folgenden Büchern und den Propheten, dann drei aus dem Neuen Testament, nämlich aus der Apostelgeschichte, den Briefen und den Evangelien.

Die Armenier haben drei Lesungen aus den Propheten, den Briefen des Apostels und dem Evangelium. Die Byzantiner ließen die Lesungen aus dem Alten Testament bei der heiligen Messe ausfallen, um sie in die Vesper einzuschalten, behielten also bei dem heiligen Opfer nur drei Lesungen aus der Apostelgeschichte, den Briefen und den Evangelien.

Auch die Kopten und Äthiopier verzichten bei der Feier der heiligen Geheimnisse auf Lesungen aus dem Alten Testament. Sie halten vier Lesungen aus den Briefen des hl. Paulus, aus den übrigen Briefen der Apostel, der Apostelgeschichte und den Evangelien[2].

In dem Verzeichnisse der im 7. Jahrhundert in Toledo und in einem großen Teile Spaniens üblichen Lesungen[3] sind für die meisten Sonntage und Feste je drei Lesungen aus dem Alten Testament, aus den Briefen der Apostel und den Evangelien angegeben, an den Sonntagen nach Ostern aber drei Lesungen aus der Apokalypse, der Apostelgeschichte und den Evangelien. In ähnlicher Weise wurden während der heiligen Messe die Lesungen in der alten Gallikanischen Kirche gehalten[4] und im mozarabischen Ritus[5].

Bei der Mette und bei der Vesper las man im Morgenlande und im Abendlande während des 4. und 5. Jahrhunderts an den fünf ersten Tagen der Woche je einen Abschnitt aus dem Alten und aus dem Neuen Testament, an Samstagen und Sonntagen je einen aus den Briefen des hl. Paulus und aus den Evangelien. Die abendländischen Mönche, besonders die gallischen und lerinensischen hatten während des 6. und 7. Jahrhunderts in allen Horen je eine Lesung aus dem Apostel und aus dem Evangelium. Der hl. Benedikt (gest. 543) ordnete für alle kleineren Horen sowie für

[1] Testamentum Domini nostri Iesu Christi, ed. I. E. Rahmani, Patriarcha Antiochenus Syrorum, Moguntiae 1899, 59.

[2] Rahmani a. a. O 171 f.

[3] Anecdota Maredsolana I, Liber comicus, ed. Morin, Maredsoli 1893.

[4] Mabillon, De Liturgia gallicana, Paris. 1729, 106 f.

[5] Migne, Patrol. lat. LXXXV 109 f.

die Laudes und Vespern nur eine kurze Lesung an, für die Metten der gewöhnlichen Tage, außer der Sommerszeit, drei Lesungen aus dem Alten Testament. Den Sonntagen und Festtagen gab er für die erste Nokturn eine Lesung aus dem Alten Testament, für die zweite Lesungen aus den Werken der Väter, für die dritte Abschnitte aus der Apostelgeschichte, der Apokalypse und den Briefen, dann nach dem Te Deum viertens die Perikope des betreffenden Tages, der oft eine den Vätern entnommene Erklärung folgte[1]. Seine Lesungen entsprachen also jenen der Messe, in denen ja auch 1. ein Stück aus dem Alten Testament, 2. aus den Briefen der Apostel oder der Apostelgeschichte und Apokalypse, sowie 3. aus den Evangelien gelesen ward, doch nahm man im Offizium viel längere Stücke, denn man las besonders in den langen Nächten des Winters vier bis fünf Folioseiten, oft ein ganzes der kleineren Bücher des Alten Testaments[2]. Der hl. Benedikt beabsichtigte nämlich, wie in jeder Woche den ganzen Psalter, so in jedem Jahre die ganze Heilige Schrift vortragen zu lassen, und zwar mit Erklärungen aus den Werken der heiligen Väter. Im 9. Jahrhundert trat eine Änderung ein, indem die Benediktiner die Briefe des hl. Paulus mit der Apostelgeschichte und der Apokalypse in die erste Nokturn stellten, welche also nun entweder Stücke aus dem Alten Testament oder aus den Briefen bot. Der dritten Nokturn blieb die Perikope der Messe mit einer Homilie.

Das Evangelium nahm also stets wie in der Feier des ersten Teils der Messe so im Offizium eine hervorragende Stelle ein und bildete einen Abschluß. Es galt, wie schon Origenes sagte, als „Krone aller heiligen Schriften“[3]. In ihm trat nach dem Ausspruche des hl. Augustinus Christus selbst gleichsam in die Mitte der Versammelten[4]. Weil er, der wahre Hirt, redete, erhoben sich alle, Bischof und Volk, um seine Worte zu vernehmen[5].

Weil man das Evangelienbuch nicht nur als Bericht über Jesu Leben, nicht nur als Wort Gottes und Christi, sondern sogar als Symbol seiner Person ansah, pflegte man in vielen Kirchen am Palmsonntage bei der

---

[1] Bäumer, Geschichte des Breviers, Freiburg 1895, 215 271 f 285 f.

[2] Vgl. Vita Io. abbatis Gorziensis: Mon. Germ. SS. IV 360, n. 81 und unten 6. Kapitel über Lesungen der Gallikaner an den Rogationstagen.

[3] In Ioann. 1, 4 praefatio (Migne, P. gr. XIV 26).

[4] Audiamus evangelium quasi praesentem Deum tract. 30, c. 1 in Ioann. (Migne, P. lat. XXXV 1632).

[5] Isidor. Pelus. I ep. 136 (Migne, P. gr. LXXVIII 271). Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher: 92. und 93. Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach IX, Freiburg 1906, 9 und 325.

Prozession ein solches Buch auf eine mit Teppichen bedeckte Bahre zu legen, die von Diakonen getragen wurde. An der Spitze der Prozession schritten Laien mit Fahnen, dann viele Laien und Geistliche mit Palmzweigen, Kräutern und Blumen. Kleriker mit einem Weihwassergefäß, mit Rauchfässern und mit brennenden Kerzen folgten[1].

In der Abtei St Benignus hielt man an hohen Festtagen nach der Terz vor Beginn des Hochamtes eine Prozession, aus welcher wohl jene entstanden ist, worin heute in manchen Diözesen an Feiertagen, besonders in der österlichen Zeit das heiligste Sakrament getragen wird. Ein Kleriker mit Weihwasser eröffnete den Zug, ihm folgten drei Kleriker mit Kreuzen, zwei mit Rauchfässern, zwei Subdiakonen, welche hintereinander gingen zwischen je zwei Leuchterträgern, mit Evangelienbüchern, dann die übrigen Geistlichen[2].

Das Wesentliche dieser Zeremonien wiederholt sich im römischen Ritus bis heute bei jedem feierlichen Hochamte. Der Diakon nimmt das Evangelienbuch vom Altare, der Christus sinnbildet, und zieht mit dem Buche in feierlicher Prozession, von brennenden Kerzen und Weihrauchfässern begleitet, zum Orte, von dem aus er in feierlichem Gesange das Evangelium des Tages singt. Er und der Priester ermüden nicht, dem heiligen Buche Ehrenbezeugungen zu erzeigen. Es wird geküßt, inzensiert, mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet. Seinem Inhalte hören alle mit größter Ehrfurcht zu[3].

Sehr feierlich ist auch bei den Griechen die Vorbereitung zur Verkündigung des Evangeliums in der heiligen Messe. Abendland und Morgenland sind bei dieser Feier so einig, die Zeugnisse für dieselbe sind so alt, daß ihre Anfänge bis in die ersten Jahrhunderte hinaufreichen, die Vorlesung eines Abschnittes aus den Evangelien stets eine hervorragende Stelle im christlichen Gottesdienst hatte. Die katholische Kirche hat also stets die Evangelien in den Vordergrund gestellt, und es ist nie nötig gewesen, sie unter der Bank aus dem Staub hervorzuziehen als vergessenen Schatz. Sie sind Tag um Tag von jedem Priester und Ordensmann benutzt, stets den Laien beim Gottesdienst vorgehalten worden als Quellen des Heils, die den Hauptinhalt der Offenbarung enthalten.

---

[1] Pseudo-Alcuin, De divinis officiis c. 14; Ordo Rom. XII (Migne, P. lat. LXXVIII 1071; CI 1201).

[2] Martène, De antiquis monachorum ritibus IV 1; Revue Bénédictine I, Maredsous 1885, 320.

[3] Beissel, Geschichte der Evangelienbücher: 92. und 93. Ergänzungsheft 325.

Erstes Kapitel.

Griechische Evangelienverzeichnisse für die beweglichen Tage des Kirchenjahres.

Wann haben die Christen angefangen, für die einzelnen Sonntage, für die Feste und sogar für Wochentage bestimmte Lesungen festzustellen? Arthur Wright hat jüngst die Vermutung ausgesprochen[1], jeder der drei ersten Evangelisten hätte sein Buch in 53 oder 54 Abschnitten abgefaßt, damit dieselben an den Sonntagen des Jahres als Lesungen benutzt würden. Sie hätten sich darin den Juden angeschlossen, bei denen der Pentateuch in 154 Abschnitten zerlegt gewesen sei, um an den Sabbaten dreier Jahre ganz zur Vorlesung zu kommen. Zur Stütze seiner Ansicht weist er auf folgende Gründe hin: den schon von Papias bemerkten Mangel chronologischer Ordnung im Markusevangelium; die Umstellungen der Ereignisse des Lebens Christi beim ersten Evangelisten, welcher den Judenchristen für die Zeit jüdischer Feste Berichte über freudige Ereignisse gebe, für die Fastenzeit ernstere; die Kürze jedes einzelnen Abschnittes, endlich den Umstand, daß die Synoptiker so schreiben, als ob Jesus nur ein Jahr öffentlich gelehrt und gewirkt habe.

Nach Wrights Ansicht zerfallen die drei ersten Evangelien in folgende Abschnitte[2]:

Matthäus.

1) 1, 1—17	11) 7, 1—29	21) 12, 1—21	31) 15, 29—39
2) 1, 18—25	12) 8, 1—17	22) 12, 22—37	32) 16, 1—12
3) 2, 1—23	13) 8, 18—34	23) 12, 38—50	33) 16, 13—28
4) 3, 1—17	14) 9, 1—8	24) 13, 1—23	34) 17, 1—20
5) 4, 1—16	15) 9, 9—17	25) 13, 24—43	35) 17, 22—27 (!)
6) 4, 17—25	16) 9, 18—34	26) 13, 44—58	36) 18, 1—20
7) 5, 1—16	17) 9, 35—10, 4	27) 14, 1—12	37) 18, 21—35
8) 5, 17—48	18) 10, 5—11, 1	28) 14, 13—36	38) 19, 1—12
9) 6, 1—18	19) 11, 2—24	29) 15, 1—20	39) 19, 13—26
10) 6, 19—34	20) 11, 25—30	30) 15, 21—28	40) 19, 27—20, 16

[1] A Synopsis of the Gospels in Greek, London 1903, xxxv f, Kap. 15.
[2] Ebd. LXIX f, Tafel VI.

41) 20, 17—34	45) 22, 1—14	49) 25, 1—46	53) 27, 27—66
42) 21, 1—17	46) 22, 15—46	50) 26, 1—35	54) 28, 1—20.
43) 21, 18—22	47) 23, 1—39	51) 26, 36—75	
44) 21, 23—46	48) 24, 1—51	52) 27, 1—26	

Markus.

1) 1, 2—8	15) 5, 1—20	29) 9, 2—29	43) 12, 35—44
2) 1, 9—13	16) 5, 21—43	30) 9, 30—50	44) 13, 1—37
3) 1, 14—20	17) 6, 1—6a	31) 10, 1—12	45) 14, 1—11
4) 1, 21—39	18) 6, 6b—13	32) 10, 13—16	46) 14, 12—31
5) 1, 40—45	19) 6, 14—29	33) 10, 17—31	47) 14, 32—52
6) 2, 1—12	20) 6, 30—56	34) 10, 32—45	48) 14, 53—65
7) 2, 13—17	21) 7, 1—23	35) 10, 46—52	49) 14, 66—72
8) 2, 18—22	22) 7, 24—30	36) 11, 1—11	50) 15, 1—15
9) 2, 23—3, 6	23) 7, 31—37	37) 11, 12—26	51) 15, 16—41
10) 3, 7—19a	24) 8, 1—10	38) 11, 27—33	52) 15, 42—47
11) 3, 19b—35	25) 8, 11—21	39) 12, 1—12	53) 16, 1—8.
12) 4, 1—20	26) 8, 22—26	40) 12, 13—17	
13) 3, 21—34	27) 8, 27—33	41) 12, 18—27	
14) 4, 35—41	28) 8, 34—9, 1	42) 12, 28—34	

Lukas.

1) 1, 5—25	15) 6, 1—11	29) 11, 1—13	43) 17, 11—19
2) 1, 26—56	16) 6, 12—49	30) 11, 14—28	44) 17, 20—37
3) 1, 57—80	17) 7, 1—17	13) 11, 29—36	45) 18, 1—14
4) 2, 1—21	18) 7, 18—35	32) 11, 37—54	46) 18, 15—34
5) 2, 22—40	19) 7, 36—8, 3	33) 12, 1—59	47) 18, 35—19, 28
6) 2, 41—52	20) 8, 4—21	34) 13, 1—9	48) 19, 29—48
7) 3, 1—22	21) 8, 22—39	35) 13, 10—21	49) 20, 1—21, 4
8) 3, 23—4, 13	22) 8, 40—56	36) 13, 22—30	50) 21, 5—38
9) 4, 14—30	23) 9, 1—17	37) 13, 31—35	51) 22, 1—38
10) 4, 31—44	24) 9, 18—43a	38) 14, 1—24	52) 22, 39—65
11) 5, 1—11	25) 9, 43b—50	39) 14, 25—35	53) 22, 66—23, 56a
12) 5, 12—16	26) 9, 51—62	40) 15, 1—32	54) 23, 56b bis 24, 53.
13) 5, 17—26	27) 10, 1—24	41) 16, 1—31	
14) 5, 27—39	28) 10, 25—42	42) 17, 1—10	

Die angeführten Gründe genügen offenbar nicht zur Stütze der neuen Vermutung. Gregory[1] meint, die Perikopen für die Sonntage seien bei den Morgenländern vielleicht in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts festgestellt worden, die Lesestücke für die Samstage vor dem Ende des dritten Viertels desselben 2. Jahrhunderts, die Evangelien der übrigen

[1] Textkritik des Neuen Testamentes I, Leipzig 1900, 337.

Wochentage gegen Ende dieses Jahrhunderts, vielleicht aber auch erst im 4. Jahrhundert.

Versuchte man aus den Quellen sichere Grundlagen zu gewinnen, so findet man einen festen Anhaltspunkt in der Nachricht, von Jerusalem aus sei im 4. Jahrhundert am Samstag vor Palmsonntag in jedem Jahre eine Prozession nach Bethanien gezogen. In der Kirche des Lazarus habe man dann zu Bethanien aus dem Johannesevangelium den Bericht über die Salbung Jesu durch Maria verlesen[1]. Auch für andere Feste und Orte hatte man damals in Jerusalem festbestimmte Lesungen, besonders am Palmsonntage[2]. Festgeordneter Gottesdienst war jahraus, jahrein besonders bei großer Feierlichkeit und vor vielem Volke kaum abzuhalten, wenn nicht die Lesungen, Gebete und Gesänge im voraus bestimmt worden waren. Was in einem Jahre sich als gut erwies, wird in den folgenden zuerst bei Festen, dann auch an Sonntagen und zuletzt an Wochentagen durch wiederholten Gebrauch Gesetzeskraft erlangt haben.

Man hat allem Anschein nach damit begonnen, für bestimmte Zeiten einzelne Bücher oder größere Abschnitte zu bestimmen, aus denen dann während mehrerer Tage oder Wochen gelesen wurde. Die Bücher des Moses wurden wohl sehr früh in der ganzen Kirche in der Vorbereitungszeit auf das Zentralfest des Kirchenjahres genommen. Der hl. Chrysostomus bezeugt dies ausdrücklich für Antiochien. Im 6. Jahrhundert war dieses dort noch Sitte, und man blieb dabei[3]. Im römischen Brevier beginnen die Lesungen aus der Genesis noch heute am Sonntag Septuagesima.

Während der Karwoche las man in Mailand zur Zeit des hl. Ambrosius das Buch Job mit Rücksicht auf Jesu Leiden, dann das Buch Jonas zum Hinweise auf Jesu Tod und Begräbnis[4]. Auch im Morgenlande kam in der Karwoche das Buch Job zur Verlesung[5]. Daß nach

---

[1] Jo 12, 1 f. Peregrinatio Silviae: Corp. SS. eccl. XXXVIII 82.

[2] Jo 12, 13; Mk 11, 10 oder Lk 13, 35: Benedictus, qui venit in nomine Domini. Vgl. Peregrinatio Silviae a. a. O. 83 84 86 94 95 99, wo immer wieder gesagt wird: Dicuntur ymni et antiphonae aptae diei ipsi vel loco, lectiones etiam similiter, oder: leguntur lectiones aptae diei ipsi et loco. Über die Verfasserin der Peregrinatio vgl. Revue des questiones historiques 1903, 367 f; Theol. Revue III (1904) 88.

[3] S. Chrysost., Hom. 7 ad populum Antiochen. (Migne, P. gr. XLIX 92 f). Römische Quartalschrift XI 58.

[4] S. Ambrosius, Epist. 20 ad Marcellinam sororem c. 14 25 (Migne, P. lat. XVI 998 1001).

[5] Origenes, Spuria in Iob (Migne, P. gr. XVII 373).

Ostern die Apostelgeschichte an die Reihe kam, bezeugen die hll. Chrysostomus[1] und Augustinus[2]. Der zuletzt Genannte erklärte vor der Karwoche und nach der Osteroktav das Evangelium des hl. Johannes, bezeugt aber, daß er in der genannten Zeit diese Erklärung unterbrochen habe, weil für sie Lesungen bestimmt seien, die nicht geändert werden dürften[3]. Wenn also Justinus sagt, in den gottesdienstlichen Versammlungen werde je nach Zeit und Gelegenheit aus den Schriften der Apostel oder Propheten gelesen[4], so darf man daraus schon auf irgend eine Ordnung der Lesungen schließen. Auf eine festere Ordnung weist Gregor von Tours hin, indem er von Lesungen spricht, welche „der alte Kanon feststellte"[5].

Oft hat man hingewiesen auf die Forderung des hl. Chrysostomus, seine Zuhörer möchten sich Evangelienbücher kaufen, wenn sie noch keine besäßen, um zu Hause jene Abschnitte zu lesen, welche am Samstage und Sonntage von ihm erklärt würden[6]. Man hat daraus geschlossen, wenigstens für die Samstage und Sonntage seien damals die Lesestücke festbestimmt gewesen.

Darauf ist aber zu erwidern, der Kirchenlehrer habe in den Predigten, worin er diese Aufforderung aussprach, in fortlaufender Reihe das Evangelium des hl. Johannes erklärt und oft nur einen oder den andern Vers ausgelegt. Dann habe derselbe zu dieser Erklärung des vierten Evangeliums 88 Homilien gehalten, sich in denselben nicht an das ganze Volk, sondern nur an einen ausgewählten Kreis gewandt[7] und keinerlei Rücksicht genommen auf die Fastenzeit, auf Ostern und andere Feste. Hielt er in jeder Woche nur zwei Vorträge, und berechnet man die Tage, an denen entweder andere Stoffe zu behandeln waren oder diese Versammlungen ausfielen, so konnte

---

[1] In Act. apostol. 4, 5 (Migne, P. gr. LI 105).

[2] Tract. 6 in Ioann. n. 1; Sermo 227, c. 1; Sermo 315, c. 1 (Migne, P. lat. XXXV 3019 1100 1426). Vgl. unten das 4. Kapitel.

[3] Ita sunt annuae, ut aliae esse non possint. In Epistolam Ioannis (Migne, P. lat. XXXV 1977).

[4] Apologia I, c. 67 (Migne, P. gr. VI 430).

[5] De vita Patrum c. 17, n. 2: Lectis lectionibus, quas canon sanxit antiquus. Ähnlich: In gloria martyrum c. 85: (Lectiones) quas canon sacerdotalis invexit. Mon. Germ. SS. rer. Meroving. I 545 729.

[6] In Ioann. hom. 11 (Migne, P. gr. LIX 77).

[7] Daß der hl. Chrysostomus seine Predigten über das Johannesevangelium am Morgen gehalten hat, erhellt aus hom. 31, c. 5 a. a. O. 182. Daß er nur zweimal in der Woche redete, zeigt hom. 25, c. 1 a. a. O. 147. Daß er es nur am Samstage und Sonntage tat, erhellt daraus, daß er sagt, zwischen den Predigten lägen fünf Tage: hom. 1, c. 3 a. a. O. 27.

er die 88 Homilien kaum in einem Jahre beenden. Man wird aber doch in diesem Jahre nicht alle Perikopen aus Johannes genommen haben. Wir gewinnen also aus diesen Homilien über das letzte Evangelium keine Antwort über die Einrichtung einer Perikopenreihe zu Antiochien am Ende des 4. Jahrhunderts.

Ein noch dem 4. Jahrhundert zugeschriebenes Bruchstück eines Perikopenbuches ruht in der Sammlung des Erzherzogs Rainer zu Wien[1]. Aus dem 6. Jahrhundert stammen zwei Papyrusbruchstücke derselben Sammlung[2] und eines zu Paris[3]. Etwa aus dem 7. sind Bruchstücke zu Paris[4], aus dem 8. Bruchstücke der Barberinischen Bibliothek im Vatikan zu Rom, zu St Petersburg, Leipzig und Paris[5]. Spätere Handschriften sind häufig. Sehr schön ist ein mit goldenen Unzialen auf purpurnem Pergament geschriebenes Perikopenbuch aus Neapel in Wien[6]. Das älteste bekannte vollständige Verzeichnis der im Patriarchat Konstantinopel gebrauchten Perikopen findet sich in Handschriften aus dem 9. Jahrhundert. Scholz, Scrivener und Gregory haben aus ihnen und aus einer Reihe späterer Handschriften ein Verzeichnis zusammengestellt, aus dem die wichtigsten und bis ins 11. Jahrhundert reichenden Angaben folgen[7]. Doch sind zum Verständnis einige Vorbemerkungen zu geben.

---

[1] Gregory, Textkritik 461, Nr 1043. Es enthält Mk 6, 28—29 und Lk 2, 1—8.

[2] Ebd. 417 f, Nr 348 f. Das eine enthält Lk 7, 36—44 und 10, 38—42, das andere, ein griechisch-memphitisches, Mt 15, 12—16.

[3] Ebd. Nr 943. [4] Ebd. Nr 354 355.

[5] Ebd. Nr 135 243 293 352 360.

[6] Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 28. Gregory Nr 46.

[7] Scrivener, A plain Introduction to the Criticism of the New Testament[2], Cambridge 1874, 75 f. Er benutzte folgende Handschriften: London, Britisches Museum, Arundel n. 547, saec. IX—X (Tischendorf, Novum Testamentum graece III[8], Lipsiae 1884, 714, n. 183; Gregory 402, Nr 183); Harley n. 5598, geschrieben 995 (Tischendorf 711, n. 150; Gregory 400, Nr 150); Burney 22, geschrieben 1319 (Gregory 402, Nr 184); Cambridge, Trinity Coll., Gale O. IV 22, saec. XII (Gregory 402, Nr 186); Christ Coll. F. 1 8, saec. XI; Sussex, Parham 18 aus Athoskloster, saec. X.

Scholz (Novum testamentum graece I, Lipsiae 1830, 455 f) gibt ein mit Scriveners Verzeichnis im wesentlichen gleichlautendes; doch haben sich bei ihm viele Druckfehler in den Ziffern eingeschlichen. Er benutzte vier Handschriften der Pariser Nationalbibliothek: Reg. 63, Colb. 5149 aus Cypern, saec. VIII—IX (Tischendorf 380 K; Gregory 54); Reg. 48, olim 2243, saec. IX—X (Tischendorf 381 M; Gregory 56); Reg. 53, saec. X—XII (Tischendorf 517, n. 262); Suppl. gr. 79, saec. X (Tischendorf 519, n. 274). Codex Reg. 48 M gibt in den Wochen nur Evangelien für Samstage und Sonntage. Im

Die Griechen nannten die in der heiligen Messe verlesenen Abschnitte aus den Evangelien „Perikopen“, d. h. „Ausschnitte“ περικοπαί, τμήματα (Segmenta). Weil dieselben den einzelnen Abschnitten eines Buches gleichen, heißen sie κεφάλαια (Kapitel), weil sie zum Vorlesen bestimmt waren ἀναγνώσματα, ἀναγνώσεις (Lectiones). Während eine Handschrift, worin sich der Text der vier Evangelien findet, τετραευαγγέλιον genannt wird, heißt jenes, in dem nur die Lesestücke aus den verschiedenen Evangelien zusammengestellt sind ἐκλογάδιον τοῦ εὐαγγελίου oder einfachhin εὐαγγέλιον. Ein Evangelienbuch, in dem sich die Lesestücke für die beweglichen Feste, für die Sonntage und Wochentage findet, nannte man Synaxarion, jenes, welches für die unbeweglichen Feste Christi und der Heiligen Perikopen gibt, Menologium[1]. Ein Synaxarion enthält oft auch das Menologium als zweiten Teil oder Anhang. Die „Evangelien“ oder „Synaxarien“ der Griechen beginnen mit dem Ostersonntage. Elf Abschnitte über Christi Auferstehung werden während der Nachtwache (Vigil) verlesen. In der Messe dient der Anfang des Johannesevangelium als Lesung. Diese Perikope will daran erinnern, daß Jesus, welcher um Weihnachten als Mensch geboren wurde, um Ostern sein leibliches Leben zurückerhielt, als göttliche Person aber vom Vater gezeugt wurde, daß sie im Anfange bei Gott war von Ewigkeit her. Heute beginnt in der russischen Kirche der Bischof dieses Evangelium in slawischer Sprache vom Altare aus vorzulesen, nach ihm lesen Priester es hebräisch, griechisch und lateinisch[2]. Man bleibt dann bei diesem vierten Evangelien und liest von Ostern bis Pfingsten nur Abschnitte aus ihm.

Die österliche Zeit schließt am Mittwoch der sechsten Woche nach Ostern, also am Tage vor Christi Himmelfahrt. Nach Pfingsten folgen Lesungen aus Matthäus und Markus. Die Lesungen aus dem Evangelium des hl. Lukas begannen ehedem am Montag nach Beginn des neuen Jahres (24. September), heute beginnt man mit ihnen am Montag nach Kreuzerhöhung. Sie erfordern zwölf Wochen. Trifft Ostern früh ein,

---

Verzeichnis von Scholz fehlen der 31. und 32. Sonntag nach Pfingsten mit der 15. und 16. Woche.

Gregory (Textkritik 327 f) behandelt sehr ausführlich die Verzeichnisse der Perikopen des „Evangelium“ und des Menologium. Doch reichen mehrere der von ihm benutzten Handschriften bis ins 14. Jahrhundert hinab. Vgl. Tischendorf III 162 f 687 f; Braithwaite, The Lection-System of the Codex Macedonianus, in Journ. of theol. stud. 1904 (Jan.) 265—274.

[1] Gregory a. a. O. I 329 334.

[2] Maltzew, Fasten- und Blumen-Triodion, Berlin 1899, xcvi.

so daß man nach Pfingsten keine 17 Wochen und Sonntage hat, dann fallen die noch nicht gelesenen Abschnitte aus den Evangelien des hl. Markus und Matthäus aus. Sie werden später an freien Tagen nachgeholt. Dem Evangelium des hl. Markus sind auch die meisten Evangelien der Samstage und Sonntage der Fastenzeit entnommen.

Die Evangelien der beiden Sonntage vor und nach Kreuzerhöhung werden zwischen die Sonntage nach Pfingsten eingeschoben[1].

Der in den griechischen Perikopenverzeichnissen des 9. bis 11. Jahrhunderts als 27. Sonntag nach Pfingsten angeführte (der 10., an dem aus dem Lukasevangelium gelesen wird) entspricht unserem 1. Adventssonntag, der 28. unserem 2. Adventssonntag. Am folgenden Sonntag, dem sog. „Sonntag der Vorfahren Christi“ wird das Geschlechtsregister Christi (Mt 1, 1 f) verlesen. Es steht in einer gewissen Analogie zu dem 1. Kapitel aus Johannes, das Christi ewige Zeugung vom Vater darlegt. Die Sonntage der Weihnachtszeit stehen nicht im Synaxarion, im „Evangelium“, sondern im Menologium, über welches das folgende Kapitel handeln wird.

Nach Epiphanie fuhren die Griechen fort, in der Verlesung der sonntäglichen Evangelien nach Pfingsten bis zu dem Tage, welcher unserem Septuagesima entspricht. Er heißt bei ihnen „Sonntag des verlorenen Sohnes“, weil dessen Geschichte den Inhalt der Perikope bildet. Es folgte „der Sonntag der Fleischenthaltung“, nach dem der Genuß der Fleischspeisen aufhört, „der Sonntag des Käseessens“, der letzte, an dem der Genuß von Milch, Butter, Käse und Eiern erlaubt ist. Dann kommen fünf Fastensonntage und als sechster der Palmsonntag. Zur deutlicheren Übersicht mögen die sonntäglichen Evangelien hier folgen.

Ostern	Jo	1, 1 f	Das Wort Gottes.
2. Sonntag	„	20, 19 f	Erscheinung des Erstandenen im Saale.
3. „	Mk	15, 43 f	Abnahme vom Kreuze.
4. „	Jo	5, 1 f	Der Kranke am Teiche Bethsaida.
5. „	„	4, 5 f	Die Samariterin.
6. „	„	9, 1 f	Heilung des Blindgebornen.
7. „	„	17, 1 f	Christus fordert Anerkennung.

[1] In neueren Verzeichnissen stehen diese Sonntage zwischen dem 14. und 17. Sonntage nach Pfingsten. Nilles, Kalendarium manuale utriusque ecclesiae II[2], Oeniponte 1896, 450.

Pfingsten — Mt 7, 37 f — Verheißung des Heiligen Geistes.
1. Sonntag — „ 10, 32 f — Nachfolge Christi.
2. „ — „ 4, 18 f — Berufung des Petrus und Andreas.
3. „ — „ 6, 22 f — Reden Christi.
4. „ — „ 8, 5 f — Der Knecht des Hauptmanns.
5. „ — „ 8, 28 f — Die Besessenen bei Gerasa.
6. „ — „ 9, 1 f — Heilung des Gichtbrüchigen.
7. „ — „ 9, 27 f — Heilung zweier Blinden.
8. „ — „ 14, 14 f — Brotvermehrung.
9. „ — „ 14, 22 f — Meeressturm.
10. „ — „ 17, 14 f — Heilung des Mondsüchtigen.
11. „ — „ 18, 23 f — Der harte Knecht.
12. (1.) „ — „ 19, 16 f — Der reiche Jüngling.
13. (2.) „ — „ 21, 33 f — Pächter des Weinberges.
14. (3.) „ — „ 22, 2 f — Einladung zum Hochzeitsmahle.
15. (4.) „ — „ 22, 35 f — Das Hauptgebot.
16. (5.) „ — „ 25, 14 f — Die Talente.
17. „ — „ 15, 21 f — Die Chananäerin.
18. (1.) „ — Lk 5, 1 f — Wunderbarer Fischfang.
19. (2.) „ — „ 6, 31 f — Nächstenliebe.
20. (3.) „ — „ 7, 11 f — Der Jüngling von Naim.
21. (4.) „ — „ 8, 5 f — Der Sämann.
22. (5.) „ — „ 16, 19 f — Der Prasser.
23. (6.) „ — „ 8, 27 f — Heilung eines Besessenen.
24. (7.) „ — „ 8, 41 f — Die Blutflüssige. Jairus.
25. (8.) „ — „ 10, 25 f — Der Samaritan.
26. (9.) „ — „ 12, 16 f — Der reiche Mann.
27.(10.) „ — „ 13, 10 f — Die Gekrümmte.
28.(11.) „ — „ 14, 16 f — Einladung zur Hochzeit.
29.(12.) „ — „ 17, 12 f — Die zehn Aussätzigen.
30. „ — „ 18, 18 f — Der reiche Jüngling.
31. „ — „ 18, 35 f — Ein Blinder bei Jericho.
32. „ — „ 19, 1 f — Zachäus.
33. „ — „ 18, 9 f — Der Zöllner.
„ — Mt 15, 21 f — Die Chananäerin.
„ — Lk 15, 11 f — Der verlorene Sohn.
„ — Mt 25, 31 f — Das jüngste Gericht.
„ — „ 6, 14 f — Fastenvorschriften.
1. Fastensonntag — Jo 1, 44 f — Berufung des Nathanael.
2. „ — Mk 2, 1 f — Der Gichtbrüchige.
3. „ — „ 8, 34 f — Seelenheil. Verklärung.
4. „ — „ 9, 17 f — Der besessene Knabe.
5. „ — „ 10, 32 f — Die Söhne des Zebedäus.
Palmsonntag — Mt 21, 1 f — Einzug in Jerusalem.
Jo 12, 1 f — Maria salbt Jesum.

Man sieht, wie von Ostern bis Pfingsten zwar mit einer Ausnahme die sonntäglichen Lesestücke aus dem Evangelium des hl. Johannes genommen sind, aber nicht in der Ordnung seines Textes. Dagegen ist später für die drei ersten Evangelisten diese Ordnung des Textes meistens maßgebend geblieben.

Die Perikopen der Samstage stehen zu denjenigen der Sonntage regelmäßig dadurch in engerer Beziehung, daß sie Abschnitte geben aus demselben Evangelium, aber teils solche, welche folgen (!), teils vorhergehende.

In der Fastenzeit ist nur für die Samstage und Sonntage eine Lesung aus dem Evangelium angegeben, weil nur an ihnen und an Maria Verkündigung nach der Bestimmung der Synode von Konstantinopel aus dem Jahre 692 eine heilige Messe gefeiert wurde[1].

Die Perikopen der fünf ersten Wochentage folgen sich meist so, wie sie im Texte der vier Evangelien stehen, weichen aber doch nicht selten vom Text ab, indem sie die Berichte umstellen, einzelnes übergehen und später bringen, oder das bereits früher an Sonntagen Gegebene nicht wiederholen. Offenbar hat man zuerst für die Sonntage, dann für die Samstage feste Perikopen bestimmt. An den Wochentagen las man anfangs aus dem Evangelienbuche weiter. Erst später ist wohl in Konstantinopel die unten gegebene Ordnung eingeführt worden. Zu dieser Annahme stimmt der Umstand, daß ältere Bücher die Evangelien jener fünf ersten Wochentage nicht aufführen.

Ostern[2]		Jo	1, 1—17.	Das Wort Gottes. (1, 1—28)
	Montag	„	1, 18—28.	
	Dienstag	Lk	24, 12—35.	Jünger von Emmaus.
	Mittwoch	Jo	1, 35—52.	
	Donnerstag	„	3, 1—15.	
	Freitag	„	2, 12—22.	
	Samstag	„	3, 22—23.	
2. Sonntag nach Ostern[3]		„	20, 19—31.	Erscheinung vor Thomas.
2. Woche:	Montag	„	2, 1—11.	
	Dienstag	„	3, 16—21.	
	Mittwoch	„	5, 17—24.	}
	Donnerstag	„	5, 24—30.	}
	Freitag	„	5, 30 bis 6, 2.	}
	Samstag	„	6, 14—27.	

[1] Can. 52; vgl. 55. Mansi, Conciliorum collectio XI 967.

[2] Κυριακὴ τοῦ πάσχα. Ἀρχὴ τοῦ πεντεκοσταρίου καὶ τοῦ κατὰ Ἰωάννην εὐαγγελίου.

[3] Κυριακὴ τοῦ ἀντίπασχα ἤτοι τοῦ θωμᾶ (Sonntag des Thomas); 2. Sonntag, weil Ostersonntag als 1. gezählt ist.

3. Sonntag nach Ostern [1]		Mk	15, 43 bis 16, 8.	Abnahme vom Kreuze und Gang der drei Marien zum Grabe.
3. Woche:	Montag	Jo	4, 46—54.	
	Dienstag	"	6, 27—33.	
	Mittwoch	"	6, 48—54 [2].	
	Donnerstag	"	6, 40—44.	
	Freitag	"	6, 35—39 [3].	
	Samstag	"	15, 17 bis 16, 2.	
4. Sonntag nach Ostern [4]		"	5, 1—15.	Der Gichtbrüchige am Teiche Bethsaida.
4. Woche:	Montag	"	6, 56—59.	
	Dienstag	"	7, 1—13.	
	Mittwoch [5]	"	7, 14—30.	
	Donnerstag	"	8, 12—20.	
	Freitag	"	8, 21—30.	
	Samstag	"	8, 31—42.	
5. Sonntag nach Ostern [6]		"	4, 5—42.	Die Samariterin am Jakobsbrunnen.
5. Woche:	Montag	"	8, 42—51.	
	Dienstag	"	8, 51—59.	
	Mittwoch	"	6, 5—14.	Brotvermehrung.
	Donnerstag	"	9, 39 bis 10, 9.	
	Freitag	"	10, 17—28 (30).	
	Samstag	"	10, 27—38.	
6. Sonntag nach Ostern [7]		"	9, 1—38.	Heilung des Blindgebornen.
6. Woche:	Montag	"	11, 47—54 (57).	
	Dienstag	"	12, 19—36.	
	Mittwoch	"	12, 36—47.	
	Donnerstag	Lk	24, 36—47 (53).	Christi Himmelfahrt.
	Freitag	Jo	14, 1—10 (11).	
	Samstag	"	14, 10—21.	
7. Sonntag nach Ostern [8]		"	17, 1—13.	Christus fordert Anerkennung.
7. Woche:	Montag	"	14, 27 bis 15, 7.	

[1] Κυριακὴ γ' ἀπὸ τοῦ πάσχα, τῶν ἁγίων ἀποστόλων καὶ τῶν μυροφόρων. Sonntag der Apostel und der Marien, welche mit Myrrhe zu Christi Grab kamen.

[2] Gregory gibt hier Jo 6, 35—39.

[3] Gregory gibt hier Jo 6, 48—54. Bei ihm folgen also die Perikopen dem Text des Johannesevangeliums, während oben am Mittwoch und Freitag die Ordnung umgestellt ist.

[4] Κυριακὴ δ' τοῦ παραλύτου oder τῆς κολυμβήθρας, Sonntag des Gichtbrüchigen oder des Teiches.

[5] Τετάρτη τῆς μεσοπεντηκοστῆς, Mittwoch, Mitte zwischen Ostern und Pfingsten.

[6] Κυριακὴ ε' τῆς σαμαρείτιδος.

[7] Κυριακὴ ζ' τοῦ τυφλοῦ.

[8] Κυριακὴ τῶν ἁγίων τριακοσίων δέκα καὶ ὀκτὼ θεοφόρων πατέρων τῶν ἐν Νικαίᾳ, Sonntag der heiligen 318 zum Konzil von Nicäa versammelten Bischöfe.

Dienstag	Jo 16, 2—13.	
Mittwoch	„ 16, 15—23.	
Donnerstag	„ 16, 23—33.	
Freitag	„ 17, 18—26.	
Samstag	„ 21, 14—15.	„Petrus, liebst du mich?"
Pfingstfest[1]	Jo 7, 37—52; 8, 12.	Verheißung des Heiligen Geistes.
1. Woche: Montag	Mt 18, 10—20.	
Dienstag	„ 4, 25 bis 5, 11 (13).	
Mittwoch	„ 5, 20—30.	
Donnerstag	„ 5, 31—41.	
Freitag	„ 7, 9—18.	
Samstag	„ 5, 42—48.	
1. Sonntag nach Pfingsten[2]	„ 10, 32—33; 10, 37—38; 19, 27—30.	Nachfolge Christi.
2. Woche: Montag	„ 6, 31—34; 7, 9—14.	
Dienstag	„ 7, 15—21.	
Mittwoch	„ 7, 21—23.	
Donnerstag	„ 8, 23—27.	
Freitag	„ 9, 14—17.	
Samstag	„ 7, 1— 8.	
2. Sonntag nach Pfingsten[3]	„ 4, 18—23.	Berufung des Petrus u. Andreas.
3. Woche: Montag	„ 9, 36 bis 10, 8.	
Dienstag	„ 10, 8—15.	
Mittwoch	„ 10, 16—22.	
Donnerstag	„ 10, 23—31.	
Freitag	„ 10, 32—36; 11, 1.	
Samstag	„ 7, 24 bis 8, 4.	
3. Sonntag nach Pfingsten	„ 6, 22—33.	Reden Christi.
4. Woche: Montag	„ 11, 2—15.	
Dienstag	„ 11, 16—20.	
Mittwoch	„ 11, 20—26.	
Donnerstag	„ 11, 27—30.	
Freitag	„ 12, 1— 8.	
Samstag	„ 8, 14—23.	
4. Sonntag nach Pfingsten	„ 8, 5—13.	Der Knecht des Hauptmanns.
5. Woche: Montag	„ 12, 9—13.	
Dienstag	„ 12, 14—16; 12, 22—30.	

[1] In der Matutin Jo 20, 14—25. In der Messe fällt der Bericht über die Ehebrecherin (Jo 7, 53 bis 8, 11) aus.

[2] Κυριακὴ α' μετὰ τὴν πεντεκοστὴν ἤτοι τῶν ἁγίων πάντων ἤτοι πρώτη τοῦ Ματθαίου, Allerheiligen.

[3] Κυριακὴ β' τοῦ Ματθαίου περὶ τῆς διδασκαλίας τοῦ Χριστοῦ.

Mittwoch	Mt 12, 38—45.	
Donnerstag	„ 12, 46 bis 13, 3.	
Freitag	„ 13, 3—12.	
Samstag	„ 9, 9—13.	
5. Sonntag nach Pfingsten	„ 8, 28 bis 9, 1.	Die Besessenen bei Gerasa.
6. Woche: Montag	„ 13, 10—23.	
Dienstag	„ 13, 24—30.	
Mittwoch	„ 13, 31—36.	
Donnerstag	„ 13, 36—43.	
Freitag	„ 13, 44—54.	
Samstag	„ 9, 18—26.	
6. Sonntag nach Pfingsten	„ 9, 1— 8.	Heilung des Gichtbrüchigen.
7. Woche: Montag	„ 13, 54—58.	
Dienstag	„ 14, 1—13.	
Mittwoch	„ 14, 35 bis 15, 11.	
Donnerstag	„ 15, 12—21.	
Freitag	„ 15, 29—31.	
Samstag	„ 10, 37 bis 11, 1.	
7. Sonntag nach Pfingsten	„ 9, 27—35.	Heilung zweier Blinden.
8. Woche: Montag	„ 16, 1— 6.	
Dienstag	„ 16, 6—12.	
Mittwoch	„ 16, 20—24.	
Donnerstag	„ 16, 24—28.	
Freitag	„ 17, 10—18.	
Samstag	„ 12, 30—37.	
8. Sonntag nach Pfingsten	„ 14, 14—22.	Brotvermehrung.
9. Woche: Montag	„ 18, 1—11.	
Dienstag	„ 18, 18—20; 19, 1—2; 19, 13—15.	
Mittwoch	„ 20, 1—16.	
Donnerstag	„ 20, 17—28.	
Freitag	„ 20, 12—14 17—20.	
Samstag	„ 15, 32—39.	
9. Sonntag nach Pfingsten	„ 14, 22—34.	Meeressturm.
10. Woche: Montag	„ 21, 18—22.	
Dienstag	„ 21, 23—27.	
Mittwoch	„ 21, 28—32.	
Donnerstag	„ 21, 43—46.	
Freitag	„ 22, 23—33.	
Samstag	„ 17, 24 bis 18, 1.	
10. Sonntag nach Pfingsten	„ 17, 14—23.	Heilung des Mondsüchtigen.
11. Woche: Montag	„ 23, 13—22.	
Dienstag	„ 23, 23—28.	
Mittwoch	„ 23, 29—39.	

	Donnerstag	Mt	24, 13—28.	
	Freitag	„	24, 27—35 42—51.	
	Samstag	„	19, 3—12.	
11. Sonntag nach Pfingsten		„	18, 23—35.	Der harte Knecht.
12. Woche:	Montag	Mk	1, 9—15.	
	Dienstag	„	1, 16—22.	
	Mittwoch	„	1, 23—28.	
	Donnerstag	„	1, 29—35.	
	Freitag	„	2, 18—22.	
	Samstag	Mt	20, 29—34.	
12. Sonntag nach Pfingsten		„	19, 16—26.	Der reiche Jüngling.
13. Woche:	Montag	Mk	3, 6—12.	
	Dienstag	„	3, 13—21.	
	Mittwoch	„	3, 20—27.	
	Donnerstag	„	3, 28—35.	
	Freitag	„	4, 1— 9.	
	Samstag	Mt	22, 15—22.	
13. Sonntag nach Pfingsten		„	21, 33—42.	Pächter des Weinberges.
14. Woche:	Montag	Mk	4, 10—23.	
	Dienstag	„	4, 24—34.	
	Mittwoch	„	4, 35—40.	
	Donnerstag	„	5, 1—20.	
	Freitag	„	5, 22—24; 5, 35 bis 6, 1.	
	Samstag	Mt	23, 1—12.	
14. Sonntag nach Pfingsten		„	22, 2—14.	Einladung zum Hochzeitsmahle.
15. Woche:	Montag	Mk	5, 24—34.	
	Dienstag	„	6, 1— 7.	
	Mittwoch	„	6, 7—13.	
	Donnerstag	„	6, 30—45.	
	Freitag	„	6, 45—53.	
	Samstag	Mt	24, 1—13.	
15. Sonntag nach Pfingsten		„	22, 35—40 (? 46).	Das Hauptgebot.
16. Woche:	Montag	Mk	6, 54 bis 7, 3.	
	Dienstag	„	7, 5—16.	
	Mittwoch	„	7, 14—24.	
	Donnerstag	„	7, 24—30.	
	Freitag	„	8, 1—10.	
	Samstag	Mt	24, 34—37 42—44.	
16. Sonntag nach Pfingsten		„	25, 14—30.	Die Talente.
17. Samstag nach Pfingsten		„	25, 1—13.	
17. Sonntag „ „		„	15, 21—28.	Die Kananäerin.

Woche	Tag		Stelle	
1. Woche:	Montag[1]	Lk	3, 19—22.	
	Dienstag	„	3, 23 bis 4, 1.	
	Mittwoch	„	4, 1—15.	
	Donnerstag	„	4, 16—22.	
	Freitag	„	4, 22—30.	
	Samstag	„	4, 31—36.	
(18. Sonntag nach Pfingsten)		„	5, 1—11.	Wunderbarer Fischfang.
2. Woche:	Montag	„	4, 38—44.	
	Dienstag	„	5, 12—16.	
	Mittwoch	„	5, 12—39.	
	Donnerstag	„	6, 33—16 (19).	
	Freitag	„	6, 17—23.	
	Samstag	„	5, 17—26.	
(19. Sonntag nach Pfingsten)		„	6, 31—36.	Nächstenliebe.
3. Woche:	Montag	„	6, 24—30.	
	Dienstag	„	6, 37—45.	
	Mittwoch	„	6, 46 bis 7, 1.	
	Donnerstag	„	7, 17—30.	
	Freitag	„	7, 31—35.	
	Samstag	„	5, 27—32.	
(20. Sonntag nach Pfingsten)		„	7, 11—16.	Jüngling von Naim.
4. Woche:	Montag	„	7, 36—50.	
	Dienstag	„	8, 1— 3.	
	Mittwoch	„	8, 22—25.	
	Donnerstag	„	9, 7—11.	
	Freitag	„	9, 12—18.	
	Samstag	„	6, 1—10.	
(21. Sonntag nach Pfingsten)		„	8, 5—15.	Der Sämann.
5. Woche:	Montag	„	9, 18—22.	
	Dienstag	„	9, 23—27.	
	Mittwoch	„	9, 43—50.	
	Donnerstag	„	9, 49—56.	
	Freitag	„	10, 1—15.	
	Samstag	„	7, 1—10.	
(22. Sonntag nach Pfingsten)		„	16, 19—31.	Der Prasser.

[1] Ἀρχὴ τῆς ἰνδικτοῦ τοῦ νέου ἔτους, ἤγουν τοῦ εὐαγγελιστοῦ λουκᾶ. Die folgenden Sonntage werden erst später als 18. bis 32. nach Pfingsten bezeichnet, sind aber oben schon so benannt, um im folgenden die Vergleichung mit den abendländischen Perikopen zu erleichtern. Sie sind in Klammern gesetzt, um zu zeigen, daß die Benennung im 10. Jahrhundert sich noch nicht findet.

6. Woche: Montag	Lk 10, 22—24.	
Dienstag	„ 11, 1— 9.	
Mittwoch	„ 11, 9—13.	
Donnerstag	„ 11, 14—23.	
Freitag	„ 11, 23—26.	
Samstag	„ 8, 16—21.	
(23. Sonntag nach Pfingsten)	„ 8, 27—35 38—39.	Heilung eines Besessenen.
7. Woche: Montag	„ 11, 29—33.	
Dienstag	„ 11, 34—41.	
Mittwoch	„ 11, 42—46.	
Donnerstag	„ 11, 47 bis 12, 1.	
Freitag	„ 12, 2—12.	
Samstag	„ 9, 1—6.	[der Tochter des Jairus.
(24. Sonntag nach Pfingsten)	„ 8, 41—56.	Heilung der Blutflüssigen und
8. Woche: Montag	„ 12, 13—15 22—31.	
Dienstag	„ 12, 42—48.	
Mittwoch	„ 12, 48—59.	
Donnerstag	„ 13, 1— 9.	
Freitag	„ 13, 31—35.	
Samstag	„ 9, 37—48.	
(25. Sonntag nach Pfingsten)	„ 10, 25—37.	Der Samaritan.
9. Woche: Montag	„ 14, 1 12—15.	
Dienstag	„ 14, 25—35.	
Mittwoch	„ 15, 1—10.	
Donnerstag	„ 16, 1— 9.	
Freitag	„ 16, 15—18; 17, 1—4.	
Samstag	„ 9, 57—62.	
(26. Sonntag nach Pfingsten)	„ 12, 16—21.	Der reiche Mann.
10. Woche: Montag	„ 17, 20—25.	
Dienstag	„ 17, 26—37; 18, 18.	
Mittwoch	„ 18, 15—17 26—30.	
Donnerstag	„ 18, 31—34.	
Freitag	„ 19, 12—28.	
Samstag	„ 10, 19—21.	
(27. Sonntag nach Pfingsten)	„ 13, 10—17.	Der Gekrümmte.
11. Woche: Montag	„ 19, 37—44.	
Dienstag	„ 19, 45—48.	
Mittwoch	„ 20, 1— 8.	
Donnerstag	„ 20, 9—18.	
Freitag	„ 20, 19—26.	
Samstag	„ 12, 32—40.	
(28. Sonntag nach Pfingsten)	„ 14, 16—24.	Einladung zur Hochzeit.

12. Woche:	Montag	Lk 20, 27—44.	
	Dienstag	„ 20, 46 (al. 21, 12) bis 21, 19.	
	Mittwoch	„ 21, 5—8 10—11 20—24.	
	Donnerstag	„ 21, 28—33.	
	Freitag	„ 21, 37 bis 22, 8.	
	Samstag	„ 13, 19—29.	
(29. Sonntag nach Pfingsten)		„ 17, 12—19.	Die zehn Aussätzigen.
13. Woche:	Montag	Mk 8, 11—21.	
	Dienstag	„ 8, 22—26.	
	Mittwoch	„ 8, 30—34.	
	Donnerstag	„ 9, 10—16.	
	Freitag	„ 9, 33—41.	
	Samstag	Lk 14, 1—11.	
(30. Sonntag nach Pfingsten)		„ 18, 18—27.	Der reiche Jüngling.
14. Woche:	Montag	Mk 9, 42 bis 10, 1.	
	Dienstag	„ 10, 2—11.	
	Mittwoch	„ 10, 11—16.	
	Donnerstag	„ 10, 17—27.	
	Freitag	„ 10, 24—32.	
	Samstag	Lk 16, 10—15.	
(31. Sonntag nach Pfingsten)		„ 18, 35—43.	Ein Blinder bei Jericho.
15. Woche:	Montag[1]	Mk 10, 46—52.	
	Dienstag	„ 11, 11—23.	
	Mittwoch	„ 11, 22—26.	
	Donnerstag	„ 11, 27—33.	
	Freitag	„ 12, 1—12.	
	Samstag	Lk 17, 3—10.	
(32. Sonntag nach Pfingsten)		„ 19, 1—10.	Zachäus.
16. Woche:	Montag	Mk 12, 13—17.	
	Dienstag	„ 12, 18—27.	
	Mittwoch	„ 12, 28—37.	
	Donnerstag	„ 12, 38—44.	
	Freitag	„ 13, 1— 9.	
	Samstag	Lk 18, 1— 8.	
(33. Sonntag nach Pfingsten)		„ 18, 9 (10) bis 14.	Sonntag des Zöllners.
17. Woche:	Montag	Mk 13, 9—13.	
	Dienstag	„ 13, 14—23.	
	Mittwoch	„ 13, 24—31.	
	Donnerstag	„ 13, 31 bis 14, 2.	
	Freitag	„ 14, 3— 9.	
	Samstag	Lk 20, 46 bis 21, 4.	

[1] Die 15. und 16. Woche mit dem 31. und 32. Sonntage fehlen bei Scholz. Vgl. oben S. 9, A. 7.

Sonntag Mt 15, 21—28. Die Kananäerin.
Samstag Lk 15, 1—10.
Sonntag [1] „ 15, 11—32. Der verlorene Sohn.

Woche der Fleischenthaltung [2]:
Montag Mk 11, 1—11.
Dienstag „ 14, 10—42.
Mittwoch „ 14, 43 bis 15, 1.
Donnerstag „ 15, 1—15.
Freitag „ 15, 20 22 25 33—41.
Samstag Lk 21, 8—9 25—27 33—36.
Sonntag [3] Mt 25, 31—46. Das jüngste Gericht.

Butterwoche [4]: Montag Lk 19, 29—40; 22, 7—8 39.
Dienstag Lk 22, 39 bis 23, 1.
Mittwoch. Ohne Lesestück.
Donnerstag Lk 23, 1—43 (?) 44—56.
Freitag. Ohne Lesestück.
Samstag Mt 6, 1—13 (und 11, 27—30).
Sonntag Mt 6, 14—21. Fastenvorschriften (u. Jo 13, 12—17) [5].

Vorabend der Fasten Mt 7, 7—11. Wirkung des Gebetes [6].
Fastenzeit [7]: 1. Samstag Mk 2, 23 bis 3, 5.
1. Sonntag Jo 1, 44—52. Berufung des Nathanael.
2. Samstag Mk 1, 35—44.
2. Sonntag „ 2, 1—12. Heilung des Gichtbrüchigen.
3. Samstag „ 2, 14—17.
3. Sonntag „ 8, 34 bis 9, 1. Seelenheil, Verklärung.
4. Samstag „ 7, 31—37.
4. Sonntag „ 9, 17—31. Der besessene Knabe.
5. Samstag „ 8, 27—31.
5. Sonntag „ 10, 32—45. Die Söhne des Zebedäus.
6. Samstag Jo 11, 1—45. Auferweckung des Lazarus.

Palmsonntag [8]: Mt 21, 1—11 15—17 [9]. Einzug in Jerusalem.
Jo 12, 1—8 [10]. Maria salbt Jesum.

---

[1] Κυριακῇ πρὸ τῆς ἀπόκρεω, Sonntag vor der Fleischenthaltung, Septuagesima.
[2] Woche des Karneval.
[3] Κυριακῇ τῆς ἀπόκρεω, Sonntag der Fleischenthaltung, Sexagesima.
[4] Woche des Käseessens.
[5] Κυριακῇ τῆς τυροφάγου, Sonntag des Käseessens, Butterwoche, Quinquagesima.
[6] Παννυχὶς τῆς ἁγίας νηστείας.
[7] In der Fastenzeit wird Montag bis Freitag aus der Genesis gelesen.
[8] Κυριακῇ τῶν βαΐων, 6. Sonntag der Fasten.
[9] Εἰς τὸν ὄρθρον. Beim Frühgottesdienste.
[10] Εἰς τὴν λειτουργίαν. Bei der Messe.

Karwoche[1]: Montag Mt 21, 18—22 (43); 24, 3—35.
Dienstag Mt 22, 15 bis 24, 2; 24, 36 bis 26, 2.
Mittwoch Jo 12, 17—47 (al. 11, 47—53); Mt 26, 6—16.
Donnerstag Lk 22, 1—36. Judas bietet sich an zum Verrat, Abendmahl. Mt 26, 1—20. Maria salbt Jesum; Judas.
Fußwaschung[2] Jo 13, 3 (1)—10, dann[3] Jo 13, 12—17; Mt 26, 21—39; Lk 22, 43—44; Mt 26, 40 bis 27, 2.
Karfreitag[4] Jo 13, 31 bis 18, 1; Jo 18, 1—28; Mt 26, 57—75; Jo 18, 28 bis 19, 16; Mt 27, 3—32; Mk 15, 16—32; Mt 27, 33—54; Lk 23, 32—49; Jo 19, 25—37; Mk 15, 43—47; Jo 19, 38—42; Mt 27, 62—66.
Nachtwache[5] Mt 27, 1—56; Mk 15, 1—41; Lk 22, 66 bis 23, 49; Jo 19, 16—37 (al. 18, 28 bis 19, 37).
Karsamstag[6] Mt 27, 62—66; 28, 1—20.

Nachtwache vor Ostern: Mt 28, 16—20; Mk 16, 1—8; Mk 16, 9—20; Lk 24, 1—12; Lk 24, 12—35; Lk 24, 36—42; Jo 20, 1—10 (Jo 20, 11—18); Jo 20, 19—31; Jo 21, 1—14; Jo 21, 15—25[7].

Vergleicht man diese griechischen Perikopen mit den heute in der römisch-katholischen Kirche des Abendlandes gebräuchlichen, so ist die Übereinstimmung eine sehr geringe.

Am Sonntage nach Ostern wird freilich im Abendlande wie im Morgenlande der Bericht des hl. Johannes (20, 19 f) über Jesu Erscheinung bei den zehn Jüngern und vor Thomas verlesen. Das Evangelium über die Jünger von Emmaus haben die Griechen am 3., die Lateiner am 2. Tage nach Ostern.

Das Evangelium von der Auferweckung des Jünglings von Naim (Lk 7, 11 f) findet sich bei den Griechen am 20., bei den Lateinern am 15. Sonntage nach Pfingsten, dasjenige über das Hauptgebot (Mt 22, 35 f) bei den Griechen am 15., bei den Lateinern am 17. Sonntage nach Pfingsten, das vom Gichtbrüchigen (Mt 9, 1 f) bei den Griechen am 6., bei den Lateinern am 18. Sonntage. Über den harten Knecht (Mt 18, 23 f) hören die Griechen am 11., die Lateiner am 21. Sonntage die Perikope. Das Evangelium vom Sämann (Lk 8, 5 f) haben die Griechen am 21. Sonntage nach Pfingsten, die Lateiner am Sonntage Sexagesima, die Ermahnung über das Fasten (Mt 6, 14 f) die Griechen am Sonntage vor der Fastenzeit, die Lateiner am

[1] Ἡ ἁγία καὶ μεγάλη ἑβδομάς. Je ein Evangelium für Matutin und Messe am Montag bis Donnerstag.

[2] Εὐαγγέλιον τοῦ νιπτῆρος. [3] Μετὰ τοῦ νίψασθαι.

[4] Zwölf Evangelien der Leidensgeschichte.

[5] Εὐαγγέλια τῶν ὡρῶν τῆς ἁγίας παραμονῆς (παρασκευῆς).

[6] Für Matutin und Abendgottesdienst.

[7] Εὐαγγέλια ἀναστάσιμα ἑωθινά, Evangelien der Matutin. Messe Jo 1, 1—17; vgl. den Anfang des Verzeichnisses oben S. 13.

Aschermittwoch. Über die Verklärung wird am 3. Sonntage der Fastenzeit bei den Griechen Mk 8, 34 f, bei den Lateinern am 2. Sonntage der Fastenzeit Mt 17, 1 f vorgelesen. Über die Blutflüssige und die Auferweckung der Tochter des Jairus haben die Griechen am 24. Sonntage nach Pfingsten die Perikope Lk 8, 41 f, die Lateiner am 23. Sonntage Mt 9, 18 f.

In nichtrömischen Perikopenverzeichnissen des Abendlandes werden wir in einzelnen Fällen mehr Übereinstimmung mit den Griechen finden. Mehrere werden z. B. um Weihnachten das Geschlechtsregister Christi (Mt 1, 1 f) bringen, um Ostern den Anfang des Johannesevangeliums, zwischen Ostern und Pfingsten die Perikope aus Jo 7, 14: Die festo mediante ascendit Iesus in templum — „In der Mitte der Festzeit stieg Jesus hinauf in den Tempel".

Zweites Kapitel.

Griechische Evangelienverzeichnisse für unbewegliche Feste des Kirchenjahres.

Neben dem Synaxarion, dem Verzeichnis der Evangelien für die österliche Zeit und die von ihr abhängigen „beweglichen", d. h. nicht an bestimmte Tage der Kalendermonate gebundenen Feste, Sonntage und Wochentage, besitzen die Griechen als zweites Buch das Menologium, in dem Evangelien für die „unbeweglichen", d. h. für die an bestimmten Monatstagen gefeierten Feste gegeben sind. Für die einzelnen Feste Christi, seiner Mutter und der Heiligen gibt es Perikopen und Lesungen, worin es deren Geschichte und Legende darbietet. Scholz, Scrivener und Gregory haben seine Perikopenangaben nach Handschriften des 10. und 11. Jahrhunderts abdrucken lassen[1]. Alle Feste des Menologium und alle Evangelien hier zu wiederholen, würde zu viel Raum erfordern und für die Geschichte der abendländischen, besonders der römischen Perikopen wenig Nutzen bringen. Doch scheint es lehrreich, einen Auszug daraus zu geben.

Beachtenswert ist, daß dieses Buch weder mit Ostern beginnt, wie das „Evangelium" (Synaxarion), noch auch mit Weihnachten, mit Advent oder

[1] Scrivener, Introduction 81 f. Scholz, Nov. test. graec. Gregory, Textkritik 365 f. Die von letzterem beigefügten Angaben jüngerer Verzeichnisse sind nicht berücksichtigt. Wertvolle Erklärungen zum heutigen Menologium der Russen, die zum Verständnis des alten dienlich sind, bei Maltzew, Menologium der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes, Berlin 1900. Ein Teil des Menologiums findet sich in Steininger, Codex sancti Simeonis exhibens lectionarium ecclesiae graecae DCCC circiter annorum vetustate insigne. Augustae Trevirorum 1834, Lintz.

mit dem 1. Januar, sondern mit dem 1. September. Es schließt demzufolge mit dem 31. August. Die Byzantiner bestimmten nämlich im Jahre 691 (692) auf ihrem Konzil als Anfang des Jahres den 1. September und hielten mit dem ganzen Morgenlande an diesem Entscheid fest. Die Russen begannen im 13. Jahrhundert den 1. September als ersten Tag des Jahres hinzustellen und tun dies noch heute in ihrem Menologium[1]. Das erste größere Fest des Menologiums ist Mariä Geburt. Das zweite, Kreuzerhöhung, wird mit einem vorhergehenden und einem folgenden Sonntage von den Griechen heute in die Reihe der Sonntage nach Pfingsten eingeschaltet[2].

Beachtenswert ist die Stellung des Weihnachtstages sowie die Ordnung der Feste von Weihnachten bis Epiphanie[3]. Man kann darauf dasselbe anwenden, was Sokrates über die Erinnerung an die Auferstehung des Herrn sagt, indem er bemerkt[4], deshalb habe man früher Ostern zu verschiedenen Zeiten gefeiert (am 14. Nisan oder am Sonntage nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings oder im April am Sonntage, nachdem die Sonne in das Zeichen des Widders eintrat), weil keiner der Apostel darüber ein Gesetz gegeben habe. Sie hätten es dem Gutbefinden der verschiedenen Kirchen überlassen, eine bestimmte Gewohnheit herauszubilden.

Wie für die Bestimmung des Zeitpunktes des Osterfestes entstand darum in dem 1. Jahrhundert für Christi Geburt im Abendlande eine andere Gewohnheit als im Morgenlande. In Alexandrien und wohl in ganz Asien wurde ein Weihnachtsfest zur Zeit des Origenes (gest. 254) noch nicht gefeiert; denn er nennt als besondere Tage des Gebetes nur die Sonn-

---

[1] Lersch, Einleitung in die Chronologie I[2], Freiburg 1899, 240. Auch die päpstliche Kanzlei begann 490—1087 das Jahr mit dem 1. September, 1087—1099 mit dem 24. desselben Monates. [2] Vgl. oben S. 11.

[3] Über die Geschichte des Weihnachtsfestkreises vgl. Pagi, Breviarium Pont. Rom., Antverp. 1717, 89 (abgedruckt bei Migne, P. lat. Anastasius Bibliothec., CXXVIII 27 f Nota ad XXXVI. S. Iulius); Cotelier zu Constitutiones apost. V 13 (ebd. I 857 f); Coustant zu dem angeblichen Briefe des Papstes Julius (ebd. VIII 964 f); Benedict. XIV., De festis Domini I, c. 17, n. 64 f; Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen über das Weihnachtsfest, Bonn 1889; Kellner, Heortologie[2], Freiburg 1906, 94 f; Kneller, Die Begleitfeste der Weihnacht, in „Stimmen aus Maria-Laach" LXVII (1904) 538 f; Morin, La date de la Saint-Jean, in Revue bénéd. V (1888) 257 f; Erbes, Das syrische Martyrologium und der Weihnachtsfestkreis, II. Über Weihnachten, in Zeitschrift für Kirchengeschichte von Brieger und Beß, Gotha 1905, 1 f. Usener hat (im Rheinischen Museum für Philologie 1905, Hft 4; vgl. Allgem. Zeitung, Beil. 33, 10. Februar 1906) versucht nachzuweisen, das Weihnachtsfest sei zu Rom zwischen 354—360 zuerst gefeiert worden, doch sind seine Gründe nicht beweiskräftig.

[4] Historia eccl. V 22 (Migne, P. gr. LXVII 625).

tage, Karfreitag, Ostern und Pfingsten[1]. Cassian schrieb um das Jahr 420, es sei in Ägypten hergebracht, um Epiphanie Christi Geburt und Taufe zu feiern[2]. Auch in Jerusalem war noch zur Zeit, als der hl. Hieronymus dort weilte, die Erinnerung an Christi Geburt und Taufe auf den 6. Januar vereint[3]. Epiphanius, Bischof von Konstantia auf Cypern (gest. 403), berichtet, Christus sei am 6. Januar geboren, am 8. November getauft worden, dann am 6. Januar nach Kana zur Hochzeit gekommen[4].

Im Gegensatze zu der durch Epiphanius vertretenen Chronologie der Morgenländer waren die Abendländer der Ansicht, Christus sei am 25. Dezember geboren worden. Das älteste Zeugnis dafür findet sich im Kalender des Philocalus vor dem Jahre 354[5]. Er meldet: „Am 8. vor dem Kalender des Januar wurde Christus geboren in Bethlehem Judää.“[6] Papst Liberius gab der Schwester des hl. Ambrosius am Weihnachtstage (um 353) den Schleier einer gottgeweihten Jungfrau, sagt aber in seiner Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, nicht, der Tag sei damals zu Rom als Fest der Geburt Christi angesehen worden[7]. Etwas

---

[1] Contra Celsum 8, 21 (Migne, P. gr. XI 1549). Über Clem. Alex., Strom. 1 vgl. Kellner a. a. O. 108.

[2] Coll. 10, 2 (Migne, P. lat. XLIX 820).

[3] Anecdota Maredsolana III 2, 396. Predigt des hl. Hieronymus am 25. Dezember zu Jerusalem. Revue bénéd. V (1888) 259 f. „Stimmen“ LXVII 555.

[4] Adversus haereses 2, 1. Haeresis 31, sive 51, c. 16: Baptizatus est LX ante festum Epiphaniorum die, qua secundum carnem natus est. Eadem die, qua secundum carnem natus fuerat, primum illud conversae in vinum aquae miraculum edidisse creditur. c. 24: Cum enim mense Ianuario natus esset VIII. Id. Ian., qui est apud Romanos Ianuarii dies V, Syris sive Graecis Audynai . . . XXIX integros consulatus percurrit VI (Migne, P. gr. XLI 919 931). Auch einige Montanisten feierten Ostern am 6. April, Christi Empfängnis an demselben Tage, dementsprechend seine Geburt am 6. Januar, d. h. am Feste Epiphanie. Sozomen., Hist. eccl. VII 18. Duchesne, Origines du culte chrétien[3], Paris 1903, 264.

[5] Spätestens aus der Zeit zwischen dem 31. Dezember 335 und dem 7. Oktober 336 (Zeitschrift für Kirchengeschichte XXVI, Gotha 1905, 4).

[6] Mon. Germ., SS. antiquissimi IX 71. Duchesne a. a. O. 258. Kellner a. a. O. 100 f. Über die Angabe des Hippolyt, Christus sei am 2. April Mensch geworden, vgl. Rieß, Das Geburtsjahr Christi, 11. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ 105. Über die interpolierte Stelle des Hippolyt, welche Christi Geburt auf den 25. Dezember festlegt, Zeitschrift für Kirchengeschichte XXVI, Gotha 1905, 12 f. Hippolyts Werke, herausgegeben von Bonwetsch und Achelis, Leipzig 1897, 242.

[7] S. Ambros., De virgin. III 1 (Migne, P. lat. XVI 219). Nach Erbes (Zeitschrift für Kirchengeschichte XXVI 9) hätte Liberius in der Einkleidungsrede auf die Hochzeit von Kana hingewiesen, weil man zu Rom am 25. Dezember Christi Geburt und Epiphanie, also auch das Wunder von Kana gefeiert habe.

später unterschied der hl. Augustinus in einem Briefe so scharf zwischen Erinnerung an Christi Geburt, für die er den 25. Dezember festhielt, und festlicher Begehung dieser Geburt, daß es scheint, zu seiner Zeit sei Weihnachten auch in Afrika noch kein Feiertag gewesen[1]. In Wahrheit wurde jedoch, wie aus seinen Reden erhellt, das Fest feierlich begangen im Gegensatze zu dem Gebrauche der Heiden, an demselben Tage die in hellerem Glanze strahlende Sonne zu verehren[2]. Der heilige Kirchenlehrer war so sehr davon überzeugt, der Herr sei am 25. Dezember geboren, daß er in einer Rede ausführte, Christus habe sich nicht nur die Art seiner Geburt ausgewählt, indem er eine Jungfrau sich als Mutter erkor, sondern auch den Tag seines Eintrittes in diese Welt. Der betreffende Tag aber sei sehr passend, weil er daran erinnere, Christus gleiche dem Lichte der Sonne und helfe uns auf dem Wege des Lichtes zu wachsen[3]. Wie der hl. Augustinus in Afrika, so hielt der hl. Leo zu Rom am Weihnachtstage Reden, in denen er zur Feier des Tages aufmunterte und vor dem Irrtum der Manichäer warnte, welche am 25. Dezember sich nicht über Christi Geburt, sondern über den „Aufgang der Sonne" freuten[4]. Auch der hl. Hieronymus trat in seiner oben erwähnten Rede zu Jerusalem für die Ansicht ein, Christus sei am 25. Dezember geboren worden.

Zur Begründung der Ansicht, Christus sei am 25. Dezember in diese Welt eingetreten, wird vielfach[5] folgender Beweisgang angeführt: Zacharias mußte

---

[1] Epist. 55 al. 119 (Migne, P. lat. XXXIII 244 f). Der Heilige antwortet auf die Frage: Cur anniversarius dies celebrandae Dominicae passionis non ad eundem redeat anni diem, sicut dies qua traditur natus? folgendermaßen: Oportet noveris, diem natalem Domini non in sacramento celebrari, sed tantum in memoriam revocari, quod natus sit, ac per hoc nihil opus erat, nisi revolutum anni diem, quo ipsa res acta est, festa devotione signari.

[2] Sermo 190, n. 1; 192, n. 3; 196, n. 1 (ebd. XXXVIII 1007 1018 1019). Vom hl. Augustin sind nicht weniger als 13 Sermones in natali Domini erhalten. Eine dem hl. Cyprian irrtümlich zugeschriebene Abhandlung (De pascha computus, ed. Hartel III, Vindobon. 1871, 267) nennt als Geburtstag Christi V Kl. april., feria IV, d. h. 28. März. Migne, P. lat. IV 964 wird vermutet, Christi Verkündigung sei damit gemeint (25. März), obgleich von dies nativitatis die Rede ist.

[3] Sermo 190, c. 1 (ebd. XXXVIII 1007).

[4] S. Leo, Sermo 22, c. 6; 24, c. 4 f; 27, c. 4 (ebd. LIV 193 206 218). Von ihm sind 10 Sermones in nativitatem Domini erhalten. Der Liber pontificalis (ed. Duchesne I 129) sagt: Telesphorus (127—137) constituit, ut natalem Domini noctu missas celebrarentur et ante sacrificium hymnus diceretur angelicus, hoc est: Gloria in excelsis Deo.

[5] Epistola (spuria) Iulii Papae ad Cyrillum (Migne, P. lat. VIII 964 f; vgl. 872). S. Ioann. Chrysost., Hom. in diem natalem D. N. Iesu Christi

als Hoherpriester im September ins Allerheiligste gehen und empfing bei dieser Gelegenheit die Botschaft durch Gabriel. Die Griechen begingen darum am 23. September das Fest der Empfängnis des Vorläufers. Sechs Monate später brachte Gabriel Maria die Botschaft. Darum feiert man Mariä Verkündigung am 25. März. Neun Monate nach der Botschaft Gabriels fällt das Fest der Geburt des Täufers auf den 24. Juni, neun Monate nach Mariä Verkündigung Christtag.

Insofern diese Rechnung sich auf die vorgebliche Tatsache stützt, Zacharias sei Hoherpriester gewesen oder habe wenigstens als dessen Stellvertreter im September das feierliche Opfer dargebracht, ist sie unhaltbar. Da aber der Evangelist Lukas den Zeitpunkt des Opfers des Zacharias genau bestimmt, indem er sagt, dies Opfer sei dargebracht worden am Tage, als Zacharias in der Ordnung seiner Abteilung, die doch festgelegt war, als Priester amtete, da er weiterhin den Tag der Verkündigung sechs Monate später verlegt (Lk 1, 8 und 26; vgl. 56 und 2, 1), und da der hl. Augustinus sich auf eine alte Überlieferung über den Geburtstag des hl. Johannes beruft[1], könnte man durch anderweitige Nachrichten einen der vier erwähnten Tage gekannt haben, aus dem sich die Berechnung der übrigen leicht ergab. Eine bestimmte Nachricht ist jedoch nicht überliefert.

Duchesne[2] meint, man sei bei der Bestimmung des Weihnachtsfestes vom Todestag Christi ausgegangen. Als solcher galt der 25. März (als Tag der Auferstehung der 27. März). Dazu kam die Ansicht, Christus habe genau 33 Jahre gelebt; demnach sei der 25. März auch als Tag seiner Empfängnis anzusehen, demnach als Tag der Geburt der 25. Dezember.

Die im Abendland herrschende Ansicht, Christus sei am 25. Dezember in diese Welt sichtbar eingetreten, gewann erst seit dem Ende des 4. Jahrhunderts im Morgenlande die Oberhand. Sie ward vom hl. Chrysostomus verteidigt und empfohlen; denn in einer Rede unterscheidet er Weihnachten von Epiphanie und bezeichnet es als Wurzel der Feste Epiphanie, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten[3]. In einer andern, am 25. Dezember des Jahres 386 (oder 388) zu Antiochia gehaltenen[4] führt er aus, erst seit zehn Jahren sei Christi Geburtstag im Morgenlande bekannt. Man streite zwar zu Antiochia noch, indem die Behauptung, Christus sei am 25. Dezember geboren, von den einen als neue Erfindung, von den

(Migne, P. gr. XLIX 856 f; vgl. 348 f); Cosm. Indicopleustes, Topograph. V (ebd. LXXXVIII 197; vgl. 450).

[1] S. August., Sermo 292, c. 1 (Migne, P. lat. XXXVIII 1320): Cuius (praecursoris) nativitatis dies hodiernus traditur, hodie celebratur. Hoc maiorum traditione suscepimus, hoc ad posteros imitanda devotione transmittimus.

[2] Origines du culte chrétien[3] 261 f.

[3] De beato Philogonio hom. 6, n. 3 f (Migne, P. gr. XLVIII 752).

[4] In diem natalem D. N. Iesu Christi (ebd. XLIX 352 f).

andern als alte Überlieferung bezeichnet werde. Er führt dann drei Gründe an, warum der Tag gefeiert werden solle. Erstens sei das Fest im Morgenlande so freudig aufgenommen und verbreitet worden, daß dies beweise, Gott selbst billige es. Zweitens sei aus römischen Archiven der Tag bekannt, an dem nach des Augustus Befehl zu Bethlehem die Volkszählung stattgefunden und Christus das Licht der Welt erblickt habe. Drittens entspreche der Tag den chronologischen Angaben der Heiligen Schrift. Dabei führt er den oben dargelegten, freilich unhaltbaren Beweis aus. Auffallend ist die philologische Gelehrsamkeit, womit der große Volksredner gegen seine Gewohnheit in dieser Predigt hervortritt, dann auch die Versicherung, er habe die Bestimmung dieses Tages als Zeit der Geburt Christi von Leuten erfahren, welche die genaueste Kenntnis darüber besäßen, welche in Rom gewohnt und die dort aufbewahrten geschichtlichen Quellen in öffentlichen Sammlungen selbst gelesen hätten[1]. Morin hat daraufhin folgende ansprechende Vermutung ausgesprochen. Da der hl. Chrysostomus im Jahre 386 sich so äußerte und sagte, etwa vor zehn Jahren sei zu Antiochia durch Nachrichten, die aus Rom stammten, Christi Geburtstag bekannt geworden, so verdanke er seine Kenntnis dem hl. Hieronymus. Dieser befand sich nämlich im Jahre 378 zu Antiochia und empfing damals vom Bischof Paulin in dieser Stadt die Priesterweihe[2]. Morins Vermutung ist um so annehmbarer, weil der hl. Hieronymus in der bereits erwähnten, zu Jerusalem gehaltenen Rede ähnliche Beweise bringt[3].

Wie der hl. Chrysostomus über Antiochia berichtet, so bezeugt der hl. Gregor von Nyssa, Christi Geburt werde in seiner Kirche mehrere Tage vor Christi Taufe gefeiert[4]. Sein Namensvetter Gregor von Nazianz sprach seine Freude darüber aus, daß die Einwohner von Konstantinopel, seiner Anregung und seinem Beispiele folgend, begonnen hätten, das Weihnachtsfest jetzt vor Epiphanie zu begehen[5].

Die Feste der Weihnachtswoche sind im Menologium anders geordnet als in der heutigen römischen Liturgie. Noch um das Jahr 400

---

[1] In diem natalem D. N. Iesu Christi (Migne, P. gr. XLIX, n. 2, col. 353).

[2] Revue bénéd. V (1888) 259. Vgl. Tillemont, Histoire eccl. XII 51. Über die nähere Bekanntschaft des hl. Chrysostomus mit dem hl. Hieronymus vgl. Revue bénéd. XXIII (1906) 430 f.

[3] Vgl. oben S. 25 und S. Hieron., In Ezech. 1, c. 1, v. 3 (Migne, P. lat. XXV 18): Epiphaniorum dies hucusque venerabilis est, non ut quidam putant, Natalis in carne, tunc enim absconditus est et non apparuit.

[4] In diem luminum, in quo baptizatus est Dominus noster (Migne, P. gr. XLVI 579). [5] Vgl. S. 29, A. 3.

beging man zu Jerusalem am 25. Dezember das Fest des Königs David und des heiligen Apostels Jakobus d. J., der dort als Bischof der Stadt und als Märtyrer starb[1]. Der hl. Gregor von Nyssa (gest. 394) verehrte am 25. Dezember Christi Geburt, am 26. den hl. Stephanus, am 27. die drei großen Apostel Petrus, Johannes und Jakobus d. Ä., am 28. den hl. Paulus[2]. Ein griechisches Martyrologium nennt vor dem Jahre 411 am ersten Tage nach Christmeß Stephanus, am zweiten Johannes d. Ev. und Jakobus d. Ä., am dritten Paulus und Petrus. Petrus ist also in ihm von den beiden andern großen Aposteln getrennt und hinter Paulus gesetzt worden[3].

Bischof Juvenal (gest. 458) führte das Fest der Geburt Christi in Jerusalem ein[4]. Im Jahre 425 war dies Fest im Orient schon derartig verbreitet, daß Kaiser Theodosius verordnete, an Sonntagen, an Weihnachten, Epiphanie, Ostern und fünfzig Tage nachher sollten keine Spiele im Theater und im Zirkus gehalten werden[5].

Im 7. Jahrhundert hatte man zu Jerusalem das Fest Davids und des hl. Jakobus d. Ä. auf den zweiten Weihnachtstag herabgerückt. Erst am dritten feierte man darum Stephanus, am vierten Petrus, Paulus und vielleicht Jakobus d. J.[6] Im griechischen Menologium des 10. Jahrhunderts folgt auf Weihnachten zuerst ein Marienfest, dann Stephanus. Dies Marienfest des zweiten Weihnachtstages ist ein sog. „Begleitfest". So folgt auf Mariä Geburt das Fest der hll. Joachim und Anna, auf Epiphanie, den Tag der Taufe Christi, ein Fest des Täufers, auf Lichtmeß das Fest der hll. Simeon und Anna, auf Verkündigung Gabriel, auf Petrus und Paulus ein Fest aller Apostel.

---

[1] „Stimmen aus Maria-Laach" LXVII 555 f.

[2] In diem luminum; in S. Stephanum oratio 2; in S. Basilium (Migne, P. gr. XLVI 579 725 789). Asterius Amas., Hom. 12 in laudem S. Stephani (ebd. XL 340).

[3] Martyrolog. graec. in syrischer Übersetzung. Acta SS. Novemb. 2, p. LII. Oratio 38. In Theophaniam sive Natalitia Domini n. 16 sagt Gregor von Nazianz, Christi Taufe werde später gefeiert als Weihnachten. Oratio 39. In sancta lumina (Taufe Christi) n. 14: Christi quidem Nativitas congrua prius, tum a me, festi duce et auspice, tum a vobis, atque adeo ab omnibus, celebrata est (ebd. XXXVI 330 350. Vgl. die Einleitungen 310 f 331).

[4] Basil. Seleuc., Orat. 42 (ebd. LXXXV 469).

[5] Cod. Theod. XV, tit. 5, 51.

[6] Itinera Hierosolymitana (Corpus SS. eccl. lat. XXXIX 166 179), Sophon. Hieros., Oratio 8. In sanctos apostolos Petrum et Paulum (Migne, P. gr. LXXXVII [tom. 3] 3361): Post egregium Stephanum (Apostoli) quartum dramatis actum sibi vindicantes. Später feierte man Jakobus am 29. Dezember.

Ein Rest der alten Ordnung des griechischen Festkreises ist in den Perikopen ersichtlich geblieben; denn auf den **Weihnachtstag** ist der Bericht über die Ankunft der heiligen Könige (Mt 2, 1 f) gelegt. Über Christi Geburt aber wird am Tage vor dem Christfest ein Abschnitt aus dem Evangelium des hl. Lukas (2, 1 f) verlesen. Für **Epiphanie** sind nur Lesestücke über Christi Taufe vorgeschrieben. Über die Anbetung der Könige wird an diesem Tage nichts gemeldet in den Perikopen.

Auszug aus dem griechischen Menologium.

Der Monat **September**. 1. Anfang der Indiktion des neuen Jahres und Gedächtnis unseres ehrwürdigen Vaters Simeon, des Säulenstehers, und der heiligen vierzig Frauen und des Jesu Nave und der sieben heiligen Jünglinge von Ephesus. Lk 1, 39—49 55.

8. Geburtstag der Gottesgebärerin. Lk 10, 38—42; 11, 27—28.
9. Die hll. Joachim und Anna und der hl. Severianus. Lk 8, 16—21.
   Sonntag (vor) der Kreuzerhöhung[1]. Jo 3, 13—17. Nikodemus.
14. **Kreuzerhöhung.** Jo 19, 6.9—11 13—20 25—28 30—35. Kreuzweg und Kreuzestitel.
   Samstag nach Kreuzerhöhung[2]. Jo 8, 21—30.
   Sonntag[3] nach Kreuzerhöhung. Mk 8, 34 bis 9, 1.
23. Empfängnis des Vorläufers. Lk 1, 1—25 57—68 76 80[4].
26. Hinscheiden (des Apostels) Johannes, des Theologen. Jo 21, 14—25.
6. **Oktober**. Thomas, Apostel. Jo 20, 19—31.
9. Jakobus der Jüngere. Mt 10, 1—7, 14—15.
18. Lukas, Evangelist. Lk 10, 16—21.
1. **November**. Kosmas und Damian. Mt 8, 1 5—8.
8. Erzengel Michael. Lk 10, 16—21.
6. **Dezember**. Nikolaus. Lk 6, 17—23.
7. Ambrosius. Jo 10, 9—16.
9. Empfängnis der hl. Anna (d. h. Mariä Empfängnis). Lk 8, 16—21 (Mk 11, 22—26; Mt 7, 7—8)[5].

Samstag vor Weihnachten. Mt 13, 31—58 (Lk 12, 32—40), Samstag der Vorväter. Lk 13, 19—39.

Sonntag vor Weihnachten, Sonntag der Vorväter. Mt 1, 1—25. Geschlechtsregister Christi.

24. Vigil von Weihnachten. Lk 2, 1—20.
25. Weihnachten. Mt 2, 1—12. Die heiligen drei Könige bei Herodes.
26. Fest der Gottesmutter. Mt 2, 13—23[6].

---

[1] Κυριακῇ (πρὸ) τῆς ὑψώσεως τοῦ τιμίου σταυροῦ. [2] Σαββάτῳ μετὰ τὴν ὕψωσιν.

[3] Κυριακῇ μετὰ τὴν ὕψωσιν. [4] Ἡ σύλληψις τοῦ προδρόμου.

[5] Ἡ σύλληψις τῆς ἁγίας ἄννης. Mariä Empfängnis.

[6] Εἰς τὴν σύναξιν τῆς θεοτόκου. Vgl. Nilles, Kalendar. I² 366; Kneller, Die Begleitfeste der Weihnacht, in „Stimmen aus Maria-Laach" LXVII (1904) 552 f.

27. Stephanus. Mt 21, 33—42.
Samstag nach Weihnachten. Mt 12, 15—21.
Sonntag nach Weihnachten. Mk 1, 1—8 (Mt 2, 13—23).
28. Zwanzigtausend heilige Märtyrer von Nikomedia. Lk 12, 32—40.
29. Unschuldiger Kinder Tag. Mt 2, 13—23.
1. Januar. Beschneidung Christi. Lk 2, 20—21 40—52.
Samstag[1]. Mt 3, 1—6 (11 oder 16).
Sonntag. Mk 1, 1—8. Auftreten Johannes' des Täufers.
5. Vigil von Epiphanie. Lk 3, 1—18. Auftreten des Täufers.
6. Epiphanie[2]. Mk 1, 9—11; Lk 3, 19—21; Mt 3, 13—17. Christi Taufe.
7. Johannes der Täufer[3]. Jo 1, 29—34. Des Johannes Zeugnis.
Samstag[4]. Mt 4, 1—11. Versuchungen Christi.
Sonntag. Mt 4, 12—17. Erstes Auftreten Christi.
2. Februar. Lichtmeß[5]. Lk 2, 22—40.
3. Simeon, der Gerechte, der den Herrn aufnahm, und Anna die Prophetin. Lk 2, 25—32.
25. März. Mariä Verkündigung. Lk 1, 24—38.
26. Gabriel. Lk 10, 16—21.
30. April. Jakobus (d. Ä.), der Bruder des Theologen (Johannes d. Ev.). Jo 8, [3—11.
1. Mai. Jeremias. Mt 16, 13—19 (5, 14—19).
8. Johannes d. Ev. (Bestattung). Jo 19, 25—27 und 21, 24—25.
24. Juni. Geburt des Vorläufers. Lk 1, 1—25 57—68 76.80.
29. Petrus und Paulus. Mt 16, 13—19.
30. Die zwölf heiligen Apostel. Mt 9, 36 und 10, 1—8.
6. August. Christi Verklärung. Mt 17, 1—19.
15. Mariä Himmelfahrt[6]. Lk 10, 38 f.
29. Des hl. Johannes Enthauptung. Mk 6, 14—20 (30).

Drittes Kapitel.

Syrische Evangelienverzeichnisse.

Wie die Feier des Kirchenjahres in Antiochia beim Beginn des 6. Jahrhunderts geordnet war, ersieht man in etwa aus den Homilien, welche vom monophysitischen Patriarchen Severus zu Antiochia 512—518 gehalten wurden[7]. Ergänzt werden seine Angaben durch ein Evangelienbuch der

[1] Πρὸ τῶν φώτων. Vor dem Tauftage. Vgl. Nilles a. a. O. 57.
[2] Evangelien für Matutin und Messe.
[3] Τοῦ προδρόμου. Vgl. Nilles a. a. O. 63.
[4] Μετὰ τὰ φῶτα.
[5] Εἰς τὴν ὑπαπαντὴν τοῦ κυρίου.
[6] Ἡ κοίμησις (oder ἡ μετάστασις) τῆς ὑπεραγίας δεσποίνης ἡμῶν θεοτόκου καὶ ἀεὶ παρθένου μαρίας.
[7] Baumstark, Das Kirchenjahr in Antiocheia: Römische Quartalschrift XI (1897) 33 f; XIII (1899) 305 f.

Kirche von Edessa aus dem Jahre 548, worin der Schreiber für einzelne Tage oder Feste die Perikopen angab[1]. In dem folgenden Verzeichnis sind die Angaben dieses Buches in eckigen Klammern den aus jenen Homilien genommenen Ergebnissen hinzugefügt. In runden Klammern werden einige aus späteren Büchern feststehende Nachrichten beigegeben. Wenn die Perikope mit der vom griechischen Verzeichnis gegebenen (oben S. 13 f) übereinstimmt, ist an das Ende der Zeile ein K (Konstantinopel) gestellt.

Ostern. Jo 1, 1—17. Das Wort bei Gott. K
Dienstag nach Ostern (Lk 24, 12—35. Die Jünger von Emmaus). K
Oktav von Ostern 1. (2.) Sonntag[2]. Jo 20, 19—31. Die Erscheinung vor Thomas. K
Gedächtnistag aller heiligen Märtyrer[3].
2. (3.)[4] Sonntag der Osterzeit. Mk 15, 43 bis 16, 8. Abnahme vom Kreuze und Gang der Frauen zum Grabe. K
3. (4.) Sonntag. Jo 5, 1—15. Der Gichtbrüchige am Teiche Bethsaida. K
Mitte der Osterzeit[4]. Jo 7, 14 f. „Als die Mitte der Festzeit da war, stieg Jesus hinauf zum Tempel." K
4. (5.) Sonntag. Jo 4, 5—42. Die Samariterin. K
5. (6.) Sonntag. Jo 9, 1—38. Heilung des Blindgebornen. K
Christi Himmelfahrt. Matutin. Mk 16, 9—20. Letzte Reden Jesu. Messe Lk 24, 36—43. Letzte Reden und Himmelfahrt. K
6. (7.) Sonntag. Jo 17, 1—13. Christus fordert Anerkennung. K
Pfingsten. Jo 17, 37 bis 8, 2. Verheißung des Heiligen Geistes. K
Gedächtnistag der Verstorbenen[5].
Sonntag[6]. Jo 9, 1 f. Heilung des Blindgebornen.
Sonntag[6]. Mt 15, 5 f. Streitreden.
Sonntag[7]. Mt 16, 13 f. Bekenntnis Petri.
Sonntag[8]. Mt 17, 24 f. Die Zinsmünze im Munde des Fisches.
Sonntag[8]. Mt 18, 1 f. Seligpreisung der Kinder.
Sonntag[8]. Lk 6, 20 f. Die acht Seligkeiten.
1. Sonntag der Vorbereitung auf Weihnachten. Lk 1, 1 f. Der Engel bei Zacharias.
2. Sonntag der Vorbereitung. Mt 1, 1 f. Geschlechtsregister Christi. K

[1] Vatican., cod. Syr. n. 12; vgl. Röm. Quartalschr. XI 48.
[2] 2. Sonntag, wenn Ostern mit gezählt wird.
[3] Μνήμη πάντων τῶν δικαίων (μαρτύρων).
[4] Μεσοπεντηκοστή. Iam die festo mediante.
[5] Gefeiert an einem Dienstage oder Mittwoch nach (der Oktav von) Pfingsten. Röm Quartalschr. XI 66.
[6] Ein Sonntag nach dem Feste der hll. Tarachus, Probus und Andronikus (12. Oktober), vor dem Feste des hl. Romanus (18. November).
[7] Ein Sonntag in unbestimmter Zeit nach Pfingsten.
[8] Ein Sonntag nach dem Feste des hl. Romanus (18. November) und vor dem Sonntag der Vorbereitung auf Weihnachten.

Vigil von Weihnachten. Lk 2, 1 f. Christi Geburt, die Engel bei den Hirten. K
Weihnachten[1]. Mt 1, 17 bis 2, 12. Anbetung der Könige. K
[29. Dezember] Tag der Unschuldigen Kinder.
1. Januar. Fest der hll. Basilius und Gregorius.
6. Januar. Christi Erscheinung[2]. [Mt 3, 1 f u. Jo 1, 14 f. Christi Taufe. K]
Sonntag[3]. Mt 22, 15. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist."
Sonntag. Lk 7, 36 f. Jesus von der Sünderin gesalbt.
24. Januar. Babylas.
Marienfest (Lichtmeß).
Sonntag der 7. Woche vor Ostern.
Mittwoch der 7. Woche. Beginn der 40 Tage der Fastenzeit.
Wochentage der 7. Woche mit sechs Lesungen aus Mt 6, 1 bis 8, 7.
6. Sonntag vor Ostern, 1. Fastensonntag.
Mittfasten. Lk 10, 30 f. Gleichnis vom Samaritan.
Palmsonntag[4]. [Mt 21, 1 f und Jo 12, 12 f. Einzug in Jerusalem. K]
Mittwoch Ablegung des Glaubensbekenntnisses durch die Katechumenen.
„Donnerstag der Mysterien". [Mt 26, 17 f. Das letzte Abendmahl.]
Karfreitag [Leidensgeschichte aus den vier Evangelien].
Karsamstag [Matutin Mt 27, 62 f. Die Wache am Grabe. K. Messe in der Morgendämmerung des Ostertages Mt 28, 1 f. Die Marien gehen zum Grabe. K].

Vergleicht man die Angaben des syrischen Perikopenverzeichnisses aus dem 6. Jahrhundert mit den im 1. Kapitel gegebenen der Kirche von Konstantinopel, so ergibt sich eine große Übereinstimmung. Dadurch wird es weniger auffallend, daß in dem aus einer Handschrift des Vatikans herausgegebenen Jerusalemitanischen Evangeliar des 11. Jahrhunderts in arabischer Sprache, aber mit syrischen Buchstaben ganz dieselben Evangelien angegeben sind, welche um dieselbe Zeit bei den Griechen im Gebrauche waren und S. 13 f abgedruckt sind[5]. Aus der bekannten Handschrift des Rabulas aus Zagba in Florenz hat Lami zwei Perikopenverzeichnisse abgedruckt. Das ältere derselben schreibt er dem Rabulas zu,

---

[1] Τὰ γενέθλια und τὰ ἐπιφάνια genannt. [2] Τὰ φῶτα, das Lichtfest.

[3] Sonntag zwischen dem Lichtfest und dem Fastenanfang.

[4] Ἑορτὴ τῶν ὠσαννῶν.

[5] Vatican. Syr. 19, olim 11 anni 1030. Evangeliarium Hierosolymitanum ex Codice Vaticano Palatino deprompsit, edidit, latine vertit, prolegomenis et glossario adornavit Comes Franc. Miniscalchi-Erizzo, Verona 1861 f. Vgl. Scrivener, Introduction 292; Tischendorf, Nov. test. graece III³ 827, n. 1; Gregory, Textkritik 501 f 523 A. 1; Agnes Smith Lewis and Margaret Dunlop Gibson, The Palestinian Syriac lectionary of the gospels re-edited from two Sinai Mss and from P. de Lagarde's edition of the Evangeliarium Hierosolymitanum, London 1899.

also der Zeit vor 586, das zweite dem 12. Jahrhundert[1]. Wenden wir uns zuerst dem jüngeren zu. Leider gibt Lami nicht die Kapitel und Verse unserer heutigen Einteilung der Evangelien an, sondern nur die Nummer, womit der Schreiber seine Perikopen bezeichnete. Letzterer gibt für Matthäus 74, Markus 40, Lukas 71 (72), für Johannes 48. Ähnliche Einteilungen bieten auch andere syrische Evangelienbücher[2]. Die vor dem Namen der Evangelisten stehenden Zahlen beziehen sich in der folgenden Liste auf jene Nummern Lamis. Sein Verzeichnis gibt Perikopen für die 1. Vesper (V), die Nokturnen (N), die Matutin (M) und die Messe (Mi). Es ist dasselbe, welches sich auch in dem ersten von Priester Moses Marden und Albert Widmanstadt 1555 zu Wien herausgegebenen Druck des syrischen Neuen Testamentes findet[3]. Hinter den Angaben Lamis sind im folgenden Verzeichnis nach Widmanstadts Peschittaausgabe die Kapitelangaben und Verse nach der heutigen Vulgata beigefügt. Wo Lamis Angaben nicht mit denen des späteren Druckes übereinstimmen, ist eine Zahl in Klammern beigefügt. Es bedeutet also: V 28 (27) Mk 10, 17 f. Lami gibt für die Vesper die 28. Perikope, sie ist nach Widmanstadts Zählung die 27. bei Markus und entspricht nach letzterem der Zitation nach der Vulgata Mk 10, 17 f. 9 (?18) Lk bedeutet, Lami gibt die 9. Perikope aus Lukas an, das ist aber ein Irrtum, es mußte die 19. genannt werden. Sie entspricht der 18. bei Widmanstadt[4]. Die Perikopen des in Rede stehenden Verzeichnisses sind andere als die eben gegebene aus Antiochia und die im 1. Kapitel abgedruckte aus Konstantinopel, jedoch im wesentlichen dieselbe wie diejenige, deren sich die Syrer in Antiochia noch heute bedienen[5]. An Weihnachten schließt sich ein Marien-

[1] Über die Handschrift vgl. Geschichte der Evangelienbücher 59 f; Gregory, Textkritik 516, Peschitta Nr 106. Die Perikopenverzeichnisse bei Lami (De eruditione apostolorum II², Florentiae 1766, 846 f 855 f).

[2] Beispielsweise haben die syrischen Evangelienbücher der Berliner Bibliothek Nr 9 aus dem Jahre 1204 und Nr 10 aus dem 14. Jahrhundert für die einzelnen Evangelien 74, 40, 72 und 48 Perikopen, sowie 22, 13, 23 und 20 Kapitel. Vgl. Handschriftenverzeichnis der kgl. Bibliothek zu Berlin XXIII.

[3] Über diese Ausgabe vgl. Gregory a. a. O. 496 f. Aus ihr ist es in die Londoner Polyglotte übernommen. In dem 1816 von Samuel Lee zu London herausgegebenen syrischen Neuen Testament und in den späteren Ausgaben 1823, 1826 sind nur die Abteilungen ohne die Lektionsvermerke abgedruckt. Mit ihrer Hilfe sind aber mehrere Zahlen der früheren Ausgaben zu verbessern.

[4] Die Hinweise auf Widmanstadts Ausgabe verdanke ich P. H. Cladder S. J., der mir für dieses Kapitel wesentliche Hilfe leistete.

[5] Nilles (Kalendarium manuale II² 642 f) gibt für die Sonntage der Fasten-

fest, an Epiphanie ein Fest des Vorläufers. Eigenartig sind im Beginn des Verzeichnisses die acht Sonntage vor Weihnachten.

Bei den Sonntagen im Beginn der Fastenzeit und nach Pfingsten ist der Rest einer fortlaufenden Lesung aus Matthäus und Markus erhalten.

Kirchweihe (1. Sonntag[1]) V 40 Mt 16, 12 f, M 27 Jo 10, 22 f, Mi 22 Mk 8, 27 f.
Verkündigung der Geburt des Vorläufers (3. Sonntag) V und M 1 Lk 1, 1 f, Mi 42 Lk 11, 45 f.
Verkündigung der Geburt Christi (4. Sonntag) 2 Lk 1, 26 f.
Heimsuchung (5. Sonntag) 3 Lk 1, 39 f.
Geburt des Vorläufers (6. Sonntag) 4 Lk 1, 57 f.
Erscheinung des Engels bei Joseph (7. Sonntag) 2 Mt 1, 18 f.
Erwartung der Geburt Christi (8. Sonntag)[2] 1 Mt 1, 1 f. Geschlechtsregister Christi.
25. Dezember. Weihnachten V 1 Jo 1, 1 f, M 3 (? 5) Lk 2, 1 f, Mi 3 Mt 2, 1 f. Anbetung der Könige.
26. Dezember. Marienfest V 31 Mt 12, 38 f, M 8 Mk 3, 31 f, Mi 40 und 26 Lk 11, 27 f; 8, 16 f.
27. Dezember. Unschuldiger Kinder Tag V 4 Mt 2, 13 f, M 5 Mt 2, 16 f.
Sonntag nach Weihnachten. 8 Lk 2, 42 f.
1. Januar[3]. Elias und Elisäus. 12 Lk.
1. Januar. Gregorius und Basilius. 21 Jo.
6. Januar. Epiphanie V 1 Mk 1, 1 f, N 10 Jo 4, 4 f, M bei der Weihe des Wassers 6 Mt 3, 1 f, Mi 9 Lk 3, 1 f.
7. Januar. Fest des Vorläufers V 34 (33) Mt 13, 53 f, M 15 Mk 6, 14 f, [Mi 26 (25) Mt 11, 1 f.
Fest der Taufkirche 9 Jo 3, 22 f.
Stephanus V 62 Mt, M 24 Jo 8, 34 f.
1. Sonntag nach Epiphanie V 2 Mk 1, 14 f, M 2 Jo 1, 18 f, Mi 3 Jo 1, 29 f.
2. „ „ „ V 10 Lk 3, 23 f, M 7 Jo 2, 23 f, Mi 23 Jo 8, 12 f.
3. „ „ „ M 14 Jo 5, 30 f, Mi 4 Jo 1, 43 f.
4. „ „ „ V 28 (27) Mk 10, 17 f, M 35 Mk 12, 28 f, Mi 15 Jo 6, 1 f.
5. „ „ „ M 23 (22) Lk 7, 19 f, Mi 65 (64) Lk 20, 41 f.
6. „ „ „ M 8 Mt 4, 12, Mi 3 (? 14) Mk 6, 1 f.
2. Februar. Eintritt des Herrn in den Tempel[4] V u. M 6 Lk 2, 21 (? 22) f, Mi 7 Lk 2, (22) 36 f.

---

zeit jener Syrer folgende Perikopen: 2. Sonntag Heilung des Aussätzigen, 3. Heilung des Gichtbrüchigen, 4. Heilung des Knechtes des Hauptmanns, 5. Auferweckung des Jünglings von Naim, 6. Heilung des Blindgebornen.

[1] Der dem 1. November am nächsten stehende Sonntag. Am 2. Sonntag heute „Fest der Erneuerung und Weihe der Kirche". Vgl. Nilles a. a. O. II[2] 642. Der 2. Sonntag mit einem zweiten Kirchweihfest fehlt in dem Verzeichnis von Zagba. [2] Sonntag vor Weihnachten. [3] Jahresanfang. [4] Lichtmeß.

Sonntag der Erinnerung an die (verstorbenen) Priester[1] V 61 Lk 19, 11f, M 65 Mt 25, 13f, Mi 33 Mt 13, 45 (?).

Erinnerung an die (verstorbenen) Gerechten[2] 68 Mt 25, 31f, 69 (?) Lk (19, 11?).

Sonntag der Erinnerung an (alle) Verstorbenen V 54 (53) Lk 16, 19f, M 13 Jo 5, 19f, Mi 34 (?32) Mk 12, 18f.

An demselben Tage 12 Mk 5f (?), 21 (20) Mt 9, 18f.

(1.) Sonntag beim Beginn der Fastenzeit V 30 (29) Mt 12, 22f, M 53 (52) Lk 16, 1f, Mi 5 Jo 2, 1f.

Montag der 1. Woche der Fastenzeit V 51 Lk 14, 25f, M 7 Mk 4, 1f.
Dienstag V 38 (37) Lk 11, 1f, M 11 (10) Mt 5, 21f.
Mittwoch V 20 (19) Lk 6, 37f, M 12 (11) Mt 6, 1f.
Donnerstag V 12 Mt ?, M 14 (?15) Mt 7, 13f (? 21f).
Freitag V 15 (?) Lk 17, 1, M 16 (15) Mt 7, 13f.
Samstag V (57) Lk 18, 1f, Mi 18 (17) Mt 8, 14f.

2. Sonntag der Fastenzeit V 17 (16) Mt 8, 1f, M 3 Mk 1, 35f, Mi [16 (?55) Lk 17, 11f.
Montag 13 (12) Mt 6, 16f.
Dienstag 15 (14) Mt 7, 1f.
Mittwoch 32 (31) Mt 13, 1f.
Donnerstag 25 (24) Lk 8, 1f.
Freitag 47 (46) Mt 18, 23f.
Samstag 32 (31) Mk 11, 19 bis 12, 17f.

3. Sonntag der Fastenzeit V 19 Mt 8, 23f, M 12 Jo 5, 1f, Mi 4 Mk 2, 1f.
Montag 27 (26) Mt 11, 16f.
Dienstag 44 (42) Mt 17, 22f.
Mittwoch 43 Mt 17, 6f (?).
Donnerstag 17 (?56) Lk 17, 20f.
Freitag 44 (43) Lk 12, 13f.
Samstag Mi 29 (28) Mt 12, 9f.

4. Sonntag der Fastenzeit V 38 Mt 15, 21f. M 19 Mk 7, 24f, Mi [21 Lk 7, 1f.
Montag 25 Mk 9, V?.
Dienstag 50 (49) Lk 14, 1f.
Mittwoch 8 Jo 3, 13f.
Donnerstag, Mitte der Fastenzeit 18 Mk 7, 1f.
Donnerstag 55 (54) Mt 21, 17f.
Freitag 9 (?18) Lk 6, 20f.
Samstag 6 Mk.

5. Sonntag der Fastenzeit V 27 (26) Lk 8, 22f, M 28 (27) Lk 8, 40f, [Mi 22 (21) Lk 7, 11f.
Montag M 11 Mk 5, 1f.
Dienstag V 11 Jo 4, 43f, M 17 (16) Lk 6, 1f.
Mittwoch V 16 Jo 6, 16f, M 20 Jo 7, 1f.
Donnerstag V 10 Mk 4, 35f, M 15 Lk (?11 Mk 5, 1f).

---

[1] Heute bei den Syrern in Antiochien am Freitage nach dem 3. Sonntage vor der Fastenzeit.

[2] Heute am Freitage nach dem 2. Sonntage vor der Fastenzeit.

Freitag V 13 Lk 4, 31, M 22 (21) Mt 9, 27 f.
Samstag (V 47 Lk 13, 10 f, M 22 Jo 7, 45 f), Mi 53 (52) Mt 20, 29 f.
6. Sonntag der Fastenzeit V 36 (35) Lk 10, 25 f, M 25 Jo 9, 1 f, Mi [30 (29) Mk 10, 35.
Montag 33 Lk 9, 37 (?).
Dienstag 39 (38) Lk 11, 14 f.
Mittwoch V 41 (40) Lk 11, 37 f, M 48 Lk 13, 10 f (? 19 f).
Donnerstag 60 (59) Lk 18, 31 bis 19, 27.
Freitag V 17 Mk 6 V. ?, M 7 Mt 4, 1 (?). Mi die 40 Märtyrer 28 Jo 10, 22 f.
Samstag der Auferweckung des Lazarus M 31 Mk (? 30 Jo 11, 55 bis 12, 11).
Sonntag des Hosanna 62 (60) Lk 19, 28 f und 30 (31) Jo 12, 12 f, V 63 Lk 19, 28 f, M 57 (27 ?) Mt 12, 23 f (?), Mi 56 Mt (21, 1 f ?).
Montag V 66 Mt, N 64 Mt 25, 1 f, 32 Jo 12, 23 f und 23 Mk, 58 Mt, [61 Mt, M 60 Mt.
Dienstag V 24 Jo, N 29 u. 22 Jo, M 19 Jo.
Donnerstag V 69 (68) Mt 26, 1 f, M 70 (69) Mt 26, 7 f, zur Tr z 24 Lk 7, 36 f. Fußwaschung 33 Jo 13, 1 f. Weihe des Chrisma 37 Mt 15, 1. Mi 68 (69) Lk Leidensgeschichte 22, 66 bis 23, 25.
Karfreitag V, N und M 61 Mt, 64 Mk (?) 69 (70) Lk 23, 26 f, 42 (43) Jo 18, 28 bis 19, 4 (Leidensgeschichte aus allen Evangelien).
Karsamstag V 72 (71) Mt 27, 16 f, M 73 Mt 28, 1 f Auferstehungsbericht.
Ostern N 74 (76 oder 77) Mt 28, 1 f, 70 Lk 24, 1 f (?), M 43 (48) Jo 20, 1 f, [Mi 39 Mt (? 42 Mk 16, 2 f).
Ostermontag 71 (74) Lk 24, 13 f.
Dienstag 2 (? 21) Mk 8, 11 f.
Mittwoch 35 (34) Lk 10, 1 f.
Donnerstag 20 Mt 9, 1 f.
Freitag 68 (67) Mt 25, 31 f (Fest der heiligen Bekenner).
Samstag 9 Mk 4, 1 f.
Oktav von Ostern[1] V 44 Jo 21, 1 f (?), M 45 Jo 21, 11 f (?), Mi 46 [Jo 21, 19 f (?).
2. Sonntag nach Ostern V 36 (35) Mt 14, 24 f, M 36 (? 16) Lk 5, 1 f.
3. " " " V 39 Jo 16, 16 f, M 5 Mk 2, 13 f.
4. " " " 16 Lk.
5. " " " V 19 (? 28) Lk 9, 1 f, M 34 Jo 13, 31 f.
6. " " " V 34 (34) Lk 9, 51 f, M 40 Jo 16, 31 f bis 17, 12.
Christi Himmelfahrt V 72 (75) Lk 24, 36 f, Mi 40 (43) Mk 16, 14 f.
Pfingsten V 36 Jo 14, 15 f, M 37 Jo 15, 8 bis 16, 3, Mi 38 Jo 16, 4 f.
Pfingsten, Wasserweihe 10 Jo 4, 4 f.
1. Sonntag nach Pfingsten 37 (36) Mt 15, 1 f.
2. " " " 41 (40) Mt 16, 21 f.
3. " " " 45 (44) Mt 18, 1 f.
4. " " " 46 (45) Mt 18, 15 f.
5. " " " 52 (51) Mt 20, 17 f.
6. " " " 7 Mk 3, 13 f.
7. " " " 14 Mk 6, 7 f.
8. " " " 26 Mk.

[1] Dominica nova.

Fest der Verklärung[1] V 44 (? 41) Mt 16, 28 f, M 32 (31) Lk 9, 27 f, Mi 24 (23) Mk 9, 1 f.
Kreuzerhöhung[2] V 63 Mk (? 62 Mt 24, 1 f), M 36 (34) Mk 12, 41, Mi 66 (65) Lk 21, 5 f.
1. Sonntag nach Kreuzerhöhung V 67 (66) Lk 21, 29 f, M 48 (47) Mt 19, 1.
2. " " " 47 (46) Lk 13, 1 f.
3. " " " 41 Jo 17, 16 f.
Fest des hl. Petrus V 47 (? 52) Jo 21, 15 f.
Fest der hll. Petrus und Paulus 50 Mt, 51 Mt Mi (S. Petri) 29 (28) Mk [10, 28 f.
Fest des hl. Johannes Ev. 48 (53) Jo 21, 20 f.
Fest der heiligen Apostel Thomas und Philippus 35 Jo 14, 1 f.
Fest der heiligen zwölf Apostel V 23 Lk 7, 19 f, M 29 (30) Lk 9, 8 f, Mi 18 Lk 6, 12 f.
Feste anderer Apostel 8 Lk 2, 42 f, 9 (?) Mt 5, 1 f, 14 (? 17) Lk 6, 12, 31 (30) Lk 9, 18 f, 9 Mt, 24 Mk.
Fest der heiligen Märtyrer 23 Lk 7, 19 f, 43 (42) Lk 12, 1 f.
Fest heiliger Frauen 66 Mt 25 V.?, 37 (36) Lk 10, 38 f.
Fest heiliger Einsiedler 51 (50) Lk 14, 25 f.
Fest der Mühseligen und Beladenen 25 Mt 10, 34 f.
Am Tage des Aufsteigens auf eine Säule 20 Lk 6, 37 f.
Fest des heiligen Abtes Antonius und der heiligen Mönche 49 (48) Mt 19, 16 f, 59 (58) Lk 18, 18 f.
Fest des hl. Simeon Stylites und seiner Genossen 10 Mt 5, 1 f.
Fest des hl. Severus 26 Jo 10, 1 f.
Beim Tode eines Bischofes 45 (44) Lk 12, 32 f.
Bei der Weihe eines Bischofes (? Priesters) 47 Jo 21, 15 f.
Bei der Weihe eines Bischofs oder Diakons 40 Jo 16, 31 f, 41 Jo 17, 16 f.
An gewöhnlichen Tagen Mi 35 (34) Mt 14, 15 f, 16 Mk 6, 30 f, 20 Mk 8, 1 f, 30 (29) Lk 9, 12, 17 Jo 6, 30 f, 18 Jo 6, 47 f.
An Bittagen 64 Mt, 38 Lk 11, 1 f, 46 Lk 12, 49 f, 52 Lk, 55 Lk, 58 Lk [18, 1 f oder 9 f.
Bei der Eheschließung 27 (26) Mk 10, 1 f.

Das ältere, noch aus dem 6. Jahrhundert stammende Perikopenverzeichnis der Handschrift von Zagba ist sehr lückenhaft. Lami hat überdies hier nicht nur unterlassen, unsere gebräuchlichen Zitationen der Evangelien zu geben, sondern sich begnügt anzuzeigen, auf welcher Seite der Handschrift die betreffende Perikope sich findet. Die aus dem Evangelium des hl. Matthäus angeführten Perikopen stehen auf S. 20—93 der Handschrift von Zagba, die aus Markus S. 94—143, jene aus Lukas S. 144—227, die aus Johannes S. 228—291. Die betreffenden Seiten sind im folgenden Verzeichnis wiederum vor die Namen der Evangelisten gestellt.

[1] 6. August Festum tabernaculorum. [2] 14. September.

Aus diesem Verzeichnis lernen wir, daß während der Fastenzeit nicht ausschließlich aus Matthäus vorgelesen wurde. Am Palmsonntag nahm man die Lesung aus drei, am Karfreitag und am Ostersonntag aus allen Evangelisten. Beachtenswert ist der „Mittwoch der Woche der Niniviten oder der Bitten“ mit einer Perikope aus dem Matthäusevangelium. Ein besonderes Fasten wurde nämlich trotz des Einspruchs der Griechen von den Syrern in der Woche vor Septuagesima gefeiert in Nachahmung der auf Geheiß des Propheten Jonas in Ninive geübten Buße. Es war eingesetzt worden, weil im Jahre 570 auf das Gebet des Volkes hin eine Pest plötzlich geendet hatte. Jene Angabe des Perikopenverzeichnisses ist also sehr bald nach Einsetzung des betreffenden Fastens geschrieben worden.

Inwieweit das ältere Verzeichnis des Rabulas mit dem später in seine Handschrift eingefügten übereinstimme, läßt sich wegen des Mangels der Quellenpublikation noch nicht erkennen.

Epiphanie 22 Mt 3, 1, 151 Lk 3, 21 f.
Fest des Täufers 50 Mt 14, 1 f, 108 Mk 16, 14 f.
Mittwoch in der Woche der Niniviten 36 und 49 Mt.
1. Montag der Fastenzeit 23 Mt 4, 1 f, 154 Lk.
Montag 25 Mt.
Dienstag 26 Mt.
Mittwoch 26 Mt.
Freitag 31 Mt[1].
} Mt 6 bis 8, 7.
Montag der 2. Fastenwoche 98 Mk.
3. Fastensonntag 41 Mt.
Montag vor der Mitte der Fastenzeit 104 Mk.
Dienstag 248 Jo.
Donnerstag, Mitte der Fastenzeit 254 Jo (7, 14 f?).
Freitag 257 Jo.
Samstag 31 Mt.
Hosannasonntag 66 Mt 21, 1 f, 207 Lk, 267 Jo 12, 12 f.
Mittwoch 275 Jo. [13, 1 f.
Donnerstag der Karwoche 82 Mt, 133 Mk, 204 Lk. Fußwaschung 270 Jo
Karfreitag 138 Mk, zur Non 90 Mt, 140 Mk, 218 Lk, 281 Jo 18, 1 f.
Ostern 92 Mt 28, 1 f, 141 Mk 16, 1 f, 224 Lk 24, 1 f, 286 Jo 20, 1 f.
Weißer (neuer) Sonntag 288 Jo 20, 19 f.
Erinnerung an die heiligen Märtyrer 37 Mt.
Erinnerung an die (verstorbenen) Priester 187 Lk.

[1] Auch im Perikopenverzeichnis des Patriarchen Severus oben S. 31 und 36 hat die erste Woche der Fastenzeit sechs Lesungen aus Mt 6, 1 bis 8, 7 (14). Vom Dienstage nach dem 3. Fastensonntage bis zum Weißen Sonntage finden sich Lesungen aus Jo.

Erinnerung an die (verstorbenen) Bischöfe und (alle) Abgeschiedenen 260 Jo[1]. Bei der Weihe eines Priesters 107 Mk.

Wie im Kodex des Rabulas hat auch in einem syrischen, im Jahre 548 entstandenen Evangeliar der vatikanischen Bibliothek[2] der erste Schreiber hie und da Nachweise über Perikopen gegeben; ein jüngerer hat diese Nachrichten nach dem späteren Perikopensystem der Jakobiten ergänzt. Über das Perikopenverzeichnis der Kirche von Antiochia vom 10. bis 12. Jahrhundert geben drei Handschriften der Vatikana Auskunft[3].

Die an den Sonntagen vor Weihnachten im Rabulasevangelium angegebenen, bis heute in der syrischen Festordnung festgehaltenen Evangelien der acht Sonntage vor Weihnachten dienen zur Erklärung, warum auf den syrischen Elfenbeintafeln der Evangelienbücher in Etschmiadzin, Ravenna und Paris[4] die der Geburt Christi vorausgehenden Ereignisse so oft dargestellt sind, besonders die Erscheinung des Engels bei Joseph, welcher Maria entlassen will. Die Miniaturen des Rabulaskodex[5] geben von der Geschichte des Herrn, dem syrischen Perikopenverzeichnisse entsprechend, zuerst Bilder der Verkündigung der Geburt des Johannes und der Geburt Christi. Die Darstellung der Ermordung der Kinder ist im Perikopenverzeichnis wie in den Miniaturen stark betont. Die meisten der größeren Bilder des Rabulaskodex illustrieren die Ereignisse der hohen Feste: Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Das Bild des thronenden Herrn paßt zu Epiphanie, jenes der Gottesmutter zu ihrem Feste am zweiten Weihnachtstage. Das große Bild der Erwählung des Apostels Matthias, über die im ersten Kapitel der Apostelgeschichte gehandelt ist, könnte veranlaßt sein durch den Umstand, daß die Apostelgeschichte in der Osterwoche zur Verlesung kam. Ob und inwieweit die aus Christi öffentlichem Leben in den Miniaturen geschilderten

[1] Die gleichen Titel oben S. 32 und 38.

[2] Vat. Syr. n. 12. Vgl. oben S. 32; Röm. Quartalschr. XI 48 f; Gregory Textkritik 516, Nr 109.

[3] Vat. Syr. n. 19 Perikopen, vgl. oben S. 33, palästinensische Übersetzung, geschrieben 1030; Syr. n. 21 Epistelbuch, geschrieben 1041 nach der Peschitta; Syr. n. 20 Perikopenbuch nach der Peschitta, vom Jahre 1215. Vgl. Röm. Quartalschr. XI 49; Gregory a. a. O. 523, Nr 1. Über die Perikopenbücher des Britischen Museums vgl. ebd. 522. Die evangelischen Perikopen nach syrischen Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts zu London (Brit. Mus. Richm. 7169—7172), in Forshall, Catalog. cod. mss. orient. Mus. Brit. syr., London 1838, 32 f; nach einer Handschrift zu Oxford (Bodl., Dawk. n. 50) in Payne Smith, Cat. codd., mss. bibl. Bodl. syr. Oxonii 1864, 138 f. Vgl. Cabrol, Dictionnaire d'archéologie, Fasc. VIII, Paris 1905, 2439.

[4] Vgl. Geschichte der Evangelienbücher 299 f 342.

[5] Vgl. ebd. 68 f 341.

Ereignisse zum syrischen Perikopenverzeichnis des 6. Jahrhunderts in Beziehung stehen, wissen wir noch nicht. Dem Palmsonntag entspricht die Darstellung des Einzuges in Jerusalem, dem Donnerstag der Karwoche das Bild der Kommunion der Apostel. An den Karfreitag erinnern drei kleine Bilder und die bekannte große Darstellung der Kreuzigung[1].

Viertes Kapitel.

Evangelienverzeichnisse des hl. Augustinus und des hl. Petrus Chrysologus.

Die Homilien des Patriarchen Severus von Antiochia und die Handschrift des Rabulas zu Florenz beweisen, daß die Kirchen des Morgenlandes im 6. Jahrhundert festgeordnete Perikopenreihen besaßen. Im Heiligen Lande waren für manche Orte und Feierlichkeiten nach dem Berichte der Etheria (Silvia) schon im 4. Jahrhundert bestimmte Lesestücke in Gebrauch. Daß man in Afrika in demselben Jahrhundert für einzelne Feste des Kirchenjahres sich an Lesestücke hielt, die jahrein jahraus dieselben blieben, erhellt aus den Schriften des hl. Augustinus. Er unterbrach, wie schon bemerkt wurde, seine fortlaufende Erklärung des Johannesevangeliums, weil für die Feier heiliger Tage, für die Woche vor und nach Ostern, bestimmte Perikopen zu verlesen und zu erklären seien. Am Karfreitag kam die Leidensgeschichte nach Matthäus zum Vortrage[2]. In

[1] Ein in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse XXXI (1907) 601 f veröffentlichtes Bruchstück eines altnubischen Lektionars, dem „ein hohes Alter“ zugeschrieben wird, hat für den 24. Coiakh Mt 1, 18—25, für den 25. Mt 5, 13—20, für den 27. Jo 16, 13 bis 17, 26, für den 28. wiederum Mt 1, 18—25, für den 29. Mt 2, 1—12. Der 29. Coiakh ist unser 25. Dezember, also Weihnachten (vgl. Lersch, Einleitung in die Chronologie I² 94). Seine Perikope ist oben S. 30 33 u. 35 für Christi Geburt gegeben.

[2] S. August., Tract. in epist. Ioann., Prologus: Meminit sanctitas vestra evangelium secundum Ioannem ex ordine lectionum nos solere tractare. Sed quia nunc interposita est solemnitas sanctorum dierum, quibus certas ex evangelio lectiones oportet in ecclesia recitari, quae ita sunt annuae, ut aliae esse non possint, ordo ille quem susceperamus, necessitate paululum intermissus est, non omissus (Migne, P. lat. XXXV 1977). Derselbe sagt in seiner 232. Rede c. 1 (ebd. XXXVIII 1107): Resurrectio Domini nostri Iesu Christi est hodie recitata, sed de altero libro evangelii, qui est secundum Lucam. Primo enim loco est secundum Matthaeum, hesterno autem die secundum Marcum, hodie secundum Lucam. Sic habet ordo evangeliorum. Sicut enim Passio ipsius ab omnibus evangelistis conscripta est, sic dies isti septem vel octo (Osterwoche) dant spatium, ut secundum omnes evangelistas resurrectio Domini recitetur. Passio autem quia uno die legitur, non

der Nacht vor Ostersonntag wurde Mt 28, 1 f vorgelesen, weil dort berichtet ist, am „Abende“ des Sabbates, morgens früh am ersten Tage der Woche bei der Dämmerung sei Maria Magdalena mit der andern Maria zum Grabe gekommen. Am Ostersonntag scheint man Mk 16, 1 f über den Besuch des Grabes nach Sonnenaufgang durch die drei Marien gelesen zu haben. Am Ostermontag hörten die Versammelten die Auferstehungsgeschichte nach Lukas, besonders den Bericht über die Emmausjünger, am Dienstag die Geschichte der Auferstehung nach Markus (16, 12 f), am Mittwoch den Abschnitt Jo 20, 1 f, am Donnerstag Jo 20, 19—31[1].

solet legi nisi secundum Matthaeum. Volueram aliquando, ut per singulos annos secundum omnes evangelistas etiam passio legeretur. Factum est; non audierunt homines, quod consueverunt, et perturbati sunt.

[1] In seiner am Ostermontag gehaltenen 235. Rede sagt der hl. Augustinus c. 1: Hesterno die, id est nocte, lecta est ex evangelio resurrectio Salvatoris. Lecta est autem ex evangelio secundum Matthaeum, hodie vero, sicut audistis pronuntiare lectorem, recitata est nobis Domini resurrectio, sicut Lucas evangelista conscribit. Sermo 231, c. 1 (Migne, P. lat. XXXVIII 1104): Resurrectio Domini nostri Iesu Christi ex more legitur his diebus ex omnibus libris sancti evangelii. Sermo 234, c. 1 (Migne a. a. O. 1115): Resurrectio Domini secundum omnes quattuor evangelistas legitur his diebus. Ideo enim necessarium est, ut legantur omnes, quia singuli non dixerunt omnia. Marcus evangelista, cuius hesterno die evangelium recitatum est, breviter dixit, quod Lucas, uberius prosecutus est de duobus quibusdam discipulis. Sermo 232, c. 2: Attendamus, quod hodie, cum legeretur, audivimus; nam quod heri commendavi charitati vestrae (Mc 16, 14; Sermo 231, n. 1) expressius hodie audivimus: infidelitatem discipulorum (Lc 24, 11). c. 8: Hesterno die monui, quia resurrectio Christi est in nobis, si bene vivamus (Sermo 231, c. 2 et 3). Sermo 240, c. 1: Per hos dies, sicut recolit charitas vestra, solemniter leguntur evangelicae lectiones ad resurrectionem Domini pertinentes. Sermo 245, c. 1: Et hodie resurrectio Domini recitata est de sancto evangelio. Lectum est autem evangelium secundum Ioannem. Audivimus quidem, quae in aliis libris evangelii non audieramus. Sermo 247, c. 1: Resurrectio Domini nostri Iesu Christi secundum veritatem quattuor evangelistarum hesterno die videtur esse completa. Primo enim die lecta est resurrectio secundum Matthaeum, alio die secundum Lucam, tertio die secundum Marcum, quarto, id est hesterno secundum Ioannem. Sed quoniam Ioannes et Lucas de ipsa resurrectione et quae contigerunt post resurrectionem, plurima scripserunt, quae non possunt una lectione recitari, et heri audivimus aliquid secundum Ioannem et hodie et adhuc aliae lectiones restant. Hodie ergo quid audivimus? Io 20, 19 (—23?). Sermo 239, n. 1: Hodierno die iam ecce tertio audivimus ex evangelio Domini nostri resurrectionem, quemadmodum me vobis locutum meministis, quoniam hoc moris est, ut secundum omnes evangelistas resurrectio Domini recitetur. Marci evangelium est, quod modo, cum legeretur, audivimus. Marcus autem meruit istam dispensationem, cum in numero illorum duodecim non fuisset, quem-

Am Tage vor Ostern wurde außer dem Anfange der Heiligen Schrift über das Sechstagewerk[1], das noch heute für diesen Tag im römischen Meßbuch vorgeschrieben ist, auch jener Abschnitt aus dem 1. Buche des Moses vorgelesen, in dem erzählt wird, wie Abraham seinen Sohn Isaak auf jenem Berge opfern sollte, von dem man annahm, auf demselben sei Christus gekreuzigt und Adam begraben worden[2]. Am zweiten Ostertage wurde aus der Apostelgeschichte vorgelesen und aus dem ersten Briefe des hl. Johannes[3]. Den Täuflingen wurde am Ostertage das 1. Kapitel aus dem Evangelium des hl. Johannes vorgelesen[4]. Sie sangen den Psalmenvers: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat.“[5] Um Weihnachten las man in Hippo zur Zeit des hl. Augustinus den Bericht über die Erscheinung des Engels vor den Hirten[6], um Pfingsten die Verheißung Christi über die Sendung des Heiligen Geistes[7]. Das Fest der Enthauptung des Vorläufers brachte den Bericht des hl. Markus über dessen Tod[8]. Am Feste der Geburt desselben wurde aus dem 1. Kapitel des hl. Lukas „die lange Geschichte“ seiner Empfängnis und seines Eintrittes in die Welt gelesen[9], am Feste der heiligen Apostelfürsten der Auftrag Christi an Petrus, seine Schafe zu

admodum et Lucas. Nam cum sint quattuor evangelistae: Matthaeus, Ioannes, Marcus et Lucas, duo sunt ex illis duodecim apostolis.

[1] Sermo 221, 223 und 258.

[2] Sermo 6 spurius, früher De tempore 71 (Migne, P. lat. XXXIX 1749): Lectio illa, fratres charissimi, in qua beatus Abraham Isaac filium suum in holocaustum legitur obtulisse, ideo in ordine suo diebus Quadragesimae non recitatur, quia, sicut ipsi nostis, in vigiliis Paschae propter sacramentum dominicae Passionis reservatur. Vgl. Geschichte der Evangelienbücher 91.

[3] S. August., In epist. Ioann. tract. 2 (Migne a. a. O. XXXV 1989). Vgl. Sermo 227 und 288 (ebd. XXXVIII 1110 und 1268). Sermo 315 sagt der Heilige: Iste liber (Actuum apostolorum) incipit legi a Dominico Paschae, sicut se consuetudo habet ecclesiae. Im Römischen Brevier beginnen die Lesungen aus der Apostelgeschichte am Montage nach dem Oktavtage von Ostern. In der Messe ist die Epistel der Apostelgeschichte entnommen am Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag der Osterwoche. Dem ersten Briefe des hl. Johannes ist die Epistel am Sonntage nach Ostern entlehnt.

[4] Sermo 225 und 226.

[5] Ps 117, 24. Haec est dies, quam fecit Dominus. Sermo 230.

[6] Lc 2, 14; vgl. Sermo 193, c. 1 und 194, c. 2.

[7] Sermo 269, c. 1: Adventum Spiritus Sancti anniversaria festivitate celebramus. Huic solemnis congregatio, solemnis lectio, solemnis sermo debetur. Sermo 267, c. 1: Legimus enim in evangelio Io 7, 39. Sermo 271, c. 1: Sic enim scriptum est in evangelio, cum diceret: Io 7, 39 f.

[8] Mc 6, 17—28. Sermo 307, c. 1; 308. Das Fest wird in einem Verzeichnis von Karthago am 27. Dezember genannt (infolge eines Schreibfehlers?). Vgl. Migne a. a. O. 1406, A. b.

[9] Sermo 287, c. 1; 289, c. 1; 291, c. 1; 293, c. 1.

weiden[1]. Für das Fest des hl. Laurentius war die Verkündigung der acht Seligkeiten bestimmt[2]. Am Feste der heiligen Märtyrer wurde aus dem Evangelium des hl. Johannes das Gleichnis vom Samenkorn vorgelesen[3].

Eine Zusammenstellung der feststehenden Perikopen der afrikanischen Kirche, soweit sie sich aus den Reden des hl. Augustinus erkennen lassen, ergibt nun das folgende Verzeichnis. In demselben sind die noch heute im römischen Meßbuche für dieselben Tage bestimmten Lesungen mit * bezeichnet. Für die Osterwoche ist in jenem Meßbuche nur mit Rücksicht auf die Tage eine Änderung eingetreten. Am Karfreitage wird statt der Leidensgeschichte aus Matthäus, welche heute am Palmsonntage vorgelesen wird, jene aus dem letzten Evangelium eingesetzt.

Weihnachten Lk 2, 14* (Sermo 193, 194).
Karfreitag Mt 26 f Leidensgeschichte (Sermo 218, 232 c. 1).
Karsamstag in der Nacht Mt 28, 1 f* (Sermo 232 c. 1, 235).
Ostersonntag Mk 16, 1 f* (Sermo 234).
" für die Täuflinge Jo 1, 1 f (Sermo 225, 226). Ps 117, 24* (Sermo 230, 258).
Ostermontag Lk 24, 1 f* (Sermo 232, 234—236, 239).
Dienstag Mk 16, 12 f (Sermo 231, 233).
Mittwoch Jo 20, 1 f (Sermo 243—246).
Donnerstag Jo 20, 19 f (Sermo 247).
Osterwoche Jo 21, 1 f (Sermo 248—252). Jo 21, 15 f (Sermo 253). Lk 24, 36 f (Sermo 237, 238). Lesung aus der Apostelgeschichte.*
Am Sonntage nach Ostern Jo 20, 21—31.*
Pfingsten Jo 7, 39 f (Sermo 267, 269).
Fest der Geburt des Vorläufers Lk 1, 1—23, 57 f* (Sermo 287, 299, 291, 293).
Peter und Paul Jo 21, 15 f (Sermo 296, 297).
Laurentius Mt 5, 1—12 (Sermo 302, 303).
Enthauptung des Vorläufers Mk 6, 17 f* (Sermo 307, 308).
Fest der Märtyrer Jo 12, 24 f (Sermo 329, 331).

In einem Briefe zeigt der hl. Augustinus[4], daß er nicht nur während der Feier des heiligen Meßopfers, sondern auch sonst predigte, dann wie er sich im Beginn der Rede an die im voraus bestimmte Lesung anschloß, jedoch während der Rede aus andern, zum Stoffe besser passenden heiligen

[1] Io 21, 15 f. Sermo 296, c. 1; vgl. 297, c. 1, n. 2. Es wurde Ps 18, 5 gesungen. Sermo 299, c. 1.

[2] Mt 5, 1 f. Sermo 302, c. 1: Huic solemnitati sanctae lectiones congruae sonuerunt. Audistis in evangelio: Merces vestra copiosa est in caelo. Mt 5, 12. Vgl. Sermo 303, c. 2: Persecutio, quam modo ex evangelio audistis Mt 5, 10 f.

[3] Io 12, 24 f. Sermo 329; vgl. Sermo 331.

[4] Epist. 29 (Migne, P. lat. XXXIII 114 f).

Büchern vorlesen ließ. Er erzählt in jenem Briefe ausführlich seinem Freunde Alypius, Bischof von Thagaste, er habe mit großer Gefahr unternommen, die Einwohner von Hippo von einer schwelgerischen Mahlzeit abzuhalten, welche sie Laetitia, „Freude“ nannten und zu gleicher Zeit mit den Ketzern am Feste des hl. Leontius, eines ehemaligen Bischofs von Hippo, abhielten.

Die erste Rede über diesen Gegenstand hielt er am Mittwoch vor Christi Himmelfahrt[1]. Er schloß sich dabei an das eben verlesene Evangelium Mt 7, 1—20 (?) an. Am Feste Christi Himmelfahrt benutzte der hl. Augustinus den Text des Evangeliums über die Vertreibung der Käufer aus dem Tempel (Mt 21, 12), ließ sich aber einen Pentateuch hinlegen, aus dem er Ex 32, 6 über die ausgelassenen Tänze der Juden vorlas, dann die Briefe des heiligen Apostels Paulus, aus denen er 1 Kor 6, 9—11 und 11, 20—22, dann Gal 5, 19 und 22 über Trinkgelage las. Am folgenden Tage, dem Freitag nach Christi Himmelfahrt, und nach dem Feste des hl. Leontius, dem Tage, an dem das Trinkgelage stattfinden sollte, wollte er aus Ezechiel (33, 9) vorlesen, unterließ dies jedoch, weil die Leute kamen und Besserung versprachen. Nun las er 1 Petr 4, 1—3 vor. Im Nachmittagsgottesdienste wurden zwei Psalmen gesungen, und er sprach einige Worte, um Gott zu danken für die Sinnesänderung der Katholiken von Hippo. Den Lärm des Trinkgelages der Ketzer vernahm man während seiner Predigt. Der Bischof mahnte darum das Volk, im Gegensatze dazu beim Gebete auszuharren.

Man ersieht aus diesen und andern Reden des hl. Augustinus, daß damals in Afrika während des Gottesdienstes feststehende oder freigewählte Psalmen und Stücke aus der Heiligen Schrift gelesen und gesungen wurden, an den Festen der Märtyrer aber deren Akten zum Vortrag kamen. Die Predigt fand statt zuweilen nach dem Psalmengesang, bei andern Gelegen-

[1] Nach n. 2; vgl. n. 5. Feria quarta. Den folgenden Tag nennt er n. 3 dies Quadragesimae. Das kann nicht der erste Tag der vierzigtägigen Fastenzeit, sondern nur der 40. Tag nach Ostern sein; denn einerseits betont der Schreiber mit keinem Worte, in der Bußzeit dürfe man keine solche Schmausereien veranstalten; dann hielt er in einem andern Jahre an Christi Himmelfahrt, also dem 40. Tage nach Ostern, eine Rede in der Basilika des hl. Leontius, in der man an diesem Tage dessen Beisetzung feierte (Sermo 262, alias de diversis 13 [Migne a. a. O. XXXVIII 1207 f]). Man findet freilich zum 19. März, also etwa vierzig Tage vor Ostern, wenn es sehr spät fällt, im Martyrologium Hieronymianum: XIV Kl. Apl. Depositio sci Leonti epi Sorentini. Dies kann also nicht mehr zum Titel In Africa gehören (Acta SS. Novemb. II [34]). Dieser hl. Leontius ist also nicht jener, um den es sich in Hippo handelte.

heiten nach der Lesung der Märtyrerakten oder der Epistel, meist nach dem Evangelium. Der Anfang der Reden des Heiligen schließt sich fast immer an den vorhergehenden Gesang oder an das Lesestück an [1].

Diese Reden tun dar, wie die Ordnung unserer Perikopen entstand; denn sie zeigen, wie Psalmengesang, Lesung aus den Märtyrerakten, aus dem Alten und Neuen Testament sich an den Charakter der Zeit oder des Festes anschlossen. An Festen las man darum aus der Heiligen Schrift das, was ihnen entsprach, beispielsweise am Feste der Makkabäer den Bericht über deren Martertod, bei der Feier der Geburt oder der Enthauptung des hl. Johannes und am Todestage des hl. Petrus das, was die Evangelien über jene Ereignisse melden, an Pfingsten und am Jahrestage des hl. Stephanus die bereffenden Abschnitte aus der Apostelgeschichte, am Feste des hl. Vinzentius, des hl. Cyprian, der hll. Perpetua und Felicitas deren Marterakten. Dementsprechend nahm der Lektor am Karfreitag die Geschichte des Leidens nach dem ersten Evangelisten, in der Nacht vom Karsamstag auf Ostern die Geschichte der Auferstehung nach demselben ersten Evangelisten. Während der Osterwoche las man dann aus den einzelnen Evangelien weiter über Christi Erscheinungen bis zu seiner Himmelfahrt. In ähnlicher Weise ergaben sich ganz von selbst die Perikopen für Weihnachten und Epiphanie, für Mariä Lichtmeß und Verkündigung. Beim Beginn der Fastenzeit war das Volk aufmerksam zu machen auf die Berichte der Evangelisten über Jesu Beispiel, der vierzig Tage fastete, und über seine Anweisung, wie wir fasten sollen. Einzelne Abschnitte aus den Evangelien empfahlen sich durch ihren Wortlaut ohne weiteres für bestimmte Tage. So war es für den Vorabend von Ostern angezeigt, die Perikope Mt 28, 1 f [2] zu wählen, am Ostertage Mk 16, 1 f [3]: „Nach Verlauf des Sabbates, morgens früh, am ersten Tage der Woche", am Sonntag nach Ostern Jo 20, 26: „Nach acht Tagen waren die Jünger wiederum im Hause versammelt, und Thomas war bei ihnen."

---

[1] Auch der hl. Hieronymus predigte nicht nur nach dem Evangelium, sondern auch nach der Verlesung anderer Texte. Er sagt am Schlusse des Tractatus de psalmo 9: Et hoc dictum est in Veteri Testamento. Nunc in evangelio legamus manifeste de manifestis filii. De psalmo 143: Propter eos, qui ignorant latinam linguam, licet multa de evangelio diximus, tamen debemus et de Psalterio quaedam dicere. Er läßt dann die einzelnen Verse vorlesen und erklärt sie. Vgl. De psalmo 93 und De psalmo 95. Anecdota Maredsolana III 2 p. 27 278; 3 p. 81 86.

[2] Vespere autem sabbati. Vgl. oben S. 42.

[3] Cum transisset sabbatum . . . valde mane una sabbatorum.

Johannes berichtet (12, 1) sechs Tage vor dem Pascha, vor Karfreitag sei Jesus von Maria gesalbt worden. Diesen Bericht lesen die Griechen am Palmsonntage. Wenn sie an demselben Tage auch den (nach Jo 12, 12) erst am folgenden Tage stattgefundenen Einzug in Jerusalem nach Mt 21, 1 f benutzten, so lag vielleicht ein Grund dafür in dem Umstande, daß man an ein so wichtiges Ereignis nicht an einem Wochentage erinnern wollte. Andere Perikopen, welche wegen ihres Textes in der lateinischen und griechischen Kirche auf bestimmte Tage verlegt wurden, finden sich in späteren Verzeichnissen. Für die Sonntage nach Epiphanie, nach Septuagesima und nach Pfingsten wird die fortlaufende Lesung aus einem Evangelium lange Regel geblieben sein. Man nahm dann aber am Sonntage wichtigere Stücke, um sie vor der größeren Versammlung zu erklären. Neben dem aus geschichtlichen Lesungen entstandenen Kern bildeten sich für andere Feste Lesungen, welche für die Glaubenslehre wichtig waren. Pfingsten forderte eine Lesung über die Wirkung des Heiligen Geistes, weil die Geschichte seiner Herabkunft sich in den Evangelien nicht fand. An den Festen der Märtyrer mußten Abschnitte vorgelesen werden über die Bedeutung des Todes für Christus und der Übernahme des Kreuzes.

Im Morgenlande hatte man früh die Lesungen des wegen Ostern veränderlichen Kirchenjahres von denen des Festkreises, der im unveränderlichen Kalender stand, getrennt. In vielen Diözesen des Abendlandes trat diese Trennung erst nach dem 11. Jahrhundert und nur allmählich ein. Sie ist bis heute noch nicht vollständig durchgeführt; denn der Weihnachtsfestkreis behauptet seinen alten Platz im Proprium de tempore, im eigentlichen Kirchenjahr, das dem Proprium de sanctis jetzt gegenübersteht. Darum geben viele ältere Evangelienverzeichnisse des Abendlandes im Gegensatze zu denen des Morgenlandes die Gedenktage Christi und seiner Heiligen, der Sonntage und einiger Wochentage in einer fortlaufenden Reihe. In dieser Reihe bildete bald die Fastenzeit mit der Osteroktav einen festen Kreis, der für die Monate Februar, März und April nur sehr schwer selbst einem bevorzugten Heiligenfest Aufnahme gestattete. Anderseits ordnete man die Heiligenfeste während der übrigen Monate zwischen die Sonntage ein. Da diese mit dem Osterfest wechselten, die Heiligenfeste aber an feste Tage des Kalenders gebunden waren, entstand für die Perikopenverzeichnisse eine fast unentwirrbare Verschiedenheit, die vom 8. bis 12. Jahrhundert in manchen Gegenden immer größer wurde und auch im Abendlande allerorts zur Trennung des Proprium de tempore (des Advents, der Fasten- und Osterzeit sowie der Pfingstsonntage) vom Proprium de sanctis nötigte.

Wie der hl. Augustinus, so schließt auch der hl. Petrus Chrysologus (gest. um 450) seine Homilien sehr gern an eine eben verlesene Perikope an. Doch endet er seine Erklärung oft nicht in einer Predigt, sondern setzt dieselbe an folgenden Tagen fort. So hielt er über die Auferweckung des Lazarus drei Reden [1]. Eine Rede über die Parabel vom armen Lazarus und vom reichen Prasser [2] ist deshalb bemerkenswert, weil er vor Beginn derselben zwei Abschnitte vorlesen ließ, zuerst einen über die Auferweckung des Lazarus, dann jenen über den armen Lazarus. In der Rede verbindet er die Geschichte der beiden Lazarus miteinander. Er sagt, Gott habe gleichsam das Bitten des Prassers erhört und den auferweckten Lazarus aus dem Reiche der Toten gesandt, um die Ungläubigen zu warnen. Später hielt der heilige Bischof von Ravenna im November und Dezember, vor und nach dem Feste des hl. Andreas vier zusammenhängende Reden über die Parabel vom armen Lazarus [3]. Über die Parabel vom Unkraut unter dem Weizen redete er in zwei zusammenhängenden Predigten [4] über die Berufung des Levi zuerst in einer, dann in zwei sich ergänzenden Homilien [5].

Allem Anschein nach waren zu seiner Zeit wenigstens für höhere Feste bestimmte Lesestücke in Ravenna festgesetzt, an die sich die Predigt meist anschloß. Um Ostern wurde jedenfalls im Hauptgottesdienst der Nacht die Perikope gelesen, welche noch heute üblich ist. Sie empfahl sich, wie bereits bemerkt wurde, zu jenem Abendgottesdienste des Samstags, weil sie beginnt: „Am Abende des Sabbates, als das Licht des ersten Tages der Woche nahte“ (Mt 28, 1), und weil sie die Auferstehungsgeschichte nach dem ersten Evangelisten gibt. An den folgenden Tagen wurde wie in Afrika die Auferstehungsgeschichte nach Markus und Lukas, zuletzt nach Johannes gelesen [6].

---

[1] Sermo 63—65 (Migne, P. lat. LII 375 f). In der 65. weist er ausdrücklich auf zwei vorhergehende Reden hin.

[2] Sermo 66. Er schließt sich an Sermo 63—65 an.

[3] Sermo 121—124 behandeln zusammen die ganze Parabel. Das Fest des hl. Andreas ist erwähnt Sermo 122.

[4] Mt 13, 24 f; Sermo 96 f. [5] Sermo 28—30.

[6] Sermo 74, 75 f und 77 behandelt Mt 28, 1 f. Vespere autem sabbati.
Sermo 82. Mk 16, 1 f. Cum transisset sabbatum.
Sermo 83. Mk 16, 24 f. Recumbentibus undecim.
Sermo 79 f. Lk 14, 1 f. Una autem sabbati.
Sermo 81. Lk 24, 36 f. Stetit Iesus in medio.
Sermo 78. Jo 21, 1 f. Manifestavit se Iesus ad mare.
Sermo 84. Jo 20, 19 f. Thomas (post dies octo).

Wann diese Reden die Ordnung erhielten, in der sie jetzt stehen, ist unbekannt. Aus Johannes wurde jedenfalls erst zuletzt der Bericht der Auferstehung gelesen;

Am Weihnachtsfest erklärte der hl. Chrysologus drei Perikopen: in vier Reden den Bericht des hl. Lukas über die Verkündigung[1], in zwei Reden den Abschnitt aus Matthäus über Christi Geburt[2], endlich des hl. Lukas Bericht über die Erscheinung des Engels bei den Hirten[3]. Am zweiten Weihnachtstage las man zu Ravenna im 5. Jahrhundert den Bericht des hl. Matthäus über die Flucht nach Ägypten und den Kindermord. Man feierte also an diesem Tage das Fest der Unschuldigen Kinder[4]. Auf den dritten Weihnachtstag fiel das Fest des hl. Stephanus[5].

Um Epiphanie predigte der hl. Chrysologus über die Anbetung Christi durch die Magier[6], beim Beginn der Fastenzeit über Christi Fasten und Versuchung in der Wüste[7] und über dessen Belehrung, wie wir fasten sollen[8]. Am Ende der Fastenzeit erklärte er die Geschichte der Auferweckung des Lazarus, die, wie wir sehen werden, um diese Zeit in fast allen Perikopenverzeichnissen vorkommt. Vor der 63. bis 66. Rede, worin er dies tut, gibt er eine Erklärung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, nach ihnen eine Auslegung des Gebetes des Herrn, weil diese Gebete den Katechumenen in den letzten Wochen vor Ostern übergeben und ausgelegt wurden[9]. Er betont überdies, die Auferweckung des Lazarus sei ein Vorbild der Auferstehung Christi, die ja bald nachher um Ostern gefeiert wird und auch bald nach der Auferweckung des Lazarus eintraf. Brachte ja diese Auferweckung den Hohen Rat zum Entschluß, Jesus zu kreuzigen.

Zwischen Ostern und Pfingsten hatte man schon damals zu Ravenna ein Fest, an welchem der Heilige das Evangelium erklärte, worin erzählt

---

denn Sermo 79 sagt: Quoniam Matthaei et Marci super Dominicam resurrectionem iam cucurrimus lectiones, modo qui hinc intonuerit Lucas beatissimus exquiramus.

[1] Sermo 140, 142—144 handeln über Lk 1, 26 f: In mense autem sexto missus est. Der Redner bezeichnet Sermo 143 als natalitius sermo, Sermo 144 als De nativitate Christi sermo.

[2] Mt 1, 18: Christi autem generatio sic erat. Sermo 145 u. 146; vgl. 175.

[3] Lk 2, 8 f. Sermo 149.

[4] Sermo 150 u. 151 behandeln Mt 2, 13 f den Befehl des Engels an Joseph, zu fliehen; Sermo 152, Mt 2, 16 f den Befehl des Herodes, die Kinder zu morden.

[5] Sermo 154. Vgl. unten 12. Kapitel.

[6] Mt 2, 1 f. Sermo 156—160. [7] Mt 4, 1 f. Sermo 11 und 13.

[8] Mt 6, 16 f. Sermo 7 und 8; Mt 6, 1 f. Sermo 9.

[9] Die 63. Rede wurde gehalten, nachdem den Täuflingen das Glaubensbekenntnis erklärt worden war, also nach der traditio symboli; denn der Anfang der Rede sagt, vorher sei eine Lesung aus den Briefen der Apostel erklärt worden. Das aber geschah in der 61. und 62. Rede, in denen auch das Symbolum behandelt ist.

wird, Christus sei in der Mitte der Festzeit nach Jerusalem gekommen in den Tempel[1].

Leider läßt sich nicht bestimmen, auf welche Tage die vielen andern Perikopen fielen, deren Wortlaut der Heilige auslegte. Nur aus der 122. Rede ersehen wir, daß das Gleichnis vom armen Lazarus, wie gesagt, am Sonntage vor dem Feste des hl. Andreas gelesen wurde, aus der 51., daß die Perikope von der Heilung des Taubstummen (Mk 9, 16 f) für einen Sonntag nach dem Ende der größten Hitze des Sommers bestimmt war, aus der 40., daß kurz nach Ostern die Parabel vom guten Hirten (Jo 10, 11 f) verlesen wurde, weil dann durch die neu Getauften Christi Herde vermehrt war. Über die Verkündigung der Geburt Johannes' des Täufers hielt der heilige Bischof von Ravenna sieben Reden, die 86. bis 92., in denen er Lk 1, 5 f erklärte. Doch gehören die 87. und 88., die 89. und 90., sowie die 91. und 92. zusammen, so daß wir hier Vorträge aus vier verschiedenen Jahren haben. Die letzte wurde nun aber kurz vor Weihnachten gehalten[2]. Man hat also in Ravenna die Verkündigung der Geburt oder die Geburt des Vorläufers nicht am 24. Juni, sondern später gefeiert, vielleicht erst im Dezember, vielleicht an einem Sonntage, wie die Syrer ehedem taten[3]. Über die Enthauptung des Vorläufers sind drei Homilien erhalten[4]. Nahe liegt die Frage, ob sich keine Beziehungen auffinden lassen zwischen den Homilien des hl. Chrysologus (gest. nach 450) und dem Zyklus der Mosaiken in S. Apollinare Nuovo, den König Theodorich (gest. 526) herstellen ließ. Hat sich der arianische König in ihnen an das Kirchenjahr der Ravennaten angeschlossen? Aus dem Jugendleben Christi ist nur eine Szene gegeben, die vielleicht auf das Fest von Epiphanie hinweist, weil die Anbetung der Könige dargestellt ist. Die Taufe Christi fehlt jedenfalls, das Wunder der Verwandlung von Wasser in Wein war wahrscheinlich nicht in den Zyklus aufgenommen. Der hl. Chrysologus sagt aber, alle diese drei Ereignisse seien um Epiphanie gefeiert worden[5]. An das Osterfest erinnern drei Mosaiken, in denen gezeigt

---

[1] Jo 7, 14 f: Iam die festo mediante. Vgl. über dies Fest oben S. 23 und 39, unten S. 76 80 usw.

[2] Sermo 92: Ecce iam nos evangeliorum quadriga a Ioannis ortu et ortu nostri fecit proximos Salvatoris.

[3] Vgl. oben S. 35.

[4] Sermo 127 über Mt 14, 3 f; dann Sermo 174 f über Mk 6, 14 f.

[5] Sermo 157: Epiphania peperit tria Deitatis insignia. Dann nennt er die Ankunft der Weisen, Christi Taufe und das Wunder von Kana. Daß das bei Garrucci (Storia IV 250, 1, S. 58) gegebene Bild aus S. Apollinare die Hochzeit

ist, wie zwei Marien zum Grabe kommen (Mt 28, 1 f), die beiden Jünger Christus auf dem Wege nach Emmaus begleiten (Lk 24, 13 f) und der Herr den Jüngern im Saale erscheint[1]. Es sind die in der Osternacht und am Ostermontag zur Verlesung kommenden Stücke. Zum Donnerstag der Karwoche paßt das Mosaik mit der Darstellung des Abendmahles, zum Karfreitag stimmen die neun Mosaiken mit den Szenen aus Christi Leidensgeschichte. Die Mosaiken, welche das öffentliche Leben Jesu schildern, zeigen folgende Szenen:

1. einen Gichtbrüchigen, welcher sein Bett trägt[2];
2. die Austreibung der Teufel zu Gerasa aus einem Besessenen[3];
3. die Heilung des Gichtbrüchigen, den die Träger vom Dache aus herabsenkten vor den Herrn[4];
4. das Bild des guten Hirten in der Mitte seiner Schafe[5];
5. das Opfer der Witwe[6];
6. die Parabel vom Zöllner und Pharisäer[7];
7. die Auferweckung des Lazarus[8];
8. die Unterredung mit der Samariterin am Jakobsbrunnen[9];
9. die Heilung der Blutflüssigen[10];
10. die Heilung zweier Blinden[11];
11. die Berufung des Petrus und Andreas[12].
12. Ursprünglich wohl Jesu Einzug in Jerusalem.

Der hl. Chrysologus erklärt zwar mehrere der dargestellten Ereignisse, gibt aber einerseits über andere keine Homilie, erklärt anderseits Perikopen, welche in den Mosaiken nicht illustriert sind. Eine Beziehung der Homilien zu den Mosaiken kann darum nicht bewiesen werden. Wo beide zusammentreffen, kann dies durch die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlaßt sein, wodurch der Künstler unabhängig von den Perikopen des Kirchenjahres zu seinen Bildern veranlaßt wurde.

---

von Kana gezeigt habe, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil es die 12. Darstellung des öffentlichen Lebens Jesu zeigt. Man muß an dieser Stelle den Einzug in Jerusalem erwarten.

[1] Da Jesus zwei Fische hält, wird Lk 24, 42 dargestellt sein.

[2] Mt 9, 2 f oder Jo 5, 8. S. Chrysologi Sermo 50.

[3] Mk 5, 1 f; Lk 8, 27 f. Sermo 17. [4] Mt 9, 1 f; Mk 2, 1 f; Lk 5, 17 f.

[5] Jo 10, 11 f. Sermo 40. [6] Mk 12, 41 f; Lk 21, 2 f.

[7] Lk 18, 9 f. [8] Jo 11, 1 f. Sermo 63—65. [9] Jo 4, 5 f.

[10] Mk 5, 33; Lk 8, 47. Sermo 35 f. [11] Mt 9, 27 f.

[12] Mt 4, 18 f. Sermo 133.

Fünftes Kapitel.

Der Comes des hl. Hieronymus und das Epistelverzeichnis des Bischofs Viktor von Capua.

Die Liturgiker des Mittelalters berufen sich häufig auf einen Brief, welcher vom hl. Hieronymus an Konstantius gesandt worden sei und zuweilen vor die Perikopenverzeichnisse als Einleitung gesetzt wird[1]. Abt Alan von Farfa benutzte den Brief in seiner Homiliensammlung[2]. Berno, seit 1014 Abt der Reichenau, beruft sich auf die „Vorrede" zum Comes, um zu beweisen, der hl. Hieronymus habe die Lesungen für den Gottesdienst geordnet[3]. Der Micrologus behauptet, Gregor der Große habe sich bei Neuordnung des Sakramentars nach dem „Begleitbuche" des hl. Hieronymus gerichtet[4]. Sigebert von Gembloux (gest. 1112) schreibt: „Die Episteln und Evangelien liest die Kirche vor gemäß der Überlieferung der Altvordern. Sie sind aufgezeichnet in dem Comes genannten Buche, das Hieronymus für Konstantin (!) geschrieben haben soll."[5] Rodulfus, Dekan von Tongern (gest. 1403), behauptet, der hl. Hieronymus habe nach Ausweis des Buches, welches Comes genannt werde, die Episteln und Evangelien geordnet, Papst Damasus habe befohlen, sie so zu lesen, wie es heute Brauch sei[6]. Er entnahm seine Nachricht wohl aus der Schrift des Honorius „Über die alte Feier der heiligen Messe"[7].

---

[1] Abgedruckt bei d'Achery (Spicilegium, Paris. 1723, ed. nov. III 301) nach einer ihm von Chifflet mitgeteilten Abschrift, deren im 9. Jahrhundert in Gold und Silber auf Purpur geschriebenes Original Morin im Cod. 9451 der Pariser Bibl. nat. vermutet (Revue bénéd. VII 416); bei Thomasii opera ed. Vezzosi (V 319; im Nachtrage zu den Werken des hl. Hieronymus von Vallarsi Migne, P. lat. XXX 487); vor dem Comes des Theotinchus, bei Ranke, Das kirchliche Perikopensystem Anhang III; Schu, Die biblischen Lesungen, Trier 1861, 116 f usw.

[2] Revue bénéd. VII 417, A. 5.

[3] De officio Missae c. 1: Beatum Hieronymum credimus ordinatorem Lectionarii, ut ipsius testatur prologus appositus in capite eiusdem Comitis (Migne, P. lat. CXLII 1057); vgl. c. 4.

[4] Micrologus c. 31, c. 25: Liber comitis sive Lectionarius, quem S. Hieronymus compaginavit (Migne a. a. O. CLI 999 1003).

[5] Chronic. ad an. 688 (Mon. Germ., SS. VI 327; Migne a. a. O. CLX 130).

[6] De canonum observantia c. 23, bei Hittorp, De divinis officiis, ed. nov. (Paris. 1610) 1153.

[7] De divinis officiis sive de antiquo ritu Missae, de horis canonicis et totius anni solemnitatibus liber, qui gemma animae inscribitur c. 88, bei Hittorp a. a. O. 1205.

Beleth erzählt[1], Kaiser Theodosius habe den Papst Damasus gebeten, durch einen tüchtigen Mann das kirchliche Offizium zu ordnen. Dieser habe darum den zu Bethlehem wohnenden hl. Hieronymus damit beauftragt und durch ihn auch die Lektionen und Evangelien bestimmen lassen.

Nach Ausweis eines Evangelienbuches von Chartres[2] hat dann Alkuin auf Befehl Karls d. Gr. das Comes genannte, dem hl. Hieronymus zugeschriebene Buch von Fehlern gereinigt.

Was ist von der Ansicht all dieser Schriftsteller zu halten? Hat Hieronymus wirklich ein Perikopenverzeichnis aufgestellt? Wenn der Grundgedanke richtig ist, den Probst in seinen Büchern verteidigt, dürfte dem hl. Hieronymus wohl ein Anteil an der Ordnung der Perikopen zuzuerkennen sein[3]. Der Breslauer Domherr führt aus, die Apostel hätten auf Befehl Christi gemeinsam die wesentlichsten Teile der Feier der heiligen Messe geordnet, bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts sei demzufolge „die christliche Liturgie des ganzen Erdkreises die eine, katholische und apostolische" gewesen. Papst Damasus habe den Unterschied zwischen abendländischem und morgenländischem Ritus begründet, indem er dem Kirchenjahre Einfluß auf die Meßfeier verschaffte. Während die Orientalen dabei blieben, Tag um Tag sich bei der Feier des Meßopfers desselben Formulars zu bedienen, ließen die Okzidentalen nur bestimmte Gebete, vor allem den Kanon, im ganzen und großen unveränderlich, während das übrige je nach den Festen wechselt. Das Veränderliche wurde in ihren Sakramentarien, Evangeliarien, Lektionarien, Antiphonarien usw. aufgezeichnet, das Ständige fand der Priester in einem kleinen Buch, welches die Missa quotidiana enthielt. Letzterem fehlten die Episteln, Evangelien, Kollekten, Sekreten, Präfationen und Postkommunionen; es bot nur die „Katechumenenmesse, den Kanon und die Kommunion, kurz, den ganzen Verlauf der heiligen Handlung".

Hat Papst Damasus die Meßfeier geändert und neu geordnet, so mag er auch für Feststellung der Perikopen etwas getan und sich des hl. Hie-

[1] Rationale divinorum officiorum c. 19; vgl. c. 57. Im Rationale divinorum officiorum a Durando illustratum (Lugduni 1612) 498 514.

[2] Mabillon, Annales XXVI 61 (Lucae 1739), II 305. Vgl. Schu a. a. O. 109 f.

[3] Probst, Liturgie der drei ersten christlichen Jahrhunderte, Tübingen 1870; Die ältesten römischen Sakramentarien und Ordines, Münster 1892; Die Liturgie des vierten Jahrhunderts und deren Reform, ebd. 1893; Die abendländische Messe vom fünften bis zum achten Jahrhundert, ebd. 1898. Vgl. „Stimmen aus Maria-Laach" XLIV 495—500, XLVI 542 f, LI 313 f.

ronymus dabei bedient haben. Doch eine solche Erwägung besitzt keine Beweiskraft. Wenden wir uns also zu jenem Briefe des Hieronymus selbst. Sein Titel lautet gewöhnlich:

„Im Namen der heiligen, ungeteilten Dreifaltigkeit beginnt der Brief des hl. Hieronymus, gesandt an Konstantius. Vorrede zu dem folgenden Buche, das Comes (Begleiter) genannt wird."

D. G. Morin hat schon im Jahre 1890[1] nachgewiesen, der Brief stamme nicht vom hl. Hieronymus, sondern sei geschrieben von einem Bischofe Unteritaliens in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, genauer nach 471 und vor 550. Er glaubte damals, vielleicht sei der Schreiber Bischof Viktor von Capua (541—554), der Empfänger Bischof Konstantius von Aquinum (zwischen 525 und 573). Neuerdings hat er jedoch drei Handschriften gefunden[2], worin der Adressat Bischof von Konstantinopel genannt wird[3]. In einer Handschrift der vatikanischen Bibliothek sind die Worte „Bischof von Konstantinopel" wegradiert und durch den Titel ersetzt: „Bischof von Konstantia". Da sich nun kein Bischof Konstantius in Konstantinopel nachweisen läßt, es auch unannehmbar ist, ein lateinischer Bischof habe einen byzantinischen durch einen solchen Brief über Evangelienverzeichnisse unterrichtet, vermutet Morin mit Recht, Konstantius sei Bischof von Konstantia (Cosenza) in Unteritalien gewesen. Vielleicht sei er jener, an den der hl. Augustinus vor dem Jahre 405 eine Abhandlung über die Willensfreiheit richtete.

Der schwer verständliche Brief selbst lautet also[4]:

Obgleich man erlaubterweise eine Sammlung himmlischer Lesungen zu Hilfe nehmen kann, das kleine Buch, welches von den Dienern der Kirche Comes, „Begleiter", genannt zu werden pflegt — diese (Benennung) wird ihm, wie ich glaube, aus zwei Gründen gegeben; entweder weil es zeigt, was die Gewohnheit dieser oder jener Kirche fordert, denn der Text der Verzeichnisse ist bekanntlich verschieden geartet; oder auch, weil es dem Verlangen eines lernbeflissenen Lesers entspricht, welcher wegen seiner Armut wünscht, möglichst in kleinem Umfange alles gesammelt zu haben, was in den heiligen Schriften durch wunderbare Taten hervorleuchtet und durch sittliche Vorschriften lehrreich ist —, so habe ich doch mit Christi Hilfe, so gut ich mit meinen Anlagen vermochte und besonders weil eine Gelegenheit sich darbot,

[1] Revue bénéd. VII 416 f. [2] Ebd. XV (1898) 241 f.

[3] Der Titel lautet im Cod. Bibl. nat. lat. 9451 aus dem 8. Jahrhundert: In nomine summi Dei incipit prologus libri comitum beati Hieronimi presbyteri ad Constantium Constantinopolitanum episcopum. Lege feliciter.

[4] Er beginnt: Quamquam licenter adsumatur.

indem du, Konstantius, mein ehrwürdiger Bruder, eine solche Arbeit von mir verlangtest, dieses Werk trotz meiner geringen Befähigung unternommen, damit die so große Sammlung der Auszüge (aus der Heiligen Schrift) einen rechten Anfang und eine vernünftige Entwicklung besitze. Weil nämlich alle von Gott eingegebene Schrift nach der Aussage des Apostels[1] nützlich ist zum Belehren und Unterrichten auf dem Wege der Gerechtigkeit, damit der Mann Gottes für jedes gute Werk ausgerüstet sei, und weil alles, was bis dahin geschrieben ward, zu unserer Belehrung geschrieben ist, damit wir durch Geduld und Trost der Schriften Hoffnung hegten, so habe ich gedacht, nichts sei kürzer, nichts dienlicher, als wenn ich aus solcher Menge der heiligen Bücher das heraushöbe, was für die einzelnen Feste passend und zutreffend sei, und wenn ich dieses möglichst übersichtlich zusammenstellte.

„Ich beginne demnach mit der Non der Vigil von Christi Geburt, die am 25. Dezember eintritt, und stelle nach der Ordnung, welche ich stets in der Kirche fand, die Lesungen beider Testamente für einfache Leute zusammen nach der Ausgabe, welche bekanntlich aus den hebräischen Handschriften ins Lateinische übersetzt wurde[2]. Nach dieser (von mir aufgestellten) Ordnung wird sowohl die Lesung aus den Propheten, welche zu dem eintreffenden Feste paßt, als das, was die Apostel lehren, oder was unter der gleichen Rücksicht das Ansehen des Evangeliums verkündet, im Verlaufe des Jahres an allen Festtagen der Kirche, also, wie ich meine, alles der Zeit entsprechend zu lesen sein.

„Auch für einige andere Veranlassungen ist dann vieles hier gesammelt und zur Erbauung mit Angabe der Titel eingefügt, z. B. für den Beginn der Fastenzeit (eine Lesung) über die Enthaltung von Speisen und über Mäßigkeit, in der Fastenzeit über die Buße, die Keuschheit und Vergebung von Beleidigungen und vieles andere.

„Alles dieses habe ich also zu vieler Nutzen, deinen Bitten nachkommend, zu schreiben mich bemüht, ehrwürdiger und mir sehr lieber Bruder."

Der Brief zeigt, daß der Titel Comes sich auf zweierlei Bücher beziehen kann, sowohl auf ein Perikopenverzeichnis zum Gebrauche beim Gottesdienste, als auf einen Auszug aus den heiligen Schriften für die Erbauung Unbemittelter, welche keine ganze Bibel kaufen konnten. Vielleicht enthielten die Bücher ersterer Art nur die Titel der Lesungen mit Verweisung auf die vollständige Ausgabe der Heiligen Schrift, jene der zweiten Art aber mit dem Titel auch die Texte, so daß aus ihnen die Lesungen unmittelbar entnommen werden konnten. Wahrscheinlich waren die Comes-Bücher der zweiten Art in drei Bände zerlegt, deren erster die Lesungen aus dem Alten Testament enthielt. Im zweiten standen die Episteln, im dritten die

[1] 2 Tim 3, 16 f. Röm 15, 4.

[2] D. h. nach der Vulgata des hl. Hieronymus.

Evangelien. Der zweite Band war also ein Epistolar, der dritte ein Evangeliar, ein Perikopenbuch im engeren Sinne.

In dem 471 aufgestellten Güterverzeichnis der Kirche von Cornutum bei Rom[1] werden als Handschriften dieser Kirche genannt: „vier Evangelien, (die Briefe) der Apostel, ein Psalterium und ein Comes". Da keine Bücher der Propheten genannt sind, könnte dieser Comes jene Auszüge aus den geschichtlichen und prophetischen Büchern enthalten haben, die man beim Gottesdienste verlas. Daß sein Inhalt nichts anderes als ein Perikopenverzeichnis gewesen sein könne, wird man nicht behaupten dürfen.

Wenn von der Sammlung, welche der Verfasser des Briefes an Konstantius, der Pseudo-Hieronymus, veranstaltete, etwas erhalten sein sollte, so findet es sich wohl in einer der zu Fulda aufbewahrten Handschriften des hl. Bonifatius. Dieselbe stammt von Bischof Viktor von Capua (541 bis 554), welcher in der Gegend und zur Zeit des Verfassers jenes Briefes lebte. Sie enthält Kanontafeln, die Evangelienharmonie des Syrers Tatian in einer nach der Vulgata bearbeiteten Ausgabe, ein Verzeichnis der Episteln des Kirchenjahres, die Briefe der Apostel und die Apokalypse[2].

Das Verzeichnis der Episteln, also der zweite Teil des Comes, ist wichtig zur Erkenntnis, wie der die Evangelien enthaltende dritte Teil beschaffen war. Er zeigt nicht nur, daß man in Unteritalien bereits im 6. Jahrhundert die fortlaufende Lesung aus je einem Buche der Heiligen Schrift im Gottesdienst aufgegeben hatte, sondern auch, wie man dort im genannten Jahrhundert das Kirchenjahr einteilte.

Das Verzeichnis tut wohl auch dar, wie damals der Festkreis zu Rom eingerichtet war; denn Probst[3] schreibt: „Die Episteln des Kodex aus Fulda sind zwar nicht die römischen, sondern wahrscheinlich die in Capua üblichen; doch glauben wir, das Verzeichnis der Sonntage habe auch für Rom Geltung, da es mit dem Gelasianum übereinstimmt[4].

---

[1] Charta Cornutiana, abgedruckt bei Duchesne, Liber Pontificalis I, Introduction CXLVI f.

[2] Vgl. Geschichte der Evangelienbücher 95. Das Verzeichnis der Episteln ist abgedruckt in Gerbert, Monumenta liturgica alemannica I 409 f, besser in Anecdota Maredsolana I 436 f.

[3] Die ältesten römischen Sakramentarien, Münster 1892, 33.

[4] Vielleicht hätte Probst sich richtiger ausgedrückt, wenn er geschrieben hätte: „Die Episteln sind zwar nicht die zur Zeit Gregors d. Gr. und späterhin im römischen Ritus gebrauchten, sondern die damals in Capua üblichen." Möglicherweise sind es die zur Zeit des Gelasius in Rom verlesenen.

Das Capuanische Epistelverzeichnis beginnt nicht mit der Vigil von Weihnachten, womit der Schreiber jenes Briefes seinen Comes anfing, sondern mit vier Episteln, die wohl für ebensoviele Adventssonntage bestimmt waren. Für den 1. Januar und für Epiphanie sind je drei Episteln angegeben. Der 1. Januar ist als Oktav von Weihnachten und als Fest der Beschneidung überdies als Gegengewicht gegen ein Fest der Heiden hervorgehoben. In den Werken des hl. Augustinus finden wir dementsprechend zwei Homilien für den 1. Januar, welche sich gegen die Heiden wenden[1].

Die 11 Cottidiana, welche das Lektionar von Capua nach Epiphanie aufführt, sind Episteln für Messen an Sonntagen und Werktagen, von Epiphanie bis Sexagesima und wohl auch nach Pfingsten. In der Fastenzeit vermerkt es für die Zeit von Quadragesima bis zum Sonntage vor Ostern Episteln für fünf Sonntage und zehn ieiunia, d. h. besonders ausgezeichnete Fasttage[2]. Eine Übereinstimmung seiner Episteln mit denjenigen des heutigen Römischen Missale ist nicht zu finden. Sie ist schon deshalb nicht zu erwarten, weil ehedem vor der Lesung aus den Briefen der Apostel eine Lesung aus dem Alten Testamente üblich war. Heute aber ist die Epistel nicht nur aus diesen Briefen, sondern auch aus den Büchern des Alten Bundes sowie aus der Apostelgeschichte und der Apokalypse entlehnt. Dazu kommt noch, daß in jenem Verzeichnis aus Capua Stücke aus den Briefen der Apostel Petrus, Johannes und Judas fehlen. Nur die Briefe des hl. Paulus sind in ihm benutzt worden.

(1.) De adventu Domini Rom 8, 3 f.
(2.) „ „ „ Rom 11, 25 f.
(3.) „ „ „ Gal 3, 15 f.
(4.) „ „ „ 1 Thess 5, 14 f.
Pridie natale Domini et in noctu sancta Phil 4, 4 f.
In natale Domini Hebr 1, 1 f (?).
In natale S. Johannis 2 Tim 3, 16 f.
In natale innocentium Rom 5, 1 f.
De circumcisione Domini, in octabas Dñi Rom 15, 4 f.

[1] Die erste trägt den Titel: De Calendis Ianuariis contra Paganos, die zweite zitiert 1 Kor 10, 20. Sermo 197 f (Migne, P. lat. XXXVIII 1021 f). Eine Messe Ad prohibendum ab idolis für den 1. Januar enthält das durch gallikanische Zusätze erweiterte Sakramentar des Papstes Gelasius, welches um das Jahr 700 für Saint-Denis geschrieben wurde (Duchesne, Lib. Pont. I 257. Martène, De antiquis ecclesiae ritibus IV, c. 13, n. 6. Vgl. Revue bénéd. V [1888] 348), und das alte Ambrosianische Missale.

[2] Probst, Die ältesten Sakramentarien 87: „Der Fuldaer Kodex zeichnet bloß zwei Ferien jeder Woche mit eigenen Lektionen (Offizien) aus."

De eodem die, Contra idola, in octabas Dñi 1 Cor 8, 1 f.
" " " De circumcisione 1 Cor 10, 14 f.
De ieiunio Epifaniorum Col 1, 9 f.
In Epifania mane 2 Cor 4, 6 f.
In eodem die Epifaniorum Tit 2, 11 f.
" " " " Gal 3, 27 f.
(1.) Cottidiana post Epifania Rom 12, 6 f.
(2.) " " " Hebr 12, 25 f.
(3.) " " " Hebr 6, 9 f.
(4.) " " " Gal 3, 15 f.
(5.) " " " Hebr 12, 29 f.
(6.) " " " 1 Tim 6, 7 f.
(7.) " " " Rom 12, 16 f.
(8.) " " " Rom 7, 14 f.
(9.) " " " Rom 1, 13 f.
(10.) " " " Rom 13, 1 f.
(11.) " " " Rom 1, 1 f.
In Sexagesima 1 Tim 3, 16 f.
Cottidiana 1 Cor 9, 24 f.
In Quinquagesima Rom 14, 10 f.
In Quadragesima. In caput Quadragesimae 2 Cor 6, 2 f.
In ieiunio 1. in Quadragesima Rom 6, 12 f.
" " 2. " " Rom 12, 1 f.
In Quadragesima, dominica 2. Rom 13, 8 f.
" " ieiunio 3. Gal 5, 14 f.
" " " 4. Eph 4, 17 f.
" " dominica 3. Eph 4, 23 f.
" " ieiunio 5. Eph 5, 1 f.
" " " 6. Eph 6, 10 f.
" " dominica 4. Gal 1, 13 f.
" " ieiunio 7. 1 Thess 4, 1 f.
" " " 8. 2 Thess 3, 4 f.
" " dominica 5. Col 2, 4 f.
" " ieiunio 9. Rom 14, 19 f.
" " " 10. 2 Cor 3, 2 f.
Dominica ante 8 dies Paschae. In ebdoma maiore, de indulgentia 2 Cor 11, 19 f (2 Cor 2, 1 f?).
In 2. feria ante Pascha, ebdoma maiore, post indulgentia Gal 2, 19 f.
In 3. " " " " " Gal 3, 7 f.
In 4. " " " " " Eph 2, 13 f.
In 5. " " " in cena Dñi, mane 1 Cor 5, 6 f.
In 5. " " " " " " ad vesperam 1 Cor 11, 20 f.
In 6. " " ante noctu magna Phil 2, 5 f.
In noctu sancta, mane Phil 4, 4 f; ad sero 1 Cor 10, 1 f.
In sanctum Pascha Col 3, 1 f.

In 2. feria Paschae Rom 6, 3 f.
In 3. feria Paschae Rom 5, 6 f.
In 4. „ „ Eph 2, 4 f.
In Pascha annotina Eph 4, 1 f.
Natale SS. Petri et Pauli Rom 10, 11 f (?).
In ieiunium S. Laurentii 2 Tim 4, 16 f.
In natale „ „ 2 Cor 9, 6 f.
In ieiunio S. Andreae 2 Tim 2, 4 f.
In natale „ „ 1 Cor 2, 1 f (?).
De martyribus Hebr 10, 32 f (?).
De martyris generalis femini 2 Cor 10, 17 f.
De martyribus Hebr 11, 32 f (?).
„ „ 2 Tim 1, 8 f (?).
„ „ Rom 8, 28 f.
In dedicatione 1 Cor 3, 8 f.
„ „ Hebr 3, 1 f.
„ „ Eph 2, 11 f (?).
In natale episcopi Hebr 5, 1 f (?).
De ordinationibus 1 Tim 3, 8 f.
„ „ diaconorum 1 Tim 4, 9 f.
De agendis (mortuorum) 1 Thess 4, 13 f.

Sechstes Kapitel.

Die Perikopenverzeichnisse Leos d. Gr. und Gregors d. Gr.

Wie Augustinus und Chrysologus, so schließt auch Leo d. Gr. seine Predigten gern an die eben vorgetragene Lesung an. Am Sonntage vor Ostern predigte er über Christi Leidensgeschichte und schloß mit den Worten: „Weil es zu weit führen würde, in der heutigen Rede noch weiter auszuführen, was Jesus litt, wollen wir am Mittwoch, an dem die Leidensgeschichte des Herrn wiederum vorgelesen wird, das Weitere erklären.“ [1] Er erfüllte sein Versprechen [2]. Daß die Leidensgeschichte jedes Jahr in dieser Art am Sonntage, Mittwoch und Freitag der Karwoche vorgelesen wurde, erhellt aus andern Reden [3].

[1] Sermo 54, c. 5 (Migne, P. lat. LIV 322).

[2] Sermo 55, c. 1.

[3] Sermo 70, c. 1: Sacram, dilectissimi, Dominicae passionis historiam evangelica, ut moris est, narratione decursam ita omnium vestrum arbitror inhaesisse pectoribus (Migne a. a. O. 380). Da Leo in dieser sowie in einer folgenden Rede mit der Behandlung der Leidensgeschichte die Hinweisung auf Christi Auferstehung vereint, werden beide nicht im Anfange der Karwoche, sondern wohl am Karfreitag (Karsamstag?) gehalten sein (Sermo 70, c. 6 und 71, c. 1). — In der 72. Rede

In einer Predigt auf Weihnachten nimmt der Kirchenlehrer Rücksicht auf das eben gehörte Evangelium, welches die Erscheinung der Engel bei den Hirten so lebhaft vor die Augen gestellt habe[1]. Damals wurde also, wie im heutigen Römischen Missale, in der Weihnachtsmesse der Abschnitt Lk 2, 1 f verlesen. Daß am Feste der Epiphanie die Geschichte der heiligen Könige vorgelesen wurde, erhellt aus mehreren Reden Leos[2]. Aus seinen Predigten auf Epiphanie[3] ersieht man auch, daß in Rom zu seiner Zeit Epiphanie als Fest der Ankunft der Könige und als Erinnerungstag an die Ermordung der unschuldigen Kinder gegolten haben muß. Am Pfingstfeste knüpft der Papst seine Rede an die Lesung aus der Apostelgeschichte an[4]. Den auffallendsten Beweis für die Tatsache, daß Leo ein Perikopenverzeichnis hatte, das den Kern des heutigen römischen enthielt, liefern zwei in der Fastenzeit gehaltene Reden. In der ersten geht der Prediger beim Beginn der Fastenzeit aus von zwei Abschnitten, welche seine Zuhörer eben gehört hatten, von 2 Kor 6, 2: „Jetzt ist eine passende Zeit, jetzt sind Tage des Heiles", und vom Bericht über Christi Versuchungen in der Wüste[5]. Noch heute aber wird jener Abschnitt aus dem Briefe des Völkerapostels am 1. Sonntage der Fastenzeit als Epistel, die Perikope über Christi Versuchungen aus Matthäus als Evangelium verlesen. In der andern Rede knüpft der Papst an das eben verlesene Evangelium über Christi Verklärung an[6]. Dieses aber wird heute am Quatembersamstage der Fastenzeit und an dem folgenden zweiten Sonntage derselben Zeit vorgelesen.

Leos (gest. 461) vierter Nachfolger Gelasius (gest. 496) hat die römischen Perikopen bereichert und verbessert. Vieles, was letzterer angeordnet hatte, wurde von Gregor d. Gr. (gest. 604) verändert. Handschriften zu Toulouse und Paris geben z. B. für den Karsamstag Lesungen sowohl nach der Ordnung des Gelasius als auch nach derjenigen Gregors[7]. In vielem

---

sagt er: Solemnitati sacratissimae lectionis subiungatur exhortatio sacerdotis. Dann handelt er zuerst von Christi Kreuz, später von seiner Auferstehung. Am Karsamstag wird zu einer Anrede an das Volk kaum Zeit übrig geblieben sein, weil der lange Gottesdienst und die Täuflinge zu besorgen waren.

[1] Sermo 29, c. 1.

[2] Mt 2, 1 f. Sermo 33, c. 1: (Hodiernae festivitatis causam) secundum consuetudinem evangelicus vobis sermo reseravit. Auch Sermo 36, c. 1 und 38, c. 1 wird auf die Perikope mit der evangelica narratio hingewiesen.

[3] Sermo 31, 35 und 38 (Migne, P. lat. LIV 235 f).

[4] Sermo 76, c. 1. [5] Sermo 40, c. 2 3 (Migne a. a. O. 268 f).

[6] Mt 17, 1 f. Sermo 51, c. 1.

[7] Über die Handschrift von Toulouse vgl. Thomasii Opera, ed. Vezzosi VI vii. Sie ruht jetzt zu Paris in der Bibliothèque de l'arsenal 227, ehemals 348, 9. Jahr-

scheint die Gregorianische Reform eine Vereinfachung gewesen zu sein[1]. Jedenfalls enthielt das gregorianische Perikopenverzeichnis keine Lesungen für die Donnerstage der Fastenzeit, wenige für die Sonntage nach Pfingsten. Es gab einige Meßformulare, deren sich die Priester nach Belieben bedienen konnten[2].

Wertvolle Nachrichten über Gregors Perikopen geben seine Homilien über die Evangelien. Er sagt in der Vorrede, er selbst habe dieselben geordnet, in das erste Buch zwanzig gesetzt, welche von ihm diktiert und durch seinen Schreiber vorgelesen, in das zweite solche, welche von ihm gepredigt, von andern aber nachgeschrieben worden seien. Alle vierzig behandelten die für bestimmte Tage feststehenden Lesestücke[3].

Neben den Homilien bietet das Meßbuch[4] des großen Papstes Andeutungen, aus denen sich erkennen läßt, welche Evangelien an einzelnen Tagen verlesen wurden. Dasselbe nimmt nämlich zuweilen in den Gebeten, besonders in den am Ende der Messe stehenden Segensformularen (Benedictio) Rücksicht auf die Perikope des Tages. Freilich ist man nicht in jedem einzelnen Fall sicher, die betreffende Messe oder Überschrift sei nicht später eingefügt oder verändert worden. Meist wird es nicht der Fall sein. Überdies werden spätere Verzeichnisse für manche in der folgenden Tabelle gebotenen Angaben den gregorianischen Ursprung der betreffenden Perikopen bestätigen[5].

---

hundert. Vgl. Martène, De antiquis ecclesiae ritibus lib. 4, c. 24, ed. Antwerp. 1764, III 155, col. 1, nota; 156, col. 2, lectio 1. Bäumer im Histor. Jahrbuch XIV (1893) 244 f.

[1] Johannes Diakonus schreibt: Gelasianum Codicem de Missarum solemniis, multa subtrahens, pauca convertens, nonnulla vero superadiciens pro exponendis evangelicis lectionibus in unius libri volumine coarctavit (lib. 2, c. 17 [Migne a. a. O. LXXV 94]). Duchesne schreibt: Je ne vois pas très bien ce que Jean Diacre veut dire par les mots: Nonnulla vero etc. (Origines du culte chrétien[3], Paris 1903, 127).

[2] Histor. Jahrbuch XIV 265 267 f.

[3] Migne a. a. O. LXXVI 1075 f; vgl. LXXV 94 und 224: Vita auctore Ioanne Diacono 2, 18; 4, 74. Für die Zuweisung der Homilien an bestimmte Tage ist neben der Ausgabe der Benediktiner Migne LXXVI auch die Tabelle Grisars in der Zeitschrift für katholische Theologie IX, Innsbruck 1885, 404 f maßgebend gewesen. Wo die Handschriften in der Zuweisung der Homilie für einen Tag nicht übereinstimmen, wird dieses in den Anmerkungen gesagt.

[4] Sacramentarium, abgedruckt bei Migne a. a. O. LXXVIII 27 f.

[5] Über Gregors Festkreis und Liturgie vgl. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste I, Freiburg 1901, 773 808 f; „Die Stationsfeier" und „Das römische Sakramentar", in der Zeitschr. für kathol. Theol. IX 389 f 561 f.

In der ersten Kolonne der Tabelle sind die Namen der Sonn- und Festtage soweit als möglich nach dem Text der Homilien Gregors gegeben, einige Namen nach der freilich der Verbesserung sehr bedürftigen Ausgabe des gregorianischen Sakramentars bei Migne beigefügt.

In der zweiten Kolonne ist die Nummer der Homilien angegeben, in der dritten die römische Station, insoweit sie sich aus den Homilien oder aus dem Sakramentar ergibt. Bei den mit Hilfe des Sakramentars gefundenen Perikopen steht in der zweiten Kolonne keine Nummer. Wo die Perikope mit derjenigen des heutigen Römischen Missale übereinstimmt, ist ein * angefügt, wo sie abweicht, ein °.

Die Heiligenfeste der Homilien sind am Ende des Verzeichnisses nach der Ordnung des Kalenders angefügt. Aus dem Sakramentar sind hier keine älteren Heiligenfeste eingeschaltet. Da nämlich viele Feste in das Sakramentar lange nach Gregors Zeit eingefügt worden sind, wäre es schwer, weder zu viele noch zu wenige aufzunehmen.

Vigilia Natalis Dñi			
Natalis Dñi, nocte	8	S. Maria	Lc 2, 1—14. Exiit edictum.*
„ „ mane [1]		S. Anastasia	
		S. Petrus	
Octava			Circumcisio.
Dominica			
Vigilia Theoph.			Apparitio Dñi (stella).
Epiphania	10	S. Petrus	Mt 2, 1—12. Magi venerunt.*
Dom. 1			Lc 2, 41—52. Iesus subditus proficiebat.*
Octava Theoph.			
Dom. 2 post Theoph.			Io 2, 1 f. Nuptiae.*
„ 3 „ „			Mt 8, 1 f. Leprosus, Centurio.*
„ 4 „ „			Mt 8, 23 f. Procella.*
„ 5 „ „			Mt 13, 24 f. Bonum semen.*
„ 6 „ „			Mc 6, 47 f. Mare calcabile.°
Septuagesima	19	S. Laurentius	Mt 20, 1—16. Operarii in vinea.*
Sexagesima	15	S. Paulus	Lc 8, 4—15. Exiit, qui seminat.*
Quinquagesima	2	S. Petrus	Lc 18, 31—44. Caecus.*
Dom. 1 Quad.	16	S. Ioan. in Lat.	Mt 4, 1—11. Ductus est Iesus in desertum.*
„ 4 „ [2]			Io 6, 1 f. Multitudinem satiasti.*
„ 5 Passionis	18	S. Petrus	Io 8, 45—69. Abraham.*
Dom. in ramis			[Mt 26, 1 f. Passio.*]
Feria 3			[Mc 14, 1 f. Passio.*]
„ 4			Lc 22, 1 f. Iudas, latro (Passio*).

[1] Daß Gregor für Weihnachten drei Evangelien hatte, erhellt aus seiner Äußerung, er feiere an diesem Tage drei Messen. Hom. 8, n. 1. Quia largiente Domino, missarum solemnia ter hodie celebraturi sumus. Lk 2, 1 f wird heute in der zweiten Weihnachtsmesse verlesen, welche die Statio ad S. Anastasiam hat.

[2] Im Liber sacramentorum Dom. 4 Benedictio: Deus, qui vos ad praesentium Quadragesimalium dierum medietatem dignatus est pervenire, ipse vos sua dignatione dignetur benedicere.

Coena Domini			Io 13, 1 f. Lavit pedes.*
Parasceve			Io 18, 1 f. Passio Dñi.*
Sabbato			
Pascha	21	S. Maria	Mc 16, 1—7. Maria Magdalene.*
Feria 2	23	S. Petrus	Lc 24, 13—35. Emmaus.*
„ 3		S. Paulus	
„ 4	24	S. Laurent. for.	Io 21, 1—14. Ad mare Tiberiadis.*
„ 5	25	S. Phil. et Iac.[1]	Io 20, 11—18. Maria stabat ad monumentum.*
Sabbato (?)	22	S. Ioannis[2]	Io 20, 1—9. Petrus et Ioannes.*
Octava Paschae (?)	26	S. Ioan. in Lat.	Io 20, 19—31. Thomas.*
Dom. 2 post oct. Paschae (?)	14	S. Petrus	Io 10, 11—16. Bonus pastor.*
Ascensio Dñi	29	S. Petrus	Mc 16, 14—20. Assumptus est in coelum.*
Pentecostes[3]	30	S. Petrus	Io 14, 23—31. Si quis diligit me.*
Feria 2			(Io 3, 16 f?) „Dedisti fidem."
Dom. oct. Pent.			
Hebd. 2 post Pent.	36	S. Phil. et Iac.	Lc 14, 16—24. Homo fecit coenam.*
„ 2 „ „	40	S. Laurentius	Lc 16, 19—31. Lazarus.°[4]
„ 3 „ „	34	S. Ioann. et Paul.	Lc 15, 1—10. Centum oves.*
QT. Sept. feria 6	33	S. Clemens	Lc 7, 36—50. Mulier peccatrix.*
„ „ Sabb.	31	S. Laurentius	Lc 13, 6—13. Arborem fici.*
Dom. 4 (? 3) ante nat. Dñi	1	S. Petrus	Lc 21, 25—32. Erunt signa.*[5]

[1] Die meisten Handschriften sagen: Ad apostolos (Phil. et Iac.), einige: In basilica sancti Ioannis, quae appellatur Constantiana.

[2] Nach einigen Handschriften: Ad S. Ioannem in Lateranis, In basilica S. Ioannis, quae dicitur Constantiana, in andern: Ad S. Pancratium. Über die Zuweisung der drei Perikopen Jo 20, 1 f; 20, 19 f und 10, 11 f an Gregor für diese Tage erheben sich Bedenken. Vgl. im 16. Kapitel den nach der dort gegebenen Tabelle mitgeteilten Hinweis auf die Perikopen des hl. Burchard von Würzburg für diese drei Tage.

[3] In n. 4 der 30. Homilie sagt Gregor d. Gr., aus der Apostelgeschichte sei eben als Epistel 2, 1 über die Herabkunft des Heiligen Geistes vorgelesen worden. Er hatte also schon dieselbe Epistel, dasselbe Evangelium und dieselbe Station wie das heutige römische Missale.

[4] Diese beiden Perikopen können nicht an demselben 2. Sonntag nach Pfingsten gelesen worden sein. Eine derselben muß eine falsche Überschrift haben. Vgl. Ranke, Perikopensystem 250 u. 127; Schu, Die biblischen Lesungen 107. Vielleicht war n. 40, Lc 16, 19 f für Dom. I. post Pentecosten bestimmt.

[5] Gregors Sakramentar zählt 27 Wochen nach Pfingsten und 5 vor Weihnachten. Die obige Perikope über die Vorzeichen des Weltendes ist also für ihn die des 2. Sonntags des Advents. Sie ist dieselbe wie jene unseres 1. Adventssonntages. Der Micrologus de ecclesiasticis observationibus schreibt im 11. Jahrhundert c. 31 (Migne, P. lat. CLI 1003): In Dominica prima de Adventu Domini quidam legunt evangelium: Erunt signa (Lc 21, 25 f), eo quod sanctus Gregorius in libro Homiliarum illud in primis posuerit. Sed parum attendunt, quia idem Apostolicus in eodem libro huiusmodi ordinem non attendit, in quo

Dom. 3 (? 2) ante nat. Dñi	6	S. Marc. et Petr.	Mt 11, 2—10. Ioannes mittens duos.* [1]
„ 2 (? 1) „ „ „	7	S. Petrus	Io 1, 19—28. Tu quis es?* [2]
Sabb. mens. decimi	20	S. Ioann. Bapt.	Lc 3, 1—11. Verbum Domini super Io.*
S. Agnetis	12	S. Agnetis	Mt 25, 1—13. Decem virgin.*
„	11	„	Mt 13, 44—52. Thesaur. abscondit.*
S. Sebastiani	37	S. Sebastiani	Lc 14, 25—33. Si quis venit ad me.°
S. Pancratii	27	S. Pancratii	Io 15, 12—16. Diligatis invicem.°
S. Nerei et Achillei	28	S. Nerei et Ach.	Io 4, 46—53. Regulus.* [3]
S. Proc. et Mart.	32	S. Proc. et Mart.	Lc 9, 23—27. Si quis vult post me venire.* [4]
S. Felicitatis	3	S. Felicitatis	Mt 12, 46—50. Mater eius et fratres.*
S. Mennae	35	S. Mennae	Lc 21, 9—19. Cum audieritis praelia.°
S. Felicis	13	S. Felicis	Lc 12, 35—40. Sint lumbi vestri praecincti.
S. Clementis	38	S. Clementis	Mt 22, 1—13. Regi, qui fecit nuptias.°
S. Andreae	5	S. Andreae	Mt 4, 18—22. Vidit duos fratres.*
S. Silvestri	9	S. Silvestri	Mt 25, 14—30. Talenta.°
De apostolis	4	S. Stephani	Mt 10, 5—10. Misit duodecim.°

Die Übereinstimmung des Perikopenverzeichnisses Gregors des Großen mit demjenigen des heutigen römischen Missale erscheint bedeutend, wenn man auf die beigefügten * sieht, welche für die einzelnen Fälle solche Übereinkunft anzeigen. Sie trifft aber auch noch in Fällen ein, wo Verschiedenheit obzuwalten scheint. So wird die Perikope des Festes der hl. Felicitas (Mt 12, 46 f) heute am Feste ihrer Söhne (10. Juli) gelesen. Sie hat dieselben erst spät verloren, wie in der Folge sich zeigen wird. Den hl. Sebastian verehrt man heute mit dem hl. Fabian gemeinsam. Auch

plura evangelia penitus non tetigit, insuper et quae exposuit, multoties posteriora prioribus anteponere consuevit. Nach Grisar (Innsbrucker Zeitschr. f. kathol. Theol. IX 404) wird die Perikope Lk 21, 25 f in den meisten Handschriften der Homilien Gregors für den 2. Sonntag des Advents, d. h. den 3. vor Weihnachten, gegeben.

[1] Mt 11, 2 f steht im Missale am 2. Sonntag des Advents. In den Handschriften wird die betreffende Homilie Gregors dem 3. Sonntag des Advents, dem 2. vor Weihnachten, zugewiesen.

[2] Im Missale am 3. Sonntag des Advents, in einigen Handschriften der Homilien Gregors am 3. Sonntag des Advents gegeben, in den meisten am 4. Sonntag des Advents, dem 1. vor Weihnachten.

[3] Gehalten im Coemeterium S. Nerei et Achillei, nicht in der Kirche dieser Heiligen (Innsbrucker Zeitschr. f. kathol. Theol. IX 396). Dasselbe Evangelium für diese Heiligen im römischen Missale, das deren Fest mit dem des hl. Pankratius vereint hat. In den Perikopenverzeichnissen des 9.—11. Jahrhunderts haben Nereus und Achilleus dies Evangelium oder Mt 19, 3 f.

[4] Die Homilie wurde am Grabe dieser Heiligen gehalten; denn in ihr wird eine Erscheinung derselben erzählt (n. 7. Migne, P. lat. LXXVI 1238). Im römischen Missale Mt 16, 24: Si quis vult post me venire.

er hat sein eigenes Meßformular verloren. Ebenso hat der hl. Mennas (11. November) jetzt eine Messe aus dem Commune Martyrum. Der hl. Pankratius besitzt noch in den karolingischen Verzeichnissen das oben genannte Evangelium Jo 15, 12 f. Es wurde ihm genommen, als man sein Fest später mit dem der hll. Nereus und Achilleus verband.

Siebtes Kapitel.

Gallikanisches Perikopenverzeichnis.

Gennadius berichtet, der Priester Musäus habe auf Geheiß des Bischofes Venerius von Marseille (gest. 452) aus der Heiligen Schrift die Lesungen ausgewählt, welche „während des ganzen Jahres an festlichen Tagen" in der heiligen Messe und im Brevier zur Verwendung kommen sollten. Seine Arbeit sei beifällig aufgenommen worden. Später habe derselbe auf Veranlassung des Bischofes Eustachius (gest. 470) auch ein vortreffliches Sakramentar zusammengestellt, das sich an jene Lesungen anschloß[1]. Musäus hat keineswegs ein ganz neues Verzeichnis der Lesungen angefertigt, sondern sich an bereits eingeführte Lesungen gehalten, Gebräuche anderer Kirchen zu Rate gezogen und das Fehlende ergänzt. Seine Arbeit fand weite Verbreitung in den anliegenden Diözesen; denn schon damals erstrebte man größere Einheit in der Liturgie. Bereits zu seiner Zeit stellten Kirchenversammlungen Galliens wiederholt die Regel auf, Bischöfe müßten sich in ihrem Gottesdienst nach dem Metropoliten richten. So verordnete die Synode von Vannes in der Bretagne um das Jahr 465, in der ganzen Provinz solle dieselbe gottesdienstliche Ordnung und dieselbe Sangesweise herrschen[2]. Im Jahre 506 betonte das Konzil von Agde im südlichen Frankreich, man solle beim Breviergebet auf Einheit sehen, besonders hinsichtlich der Hymnen, Kapitel, des Schlußgebetes und des dann vom Bischofe zu erteilenden Segens[3]. Das Konzil von Epaon in Burgund erneuerte im

[1] Gennadius, De scriptoribus eccl. c. 79 (Migne, P. lat. LVIII 1103 f). Vgl. Mabillon, De liturgia gallicana, Paris. 1729, 406; Probst, Die abendländische Messe, Münster 1896, 294. Die liturgischen Anmerkungen im Codex Bezae in Cambridge sind in Südfrankreich entstanden im 11. oder 12. Jahrhundert (Tischendorf, Nov. Test. III 369 f. Gregory, Textkritik 43 f). Sie haben aber nichts zu tun mit dem gallikanischen Ritus; denn sie halten sich an das byzantinische Perikopenschema. Harris, The annotators of the Codex Bezae, London 1901, 32 106. Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 75.

[2] Concil. Venet. can. 15: Sacrorum ordo et psallendi una sit consuetudo (Mansi, Conciliorum collectio VII, Florent. 1762, 955).

[3] Concilium Agathense can. 30 (Mansi VIII 329 f).

Jahre 517 jene Verordnung, Bischöfe sollten sich im Gottesdienst nach ihrem Metropoliten richten[1].

Oft wendeten gallische Bischöfe sich nach Rom, um zu erfahren, wie man dort den Gottesdienst feiere. So fragten die Bischöfe Victricius von Rouen und Exsuperius von Toulouse beim Papst Innozenz I. (gest. 417) an[2]. In einem Briefe an den Bischof Decentius[3] schreibt Innozenz I., bekanntlich seien in Italien, Gallien, Spanien, Afrika und Sizilien alle Kirchen vom hl. Petrus (und seinen Nachfolgern) gestiftet worden, dieselben hätten sich demnach im Gottesdienst den Gewohnheiten Roms anzuschließen. Damit wurde freilich nicht gefordert, der Anschluß müsse in allen, auch in unwesentlichen Dingen ausgeführt werden. Als darum der hl. Augustinus von England aus anfragte, woher es komme, daß troß der Glaubenseinheit in Gallien andere Sitten herrschten als in Rom, antwortete Gregor d. Gr., man müsse sich allerorts nach Zeit und Umständen richten. Augustinus dürfe, obgleich er die Gewohnheiten der römischen Kirche kenne und beobachte, in unwesentlichen Dingen gute Gebräuche, die sich in England oder in Gallien fänden, nachahmen[4].

Im 6. Jahrhundert, noch vor der Zeit Gregors, war in Gallien für manche Kirchen das gelasianische Sakramentar angenommen und dann mit dem gallikanischen vielfach vermischt worden. Ob dort auch ein römisches Perikopensystem in Gebrauch kam, ist um so schwerer zu entscheiden, je weniger wir im einzelnen über die Lesestücke der römischen und gallikanischen Kirche in jenem Jahrhundert unterrichtet sind.

Ein aus dem 7. Jahrhundert stammendes Gallikanisches Lektionar fand Mabillon zu Luxeuil. Heute findet es sich in der Nationalbibliothek zu Paris[5]. Der Anfang des Buches fehlt. Es beginnt mit Weihnachten,

---

[1] Can. 27 (Mansi VIII 562).

[2] Innocentii Epist. 2: Victricio; Epist. 6: Exsuperio (Migne, P. lat. XX 469 495). Vgl. Grisar, Rom und die fränkische Kirche im 5. u. 6. Jahrhundert: Zeitschrift für kathol. Theologie, Innsbruck 1890, 450; Schmitz, Der Vikariat von Arles, im Histor. Jahrbuch XII (1891) 1 f; Bäumers ebd. XIV (1893) 289 f.

[3] Epist. 25, c. 2 (Migne a. a. O. XX 552).

[4] Epist. lib. 11, epist. 64, n. 3 (Migne a. a. O. LXXVII 1186 f und Mon. Germ., Epist. 2, Gregorii Registrum, Indictione 4. Iul. II 334. Ebd. 331 nota Nachweis der Echtheit des von einigen angezweifelten Briefes).

[5] Bibl. nat. ms. lat. 9427, suppl. lat. 1444. Abgedruckt bei Mabillon, De liturgia gallicana 106 f. Schriftprobe bei Delisle, Le cabinet des manuscrits III, Paris 1881, pl. 14. Auszüge ebd. 220 und Delisle, Notices et extraits des mss. XXXI (1886) 162 mit Tafel 4.

das als achtes Fest bezeichnet wird. Verloren sind also die Texte für die Vigil von Weihnachten und für sechs andere Tage. Da nun einige Kirchen Galliens die Vorbereitung auf Weihnachten am Tage der Empfängnis des Vorläufers, am 24. September, der Tag- und Nachtgleiche des Herbstes, begannen, die meisten jedoch erst am Feste des hl. Martin von Tours, am 11. November, meinte Mabillon[1], das erste der im Lektionar von Luxeuil fehlenden Feste sei dasjenige des hl. Martin gewesen, dem als zweites dasjenige des hl. Andreas gefolgt sei. Bei den Nummern 3—7 seien Sonntage und andere Tage des Advents behandelt worden.

Morin hat jedoch nachgewiesen, daß jenes Perikopenverzeichnis aus Luxeuil den Ritus der Kirche von Paris überliefert, überdies eine Handschrift des 7. Jahrhunderts gefunden, welche im 15. Jahrhundert der Abtei St-Denis gehörte und ermöglicht, jene Perikopenreihe der Handschrift von Luxeuil mit Sicherheit zu ergänzen[2]. Die Angaben jener Handschrift sind darum in der folgenden Liste in eckigen Klammern eingetragen. Sie zeigen, daß Mabillons Ansicht nicht zutreffend war, weil die Handschrift mit Lesungen für den Advent begann. Weihnachten hat nur eine Messe. Auch Gregor von Tours spricht nur von einer am Weihnachtstage nach der dritten Stunde gefeierten Messe[3]. Dagegen ist das „Evangelium“ der Messe für Epiphanie aus drei Perikopen zusammengestellt. Die erste aus Matthäus genommene berichtet über Christi Taufe, die zweite aus Lukas über Christi Geschlechtsregister, die dritte nach Johannes über die Hochzeit von Kana. Die Erzählung des ersten Evangelisten über die Anbetung der Weisen bildete das Evangelium bei der Vigil von Epiphanie. Es wurde also in Gallien am 6. Januar Christi Menschwerdung und seine dreifache Offenbarung vor den Weisen, bei der Taufe und durch das erste Wunder gefeiert. Dies geschah dort bereits zur Zeit des hl. Paulinus von Nola[4]. Von den

---

[1] A. a. O. 100 f.

[2] Bibl. nat. 256. Revue bénédictine X (1893) 438 f.

[3] Liber vitae patrum 8. De sancto Nicentio 11: Facta hora tertia, cum populus ad Missarum solemnia conveniret. Vgl. De virtutibus S. Martini II 25. Mon. Germ., SS. rerum Meroving. I 701 618.

[4] Der hl. Paulinus schreibt Poema 27, De S. Felice 9, vers. 45 f (Migne, P. lat. LXI 649):

Ut veneranda dies cunctis, qua Virgine natus,
Pro cunctis hominem sumpsit Deus, utque denique
Qua puerum stella duce mystica dona ferentes
Suppliciter videre magi, seu qua magis illum
Iordanis trepidans lavit tinguente Iohanne,
Sacrantem cunctas recreandis gentibus undas,

sechs Adventssonntagen behandelt der erste, dritte, vierte und fünfte die Predigt des Vorläufers, der zweite Christi Ankunft zum Gericht, der sechste Christi glorreichen Einzug in Jerusalem. Da um Epiphanie die Taufe des Herrn durch Johannes als wichtigstes Ereignis des Festes galt, scheint es fast, als ob jene vier Adventsperikopen, in denen Johannes hervortritt, ursprünglich mehr eine Vorbereitung auf Epiphanie als auf Weihnachten gewesen seien. Epiphanie war jedenfalls bis ins 5. und 6. Jahrhundert hinein auch im Abendlande wichtiger als Weihnachten, das erst allmählich, besonders durch die ihm unmittelbar folgenden, vor Epiphanie gestellten Feste, an Bedeutung gewann.

Das Fest der Ankunft des hl. Petrus zu Rom (Cathedra Petri) ist durch zwei Perikopen ausgezeichnet, in denen erinnert wird an dessen Bekenntnis der Gottheit Christi und an die Beteurung der Liebe, sowie an Christi Worte, wodurch ihm die Schlüssel und seine Herde übergeben wurden [1]. Nach Epiphanie werden nur zwei Sonntage gezählt. Dann folgen nach dem Feste der Stuhlbesteigung Petri vor der Fastenzeit noch drei Sonntage mit dem Titel Post cathedram Petri. Hier haben wir also nach Epiphanie eine Einteilung der Sonntage, welche in ähnlicher Art später bei den Sonntagen nach Pfingsten in Gallien üblich wurde.

Am 18. Januar bringt das Verzeichnis ein Fest der Gottesmutter unter dem Titel Legenda in festivitate sanctae Mariae, „Lesung für das Fest der hl. Maria". Spätere Verzeichnisse nennen es: „Fest der Beisetzung Marias" [2]. Im gallikanischen Sakramentar von Bobbio finden sich

---

Sive dies eadem magis illo sit magna signo,
Quo primum Deus egit opus, cum flumine verso
Permutavit aquas perdulcis nectare vini.

[1] Mt 10, 13 f und Jo 21, 15 f. Vgl. Martyrol. Gellonense: XV Kal. Febr. Secundum Gallos: „Cathedra sancti Petri apostoli." Martyrol. Hieronymianum. Cod. Wissenburg.: XV. Kal. Febr. „Dedicatio, cathedra sci Petri apostoli, qua primum Rome Petrus apostolus sedit." Acta SS. Novemb. II, Martyrol. [10].

[2] Martyrologium Hieronymianum: XV. Kal. Febr., Cod. Eptern. (Paris, Bibl. nat. 10837, saec. VIII) sagt: XV. Kal. Febr. „Depositio scae Mariae et Cathedra Petri Romae." Viele Handschriften des genannten Martyrologiums haben: „Depositio sanctae ac gloriosae beatae Mariae matris Domini Iesu Christi et dedicatio (cathedra sancti Petri)." So der Codex Senonensis (Paris, Bibl. nat., Nouv. acq. lat. n. 1604), Codex Vatic. (Reg. n. 567, saec. X), Martyrologium Corbeiense (Paris, Bibl. nat. n. 12410, saec. XII; n. 17767, saec. XI), Codex Lucensis S. Donati (Luc., Bibl. Capitul. n. 618 und Bibl. civitatis n. 428, saec. XI—XII), Codex Florent., olim coenobii S. Marci 673 (Laurent. n. 151, saec. XII—XIII), Codex Vallumbros. (Florent. Laurent., Conventi soppressi n. 331, saec. XII). Vgl. Acta SS. Novemb. II [10]. Einige dieser Handschriften sowie andere angezogen bei Mabillon, De

für den 18. Januar zwei Marienfeste, deren ersteres den Titel trägt: „Am Feste der hl. Maria". Das andere hat die Überschrift: „Für die Aufnahme der hl. Maria" [1]. Morin schließt daraus, das Marienfest des 18. Januar sei in Gallien an die Stelle des bei den Griechen als Begleitfest von Weihnachten gefeierten Festes der Gottesmutter getreten. Es sei dasselbe, welches die römische Kirche am 1. Januar beging. Später habe man in Gallien mit diesem Feste die Erinnerung an Marias Tod und Aufnahme in den Himmel verbunden, zuletzt sei es im Anschluß an späteren römischen Gebrauch auf den 15. August verlegt worden.

Das Lektionar aus St-Denis, wodurch jenes aus Luxeuil stammende Buch ergänzt wird, gibt in der Fastenzeit unter dem Titel De media Quadragesimae die Perikope Jo 7, 14—30. Den folgenden Sonntag nennt es: Post media Quadragesimae. Johannes berichtet an der angeführten Stelle, „in der Mitte der Festzeit" (die festo mediante) sei Jesus zum Tempel hinangestiegen, um dort zu lehren. Wir werden in den spanischen Perikopenverzeichnissen dasselbe Evangelium für den vierten Sonntag der Fastenzeit finden, welcher von dessen Anfang den Namen Mediante trug. Heute ist im römischen Brevier der vierte Fastensonntag als Laetare ausgezeichnet. Die Evangelienverzeichnisse der griechischen und der mailändischen Kirche geben diese Perikope [2] in der Mitte zwischen Ostern und Pfingsten, also am Mittwoch nach dem dritten Sonntag nach Ostern [3].

Für den Palmsonntag schreibt das gallikanische Perikopenverzeichnis keine Leidensgeschichte vor. An diesem Tage wurde den Katechumenen das Glaubensbekenntnis übergeben und erklärt. Zu solcher Feier paßt sowohl

---

liturgia gallicana 118 f. Vgl. Piper, Karls d. Gr. Kalendarium, Berlin 1858, 60. Kalendarium aus Corbie, ursprünglich aus Luxeuil (Paris, Bibl. nat., fonds St-Germain 1311), abgedruckt bei Martène, Thes. nov. anecdot. III 1591 f. 18. Jan.: „Depositio S. Mariae Virginis." Gregor von Tours schreibt (In gloria martyrum 8, Mon. Germ., SS. rer. Meroving. I 493): Huius (Mariae) festivitas sacra mediante mense undecimo caelebratur. Nam in oratorio Marciacensis domus Arverni territurii eius reliquiae contenentur. Adveniente vero hac festivitate, ego ad caelebrandas vigilias eum accessi. Cäsarius von Arles stellte in seine Homiliensammlung für dies Marienfest eine Rede über die fünf weisen Jungfrauen (Revue bénéd. V [1888] 344). Sie paßt zu der Epistel aus dem ersten Briefe an die Korinther 7, 25—40: Fratres, de virginibus praeceptum Domini non habeo. Das Lektionar von St-Denis (Bibl. nat. 256) hat vor der Fastenzeit den Titel: 5. dominica post (Epiphaniam?) adsumcio sce Marie. Revue bénéd. X 441.

[1] In Missa oder In sollemnitate sanctae Mariae. In Adsumptione sanctae Mariae. Muratori, Operi minori XIII 3, 673; Revue bénéd. X 345.

[2] Mediante Io 7, 14 f.

[3] Vgl. S. 23 32 36 39 50 76 80; Revue bénéd. VI (1889) 199 f.

die Lesung aus Jeremias 31, 31—34, worin über den Bund zwischen Gott und seinem Volke gehandelt ist, als jene aus dem Hebräerbrief 10, 3—34, worin der Wert des Glaubens betont wird. Das Evangelium Jo 12, 1—24 erzählt zuerst, wie Maria Jesum durch Salbung zum Begräbnis vorbereitete, dann wie der Herr in Jerusalem einzog und wie Heiden zu Philippus kamen, damit er sie zu Jesus führe[1].

Die am Karfreitag in Gallien vorgelesene Leidensgeschichte war aus allen Evangelien zusammengestellt und wurde auf die Matutin, Laudes und die vier kleinen Horen verteilt.

In der Osterwoche vernahmen die Gläubigen die Geschichte der Auferstehung zuerst nach Matthäus, dann nach Lukas, Markus und Johannes. Auffallenderweise wurde aber am Mittwoch zuerst der Bericht des letzten Evangelisten über die Auferweckung des Lazarus verkündet, und von Donnerstag an folgte die Erzählung des hl. Johannes über die Auferstehung Christi. Die Erscheinung vor Thomas stellte man bis auf den Oktavtag zurück, weil sie sich am achten Tage ereignete. Dieser Oktavtag wird als „Schluß der Osterzeit" für die am Karsamstag Getauften bezeichnet. Die fünf folgenden Sonntage heißen „Sonntage nach Schluß der Osterzeit"[2].

Eigentümlich sind dem gallikanischen Ritus drei „Bittage" (Rogationes) am Montag, Dienstag und Mittwoch vor Christi Himmelfahrt. Sie wurden zuerst gehalten von Mamertus, Bischof von Vienne (gest. gegen 475), um von Gott Beistand zu erflehen in schwerer Bedrängnis durch Erdbeben und andere Leiden. Weil der Bischof vom Himmel Hilfe erlangte, veranstaltete man bei Bedrängnissen auch in andern Kirchen Galliens dreitägige Prozessionen, doch nicht überall vor Christi Himmelfahrt[3]. Erst allmählich einigte man sich, sie vor Christi Himmelfahrt zu halten, und tat dies dann im ganzen Reiche der Franken[4]. An jedem Tage der Rogationen wurde gefastet und bei der Matutin ein Abschnitt aus einem Propheten verlesen, der zur Buße mahnte. Dann begann die Prozession, an deren

---

[1] In Gallien wurde das Evangelium verlesen, bevor man die Katechumenen entließ. So hatten bereits die Konzilien von Orange 443 und Valence 546 bestimmt. Harduin., Acta Conciliorum I 1785, II 1067. Vgl. Migne, P. lat. LVI 882.

[2] Gregor. Turon., Liber in gloria confessorum c. 47 (Mon. Germ., SS. rer. Meroving. I 776): De infantulis, quos ibi haeretici tinxerunt (baptizaverunt), id est bis denos, nullus ad clausum Paschae pertingere potuit vivens.

[3] S. Avitus, Homilia de rogationibus (Migne, P. lat. LIX 292).

[4] Gregor. Turon., Historia Francorum II 34, V 11, IX 6 (Mon. Germ., SS. rer. Meroving. 97 200 362).

Spitze ein Kreuz und Fahnen getragen wurden[1]. In der ersten Kirche, die erreicht wurde, betete man die Terz, in den folgenden Sext und Non. An die Non schloß sich die heilige Messe an. Bei der Terz und Sext verlas man je einen Abschnitt aus den apostolischen Briefen und aus dem Evangelium, bei der Non am Montag das Buch Tobias, am Dienstag das Buch Judith, am Mittwoch das Buch Esther, dann eine Perikope aus dem Evangelium des hl. Matthäus. Jene drei alttestamentlichen Bücher paßten zu den Bittprozessionen, weil jedes an einem schönen Beispiel dartut, wie Gebet und Fasten von Gott Hilfe in der Not herabruft. Von den neun während der drei Bittage verlesenen Perikopen stammen sieben aus Mt 4, 13 bis 13, 2 f, die achte ist Mt 21, 28 f. Nur eine ist aus Lukas genommen. Alle betonen die Notwendigkeit der guten Werke, ergänzen also die Lehren jener drei alttestamentlichen Bücher. Keine derselben wird heute im römischen Missale für die Rogationsmesse oder die Vigil von Himmelfahrt benutzt. Bischof Avitus von Vienne, der Nachfolger des Mamertus (gest. 518 oder um 524), legte in einer Homilie Ursprung und Zweck der Bittprozessionen dar und erklärte dann Mt 8, 23, worin berichtet wird, wie Jesus den Sturm auf dem Meere stillte[2]. Auf dem Wege von einer Kirche zur andern sang man Psalmen[3]. Ob man in Gallien bei diesen Bittgängen die Heiligen durch ein Gebet anrief, worin ihre Namen der Reihe nach genannt wurden, ist ungewiß; denn der Name Litanei, d. h. „Bitte", bezeichnete anfangs nur die Bittgänge selbst. Erst später, als die Anrufung Gottes (Kyrie eleison) und der Heiligen bei denselben üblich geworden war, nannte man auch diese Anrufungen Litanei.

Das Evangelium für Christi Himmelfahrt ist aus Johannes und Lukas zusammengestellt, wie das des Karfreitags aus den vier Evangelien gebildet war.

1. [1. Dominica Adventus. Io 1, 35—51. Ecce agnus Dei. Philippus.]
2. [2. „ „ Mt 24, 15 f. Cum videritis abominationem.]
3. [3. „ „ Mt 11, 2 f. Tu es, qui venturus es?]
4. [4. „ „ Lc 3, 2 f. Verbum Dei super Ioannem.]
5. [5. „ „ Mt 3, 1 f. Parate viam Domini.]
6. [6. „ „ Mt 21, 1 f. Hosanna Filio David.]

[1] Gregor. Turon. a. a. O. V 4: Post crucem praecedentibus signis.

[2] Migne, P. lat. LIX 293 f.

[3] Der hl. Avitus (ebd. 292) betont das Singen der Psalmen als eine Hauptsache bei diesen Bittgängen. Gregor von Tours (a. a. O. V 11) schreibt: Cum de ecclesia ad basilicam psallendo procederet.

7. Vigil. Nativit. Io 1, 1 f. In principio.
8. Nativitas Dñi. Lc 2, 1—20. Exiit edictum.
9. 10[1]. S. Stephanus. Mt 17, 23 f. Didrachma.
11. S. Ioannes. Mc 10, 35 f. Filii Zebedaei.
12. 13. SS. Infantes. Mt 2, 1 f. Cum natus esset.
14. 15. Circumcisio. Lc 2, 21 f. Postquam consummati.
16. S. Genoveva. Mt 25, 1 f. Decem virgines.
17. Dominicum post Circumcisionem. Mt 9, 32 f. Mutum daemonium.
18. Vigiliae Epiphaniae. Mt 2, 1 f. Magi[2].
19. Epiphania Dñi. Mt 3, 13 f. Venit Iesus, ut baptizaretur. Lc 3, 23 f. Christi genealogia. Io 2, 1 f. Nuptiae.
20. Dom. post Epiphan Lc 4, 16 f. Venit Iesus Nazareth.
21. Dom. 2. post Epiphan. Mt 22, 36 f. Mandatum magnum.
22. Festivitas S. Mariae. Lc 1, 39 f. Abiit in montana.
23. Cathedra S. Petri. Mt 16, 13 f. Tu es Christus. Io 21, 15 f. Diligis me?
24. Dom. post cathedram Petri. Mt 17, 1 f. Transfiguratus est.
25. Dom. 2. post cathedram. Lc 10, 25 f. Legisperitus tentans.
26. Dom. 3. post cathedram. Lc 14, 1 f. Hydropicus.
27. Initium Quadragesimae (Dom. 1.).
28. (Dom. 2. Quadrag.)
29. (Dom. 3. Quadrag.) [Media Quadrag. Io 7, 14—30. Die festo mediante.
30. Dom. 4. Quadrag. [Post med. Quadrag. Io 7, 37 f.]
31. (Dom. 5. Quadrag.)
32. Dom. Palmarum. Io 12, 1 f. Maria unxit pedes Iesu.
33. In authentica hebd. Feria 2., 3., 4. ad Matutinos.
34. 35. Coena Domini, Ad Matutinos. Mt 26, 2 f. Congregati sunt principes[3].
36—40. Parasceve. Passio Dñi.
41. Sabb. sancto. Mt 28, 1 f. Venit Maria Magdalene et altera Maria.
42. Pascha. Lc 24, 1 f. Venerunt mulieres.
43. Fer. 2. Mc 15, 47—16, 11. Maria Magdalene et Maria Ioseph.
44. Fer. 3. Mc 16, 12 f. Discipuli in Emmaus.
45. Fer. 4. Io 11, 1 f. Lazarus.
46. Fer. 5. Io 20, 1 f. Magdalene venit mane.
47. Fer. 6. Io 20, 11 f. Maria stabat ad monumentum.
48. Sabb. Io 21, 1 f. Discipuli ad mare.
49. Clausum Paschae. Io 20, 19 f. Thomas.
50. [Dom. 1. post clausum Paschae.][4]
51. [Dom. 2. „ „ „ Mt 8, 1 f. Leprosus, Centurio.]
52. [Dom. 3. „ „ „ Mt 14, 15 f. Quinque panes et duo pisces.]

---

[1] Je eine Nummer für Matutin und Messe.
[2] Zugleich Fest der hll. Julianus und Basilissa, Märtyrer von Antiochia.
[3] Die Perikope zur Messe fehlt, weil ein Blatt herausgerissen ist.
[4] Fehlen acht Blätter, ein Quarternio.

53. Dom. 4. post clausum Paschae. Lc 16, 19 f. Dives et Lazarus.
54. Dom. 5. „ „ „ Mc 7, 31 f. Surdus et mutus.
55. Rogationes, 1. die ad Tertiam. Mt 5, 17 f. Nolite putare. Ad Sextam. Mt 7, 1 f. Nolite iudicare. Ad Nonam. Mt 6, 1 f. Attendite.
56. Rogationes, 2. die ad Tertiam. Mt 13, 2 f. Exiit, qui seminat. Ad Sextam. Lc 12, 15 f. Cavete ab avaritia. Ad Nonam. Mt 5, 31 f. Qui dimiserit uxorem.
57. Rogationes, 3. die ad Tertiam. Mt 4, 13 f. Poenitentiam agite. Mt 11, 28 f. Venite ad me. Ad Sextam Mt 21, 28 f. Homo habebat duos filios. Ad Nonam Mt 6, 14 f. Si dimiseritis hominibus.
58. Ascensio Dñi. Io 13, 33—35; 14, 1 f; Lc 24, 49 f.
59. Die dom. post Ascens. Io 17, 1 f. Pater, venit hora.
60. Pentecosten. Io 14, 16 f. Si diligitis me.
61. Dom. 1. post Pent. Mt 16, 24 f. Si quis vult post me venire.
62. S. Io. Bapt. Nativitas. Lc 1, 5 f 39 f 56 f.
63. SS. Petr. et Paul. Mt 5, 1 f. Beati pauperes.
64. S. Ioannis Bapt. Passio. Mt 14, 1 f. Decollatio Ioannis.
65. Missa de novos fructus (6. Aug.). Mt 12, 1 f; Io 4, 35 f; 6, 49 f.
66. In festo unius Martyris. Io 15, 17 f. Diligatis invicem.
67. Plurium Martyrum. Lc 21, 9 f. Cum audieritis praelia[1].
68. Unius Confessoris. Mt 25, 14 f. Talenta.
69. Plurium Confessorum. Io 15, 1 f. Ego sum vitis.
70. In depositione[2]. Io 5, 19 f. Non potest filius.
71. Natale episcopi. Io 10, 1. Per ostium in ovile.
72. Item. Mt 5, 13 f. Vos estis sal.
73. In depositione episcopi[2]. Io 6, 49 f. Ego sum panis.
74. In dedicatione. Io 10, 22 f. Encaenia. Lc 19, 1 f. Zachaeus.
75. Natale ecclesiae. Mt 21, 10 f. Cum intrasset Ierosolymam.
76. In velatione virginum. Mt 25, 1 f. Decem virg. Lc 1, 39 f.
77. De decimis[3]. Lc 20, 46 f. Attendite; Mt 6, 2 f. Eleemosyna.
78. Quando diaconus ordinatur. Lc 9, 57 f. Sequar te.
79. Quando presbyteri benedicuntur. Lc 12, 42 f. Fidelis dispensator.
80. In profectione itineris. Lc 9, 51 f; 12, 35 f. Sint lumbi.
81. De redeundo itinere. Io 4, 45 f. Cum venisset Iesus.
82. Lectio quotidiana. Io 9, 1 f. Homo caecus a nativitate. Item[4].

[Dominicalis. Mt 17, 1—17. Transfiguratus est.]
[„ „ 22, 2—14. Nuptias filio.]
[„ „ 23, 2—12. Super cathedram Moysi.]

---

[1] Im Lektionar von St-Denis Mt 10, 16 f. Mitto vos sicut oves. De martyre. Mt 10, 26 f. Ne timueritis.

[2] Beim Begräbnis.

[3] Legenda, quando episcopi praedicare debent, ut plebs decimas reddat. Vgl. Mabillon, De liturgia gallicana 169.

[4] Evangelium und Schluß des Buches fehlen.

[Dominicalis. Mc 9, 13—28. Filius habens spiritum mutum.]
[„ Lc 6, 39 f. Caecus caecum ducere?]
[„ „ 10, 1 f. Designavit septuaginta duos.]
[„ „ 12, 54 f. Cum videris nubem.]
[„ „ 13, 11 f. Mulier infirma; granum sinapis.]
[„ „ 16, 1 f. Villicus iniquitatis.]
[„ „ 18, 1—14. Iudex erat.]

Achtes Kapitel.

Spanische Evangelienverzeichnisse.

Wie in Gallien wurde auch in Spanien früh auf Einheit in der Liturgie gedrungen. Sechs zu Gerunda in der Kirchenprovinz Tarragona versammelte Bischöfe verordneten im Jahre 517 mit ihrem Erzbischofe, die Art der Abhaltung der Messe, des Breviers und des übrigen kirchlichen Dienstes soll allerorts dieselbe sein wie in der Metropole[1].

Im Jahre 563 bestimmte das Konzil von Braga, man solle in der Liturgie, sowohl im Psalmengesang als bei der Feier der heiligen Messe, in allen Kirchen gleiche Zeremonien beobachten und sich derselben Texte bedienen, besonders auch derselben Lesungen[2]. Das vierte Konzil von Toledo wünschte sogar im Jahre 633, um der Einheit und des Friedens willen möchte allerorts wie in Spanien, so in Gallien am Tage vor Ostern eine Kerze geweiht werden als Sinnbild des auferstandenen Heilandes[3]. Suchte man sogar in solchen Zeremonien Einheit zu erlangen, dann wird man sie gewiß hinsichtlich der wichtigeren Feste und Lesungen erstrebt haben. Sehr beachtenswert ist darum ein Perikopensystem des 7. Jahrhunderts aus dem Kloster Silo in der Kirchenprovinz von Toledo, welches in jenem Erzbistum und in den ihm unterworfenen Bistümern, vielleicht in ganz Spanien Gültigkeit gehabt hat[4].

---

[1] Concil. Gerundense can. 1 (Mansi, Conciliorum collectio VIII, Florent. 1762, 549). Vgl. oben S. 66.

[2] Concil. Bracarense II, can. 1—5 (Mansi IX, 777). Can. 2: Item placuit, ut per sollemnium dierum vigilias vel missas omnes easdem et non diversas lectiones in ecclesia legant.

[3] Concil. Toletanum IV, can. 9: Propter unitatem pacis (Mansi X 620). Vgl. Hefele, Konziliengeschichte III² 81 und Histor. Jahrbuch XIV 288 für das Verständnis des unklaren Wortlautes.

[4] Morin, Anecdota Maredsolana, I. Liber comicus sive Lectionarius Missae, quo Toletana ecclesia ante annos mille ducentos utebatur (Paris, Bibl. nat., nouv. acq. lat. 2171), Maredsoli 1893. Vgl. Revue bénéd. IX (1892) 442 f.

Für jedes Fest, auch für Feste der Heiligen und für die Wochentage der Fastenzeit, gibt es eine Lesung aus dem Alten Testament, eine zweite aus den Briefen der Apostel, der Apostelgeschichte oder der Apokalypse, eine dritte aus einem Evangelium.

Nicht selten geht eine Perikope dieses Verzeichnisses über das Ende eines Kapitels unserer heutigen Ausgaben hinaus. Der Ordner derselben hatte also eine eigene Kapiteleinteilung[1]. Die Perikopen der Leidensgeschichte am Donnerstag und Freitag der Karwoche und die vierte Perikope De sanctis sind aus allen Evangelien zusammengestellt, vielleicht einem Buche entnommen, das jener Evangelienharmonie entsprach, die Bischof Viktor von Capua (gest. 554) unter Benutzung der Evangelienharmonie Tatians verfaßte und wovon der hl. Bonifatius eine Abschrift besaß[2]. Der Text der Leidensgeschichte unterscheidet sich jedoch sehr von jenem, den das gallikanische Perikopenverzeichnis gibt[3]. Auch wird er in anderer Weise auf die kirchlichen Tageszeiten verteilt.

Die Fastenzeit beginnt nach dem Sonntag Quinquagesima. Nach dem dritten Sonntage der Fastenzeit (Vicesima) übte man in Spanien eine strengere Abtötung. Der Montag dieser Woche hat darum den Titel: Zweiter Tag der ersten heiligen Woche. Das entspricht der ehedem zu Rom herrschenden Gewohnheit, vor Ostern nur drei Wochen strenge zu fasten[4]. An Fasttagen feierte man die heilige Messe nach der Non. Darum wird bei den Perikopen der Messen des Montags, Mittwochs und Freitags der Fastenzeit beigefügt: Ad Nonas, d. h. für die nach der Non beginnende Messe. Sie heißt Spätmesse (Missa serotina) oder auch, weil gleich nach deren Abschluß die Vesper gebetet wurde, Abendmesse (Missa vespertina). Weil solche Messen besonders in der Fastenzeit, dann aber

---

[1] Vgl. unten das erste Inhaltsverzeichnis.

[2] Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 95.

[3] Vgl. oben S. 70 u. 72.

[4] Vgl. Socratis Historia eccl. 5, 22 (Migne, P. gr. LXVII 634): Qui Romae sunt, tres tantum continuas hebdomadas ante Pascha, exceptis Sabbato et Dominico die, ieiunant. Qui vero in Illyrico et per universam Achaiam et qui Alexandriae degunt, sex ante Pascha septimanas ieiunant, idque ieiunium Quadragesimam vocant. Alii rursus diversum ab illis morem secuti, septima hebdomada ante Pascha ieiunium ordiuntur, ac tres dumtaxat septimanas, quinque dierum singulas per intervalla ieiunantes, nihilominus hoc tempus ipsi quoque Quadragesimam appellant. Ac mihi quidem mirari subit, qua ratione isti licet de numero dierum inter se dissentiant, eodem tamen nomine Quadragesimam vocent. — Nonnulli usque ad horam nonam ieiunantes quovis posthac ciborum genere utuntur absque discrimine.

auch an Vigiltagen gehalten wurden, nannten manche sie Fastenmessen (Missae quadragesimales). Die Messen der Sonn- und Feiertage sowie jene der Samstage der Fastenzeit trugen den Namen Frühmessen (Missae matutinales). Sie begannen nach der Terz. Außer dem leichteren, um Mittag endenden Fasten, dem strengeren, das bis zum Abend dauerte, fand am Karfreitag ein noch strengeres statt, indem man den ganzen Tag nichts aß. Einige dehnten das Karfreitagfasten bis zum Samstage aus, enthielten sich also zwei Tage, im ganzen vierzig Stunden der Speise. Bis nach dem Morgengottesdienst blieben, wie in Gallien, wohl auch in Spanien alle nüchtern, nicht nur jene, welche kommunizierten[1]. In der Mitte der Fastenzeit finden wir wie in Gallien (vgl. oben S. 69) eine besondere Feier mit der Perikope Mediante die festo.

Der vorletzte Sonntag der Fastenzeit, den das römische Missale Leidenssonntag (Dominica de passione) nennt, wurde von den Spaniern wie von den Mailändern Sonntag des Lazarus genannt. Bei der Matutin ward die Perikope verlesen, worin Jesus sich mit Abraham vergleicht, wodurch die Juden veranlaßt wurden, Steine gegen ihn aufzuheben. Er verbarg sich darum. Letztere Perikope steht im heutigen Römischen Missale an genanntem Sonntage im Meßformular. Um an sie zu erinnern, werden Kreuze und Bilder bis Ostern verhüllt. Die Auferweckung des Lazarus paßt zu ihr, einerseits weil sie an Christi Tod und Auferstehung erinnert, anderseits weil diese Auferweckung die Juden zu dem Entschlusse bewog, dem Herrn das Leben zu nehmen. Am Donnerstag der heiligen Woche ist außer dreien für den bischöflichen Gottesdienst in der Kathedrale bestimmten Perikopen eine andere gegeben für die Feier in entfernteren Pfarrkirchen (Tituli), deren Leute nicht zur Kathedrale kommen konnten[2].

---

[1] Mabillon, De liturgia gallicana I, c. 6, 54 f 60. Eusebii Caes., Historia eccles. 5, 24 (Migne, P. gr. XX 502 f): Neque enim de die (Paschatis) solum controversia est, sed etiam de forma ieiunii. Quidam existimant unico die sibi esse ieiunandum, alii duobus, alii pluribus; nonnulli etiam quadraginta horis diurnis ac nocturnis computatis diem suum metiuntur. Atque haec in observando ieiunio varietas non nostra primum aetate nata est, sed longe antea apud maiores nostros coepit. Über das Fasten am Karfreitag und Karsamstag vgl. Tertull., De oratione 18; De ieiuniis c. 10 et 14 (Migne, P. lat. I 1178, II 1018 f); S. Cyrill. Hieros., Cateches. 18, n. 17 (Migne, P. gr. XXIII 1038).

[2] S. Hildefonsi Liber de cognitione baptismi (Migne, P. lat. XCVI 157): Quam baptismi celebrationem duobus tantum temporibus, Pascha et Pentecosten, apud legitimorum sedes episcoporum coram ipsis fieri, et apostolica et paterna sanxit antiquitas. In subiacentibus autem vicinis episcopis ec-

Am Karsamstage und Ostersonntage wird aus Matthäus der Bericht über die Auferstehung gelesen, am zweiten Ostertage aus Markus, erst am dritten und vierten aus Lukas, vom fünften bis achten aus Johannes. Diese Auswahl schloß sich also an jene an, welche bereits der hl. Augustinus in Afrika beobachtete[1]. Da man vom Karsamstag bis zum Samstage der Osterwoche folgende Perikopen hatte: Matthäus 28, 10—19, 28, 1—7 und 28, 8—20, Lukas 24, 13—35 und 24, 1—12, Johannes 20, 1 bis 9, dann 20, 11—18, ferner 21, 1—14, am Oktavtage von Ostern 20, 19—31[2], so ist hier ein Rest der sich an die einzelnen Evangelien anschließenden Vorlesung, der sog. Lectio continua, erhalten. Klar tritt diese fortlaufende Lesung noch hervor in den aus Johannes entnommenen Perikopen der Fastenzeit.

Diesen Sonntagen sind folgende Abschnitte zugewiesen:

1. Fastensonntag Jo 6, 28—35. Brot vom Himmel.
2. „ „ 9, 1—38. Der Blindgeborene.
4. „ „ 11, 1—52. Auferweckung des Lazarus.
Palmsonntag „ 11, 55 bis 12, 13. Salbung Christi.
Donnerstag nach Ostern Jo 20, 1—9. Petrus und Johannes am Grabe.
Freitag „ „ „ 20, 11—18. Erscheinung vor Magdalena.
Samstag „ „ „ 21, 1—14 „ am See.
Sonntag „ „ „ 20, 19—31 „ vor Thomas.

Auch an den Wochentagen des ersten Teiles der Fastenzeit ist die fortlaufende Lesung aus Johannes deutlich ersichtlich[3].

Das spanische Perikopenverzeichnis des 7. Jahrhunderts hat wenige Feste der Heiligen, nur ein Marienfest, und zwar im Advent, am 18. Dezember. Das zehnte Konzil von Toledo[4] erklärte im Jahre 656, in Spanien bestände keine Übereinstimmung hinsichtlich des Festes der Gottesmutter. Um die nötige Einheit zu erreichen, solle es von nun an allerorts am 18. Dezember gefeiert werden, wie dies auch in andern Ländern geschehe. Es sei das Fest der Menschwerdung Christi, der Ankündigung

---

clesiis id effici non debere, ne dum passim per diversa loca conventus dividitur populorum, vel non sit, quibus conferatur gratia doctrinarum, vel minoretur sublimitas veneranda pontificum. Per parochiarum autem ecclesias longe positas convenienter licet ut fiat, ne, dum prolixa itineris longitudo distenditur, desiderabilis et cito perficienda gratia differatur. Der Grund, warum nur in bischöflichen Kirchen getauft werden sollte, wurde also auch für andere Feierlichkeiten angerufen. [1] Vgl. oben S. 42 44.

[2] Vers 26: Post dies octo iterum erant discipuli eius intus et Thomas cum eis. [3] Über den dritten Sonntag (Dominica vacans) vgl. unten.

[4] Cap. 1. (Mansi XI 34).

seiner Empfängnis durch Gabriel, die am 25. März stattgefunden habe. Dann aber könne man wegen der Fastenzeit und der Nähe von Ostern nicht mehr Christi erste Ankunft in dieser Welt feiern. Noch weniger passe das Fest zur Osterzeit. Man wolle es auf den achten Tag vor Weihnachten legen, damit man Christi Menschwerdung ebenso wie seine Geburt acht Tage lang verehren könne. Es ist dasselbe Fest, welches wir im gallikanischen Lektionar am 18. Januar fanden und im römischen am 1. treffen werden[1]. Im römischen Brevier und Missale ist am 18. Dezember ein Rest desselben erhalten als Fest der Erwartung der Geburt der Jungfrau Maria, als Vorfeier für Weihnachten[2]. Unschuldiger Kindertag ward erst am 8. Januar, also nach Dreikönig gefeiert[3]. Das Fest der Stuhlfeier des hl. Petrus zu Rom, das in den römischen Büchern auf den 18. Januar fällt, haben wir im Verzeichnisse von Silo erst nach dem Feste des hl. Vinzentius (22. Januar). Es steht im alten gotisch-spanischen Kalender beim 22. Februar, an dem die römische Kirche heute Petri Stuhlfeier zu Antiochia vermerkt. Im gallikanischen Perikopenverzeichnis hat das Fest der Stuhlfeier eine so hohe Bedeutung, daß sogar die Sonntage vor der Fastenzeit nach ihm gezählt werden[4]. Auch andere Heilige finden wir an außergewöhnlichen Tagen, z. B. Cyprian am 14. September (statt am 16.), Johannes' Enthauptung am 24. September (statt am 29. August).

Die Bittprozessionen wurden in Spanien während des 7. Jahrhunderts nicht vor Christi Himmelfahrt, sondern am 10. September, 7. November und 15. Dezember gehalten und Litaniae canonicae genannt[5]. An jedem dieser drei Prozessionstage ist für die Terz und Sext eine Lesung aus dem Alten Testament, für die Messe nach der Non eine Lesung aus dem Alten Testament, eine Epistel und ein Evangelium verzeichnet. Für eine weitere Prozession bei außerordentlichem Mißgeschick finden sich zwölf Lesungen aus dem Alten Testament vor der Epistel und dem Evangelium. Da die Spanier für ihre Litaneigänge andere Tage und vielleicht auch andere Zeremonien wählten als die Gallier, ist es nicht auffallend, daß ihre Perikopen nicht dieselben sind. Doch wird in ihnen, wie in den gallikanischen, auf Nächstenliebe, Fasten und Gottes barmherzige Güte hingewiesen.

---

[1] Vgl. S. 68, vgl. 29 35. Mon. Germ., Leges I 436: Conceptio Marie.

[2] Vgl. Migne, P. lat. LXXXV 170: Nota zum Missale mixtum secundum regulam S. Isidori, und Calendarium Mozarabicum a. a. O. 104.

[3] Vgl. Kalendarium Gotho-Hispanicum in Anecdota Maredsolana I 394.

[4] Vgl. oben S. 68 72.

[5] Kalendarium Gotho-Hispanicum ebd. I 394 f.

1. Dominicum Adventus . .	Mt 3, 1—11. Venit Ioannes praedicans.
2. „ „ . .	„ 11, 2—15. Ioannes cum audisset in vin-
3. „ „ . .	„ 21, 1—9. Hosanna filio David. [culis.
4. „ „ . .	Mc 1, 1—8. Vox clamantis in deserto.
5. „ „ . .	Lc 3, 1—18. Verbum Domini super Ioan-
S. Andreae (30. Nov.) . . .	Mt 16, 24—25. Si quis vult venire. [nem.
S. Eulaliae (10. Dez.) . . .	Lc 10, 38—42. Martha excepit eum.
„In sanctae Mariae“ (18. Dez.)	„ 1, 26—38 46—55. Missus est.
Nativitas Dñi (25. Dez.) . .	„ 2, 1—20. Exiit edictum.
S. Stephani	Mt 23, 34—39. Ego mitto prophetas.
S. Ioannis	Io 21, 20—24. Petrus dixit: Hic autem?
Circumcisio	Lc 2, 21—40. Consummati sunt dies octo.
„In caput anni“ [1]	Mt 10, 5—8. Euntes praedicate.
„In apparitione Dñi“ [2] . . .	„ 2, 1—15. Ecce Magi.
„In allisione infantum“ . .	„ 2, 16—23. Herodes occidit pueros.
S. Fructuosi episc. (21. Jan.)	„ 18, 18—20. Quae alligaveritis.
S. Vincentii (22. Jan.) . .	Io 12, 24—26. Nisi granum.
Cathedra S. Petri	Mt 16, 13—19. Tu es Christus.
Dom. ante carnes tollendas, Quinquagesima . . .	„ 17, 1—20. Transfiguratus est.
„ de carnes tollendas, Quadragesima . . .	„ 4, 1—11. Iesus ductus est in de-
Hebdom. 1. Quadrag. fer. 2. N [3]	Io 1, 1—14. In principio. [sertum.
Fer. 4. N	„ 1, 15—29. Ioannes testimonium perhibet.
„ 6. N	„ 1, 29—34. Vidit Ioannes Iesum venientem. [duo.
Sabb. T	„ 1, 35—51. Ioannes et discipuli eius
Dom. 1. Quadrag. ad Matutin.	„ 6, 28—35. Panem de caelo.
„ 1. Quadrag. ad Missam	„ 4, 5—42. Samaritana.
Hebd. 2. (fer. 2.)	„ 2, 12—23. Eiecit de templo. [annis.
Fer. 4. N	„ 3, 22—36. Quaestio ex discipulis Io-
„ 6. N	„ 5, 31—37. (Ioannes) testimonium perhibuit.
Sabb. T	„ 5, 39—6, 2. Scrutamini scripturas.
Dom. 2., Tricesima ad Matutin.	„ 9, 39—10, 9. In iudicium veni.
„ 2. ad Missam	„ 9, 1—38. Caecus a nativitate.
Hebd. 3. fer. 2. N . . .	„ 6, 5—14. Unde ememus panes?
Fer. 4. N	„ 6, 15—23. Mare exsurgebat. [perit.
„ 6. N	„ 6, 24—29. Operamini non cibum, qui
Sabb. T	„ 6, 30—35. Patres manna manducaverunt.

[1] Neujahr, 1. Januar. [2] Epiphanie.

[3] Die Buchstaben N, T oder M besagen, daß das Lesestück bestimmt ist für eine nach der Nona oder Tertia gefeierte Messe oder für das Matutinum officium.

Dom. vicesima M[1] . . . Io 8, 15—20. Secundum carnem iudicatis.
Mediante die festo . . . „ 7, 14—30. Mediante die festo.
Prima sancta hebd. fer. 2. N[2] „ 6, 35—39. Ego sum panis vitae.
Fer. 3. N . . . . „ 6, 41—47. Murmurabant Iudaei.
„ 4. N . . . . „ 6, 47—55. Panis, qui de caelo descendit.
„ 5. N . . . . „ 6, 59—64. Qui manducat hunc panem.
„ 6. N . . . . „ 10, 24—28. Si tu es Christus.
Sabb. T . . . . „ 7, 33—38. Modicum.
Dom. de Lazaro M . . . „ 5, 28—29; 8, 51—53 58—59. Abraham.
„ „ „ ad Missam „ 11, 1—52. Erat quidam languens.
Fer. 2. N . . . . „ 10, 27—31. Oves meae.
„ 3. . . . . „ 10, 32—38. Multa opera bona.
„ 4. . . . . „ 15, 1—5. Ego sum vitis.
„ 5. . . . . „ 15, 12—16. Diligatis invicem.
„ 6. . . . . „ 12, 44 46—50. Qui credit in me.
Sabb. T . . . . „ 7, 1—10 30. Dixerunt fratres.
In ramos palmarum M . . Mc 7, 31—37. Surdus et mutus.
„ „ „ ad Missam Io 11, 55—12, 13. Maria unxit pedes.
Hebd. maior fer. 2. N . „ 7, 43—8, 2. Nolebant apprehendere eum.
Fer. 3. . . . . „ 8, 46—51. Quis arguet me de peccato?
„ 4. . . . . Mt 26, 2—5. Congregati sunt principes.
Mc 14, 3—11. (Maria) habens alabastrum unguenti.
Coena Dñi M . . . . . Mt 20, 20—28. Mater filiorum Zebedaei.
„ „ T . . . . . Io 12, 27—36. Tonitruum.
„ „ ad Missam Passio Domini.
„ „ per Titulos . Io 16, 29—32. Ecce nunc palam loqueris.
Parasceve. Passio continuatur.

Sabb. per Titulos . . . Mt 28, 10—19. Quidam de custodibus.
Vigilia Paschae . . . . „ 28, 1—7. Vespere sabbati.
Pascha . . . . „ 28, 8—20. Quidam de custodibus.
Fer. 2. . . . . Mc 16, 1—7. Emerunt aromata.
„ 3. . . . . Lc 24, 13—35. Discipuli in Emmaus.
„ 4. . . . . „ 24, 1—12. Venerunt mulieres.
„ 5. . . . . Io 20, 1—9. Una sabbati Magdalene.
„ 6. . . . . „ 20, 11—18. Stabat Maria ad monumentum.
Sabb. . . . . „ 21, 1—14. Ad mare Tiberiadis.
„Dominicum de octabas Pasce“ „ 20, 19—31. Thomas.
Dom. 1. post oct. Pasch. . „ 5, 1—18. Probatica piscina.
„ 2. . . . . „ 13, 33—14, 13. Quo ego vado.

[1] Evangelium für eine Messe fehlt am Sonntage Vicesima, weil er eine Dominica vacans war. Weiteres darüber folgt später.

[2] Item lectiones de traditione Domini. In prima sancta hebdomada, secunda feria, ad Nonam.

Dom. 3.	Io 15, 1—15. Ego sum vitis vera.
„ 4.	„ 16, 16—33. Modicum.
S. Torquati (1. Mai). . .	Mt 5, 1—12. Beati pauperes.
Inventio S. Crucis (3. Mai).	Io 3, 1—17. Nicodemus.
Ascensio Dñi.	Lc 24, 36—53. Stetit Iesus in medio.
Dom. post Ascens. . . .	Mc 16, 15—20. Euntes in universum mun-
Sabb. T	Io 14, 23—31. Si quis diligit me. [dum.
Pentecost.	„ 15, 26—27; 16, 12—13; 17, 1—3 11 21 ad 22 24—26. Paraclitus.
S. Adrianus (16. Juni). . .	Mt 5, 1—12. Beati pauperes.
Nativitas S. Io. Bapt. (24. Juni).	Lc 1, 5—25 39—45 56—80. Zacharias.
SS. Petri et Pauli (29. Juni).	Mt 10, 1—8. Duodecim apostoli.
SS. Iustae et Rufinae (16. Juli).	„ 25, 1—13. Decem virgines.
SS. Iusti et Pastoris (6. Aug.).	Lc 10, 13—16. Offerebant parvulos.
SS. Sixti et Laurentii (10. Aug.).	Mt 18, 18—20. Quae alligaveritis.
S. Cypriani (14. Sept.).	Evangelium unius iusti. (Mt 10, 32 f.)
Decollatio S. Io (24. Sept.).	Mt 14, 1—14. Audivit Herodes.
De sanctis.	Mt 25, 31—46. Filius hominis in maiestate.
Item 2.	Lc 10, 16—22. Qui vos audit.
„ 3.	„ 12, 35—37. Sint lumbi. [audieritis.
„ 4.	Mt 24, 6—13; Mc 13, 8 f; Lc 21, 9 f. Cum
„ 5.	„ 5, 13—16. Estis sal terrae.
„ (6.)	„ 13, 47—50 43. Sagena missa in mare.
Unius iusti.	„ 24, 45—47. Fidelis servus.
Item.	„ 25, 14—23. Talenta. [quam.
„	Lc 19, 12—19. Abiit in regionem longin-
„	Mt 10, 32—39. Qui confitebitur me.
„	„ 24, 37—44. Sicut in diebus Noe.
De uno confessore. . . .	„ 11, 25—30. Confiteor.
Item.	„ 10, 32—39. Qui confitebitur me.
De virginibus.	„ 25, 1—13. Decem virgines.
De una virgine.	„ 13, 33—35 45—46. Simile est regnum cael. fermento.
Item.	Lc 10, 38—42. Martha excepit eum.
De nubentibus.	„ 19, 3—6. Licet dimittere uxorem?
Item.	Io 2, 1—11. Nuptiae in Cana.
De primitiis[1].	Mt 21, 33—42. Plantavit vineam.
De decimis[2].	Mc 12, 38—44. Cavete a scribis.

[1] Lectionarium Gallicanum: Ad Missam de novos fructus. Oben S. 78.

[2] Ebd.: Legenda, quando episcopi praedicare debent, ut plebs decimas reddat mit anderer Perikope. Vgl. Sermo De reddendis decimis, der dem hl. Cäsarius zugeschrieben wird (Migne, P. lat. XXXIX, S. Augustinus, appendix 2266 f). Er steht nach Anecdota Maredsolana I 297 im Cod. Brit. addit. 30853

In ordinatione episc. . . . . . . Io 21, 15—24. Diligis me?
In ordinatione regis. . . . . . Lc 4, 16—22. Spiritus Dñi super me.
In templo novo[1]. . . . . Mt 7, 24—25. Qui audit verba mea.
In consecratione basilicae. . . „ 7, 24—28. Qui audit verba mea.
In restauratione basilicae. . . . „ 16, 13—19. Tu est Christus?
In litaniis canonicis die 1. . . . „ 5, 44—6, 4. Diligite inimicos.
„ „ „ „ 2. . . . „ 6, 16—18. Cum ieiunatis.
„ „ „ „ 3. . . . „ 15, 32—38. Misereor turbae.
Pro sterilitate pluviae[2].
Letaniae pro tribulatione et clade. Lc 4, 25—32. Multae viduae erant.
Aliud. . . . . Mt 6, 1—6. Attendite.
De dominicis quotidianis. Dom. 1. „ 5, 17—26. Non veni solvere (legem).

Dom. 2.	Mt 4, 18—23.	Vidit duos fratres.
„ 3.	„ 8, 1—13.	Leprosus; centurio.
„ 4.	„ 8, 14—26.	Socrus Petri; motus maris.
„ 5.	„ 24, 3—36.	Quod signum erit adventus?
„ 6.	„ 7, 12—21.	Angusta porta; arbor bona.
„ 7.	Mc 1, 35—44.	Leprosus.
„ 8.	„ 5, 21—34.	Iairus; mulier in profluvio sanguinis.
„ 9.	„ 10, 17—31.	Magister bone, quid faciam?
Aliud.	„ 10, 46—52.	Bartimaeus.
„ 10.	Lc 4, 31—5, 11.	Daemonium; servus Petri; captura piscium.
„ 11.	„ 5, 12—26.	Leprosus; paralyticus (de tecto).
„ 12.	„ 5, 27—6, 10.	Levi; manus arida.
„ 13.	„ 6, 37—48.	Nolite iudicare.
„ 14.	„ 7, 1—16.	Centurio.
„ 15.	„ 15, 11—32.	Homo habuit duos filios.
„ 16.	„ 16, 19—17, 4.	Homo dives et Lazarus.
„ 17.	„ 16, 1—10.	Villicus.
„ 18.	„ 18, 10—14.	Pharisaeus et publicanus.
„ 19.	„ 14, 1, 12—14.	Cum facis prandium.
„ 20.	„ 7, 11—16.	Naim.
„ 21.	Mc[3] 10, 35—45.	Filii Zebedaei.
„ 22.	Lc 17, 11—19.	Decem leprosi.
„ 23.	Mt 5, 43—48.	Audistis, quia dictum est antiquis.
„ 24.	„ 18, 23—19, 2.	Voluit rationem ponere.
Aliud.	„ 6, 19—29.	Nolite thesaurizare.

---

fol. 99 als Sermo die dominico ante diem sancti Ioannis Baptistae, auf dessen nahendes Fest der Redner hinweist.

[1] Legendum die sabbato, quando sal aspergitur in templo novo, dicendus. Es handelt sich um eine Feier am Samstage vor der Kirchweihe. Conc. Caesaraugust. III (an. 691), cap. 1: Ut nulli penitus Pontificum in quibuscumque provinciis constitutis amodo liceat praeter certis diebus dominicos ecclesias sanctas consecrare (Mansi XII 42). [2] Perikope fehlt.

[3] Angekündet: Secundum Lucam, genommen aus Mt 22, 20 f und Mk 10, 35 f.

An das Perikopenverzeichnis des 7. Jahrhunderts aus dem Kloster Silo schließt sich an das **Missale mixtum secundum regulam beati Isidori, dictum Mozarabes**[1]. Als mixtum wird es bezeichnet, weil es alle früher in verschiedene Bücher verteilten, zur Feier der heiligen Messe nötigen Gebete und Lesestücke enthält. **Missale mixtum** bezeichnet also das, was im Mittelalter anderweitig **Missale plenarium (perfectum)** genannt wurde. Es enthält das mozarabische Kalendar, Sakramentar, Evangelistar, Lektionar, Antiphonar und Benediktional in der alten Ordnung und nach dem alten Text der spanischen liturgischen Handschriften[2]. Mancherlei später Beigefügtes ist im folgenden Verzeichnis der Perikopen eingeklammert. Neuere Feste sind ausgelassen worden, da sie für den Zweck dieser Arbeit nicht dienlich sind.

Das vom Erzbischof Ximenes herausgegebene **Missale mixtum** bietet zu jedem Feste, ebenso wie das Verzeichnis von Silo, je eine Lesung aus dem Alten Testamente, eine aus den Briefen, der Apostelgeschichte oder der Apokalypse (Epistel) und an dritter Stelle ein Evangelium. An manchen Tagen stimmt es mit dem Verzeichnis von Silo im wesentlichen überein. Wo dies der Fall ist, findet man in der folgenden Liste ein S. Auffallenderweise ist jedoch diese Übereinstimmung eine verhältnismäßig so kleine, daß die mozarabischen Perikopen kaum eine Weiterentwicklung der im Verzeichnis von Silo gegebenen sein dürften, sondern nur aus derselben Quelle stammen werden.

Für die acht Sonntage nach Epiphanie und den Sonntag vor Aschermittwoch sind alle Perikopen aus dem Evangelium des hl. Lukas entnommen, und zwar so, daß sie der Ordnung seines Textes folgen. In der Fastenzeit stammen fast alle aus dem Evangelium des hl. Johannes, was auch im Verzeichnis von Silo der Fall ist. Einerseits folgen die Sonntage, anderseits die Wochentage im großen und ganzen dem Texte des Evangeliums. Folgende Übersicht tut dies dar.

Io 4, 3—42	Dom. 1. Quadrages.	Io 8, 2—11	Feria 6. post dom. 3.
„ 6, 27—38	Feria 6. post dom. 1.	„ 8, 12—30	„ 4. „ „ 4.
„ 6, 39—47	„ 4. „ „ 2.	„ 8, 31—39	„ 6. „ „ 4.
„ 6, 48—55	„ 6. „ „ 2.	„ 9, 1—38	Dom. 2. Quadrages.
„ 6, 56—70	„ 4. „ „ 3.	„ 10, 1—16	„ 5. „
„ 7, 2—25	Dom. 4. Quadrages.	„ 10, 17—38	Feria 4. post dom. 5.

[1] Migne, P. lat. LXXXV 109 f. Kardinal Ximenes ließ es 1500 neu herausgeben. Seine Ausgabe hat Migne abgedruckt.

[2] Migne a. a. O. 13, n. 16; 17, n. 45; 22, n. 69 f; 29, n. 91 f.

Io 11, 1—52 Dom. 3. Quadrages.
„ 11, 55—12, 13 Dom. Palm.
„ 12, 35—50 Feria 6. post dom. 5.
„ 20, 1—18 Dom. Resurrectionis.
Io 20, 19—31 Octava Paschae.
„ 21, 1—14 Feria 6. post Pascha.
„ 21, 15—19 Sabb. post Pascha.

Die Osterwoche bringt Perikopen aus Matthäus (1), Markus (1), Lukas (3) und Johannes (4). Nur die aus Johannes kommende des Ostersonntages stört hier die Reihe einer regelrechten Lesung der Auferstehungsberichte nach den Texten der vier Evangelisten. Die Erzählung über die Erscheinung vor Thomas ist wie in andern Verzeichnissen auf den achten Tag nach Ostern verlegt, weil sie an ihm stattfand. Nach Pfingsten stammen die meisten Perikopen der Sonntage aus Matthäus, doch ist ihre Folge etwas umgestellt.

Vigilien und Oktaven finden sich nicht. Eigenartig sind mehrere aus verschiedenen Kapiteln eines Evangelisten zusammengestellte Perikopen und der oft als Schluß beigefügte Satz: „Wer Ohren hat zu hören, der höre." Die Antwort lautete dann: „Amen." Vor und nach dem Evangelium rief das Volk: Gloria tibi Christe, Laus tibi Christe[1].

Das Marienfest des 18. Dezember wird als Mariä Verkündigung bezeichnet[2]. Mariä Himmelfahrt kam in Spanien für den 15. August erst im 11. Jahrhundert in Aufnahme. Weihnachten hat keine Vigil und nur eine Messe. Das Fest der unschuldigen Kinder ist vom 8. Januar auf den vierten Weihnachtstag gekommen. Am fünften finden wir das Fest des hl. Jakobus des Älteren, der als Bruder des Herrn, als Bruder des hl. Johannes, erster Bischof von Jerusalem und Patron Spaniens verehrt wurde[3].

Am Feste der Erscheinung des Herrn (Apparitio seu Epiphania Domini) werden im Gebete der heiligen Messe drei Zeichen der Erscheinung Gottes in der Welt erwähnt: die Ankunft der Magier, das Zeugnis des Vaters bei Christi Taufe und das Wunder zu Kana.

Das Evangelium über die Auferweckung des Lazarus, welches im Verzeichnis von Silo für den Passionssonntag gegeben war, ist auf den dritten Sonntag der Fastenzeit verlegt.

Wie im gallikanischen Lektionar und im Verzeichnisse von Silo ist die Leidensgeschichte aus den vier Evangelien zusammengestellt, um am Donnerstag und Freitag der Karwoche verlesen zu werden. Ihr Text ist

[1] Revue bénéd. I 558 f; vgl. 560, A. 1. [2] Vgl. oben S. 77 f 79.

[3] Vgl. Kalendarium und Breviarium Gothicum (Migne, P. lat. LXXXV 104; LXXXVI 136 f).: Translatio sancti Iacobi apostoli.

jedoch nicht derselbe wie im Perikopenbuche von Silo. Auffallend ist, wie bereits gesagt, die Lesung aus Johannes für den Ostersonntag. Die Sonntage nach Ostern werden so gezählt, daß Ostern als erster, seine Oktav als zweiter, der folgende Sonntag als dritter gilt, wodurch man sechs Sonntage vor Christi Himmelfahrt erhält.

Am 1. November finden wir das Fest Allerheiligen nicht, sondern ein vom Konzil von Gerunda im Jahre 517 eingesetztes dreitägiges Fasten, das vom hl. Isidor (gest. 636) empfohlen wird. Weil oft einer dieser drei Fasttage auf einen Sonntag fiel, verlegte man sie auf die drei Tage vor dem Feste des hl. Martin von Tours (11. November)[1].

Dom. 1. Advent. . . .	Lc 3, 1—18. Verbum Dñi super Ioannem.
„ 2. „ . . .	Mt 11, 2—15. Ioannes cum audisset in vinculis. S.
„ 3. „ . . .	„ 21, 1—17. Hosanna filio David. S.
„ 4. „ . . .	Mc 12, 38—13, 33. Vidua; Finis (mundi).
„ 5. „ . . .	Lc 17, 20—24. Quando venit regnum Dei?
„ 6. „ . . .	Mc 1, 1—8. Vox clamantis.
S. Andreae (30. Nov.). .	Mt 16, 24—26 et Lc 9, 25—27. S.
S. Eulaliae (10. Dez.). .	„ 13, 44—52. Margarita; Sagena.
Annuntiatio (18. Dez.). .	„ 1, 1—2 16—23. Liber generationis.
Nativitas Dñi.	Lc 2, 6—20. Pastores. S.
S. Stephani.	Mt 23, 1—39. Super cathedram Moysi. S.
S. Ioannis.	Io 21, 15—24. Hic autem quid? S.
S. Innocentium. . . .	Mt 19, 13—15; 18, 1—6 10—11. Parvuli.
SS. Iacobi.	Lc 8, 22. Io 12, 24—26; 13, 16—17 20; 14, 6 12—13.
Circumcisio.	„ 2, 21—40. Ut circumcideretur. Simeon.
Dom. ante Epiphan. . .	Io 1, 1—17. In principio.
Ieiunium Epiphan. . .	„ 1, 18—34. Ioannes confessus est.
Epiphania.	Mt 2, 1—23. Magi, Fuga. S.
Dom. 1. post octav. Epiph.	Lc 2, 42—52. Invenerunt eum in templo.
„ 2. „ „ „	„ 4, 14—22. Venit Nazareth.
„ 3. „ „ „	„ 11, 29—41. Signum Ionae.
„ 4. „ „ „	„ 12, 10—31. Verbum in Filium.
„ 5. „ „ „	„ 12, 54—13, 17. Ficus, Mulier incl.
„ 6. „ „ „	„ 14, 26—35. Computat sumptus.
„ 7. „ „ „	„ 15, 11—32. Homo habuit duos filios.
„ 8. „ „ „	„ 16, 1—15. Redde rationem.
Dom. ante diem Cineris.	„ 16, 19—31. Homo erat dives.
Fer. 4. in capite ieiunii.	Mt 4, 1—11. Iesus in desertum. S.
Dom 1. Quadrag. . .	Io 4, 3—42. Samaritana. S.

[1] Concil. Gerundense (Mansi VIII 549; Hefele, Konziliengeschichte II² 678); S. Isidor., De eccles. officiis I 39 (Migne a. a. O. LXXXIII 773).

Fer. 4.	Mt 4, 1—11.	Iesus ductus est in desertum.
„ 6.	Io 6, 27—38.	Operamini non cibum.
Dom. 2. Quadrag.	„ 9, 1—38.	Caecus a nativitate. S.
Fer. 4.	„ 6, 39—47.	Haec est voluntas eius.
„ 6.	„ 6, 48—55.	Ego sum panis vitae.
Dom. 3. Quadrag.	„ 11, 1—52.	Lazarus.
Fer. 4.	„ 6, 56—70.	Caro mea vere est cibus.
„ 6.	„ 8, 2—11.	Adultera.
Dom. 4. Quadrag.	„ 7, 2—25.	Dixerunt fratres eius.
Fer. 4.	„ 8, 12—30.	Ego sum lux.
„ 6.	„ 8, 31—59.	Si permanseritis.
Dom. 5. Quadrag.	„ 10, 1—16.	Qui non intrat per ostium.
Fer. 4.	„ 10, 17—38.	Me Pater diligit.
„ 6.	„ 12, 35—50.	Ambulate, dum lucem habetis.
Dom. Palm.	„ 11, 55—12, 13.	Maria unxit pedes.
Fer. 4.	Mt 26, 2—16.	Congregati sunt principes. S.
„ 5. in Coena Dñi	(Lc 22).	Passio. S.
Parasceve	(Mt 27).	Passio continuatur. S.
Sabb.	Mt 28, 1—20.	Vespere Sabbati. S.
Pascha.	Io 20, 1—18.	Una sabbati Maria Magdalene.
Fer. 2.	Mc 16, 9—20.	Apparuit primo Mariae Magdalene.
„ 3.	Lc 24, 13—35.	Emmaus. S.
„ 4.	„ 24, 36—46.	Stetit in medio.
„ 5.	„ 24, 46—53.	Vos estis testes.
„ 6.	Io 21, 1—14.	Ad mare Tiberiadis.
Sabb.	„ 21, 15—19.	Diligis me?
Octav. Paschae.	„ 20, 19—31.	Thomas. S.
Dom. 3. post Pascha.	„ 5, 1—18.	Probatica piscina. S.
„ 4.	„ 4, 45—54.	Regulus.
„ 5.	Lc 8, 40—9, 2	Iairus; Mulier.
„ 6.	Mc 2, 13—22.	Levi.
Ascensio Dñi.	Io 16, 5—22.	Vado.
Dom. post Ascens.	Mc 9, 13—28.	Magister, attuli filium.
Vigil. Pent.	Io 3, 1—15.	Nicodemus.
Pentecostes.	„ 14, 15—27.	Si diligitis me. S.
Dom. 1. post Pent.	Lc 19, 1—10.	Zachaeus.
Fest. Corporis Christi.	Io 6, 55—59.	Caro mea.
Dom. 2.	Mt 4, 18—25.	Vidit duos fratres. S.
„ 3.	„ 8, 23—27.	Motus in mari.
„ 4.	„ 12, 30—50.	Qui non est mecum.
„ 5.	„ 8, 28—9, 8.	In regionem Gerasenorum.
„ 6.	„ 13, 3—11 18—23.	Exiit, qui seminat.
„ 7.	„ 13, 24—43.	Homo, qui seminat.

Dom. ante ieiun. kal. Nov. Lc 15, 1—10. Homo habet centum oves.
Ieiunium kal. Nov. . . . Mt 14, 15—21. Date illis manducare.

Pars II. Sanctorale et Commune.

S. Agnetis (21. Januar). . . . . Mc 14, 3—9. Maria unxit Iesum.
Purificatio B. M. V. (2 Febr.). . . Lc 2, 22—40. Simeon.
(Cathedra S. Petri [Antioch. 22. Febr.]. Mt 16, 13—19. Tu es Christus.)
S. Torquati (1. Mai)[1]. . . . Io 15, 7—16. Manete in me.
Inventio S. Crucis (3. Mai). . Lc 19, 1—10. Zachaeus.
S. Adriani (16. Juni). . . . Mt 10, 26—31; 18, 20. Nihil opertum.
Nativitas Io. Bapt. (24. Juni). Lc 1, 57—70 80. Elisabeth peperit.
SS. Petri et Pauli (29. Juni). Io 15, 7—16. Manete in me.
SS. Iustae et Rufinae (16. Juli). Lc 7, 36—50. Maria unxit Iesum.
SS. Iustae et Rufinae (16. Juli). „ 10, 38—42; 11, 27—28. Martha.
SS. Iusti et Pastoris (6. Aug.). Mt 10, 16—22. Ego mitto vos.
SS. Sixti et Laurentii (10. Aug.). „ 6, 19—33. Nolite thesaurizare.
Assumptio B. M. V. (15. Aug.). Lc 10, 38—42; 11, 27—28. Martha.
Decollatio S. Io. (24. Sept.). Mt 14, 1—14. Herodes. S.

Unius martyris quaere in festo S. Andreae.
„ „ Pontificis vel simplicis[2]. Lc 8, 23 27. Io 12, 24—26; 13, 16—17 20; 14, 6 12—13.
„ „ Simplicis[2] quaere in festo S. Andreae.
Plurimorum martyrum[3]. . . . Mt 10, 16—22. Ego mitto vos.
„ „ [4] . . . „ 10, 26—31; 18, 20. Nihil opertum.
„ „ [5] . . . Lc 9, 1—6. Misit illos praedicare.
Unius confess. Pont. et non Pont. Mt 10, 32—42. Qui confitebitur. S.
Plurimorum confessorum. . . Lc 12, 35—40. Sint lumbi.
Unius virginis. . . . . Mc 14, 3—9. Maria unxit Iesum.
Plurimarum virginum. . . . Mt 25, 1—13 31. Decem virgines.
Missa votiva. . . . . „ 7, 7—8. Petite et dabitur.

Es folgen viele andere Votivmessen: Pro se ipso sacerdote.
Missa votiva singularis. De itinerantibus. Missa de tribulationibus.
Pro alio sacerdote fratre suo vivo.
De uno infirmo. Pro infirmis.
Missa defunctorum, pro episcopo, pro uno sacerdote, pro diacono vel subdiacono, de uno defuncto, parvulorum defunctorum, de omnibus fidelibus defunctis.
Missa b. Mariae Virginis.

[1] Torquatus wurde als einer der ersten Bischöfe Spaniens verehrt.
[2] Missa unius martyris Pontificis simplicis, i. e. non Pontificis.
[3] Officium plurimorum martyrum sex capparum vel quattuor.
[4] Missa plurimorum martyrum quattuor capparum.
[5] Missa duarum capparum vel novem lectionum.

Neuntes Kapitel.

Mailändische Evangelienverzeichnisse.

Der hl. Ambrosius hat uns leider keine Homilien hinterlassen, worin er Feste und Perikopen des Kirchenjahres behandelte; denn er faßte seine Reden in Bücher zusammen und veröffentlichte sie so. Die ihm zugeschriebenen Homilien sind, insoweit sie Perikopen erklären, unecht[1]. In einem Briefe betont Ambrosius, die Perikope 19, 35 über Christi Einzug in Jerusalem sei „durch Zufall", nicht auf seine besondere Anordnung an dem Tage verlesen worden, an welchem er eine Basilika den Arianern hätte übergeben sollen[2]. Das kann besagen, diese Perikope sei nur in jenem Jahre an dem Tage gelesen worden, aber auch, es habe sich zufällig getroffen, daß ihre regelmäßige Verlesung mit dem Unglückstag zusammengetroffen sei. Daß der Heilige ein festes Perikopensystem hatte, scheint aus dem Brief an seine Schwester zu erhellen, worin er berichtet, in der Messe sei vorgelesen worden aus Jeremias, wie Gott dem Propheten befohlen habe, eine Rute zu nehmen, wie der Apostel den Korinthern geschrieben: „Wollt ihr, daß ich mit einer Rute zu euch komme?", und wie Jesus im Hause des Pharisäers von dem sündigen Weibe gesalbt worden sei[3]. Die drei Lesungen hängen aber auf das engste zusammen; denn nach der Erklärung des Kirchenvaters zeigte Jesus durch seine Barmherzigkeit gegen die Sünder, er wolle nicht mit einer Rute strafen. Sie konnten nicht zufällig hintereinander zur Verlesung kommen, sondern weisen auf eine ordnende Hand hin.

Das älteste uns erhaltene Perikopenverzeichnis der mailändischen Kirche stammt aus einem erst im 9. Jahrhundert geschriebenen Evangelienbuche der Kathedrale von Mailand[4]. Mit ihm stimmt im wesentlichen überein eine aus der Abtei der hll. Petrus und Paulus in die Ambrosianische Bibliothek gelangte, dem 10. Jahrhundert (932—945 oder 894—898) zugewiesene Handschrift[5], ebenso das Missale von 1475. Belangreichere Unterschiede werden in den Anmerkungen der folgenden Übersicht angegeben.

[1] Migne, P. lat. XVII 585 f. Manche derselben dürften von Maximus von Lyon oder Cäsarius von Arles herrühren. In den Reden auf Weihnachten wird Lk 2, 1 f erklärt, in denen für Epiphanie ist nur auf Jesu Taufe und auf das Wunder von Kana Rücksicht genommen. Auf vorhergegangene Verlesung beruft sich der hl. Ambrosius Hexaemeron VI 8, 48 (Mt 8, 20); De officiis I 3, 13; 4, 15; 8, 25 (Lc 1, 23) usw.

[2] Sermo contra Auxentium, Epist. I 21, c. 19 (Migne, P. lat. XVI 1013).

[3] Jr 1, 11? 1 Kor 4, 21. Lk 7, 36. Epist. I 41 (Migne a. a. O. 1110 f).

[4] Bibl. Ambros. n. 28, Part. inf. [5] Bibl. Ambros. A n. 24 bis inf.

Reste einer fortlaufenden Lesung aus demselben Evangelium (Lectio continua) finden sich in der Fastenzeit; denn an den Wochentagen werden vom Aschermittwoch bis zum Samstag vor dem vierten Fastensonntage Perikopen aus Matthäus genommen. Aus diesem ersten Evangelium wird auch an Septuagesima, Sexagesima und Quinquagesima gelesen. An den folgenden Sonntagen der Fastenzeit bietet das 4., 8., 9., 11 und 12. Kapitel des Johannesevangeliums den Stoff, während bei den Griechen das Markusevangelium die meisten Perikopen der Fastenzeit liefert. Auch um Ostern sowie an den Sonntagen nach Ostern und um Pfingsten bleibt die Lesung aus Johannes. Die Sonntage nach Pfingsten haben meist Abschnitte aus Lukas, aber in sehr wechselnder Ordnung. Dieselben stimmen häufig mit den im Römischen Ritus nach Pfingsten benutzten überein und dürften später hinzugefügt sein. Bemerkenswert sind die Benennungen der Sonntage der Fastenzeit. Sie verdanken ihre Namen den Perikopen. Demnach heißt der dritte „Sonntag Abrahams“, der vierte „Sonntag des Blinden“, der fünfte „Sonntag des Lazarus“, der sechste „Sonntag der Palmzweige“. Die Stellung der Geschichte der Auferweckung des Lazarus unmittelbar vor derjenigen des Einzuges in Jerusalem erinnert an den Bericht der Etheria (Silvia, um 385) über die vor dem Palmsonntage zu Bethanien bei Lazarus' Grab veranstaltete Feier[1]. Die Griechen lasen in Konstantinopel noch im 9. Jahrhundert am Samstag vor Palmsonntag das Evangelium von der Auferweckung des Lazarus, ebenso die Syrer im 12.[2] Der hl. Petrus Chrysologus erklärte dieselbe Perikope am Ende der Fastenzeit[3]. Im mozarabischen Ritus fanden wir sie am dritten Sonntage der Fastenzeit, im Verzeichnis von Silo am Passionssonntage, also an demselben Tage, an dem sie in Mailand vorgelesen wird. Am Freitage vor dem Passionstage steht sie im Evangelienverzeichnisse von Lindisfarne und von Würzburg (Burchards Evangeliar), sowie unter den karolingischen Perikopen und im heutigen Römischen Missale. Es scheint also, diese Perikope sei seit der ältesten Zeit, vielleicht in Nachahmung der Sitten der Kirche zu Jerusalem, in der ganzen Christenheit kurz vor der Leidenswoche in der heiligen Messe verwertet worden.

Am Mittwoch der Karwoche beginnt die Vorlesung der Leidensgeschichte nach Matthäus, welche am Karfreitag abends schließt. Ihr folgt der Bericht desselben Evangelisten über Christi Auferstehung. Vom Karsamstag an fand

---

[1] Vgl. oben S. 7. [2] Vgl. oben S. 21 und 37.
[3] Vgl. oben S. 48.

doppelter Gottesdienst statt, in der „größeren“ Kirche für das Volk, in der kleineren für die Getauften. In Antiochia wurde schon im 6. Jahrhundert während des Verlaufes des Jahres in der Taufkirche Gottesdienst am Nachmittag gehalten. Am ersten Fastensonntag wurde sie nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes geschlossen bis zum Karsamstag. Dann aber war sowohl in ihr als in der „großen Kirche“ Gottesdienst. Vielleicht ahmte man in Mailand diese Sitte nach[1]. In den Perikopen wurde während der österlichen Zeit für die neu Getauften von der Geschichte der Auferstehung Christi abgesehen, um in den Lesungen auf Verwertung der Taufgnade und christliches Leben hinzuweisen. Auffallend ist die Reihenfolge der Berichte über die Auferstehung von Karsamstag bis zum Sonntage nach Ostern. Die Perikopen der Osterwoche werden nämlich genommen aus Mt 28, 1 f, Jo 20, 11 f[2], Lk 24, 1 f, Mt 28, 1 f, Lk 24, 13 f, Mt 28, 16 f, Mk 16, 2 f, Jo 21, 1 f (aliud Jo 20, 1 f), Jo 20, 19 f. Es kommen also die Berichte aller Evangelisten zur Verlesung, aber in eigenartiger Anordnung. Mt 28, 1 wird sowohl am Samstag als am Dienstag vorgelesen.

Zwischen Ostern und Pfingsten finden wir die Perikope, welche mit den Worten beginnt: „In der Mitte der Festzeit“[3]. Auch sie zeugt für eine in der abendländischen wie in der morgenländischen Kirche weitverbreitete Sitte. Vielleicht fand sie schon in den ersten christlichen Jahrhunderten ihren Platz am Tage zwischen Ostern und Pfingsten, wozu der Text des Evangeliums einlud.

Die Sonntage von Pfingsten bis zum Advent zerfallen in drei Abteilungen, zuerst werden 16 nach Pfingsten gezählt, dann 8 nach dem Feste der Enthauptung des hl. Johannes (29. August), zuletzt 1 vor und 4 nach dem Feste der Kirchweihe. Im ganzen sind also für 29 Sonntage Perikopen vorhanden. Jene Sonntage vor und nach der Kirchweihe am Ende des Kirchenjahres erinnern in auffallender Weise an das Fest der Kirchweihe, womit die Syrer ihr kirchliches Jahr beginnen[4].

Die Bittprozessionen durch verschiedene Kirchen der Stadt werden nicht vor Christi Himmelfahrt, sondern vor Pfingsten gehalten.

Für den ersten Tag sind 12 Kirchen mit ebensovielen Evangelien genannt: die Kirchen der hll. Simplizian, Karpon, Protasius, Viktor (Ad ulmum und

[1] Römische Quartalschrift XI 57.
[2] Vgl. S. 86 die Perikopen des spanischen Missale mixtum.
[3] Mediante die festo. Io 7, 14; vgl. oben S. 32 50.
[4] Vgl. oben S. 35.

Ad corpus), Martin, Ambrosius, Vitalis, Valeria, Nabor, Viktor (Ad refugium, Ort, wo der Heilige sich verbarg), endlich zum Schlusse noch die Kathedrale (ecclesia maior). Für den zweiten Tag sind 10 Gotteshäuser erwähnt, diejenigen der hll. Fidelis, Dionysius, eine Reliquienkirche (Ad concilia Sanctorum), dann jene der hll. Stephanus, Kalymerus, Agatha, Apostel, Alexander, Johannes und die Taufkirche (ecclesia minor). Am dritten Tage ging die Prozession zu 13 Kirchen, zu jenen der hll. Euphemia, Nazarius, Celsus, Eustorgius, Laurentius, Xystus, zur Kirche des Erlösers, zu jenen der hll. Maria, Quiriakus, Georg, Sebastian und Maria. Sie endete wiederum in der Kathedrale.

Wo die Perikopen ganz oder wenigstens in der Hauptsache mit jenen des Römischen Missale übereinkommen, ist ein * beigefügt. Dies ist auch da geschehen, wo die Ordnung etwas verändert wurde; doch geben dann die Anmerkungen Nachrichten über solche Umstellungen.

Dom. 1. Adventus. .	Mt 24, 1 f.	Signum adventus tui?*[1]
„ 2. „ .	Lc 3, 1 f.	Verbum Dñi super Ioannem.*[2]
„ 3. „ .	Mt 11, 2 f.	Ioannes cum audisset.*[2]
„ 4. „ .	„ 21, 1 f.	Cum appropinquasset Ierosolimis.
„ 5. „ .	Io 1, 19.	Testimonium Ioannis.*[2]
„ 6. „ .	Lc 1, 39 f.	Exsurgens Maria.*[2]
Item.	„ 1, 26.	Missus est[2].
Vigilia nativitatis. .	Mt 1, 18 f.	Christi autem generatio.*
In nocte.	Io 1, 9 f.	Erat lux vera.*[3]
In die.	Lc 2, 1 f.	Exiit edictum.[3]*
Altera die.	„ 2, 15 f.	Pastores loquebantur.*[3]
S. Stephani. . . .	Mt 17, 23 f.	Didrachma.
S. Ioannis.	Io 1, 1 f.	In principio.
Item ad S. Io. . .	„ 21, 19 f.	Sequere me.*
SS. Innocentium. . .	Mt 2, 13 f.	Angelus apparuit Ioseph.*
S. Iacobi.	„ 20, 20 f.	Mater filiorum Zebedaei.
Dom. post Nat. Dñi. .	Lc 4, 14 f.	Venit Nazareth.
In octava Dñi. . .	„ 2, 21 f.	Nomen Iesus.
Vigilia Epiphaniae. .	Mt 3, 13 f.	Venit Iesus, ut baptizaretur.
Epiphania.	„ 2, 1 f.	Magi.*
Dom. 1. post Epiphan.	Lc 2, 42 f.	Iesus annorum duodecim.*
„ 2. „ „	Io 2, 1 f.	Nuptiae in Cana.*

[1] Im Römischen Missale: Dom. 24. post. Pent.

[2] Ebd.: Dom. 2. Adventus Mt 11, 2 f; Dom. 3. Io 1, 19 f; Feria 6, quattuor temporum Adventus Lc 1, 39 f; Feria 4. Lc 1, 26 f; Sabbato et Dom. 4. Adventus Lc 3, 1 f.

[3] Im Römischen Missale in der dritten Weihnachtsmesse Jo 1, 1 f; in der ersten Lk 2, 1 f; in der zweiten Lk 2, 15 f.

Dom. 3. post Epiphan. . . .	Io 4, 46 f.	Regulus.
„ 4. „ „ . . .	„ 3, 16 f.	Sic enim Deus dilexit.
„ 5. „ „ . .	Mt 17, 14 f.	Filius lunaticus.
S. Sebastiani (20. Jan.). . .	Lc 6, 17 f.	Beati pauperes.*
S. Agnetis (21. Jan.). . . .	Mt 25, 1 f.	Decem virgines.*
S. Vincentii.	Lc 6, 20 f.	Beati pauperes.
SS. Babyl. et trium parvulorum.	Mt 18, 1 f.	Maior in regno?
S. Iulii.	„ 6, 1 f (vel 7, 15 f).	Attendite.
S. Severi.	Lc 12, 8 f.	Qui me confessus fuerit.
Purificatio (2. Febr.). . . .	„ 2, 22 f.	Simeon.*
S. Agathae (5. Febr.). . . .	„ 7, 36 f.	Peccatrix.
SS. Faustin. et Iov. (15. Febr.).	Io 17, 1 f.	Pater, venit hora.
Dom. in LXX.	Mt 20, 1 f.	Exiit conducere operarios.*
„ „ LX.	„ 13, 3 f.	Exiit, qui seminat.*
„ „ L.	„ sicut in Sexagesima.	
„ „ capite XL.	„ 4, 1 f.	Iesus ductus est in desertum.*
Fer. 2. hebdom. 1.	„ 5, 1 f.	Beati pauperes.
„ 3.	„ 5, 13 f.	Vos estis sal.
„ 4.	„ 5, 17 f.	Nolite putare.
„ 5.	„ 5, 20 f.	Nisi abundaverit.
Sabb.	„ 12, 1 f.	Coeperunt evellere spicas.
Dom. 1. (2.).	Io 4, 5.	Mulier Samaritana.
Fer. 2. hebdom. 2. . . .	Mt 5, 25 f.	Esto consentiens adversario.
„ 3.	„ 5, 27 f.	Audistis, quia dictum est antiquis.
„ 4.	„ 5, 43 f.	Audistis quia dictum est: Diliges.
„ 5.	„ 6, 1 f.	Attendite, ne iustitiam.
Sabb.	Mc 6, 1 f.	Abiit in patriam.
Dom. (3.) de Abraham. . .	Io 8, 31 f.	Dicebat Iesus: Filii Abrahae.
Fer. 2. hebd. 3.	Mt 6, 7 f.	Orantes nolite.
„ 3.	„ 6, 16 f.	Cum ieiunatis.
„ 4.	„ 6, 19 f.	Nolite thesaurizare.
„ 5.	„ 6, 22 f.	Lucerna corporis.
Sabb.	Mc 9, 6 f.	Duodecim coepit mittere.
Dom. (4.) de Caeco. . . .	Io 9, 1 f.	Caecus (Siloe).
Fer. 2. hebd. 4.	Mt 6, 27 f.	Adicere ad staturam.
„ 3.	„ 6, 34 f.	Nolite solliciti esse.
„ 4.	„ 7, 6 f.	Nolite dare sanctum canibus.
„ 5.	„ 7, 13 f.	Intrate per angustam portam.
Sabb.	„ 19, 13 f.	Oblati sunt parvuli.
Dom. (5.) de Lazaro. . . .	Io 11, 1 f.	Erat quidam languens.
Fer. 2. hebd. 5.	Mc 8, 27 f.	Tu es Christus.
„ 3.	Io 6, 64.	Verba, quae ego locutus sum.
„ 4.	Lc 18, 31.	Ascendimus Ierosolymam.
„ 5.	Io 7, 43.	Dissensio in turba.

Sabb. in traditione symboli. . Mt 11, 25. Absconditi haec.

Dom. (6.) in ramis olivarum, mane. Io 12, 12. Acceperunt ramos.

Item ad ecclesiam. . . . . . „ 12, 1 f. Maria unxit pedes.* [1]

Fer. 2. in authentica. . . . Lc 21, 34. Attendite, ne graventur corda.

„ 3. . . . . Io 11, 47. Collegerunt Pontifices con-

„ 4. . . . . Mt 26, 1 f. Post biduum Pascha. [cilium.

„ 5. . . . . „ 26, 14 f. Abiit Iudas ad principes.

Ad vesp. in coena Dñi. . . „ 26, 17 f. Prima die Azymor. (Passio).

Parasceve, mane. . . . . . . „ 27, 1 f. Mane facto (Contin. Passio).

„ ad vesperas. . . . „ 27, 57 f. Cum autem sero (Contin.

Sabb., mane. . . . . „ 27, 62 f. Altera die. [Passio).

„ ad vesperas, in eccl. min. Io 3, 1 f. Nicodemus.

„ „ „ „ „ mai. Mt 28, 1 f. Vespere a. sabbati.*

Pascha, mane. . . . . Io 7, 37 f. Si quis sitit.

„ in ecclesia maiore. . . „ 20, 11 f. Maria stabat ad monumen-

Fer. 2. „ „ minore. . Mt 5, 1 f. Beati pauperes. [tum.

„ 2. „ „ mai. . . Lc 24, 1. Venerunt ad monumentum.

„ 3. „ „ min. . . Io 5, 1 f. Probatica piscina.

„ 3. „ „ mai. . . Mt 28, 1 f. Maria Magdalene et altera.

„ 4. „ „ min. . . „ 5, 44 f. Diligite inimicos.

„ 4. „ „ mai. . . Lc 24, 13 f. Duo ibant in Emmaus.

„ 5. „ „ min. . . Io 6, 51 f. Ego sum panis vivus.

„ 5. „ „ mai. . . Mt 28, 16 f. Undecim in Galilaeam.

In depositione S. Ambrosii[2]. . Io 10, 11 f. Ego sum pastor bonus.

Fer. 6. in eccl. min. . . . „ 6, 35 f. Ego sum panis vitae.

„ 6. „ „ mai. . . . Mc 16, 2 f. Venerunt ad mon.

Sabb., albis depos. in eccl. min. Io 13, 4 f. Ponit vestimenta.

„ in eccl. mai. . . . . „ 21, 1 f. Manifestavit se ad mare.

Item aliud. . . . . „ 20, 1 f. Magdalene venit.*

Dom., albis depos. . . . . . „ 20, 19 f. Thomas.*

„ 2. . . . . „ 1, 29 f. Vidit Ioannes Iesum ve-

„ 3. . . . . „ 16, 16 f. Modicum.* [nientem.

Mediante die festo. . . . . . „ 7, 14 f. Die festo mediante.

Dom. 4. . . . . „ 16, 5 f. Vado ad eum.*

„ 5. . . . . „ 14, 14 f. Si quid petieritis.*

Ascensio. . . . . Lc 24, 36 f. Stetit Iesus in medio.

Dom. post Ascens. . . . . . Io 17, 1 f. Sublevatis oculis.

De litania triduana[3].

Vigilia Pent. . . . . „ 15, 17 f. Mando vobis, ut diligatis.

Aliud. . . . . „ 15, 26 f. Cum venerit Paraclitus.

---

[1] Im Römischen Missale: Feria 2. maioris hebdomadae.

[2] Der hl. Ambrosius starb am Karsamstag und wurde am folgenden Donnerstag begraben. [3] Vgl oben S. 90 f.

Pentec., mane, in eccl. min.	Io 7, 37 f.	Si quis sitit.
„ in eccl. mai. . .	„ 14, 15 f.	Si diligitis me.*[1]
Dom. 1. post Pent. . . .	Mc 16, 14.	Novissime recumbentibus.
„ 2.	Mt 9, 10.	Discumbente eo (Levi).
„ 3.	Lc 6, 36 f.	Estote misericordes[2].
„ 4.	„ 15, 11 f.	Homo habuit duos filios.
„ 5.	„ 17, 11 f.	Decem leprosi.*[3]
„ 6.	„ 14, 16 f.	Coena magna.*[4]
„ 7.	Mt 20, 29 f.	Duo caeci (Iericho).
„ 8.	Lc 15, 1 f.	Appropinquantes publicani.*[5]
„ 9.	„ 5, 1 f.	Captura piscium.
„ 10.	„ 12, 13 f.	Dividat mecum hereditatem.
„ 11.	„ 18, 10 f.	Pharisaeus et publicanus.*[6]
„ 12.	Mt 5, 20 f.	Nisi abundaverit.*[7]
„ 13.	Mc 8, 1 f.	Iam triduo sustinent me.*[8]
„ 14.	„ 7, 31 f.	Surdus et mutus.*[9]
„ 15.	Lc 7, 11 f.	Naim.*[10]
„ 16.	„ 19, 37 f.	Cum appropinquaret Ierusalem.*[11]
Dom. 1. post decoll. sc. Io.	„ 9, 7 f.	Ioannem ego decollavi.
[„ 2.	„ 19, 41 f.	Flevit super civitatem.]*[12]
„ 3. (2.)[12]	Mt 7, 15 f.	Attendite a falsis prophetis.*[13]
„ 4. (3.)	Lc 10, 30 f.	Samaritanus.
„ 5. (4.)	Mt 21, 19 f.	Videns fici arborem.
„ 6. (5.)	„ 20, 1 f.	Operarii in vineam.
„ 7. (6.)	Lc 13, 6 f.	Ficus. Mulier inclinata[14].
„ 8. (7.)	„ 14, 1 f.	Hydropicus[15].
Dom. ante dedic. ecclesiae. .	Io 8, 1 f.	Adultera.
In dedic. ecclesiae. . . .	Mt 21, 10 f.	Eiciebat vendentes.
In dedic. eccl. in eccl. min.	Io 10, 22 f.	Encaenia in Ierusalem.

[1] Io 14, 15 f im Römischen Missale: in vigilia Pent.

[2] Ebd.: Dom. 1. post Pent. [3] Ebd.: Dom. 13. post Pent.

[4] Ebd.: Dom. infra octavam Corporis Christi.

[5] Ebd.: Dom. 3. post Pent. [6] Ebd.: Dom. 10. post Pent.

[7] Ebd.: Dom. 5. post Pent. [8] Ebd.: Dom. 6. post Pent.

[9] Ebd.: Dom. 11. post Pent. [10] Ebd.: Dom. 15. post Pent.

[11] Ebd.: Dom. 9. post Pent. Diese Perikope ist im älteren Kodex ausradiert, steht aber im jüngeren und im Mailänder Missale des Jahres 1475.

[12] Im älteren Kodex sind die ersten Ziffern getilgt und die eingeklammerten eingesetzt. Letztere gibt der jüngere Kodex und das Missale von 1475. Die oben Dom. 2. Lc 19, 41 f gegebene Perikope fehlt bei ihnen.

[13] Im Römischen Missale: Dom. 7. post Pent.

[14] Ebd.: Sabbato quattuor temp. ante Dom. 18. Pent.

[15] Ebd.: Dom. 16. post Pent.

Dom. 1. post dedic. eccl. .	Mt 8, 23 f.	Rationem ponere cum servis [1].
„ 2.	„ 22, 15 f.	Censum Caesari? [2]
„ 3.	„ 22, 2 f.	Nuptias filio suo.* [3]
„ 4.	„ 9, 18 f.	Iairus.* [4]

Incipit de festivitatibus [5].

Genannt werden nun mit je einer Perikope alle in Mailand verehrten Heiligen. Die durch Vigilien ausgezeichneten sind in der folgenden Aufzählung derselben gesperrt gedruckt: Georg, Vitalis und Valeria, Philippus und Jakobus, Viktor (8. Mai), Nazarius (10. Mai, Translatio, Item ad ecclesiam Romanam ad corpus S. Nazarii), Viktor (14. Mai, Translatio), Felix und Fortunatus (14. Mai), Pankratius, Dionysius (25. Mai), Sisinnius mit Martyrinus und Alexander (28. Mai), Kantius mit Kantian und Kantianilla (31. Mai), Gervasius und Protasius (19. Juni, Mane ad monasterium S. Protasii. In S. Nabore. Item ad Missam), Julianus, Johannes d. T. (Geburt 24. Juni), Johannes und Paulus, Peter und Paul (29. Juni), Thomas (3. Juli, In translatione, Aliud evangelium), Nabor und Felix (15. Juli), Quiriakus (17. Juli), Apollinaris, Nazarius und Celsus (28. Juli), Makkabäer (1. Aug.), Xystus, Laurentius, Hippolyt und Kassianus (13. Aug.), Hippolyt, Simplizian (15. [?] Aug.), Mames und Agapitus, Genesius (25. Aug.), Alexander, Johannes' Enthauptung (29. Aug.), Stephanus und Zacharias, Kornelius und Cyprian (14. Sept.), Eustorgius (18. Sept.), Susanna, Matthäus, Thekla (24. Sept.), Pelagia, Kosmas und Damian, Fidelis, Saturnus, Aurelius, Vitalis und Agrikola, Martin, Romanus, Klemens, Chrysanthus und Daria, Andreas, Ambrosius.

Dann folgt ein Commune Sanctorum mit Perikopen für Apostel (1), Märtyrer (für einen 2, für mehrere 5), Bekenner (5), Jungfrauen (3), Kirchweihe (4), dann je eine für Dedicatio S. Laurentii, Protasii, Michaelis und zwei für Maria.

Zehntes Kapitel.

Evangelienverzeichnisse aus Norditalien und Süddeutschland.

Ein wichtiges Perikopenverzeichnis enthält der Codex Rehdigeranus in der Breslauer Universitätsbibliothek [6]. Der Text seiner Evangelien stammt

---

[1] Im Römischen Missale: Dom. 21. post Pent.

[2] Ebd.: Dom. 22. post Pent. [3] Ebd.: Dom. 19. post Pent.

[4] Ebd.: Dom. 23. post Pent. Die Perikope des Römischen Missale für Dom. 24. post Pent. in Mailand Dom. 1. Advent. Vgl. oben S. 91.

[5] Über diese Feste vgl. Ebner, Quellen zur Geschichte des Missale Romanum 79.

[6] Codex quattuor evangeliorum latinus Rehdigeranus, Matthaeus et Marcus cum textu graeco et editione vulgata collatus a I. E. Scheibel, Vratislav. 1763. David Schulz, De codice IV. evangeliorum bibliothecae Rehdigerianae, in quo vetus latina versio continetur, Vratislav. 1814. Haase, Sechs Universitätsprogramme von 1865 bis 1866. Evangeliorum quattuor vetus latina interpretatio

aus dem 7. Jahrhundert. Das Perikopenverzeichnis ist in lombardischer Schrift wenigstens hundert Jahre später beigefügt worden. Haase weist es der Kirche von Aquileja zu, ohne jedoch Gründe dafür beigebracht zu haben. Morin findet die Zuweisung annehmbar[1], ohne jedoch deren Richtigkeit erweisen zu können. Jedenfalls steht das Verzeichnis demjenigen der mailändischen Kirche so nahe, daß es nicht weit von Mailand entstanden sein kann. Ja wenn man erwägt, daß die erhaltenen Perikopenlisten des ambrosianischen Ritus nicht über das 9. Jahrhundert hinaufsteigen, dieses aber aus dem 8. stammt, daß also zwischen beiden wenigstens ein Jahrhundert der Entwicklung liegt, Mailand aber, wohl wie Rom, seine alten Gebräuche ausbildete und änderte, liegt die Vermutung nahe: vielleicht besitzen wir im Codex Rehdigeranus eine ältere Form des späteren mailändischen Comes, der in weitem Umkreis durch Oberitalien, möglicherweise auch in Aquileja Geltung hatte.

Der Comes der Breslauer Handschrift gilt für Weihnachten nur eine Perikope, stellt das Fest der Unschuldigen Kinder auf den zweiten, die Feste der hll. Stephanus, Johannes und Jakobus auf den dritten, vierten und fünften Tag nach dem Christfest. Nach Epiphanie zählt er fünf Sonntage, dann vier für den Februar, obwohl schon der vierte und fünfte Sonntag nach Epiphanie in diesen Monat fällt. Die Perikope des dritten Sonntages des Februar, jene von den Arbeitern im Weinberge, wird im Mailänder Verzeichnis, im heutigen römischen Missale und in andern Verzeichnissen am Sonntage Septuagesima gelesen. Der Passionssonntag wird genannt: „Sonntag vor der Übergabe des Glaubensbekenntnisses“ an die Katechumenen, der folgende: „Sonntag der Übergabe des Symbolums“. Doch haben beide Sonntage sowie der vorhergehende dieselben Perikopen wie der mailändische Ritus, nämlich diejenigen vom Blindgeborenen, von der Auferweckung des Lazarus und vom Einzuge Christi in Jerusalem.

Nach dem vierten Fastensonntage, jenem des Lazarus, gibt das Verzeichnis des Breslauer Evangelienbuches Perikopen für drei Skrutinien, d. h. für drei Versammlungen jener Katechumenen, welche am Karsamstage

---

ex cod. Rehdigerano nunc primum edita. Das Kapitular III 91 f. Morin, L'année liturgique à Aquilée: Revue bénédictine XIX (1902) 1 f. Tischendorf, Nov. Test. III[8] 9601. Gregory, Textkritik 6061. Ranke, Fragmenta antiquissimae evangelii Lucani versionis latinae e membranis Curiensibus (Vindobon. 1873) 9.

[1] Revue bénéd. XIX 9.

die heilige Taufe empfangen sollten. Die erste erzählt, wie Kinder zu Jesus gebracht wurden, die zweite berichtet, wie Jesus ein Kind in die Mitte der Jünger stellte und es lobte, die dritte, wie die Mutter des Johannes und Jakobus ihre Söhne dem Herrn empfahl. Diese drei Evangelien wurden aber nicht am vierten Fastensonntage verlesen, sondern wohl an den Samstagen vor dem zweiten, dritten und vierten[1]. Nach Pfingsten werden zuerst zwei Sonntage gegeben, dann vier weitere „vor dem Feste des hl. Johannes des Täufers", dessen Geburt am 24. Juni gefeiert wurde. Wahrscheinlich folgten wie im Mailänder Perikopenverzeichnis Sonntage „nach dem Feste des hl. Johannes". Doch gibt dort das Fest der Enthauptung des Vorläufers (29. August) den Grund zur Einteilung. Dem Täufer war die Hauptkirche zu Monza gewidmet, und dies Hervortreten seines Festes weist hin auf die Zeiten der Langobarden, bei denen ihm hohe Verehrung gezollt wurde.

Wo das folgende Verzeichnis mit dem übereinstimmt, das im 9. Jahrhundert für die Kirche von Mailand Geltung hatte, ist ein M ans Ende der Zeile gesetzt. * bezeichnet wiederum die Übereinstimmung mit dem heutigen Römischen Missale.

Dom. 1. Adventus.	Mt 24, 15 f.	Cum videritis abominationem[2].	(M)*
„ 2. „	Io 4, 5 f.	Mulier Samaritana.	
„ 2. „	Mt 24, 1 f.[3]	Signum adventus tui?	
„ 3. „	„ 11, 2 f.	Ioannes cum audisset in vinculis[4].	M*
„ 4. „	Lc 3, 1 f.	Anno quinto decimo.	
„ 5. „	„ 1, 26 f.	Missus est angelus[5].	M
Vigil. Nativitatis .	Mt 1, 18 f.	Christi generatio.	M
Natale Dñi . . .	Lc 2, 1 f.	Exiit edictum.	M*
„N. enfantorum." .	Mt 2, 19 f.	Apparuit angelus Dñi Ioseph.	M*

[1] Vgl. Ioannis diaconi epistola ad Senarium: 2. Requiro, quare ante baptisma ... tertio ante Pascha scrutinentur infantes (Migne, P. lat. LIX 401). In Mailand hatte man noch im 12. Jahrhundert drei Skrutinien. Beroldi Mediolanensis ordo et ceremoniae ecclesiae Ambrosianae Mediolanensis, bei Muratori, Antiquitates IV, Mediol. 1741, 914; Magistretti, Mon. liturg. Ambros. II, Mediolani 1904, 123 169. In Rom hielt man seit dem 7.—8. Jahrhundert sieben Skrutinien. Wiegand, Die Stellung des apostolischen Symbolums im kirchlichen Leben des Mittelalters: Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche IV 2, Leipzig 1899, 217 f. Revue bénédictine XIX (1902) 6, A. 32.

[2] In M Mt 24, 1 f. Im Römischen Missale Mt 24, 15 f. Dom. 24. post Pent.

[3] Später beigefügt.

[4] Im Römischen Missale Dom. 2. Adventus.

[5] In M Dom. 6. Adventus. Im Römischen Missale: Feria 4. Quattuor temporum Adventus.

„N. S. Estefani."	Mt 23, 34 f. Ego mitto prophetas.*
S. Ioannis.	Io 21, 21—25. Sic eum volo manere. M*
S. Iacobi.	Mt 9, 35 f. Circuibat Iesus civitates. [dies.*
Octava Nat.[1]	Lc 2, 21 f. Postquam consummati sunt
Dom. post oct. Nat. . . .	Io 1, 1 f. In principio erat Verbum. M
Vigil. Theophan. (ad Matutin.?).	Mt 3, 13 f. Venit Iesus, ut baptizaretur. M
„ „	Io 3, 16 f. Sic Deus dilexit mundum.
Theophania.	Mt[2] 2, 1 f. Magi venerunt. M*
Dom. 1. post Theoph. . .	Io 2, 1 f. Nuptiae[3]. (M*)
„ 2. „ „ . .	„ 4, 46 f. Regulus[4]. (M)
„ 3. „ „ . .	Lc 2, 42 f. Annorum duodecim[5]. (M*)
„ 4. „ „ . .	Io 1, 18 f. Deum nemo vidit.
„ 5. „ „ . .	„ 1, 35 f. Ecce agnus Dei.
Mense Februario, Dom. 1[6].	„ 3, 22 f. Ioannes baptizans.
„ 2. .	Lc 14, 16 f. Coena magna.
„ 3. .	Mt 20, 1 f. Operarii in vinea[7]. (M*)
„ 4. .	„ 18, 23 f. Talenta.
Sexagesima.[8]	Lc 15, 11 f. Duo filii.
Quinquagesima.	Mt 6, 14 f. Si dimiseritis hominibus.
Quadragesima.	„ 4, 1 f. Iesus in deserto. M*
Trigesima.	Lc 12, 32 f. Pusillus grex.
Vigesima.	Io 8, 12 f. Ego sum lux[9]. (M)
Item sequenti dom.[10] . . .	„ 9, 1 f. Caecus a nativitate. M
Dom. ante simbolo[11]. . . .	„ 11, 1 f. Lazarus. M
In 1. scrutinio.	Mt 19, 13 f. Oblati sunt parvuli[12]. M
„ 2. „	„ 18, 1 f. Quis maior in regno?
„ 3. „	„ 20, 20 f. Mater filiorum Zebedaei.
Feria 2. ad Matutin. . . .	Io 3, 1 f. Nicodemus.
„ 3.	Mt 20, 1 f. Operarii in vinea.
„ 4.	Lc 19, 45 f. In templo coepit eicere.
„ 5.	„ 20, 9 f. Homo plantavit vineam.

[1] Mense Ianuario. In octabas Domini.

[2] In M in der ersten Messe des Weihnachtsfestes.

[3] In M Dom. 2. post Epiphaniam. So auch im Römischen Missale.

[4] In M Dom. 3. post Epiphaniam.

[5] In M Dom. 1. post Epiphaniam. So auch im Römischen Missale.

[6] Mense Februario, prima dominica. [7] In M in LXX.

[8] Mense Marcio. In caput Sexagisimi.

[9] In M Io 8, 31 f.

[10] Heute Dominica Laetare. Im Ambrosianischen Ritus: Dominica de caeco. Vgl. oben S. 92. Die Perikope im Römischen Missale: Feria 4. post Dom. 4. Quadragesimae.

[11] Heute Dominica Passionis. Im Ambrosianischen Ritus: Dominica de Lazaro. Die Perikope im Römischen Missale: Feria 6. post Dom. 4. Quadragesimae.

[12] In M Sabb. ante Dominicam de Lazaro.

Feria 6.	Lc 7, 36 f.	Maria unxit Iesum[1].*
„ 7.	„ 20, 20 f.	Tributum Caesari.
In symbolo[2].	Mt 21, 1 f.	Hosanna.*
Feria 2.	Io 11, 47 f.	Collegerunt consilium.
In symbolo super olivo[3].	„ 12, 12 f.	Hosanna. M
Feria 3.	Mt 26, 2 f.	Post biduum Pascha.[4] (M)
„ 4.	Io 12, 27 f.	Anima mea turbata.
Coena Dñi ad Matutin.	„ 13, 4 f.	Coepit lavare pedes.*
„ „	Mt 26, 17 f[5].	Facio pascha cum discipulis. M
Feria 6.	„ 27, 1 f.	Tradiderunt Pilato. M
In nocte magna.	„ 28, 1—16.	Vespere autem sabbati. M*
Pascha[6].	„ 28, 16—20.	Undecim abierunt.
Feria 2.	Io 20, 1 f.	Maria Magdalene.
„ 3.	Lc 24, 13 f.	Discipuli in Emmaus.
„ 4.	„ 24, 1 f.	Una sabbati.
„ 5.	Io 21, 1 f.	Manifestavit se Iesus ad mare.
„ 6.	Lc 24, 36 f.	Stetit Iesus in medio,
Sabb.	Mc 16, 9 f.	Apparuit Magdalene.
In octava Paschae.	Io 20, 19 f.	Thomas. M*
„ „ „ [7]	Mc 16, 15 f.	Euntes in mundum.
Dom. 1. post octav. Pasch.	Io 2, 12 f.	Vendentes eiecit de templo.
„ 2. „ „ „	„ 9, 39 f.	Ego in mundum veni.
In inventione crucis.	Mt 16, 24 f.	Tollat crucem.
In medio Pentecost.[8]	Io 7, 15 f.	Mediante die festo. M
Dom. 3.	„ 14, 1 f.	Non turbetur cor.
„ 4.	„ 16, 16 f.	Modicum[9]. (M*)
„In ascensu Dñ.i"	Lc 24, 44 f.	Ferebatur in caelum. M*
Dom. 5. post Pasch.	Io 15, 26.	Cum venerit Paraclitus.
„In vigiliis Penticosten."	„ 7, 37 f.	In novissimo die.
Pentecostes.	„ 14, 15 f.	Si diligitis me[10]. M(*)
Dom. 1. post Pent.	„ 17, 1 f.	Sublevatis oculis.
„ 2. „ „	Lc 16, 13 f.	Duobus dominis servire.

[1] Im Römischen Missale: Feria 5. dieser Woche.

[2] D. h. In traditione symboli (baptizandis).

[3] Wie im Ambrosianischen Ritus. Vgl. Revue bénéd. X (1893) 251.

[4] In M Feria 4.

[5] Diese und die folgenden Perikopen geben die Geschichte des Leidens und der Auferstehung Christi.

[6] Mense Aprile in Pasca.

[7] In lunes (?) post octabas Domini ad positis? Vielleicht zu deuten: In feria 2. (Lundi) post octavam Paschae in depositione vestium albarum baptizatorum.

[8] Tag zwischen Ostern und Pfingsten; vgl. S. 32 50 69 90 93.

[9] In M Dominica 3. So auch im Römischen Missale.

[10] Ebd. für Vigilia Pentecostes.

Dom. ante nat. S. Ioannis	1[1].	Io 9, 1 f.	Caecus a nativitate.
„ „ „ „ „	2.	Mt 15, 21 f.	Chananaea.
„ „ „ „ „	3.	„ 13, 24 f.	Seminavit bonum semen.
„ „ „ „ „	4[1].	Lc 1, 5 f.	Zacharias.
In vigil. S. Ioannis. . . .		Mt 11, 2 f.	Quid existis videre?

Dem Perikopenverzeichnisse des Codex Rehdigeranus zu Breslau ist jenes nahe verwandt, welches auf den Rand des Evangelienbuches des hl. Korbinian (gest. 730) wohl im 8.—9. Jahrhundert eingetragen wurde. Leider sind viele seiner Angaben nicht mehr zu lesen, andere durch Beschneiden der Handschrift verloren gegangen. Zuerst hat White sie zusammengestellt. Morin hat später manche Lesarten des ersten Herausgebers verbessert. Er sieht das Verzeichnis als ein den Donauprovinzen entstammtes an. Wird die Überlieferung angenommen, der hl. Korbinian habe das Buch besessen, das aus Freising nach München gelangte, so kann es jene Ordnung der Lesungen enthalten, welche in Freising im 8. oder 9. Jahrhundert eingehalten wurde[2]. Für Weihnachten sind in jener Handschrift zwei Evangelien angegeben, nämlich außer dem, welches Christi Geburt erzählt, auch eines, worin, wie im Sakramentar von Bobbio, über die Ankunft der Könige berichtet wird. Die Anweisung für letzteres ist in der Initiale des betreffenden Abschnittes[3] eingefügt, jedoch später getilgt worden, um jenem andern zu weichen. Am zweiten Weihnachtstage finden wir, wie im Breslauer Kodex, das Fest der unschuldigen Kinder, am dritten das der Apostel Johannes und Jakobus. Stephanus fehlt. Das Verzeichnis schließt sich darin an eine Vorlage an, welche älter ist als jene der Breslauer Handschrift. Das Fest Epiphanie hat drei Evangelien, zuerst jenes über die Ankunft der Magier, welches am Weihnachtstage gestrichen wurde, dann eines über Christi Taufe und eines über das Wunder zu Kana. Wo das folgende Verzeichnis mit dem Codex Rehdigeranus übereinstimmt, ist ein R ans Ende der Zeile gestellt. Ein M folgt, wo Übereinstimmung mit dem Mailänder Perikopenverzeichnis sich zeigt.

[1] Mense Iunio sec. Ioannem. Später Quarta dominica ante natalem sci Ioannis. Es handelt sich nach Ausweis der Perikope um das Fest der Geburt des Täufers (24. Juni), nicht der Enthauptung (29. August). Vgl. oben S. 97.

[2] Cod. Monac. 6224, Fris. 24. Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 93 f; White, Old latin biblical texts, Oxford 1888, III: The four gospels from the Munich ms. q., new numbered lat. 6224; Morin, Un nouveau type liturgique: Revue bénéd. X (1893) 246 f, XIX (1902) 12.

[3] Cum ergo natus esset: Mt 2, 1.

De advento.	Lc 1, 26—39. Missus est angelus. RM
„ „	„ 3, 1—7. Verb. Dñi super Ioannem. M
In vigilia de natale Dñi. . .	Mt 1, 18—22. Christi generatio. RM
In nativitate Dñi.	„ 2, 1. Magi venerunt.
In natale Dñi.	Lc 2, 1 (—15?). Exiit edictum. RM
Seconda natales.	Mt 2, 16—23. Herodes occidit pueros. RM
Apostolorum.	„ 20, 20 f. Mater filiorum Zebedaei. M
In octaba Dñi.	Lc 2, 21 (—26?). Vocatum est nomen eius Iesus. RM
In Epiphania 1.	Mt 2, 1—13. Magi venerunt. RM
„ 2.	„ 3, 13 f. Baptizatus Iesus.
„ 3.	Io 2, 1 (—12?). Nuptiae.
Domineca in caput Quadragesme.	Lc 4, 1 (—14?). Iesus in desertum. RM
In caput Quadragisim [1]. . .	Mt 7, 13 (—15?). Angusta porta.
Seconda domeneca post XL. .	Lc 15, 1 f. Duo filii.
In traditione symboli [2]. . . .	Mc 7, 31 f. Surdus et mutus.
Domeneca in olivo.	Mt 20, 29—34. Duo caeci [3].
„ „ „	Mc 11, 1—10. Hosanna. R
In Quadragesima.	Mt 21, 17 f. Abiit in Bethaniam.
Coena Dñi.	„ 26, 13 (30?). Abiit Iudas. RM
Lectio prima — ad fontes in vigiliis Pasce. .	Io 3, 5 (—10?). Nicodemus. M
„ seconda — ad fontes in vigiliis Pasce. .	„ 4, 13—15. Samaritana.
„ tertia — ad fontes in vigiliis Pasce. . .	Mt 28, 16—20. Undecim discipuli. R.
In vegiliis [4].	„ 28, 1—8. Vespere autem sabbati. RM
Pasca [5].	Io 20, 1 (—10?). Petrus et Ioannes.
Seconda firia in albas. . . .	„ 1, 1—15. Ioannes testimonium perhibet [6].
	Mt 28, 16 f. Undecim disciputi.
Firia 5.	Mc 16, 9 f. Maria Magdalene.
Lectio in albas die sabbatorum.	Io 5, 1—14. Probatica piscina [6]. (M)
Dominica [7].	„ 20, 19 f. Thomas. RM
Dominica 1. post (octav.) Pascha [8].	„ 1, 32 f. Vidi Spiritum. M

[1] Nach Revue bénéd. X 250 für den Montag nach Quadragesima.

[2] Wohl für den Samstag vor Palmsonntag.

[3] Mt 20, 29 f vielleicht für die Täuflinge, welche von geistiger Blindheit Heilung erlangen sollten.

[4] In vigilis Pasce per altare. Das noch heute gebräuchliche Evangelium für die Messe am Karsamstag.

[5] Lectio in domeneca in prima Pasca. Lesung für Ostersonntag.

[6] Lesungen für die Täuflinge. In M Io 5, 1 f für Feria 3. derselben Woche in ecclesia minore. Vgl. oben S. 93.

[7] White liest: Lectio in plena Pasca diae, Morin: Lectio inpleta Pasca diae Dominicarum. Für den Oktavtag am Ende der Osterfeier.

[8] Lecciones, quae debeant legi per VI (nicht VII) domenecas. Leccio prima Domeneca. Zwischen Ostern und Pfingsten fallen sechs Sonntage. Da schon das Evangelium für den Oktavtag von Ostern gegeben wurde, ist diese Domeneca 1. die

Dominica 2. post (octav.) Pascha.	Io 3, 19 f. Odit lucem.
„ 3. „ „ „	„ 4, 1—28. Samaritana.
Mediantem Pentecoste. . . .	„ 7, 14 f. Festo mediante[1]. RM
Domeneca (4.) post med. Pent.	„ 9, 1—39. Caecus a nativitate.
In die Ascensiones Dñi N. I. C. second. carnem. . . .	Lc 24, 44 f. Ferebatur in caelum. RM
Domeneca (5.)[2].	Io 6, 22 f. Quaerentes Iesum.
In Pentecoste.	„ 15, 23 f. Cum venerit Paraclitus[3]. (M)
SS. Maccabaeorum[4].	Mt 20, 20—29. Potestis bibere calicem?
S. Io. Bapt.[5]	„ 14, 1—15. Natalis Herodis.
Lectio sci Iohanni[6].	Lc 1, 57 (—67?). Elisabeth peperit.
In natale sce Marie.	„ 10, 38. Martha et Maria.
In Timothei et Iu...[7] . . .	Mt 16, 21 f. Multa pati.
Lectio Zacch.[8]	Lc 19, 1—39. Zachaeus.
De ceco[9].	Mc 10, 46—52. Bartimaeus.
In dedecatione.	„ 9, 1 (—8?). Transfiguratus est.
In letania.	Mt 15, 32—39. Misereor turbae.
In sanctorum.	Mc 9, 1 f. Transfiguratus est.
Clausum Paschae (?). . . .	Mt 9, 17 f. Vinum novum[10].

In den bis dahin behandelten Verzeichnissen ist schon so oft bemerkt worden, die Begleitfeste des Christtages, besonders die Feste des Erzmärtyrers, des Lieblingsjüngers und der Kinder von Bethlehem, befänden sich an einer andern Stelle als im heutigen Römischen Meßbuch, daß es der Übersichtlichkeit halber gut sein dürfte, alle jene Angaben in eine Tabelle zu sammeln. Dadurch wird auch die Geschichte dieser Feste und des Weihnachtskreises sich noch klarer zeigen.

Die Tabelle umfaßt die Tage vom 25. Dezember, dem ersten Weihnachtstage, bis zum 8. Januar, dem dritten Tage nach Epiphanie. Ihre mit 1. be-

---

1. nach der Oktav, unsere 2. Das Verzeichnis gibt nur für fünf Sonntage Perikopen, also für diejenigen nach dem Weißen Sonntag. [1] Vgl. S. 99, A. 8.

[2] Post ascensionem Domini leccio evangelii Iohanen, die domenecorum.

[3] In M für Vigilia Pentecostes.

[4] In passione sanctorum Maccaveorum. 1. August.

[5] IV. Kal. Septembres passio Iohanni Bapteste. Lictio sancti Iohannis Bapteste. 29. August, Johannis Enthauptung. [6] Geburt des Vorläufers, 24. Juni.

[7] Vielleicht die griechischen Märtyrer Timotheus und Jukundus (8. Januar).

[8] Für einen Sonntag oder für das Kirchweihfest.

[9] Wohl für Dominica de ceco, den 4. Fastensonntag des Mailändischen Perikopenverzeichnisses.

[10] Vielleicht Mt 9, 16 f. Vestimentum vetus dann für die Feier, bei der die Neugetauften nach Ostern die weißen Kleider ablegten. Vgl. Sermo S. Augustini Ad iuvenes, de die octavarum infantium (Migne, P. lat. XLVI 16); Revue bénéd. X 255.

zeichnete Kolonne bezieht sich auf die um das Jahr 400 zu Jerusalem gefeierten Feste, die 2. auf die Festordnung des hl. Gregor von Nyssa, die 3. auf die Angaben eines vor dem 5. Jahrhundert entstandenen griechischen Martyrologiums, die 4. auf den im 7. Jahrhundert zu Jerusalem eingeführten Kalender, die 5. auf das im 10. Jahrhundert im Morgenlande herrschende Menologium [1]. Die 6. Kolonne ist einem Kalendarium von Karthago aus dem 5. Jahrhundert entnommen. Die Angaben der 7. Kolonne sind aus zwei italienischen Quellen des 4. bis 5. Jahrhunderts geschöpft [2]. Die 8. Kolonne wiederholt die Angaben des Gelasianischen Sakramentars [3]. Die 9. enthält die Festordnung des Lektionars des hl. Bonifatius zu Fulda [4]. Die 10. Kolonne wiederholt die Angaben des in Gallien um das Jahr 600 verfaßten Martyrologium Hieronymianum [5]. Die 11. Kolonne zeigt, wie der Codex Rehdigeranus die Feste anordnet, die 12., wie das Evangelienbuch des hl. Korbinian es tut, die 13., wie sich zu Bologna im 9. Jahrhundert die Feste folgten [6]. Das Kalendarium von Toledo, aus dem die Angaben der 14. Kolonne genommen sind, hat Morin veröffentlicht [7]. Die 15. Kolonne gibt an, wie die Festordnung im 10. und 11. Jahrhundert zu Mailand gehalten wurde [8]. Die 16. Kolonne bezieht sich auf die Festordnung, welche zu Rom und in vielen Kirchen des Reiches Karls d. Gr. herrschte während des 9. Jahrhunderts. (Tabelle s. folgende S.)

Über das Fest des Königs David ist bereits oben [9] das Nötige bemerkt worden. Die Liste zeigt dann, wie die Feste der großen Apostel Petrus, Johannes und Jakobus sowie das Fest des hl. Paulus, welches mit dem des hl. Petrus sich vereinte, ihren Platz wechseln und wie

---

[1] Die Nachweise sind oben S. 24 f gegeben.

[2] Chronographus anni 354: Post Christum (anno) 1. Caesare et Paulo (consulibus). Hoc cons(ulato) Dominus Iesus Christus natus est VIII. Kal. Ian. d(ie) Ven(eris), luna XV (Mon. Germ., Auct. antiq. IX 56). Consularia italica (a. a. O. 278 ff): Dominus noster Iesus Christus natus est sub Augusto VIII. Kal. Ianuar. In his diebus sub Augusto Kalendas Ianuarias magi obtulerunt ei munera. Aqua vinum fecit VI. Kal. Nov. Baptizatus est autem ab Iohanne sub consolato Meura VIII. Kal. Ianuarias. Passus est prothomartyr Stephanus diaconus VII. Kal. Ianuarias. Iacobus apostolus in Hierosolymis de pinna templi deiectus est a Iudeis V. Kal. Ian.

[3] The Gelasian Sacramentary, ed. by Wilson, Oxford 1894, Clarendon 50 318. Vgl. Probst, Die ältesten römischen Sakramentarien 111 f. Vgl. oben S. 56. [4] Vgl. oben 5. Kapitel, S. 56 f. [5] Acta SS. Novemb. II 2 f.

[6] Une liste des fêtes chômées à Bologne à l'époque carolingienne, aus einer Handschrift des 9. Jahrhunderts zu Padua abgedruckt in Revue bénéd. XIX (1902) 353 f.

[7] Liber comicus, Anecdota Maredsolana I (1893) 405; vgl. 28 34 43 394. Das Fest der unschuldigen Kinder wird genannt Allisio infantium Bethlemeticorum. Vgl. oben S. 74 f und Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 85 237.

[8] Ebner, Quellen zur Geschichte des Missale Romanum, Freiburg 1906, 52 (Ivrea) 72 f 93 (Mailand). Vgl. oben S. 88 f. [9] S. 29.

Tag des Jahres	Morgenland						Abendland	
	1. Jerusalem ca 400	2. Gregor von Nyssa, gest. 394	3. Martyrologium vor 5. Jahrh.	4. Jerusalem 7. Jahrh.	5. Menologium 9. Jahrh.	6. Karthag. Kalender 5. Jahrh.	7. Italien um 400	8. Rom, Sakramentar 5.—6. Jahrh.
25. Dezbr.	David Jak. d. J.	Weihnacht		Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht
26. Dezbr.		Stephan.	Stephan.	David Jak. d. J.	Maria	Stephan.	Stephan.	Stephan.
27. Dezbr.		Petrus Joh. d. Ev. Jak. d. Ä.	Joh. d. Ev. Jak. d. Ä.	Stephan.	Stephan.	Joh. d. T. Jak. d. J.	Joh. d. Ev. (Jak. d. Ä.)	Joh. d. Ev.
28. Dezbr.		Paulus	Paulus Petrus	Petrus Paulus		U. Kinder	Jak. d. J.	U. Kinder
29. Dezbr.				(Jak. d. J.)	U. Kinder			
30. Dezbr.								
1. Jan.								
6. Jan.	Weihnacht Epiphanie		Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie
7. Jan.					Joh. d. T.			
8. Jan.								

Abendland

9. Capua, Lektionar um 54[illegible]	10. Gallien, Martyrol. 6.—7. Jahrh.	11. Norditalien Rehdig. 8. Jahrh.	12. Freising Korbin. 8.—9. Jahrh.	13. Bologna 9. Jahrh.	14. Toledo, Kalend. 10. Jahrh.	15. Mailand, Ivrea. 10. u. 11. Jahrh.	16. Karolingische Evangelien 9. u. 10. Jahrh.
Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht
	Stephan.	U. Kinder	U. Kinder	Stephan.	Stephan.	Stephan.	Stephan.
Joh. d. Ev.	Joh. d. Ev. Jak. d. J.	Stephan.		Jak. d. J. Joh. d. Ev.	Eugenia	Joh. d. Ev.	Joh. d. Ev.
U. Kinder	U. Kinder	Joh. d. Ev.	Apostelfest	U. Kinder	Jak. d. J.	U. Kinder	U. Kinder
		Jak. d. J.			Joh. d. Ev.	Jak. d. J.	
					Jak. d. Ä.		
			Maria (?)				Maria. Martina
Epiphanie	Epiphanie	Theophan.	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie
					U. Kinder		

Tag des Jahres	Morgenland						Abendland	
	1. Jerusalem ca 400	2. Gregor von Nyssa, gest. 394	3. Martyrologium vor 5. Jahrh.	4. Jerusalem 7. Jahrh.	5. Menologium 9. Jahrh.	6. Karthag. Kalender 5. Jahrh.	7. Italien um 400	8. Rom, Sakramentar 5.—6. Jahrh.
25. Dezbr.	David Jak. d. J.	Weihnacht		Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht
26. Dezbr.		Stephan.	Stephan.	David Jak. d. J.	Maria	Stephan.	Stephan.	Stephan.
27. Dezbr.		Petrus Joh. d. Ev. Jak. d. Ä.	Joh. d. Ev. Jak. d. Ä.	Stephan.	Stephan.	Joh. d. T. Jak. d. J.	Joh. d. Ev. (Jak. d. Ä.)	Joh. d. Ev.
28. Dezbr.		Paulus	Paulus Petrus	Petrus Paulus		U. Kinder	Jak. d. J.	U. Kinder
29. Dezbr.				(Jak. d. J.)	U. Kinder			
30. Dezbr.								
1. Jan.								
6. Jan.	Weihnacht Epiphanie		Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie
7. Jan.					Joh. d. T.			
8. Jan.								

Abendland

9. Capua, Lektionar um 54[illegible]	10. Gallien, Martyrol. 6.—7. Jahrh.	11. Norditalien Rehdig. 8. Jahrh.	12. Freising Korbin. 8.—9. Jahrh.	13. Bologna 9. Jahrh.	14. Toledo, Kalend. 10. Jahrh.	15. Mailand, Ivrea. 10. u. 11. Jahrh.	16. Karolingische Evangelien 9. u. 10. Jahrh.
Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht	Weihnacht
	Stephan.	U. Kinder	U. Kinder	Stephan.	Stephan.	Stephan.	Stephan.
Joh. d. Ev.	Joh. d. Ev. Jak. d. J.	Stephan.		Jak. d. J. Joh. d. Ev.	Eugenia	Joh. d. Ev.	Joh. d. Ev.
U. Kinder	U. Kinder	Joh. d. Ev.	Apostelfest	U. Kinder	Jak. d. J.	U. Kinder	U. Kinder
		Jak. d. J.			Joh. d. Ev.	Jak. d. J.	
					Jak. d. Ä.		
			Maria (?)				Maria. Martina
Epiphanie	Epiphanie	Theophan.	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie	Epiphanie
					U. Kinder		

von ihnen nur das Fest des Lieblingsjüngers am dritten Weihnachtstage übrig bleibt. Lange hat das Fest des hl. Jakobus des Jüngeren sich am 29. Dezember gehalten. Steht es doch im 8. Jahrhundert im Codex Rehdigeranus der Kolonne 11. Zu Aquileja, woraus jene Handschrift nach der Ansicht einiger angesehenen Forscher stammen soll, feierte man noch im 11. Jahrhundert am 29. Dezember das Fest der Weihe des hl. Jakobus [1]. Das Fest Johannes' des Täufers soll nach der Vermutung mancher Gelehrten nur durch einen Schreibfehler in das Kalendar von Karthago für den 27. Dezember gekommen sein. Sie meinen, man habe statt „des Theologen" den „Vorläufer" irrtümlich eingesetzt. Da jedoch Johannes der Täufer bei den Griechen und Syrern am 7. Januar nach Epiphanie einen Festtag hat, könnte das Fest von den Afrikanern für die Weihnachtszeit übernommen worden sein.

Das Fest des Erzmärtyrers fehlt in einigen Kolonnen. Im Lektionar des hl. Bonifatius (9. Kolonne) ist es vielleicht schon deshalb nicht aufgeführt, weil das Buch nur jene Episteln anzeigt, welche aus den Briefen des Apostels Paulus stammen, die Epistel des 26. Dezember aber vielleicht schon damals aus der Apostelgeschichte genommen wurde. Das Fest fehlt am 26. Dezember im Feriale Ecclesiae Romanae sowie im Kalender des hl. Leo. Des letzteren Sakramentar erwähnt nur zum 2. (oder 3.) August ein Fest des hl. Stephanus, gibt aber zu diesem Tage nicht weniger als neun Messen [2]. In allen findet sich eine deutliche Hinweisung auf den Erzmärtyrer. In der vierten und siebten Messe wird gesagt, sein Todestag [3] werde gefeiert, in der siebten und achten ist das Fest zu Weihnachten in Beziehung gesetzt [4], in der neunten Messe die Weihe einer Kirche des hl. Stephanus erwähnt [5]. Der Text des Sakramentars Leos deutet

[1] Ordinatio (ad) episcopatum Iacobi apostoli. Ebner, Quellen zur Geschichte des Missale Romanum 19.

[2] Das Feriale in den Auct. antiq. a. a. O. 71; bei Migne, P. lat. LXXIV 879 f; vgl. LV 149; die Messen LV 87 f.

[3] Dies natalis, Natalitia.

[4] Nativitatem Filii tui merito (S. Stephanus) prae ceteris passionis suae festivitate subsequitur. Filii tui nativitate nos salvas et martyrum beatorum deprecatione sustentas.

[5] Praefatio (Migne a. a. O. LV 90): Hac festivitate laetantes, qua dicatam nomini tuo basilicam beatus Stephanus martir suo honore signavit. Trotzdem lautet die Überschrift aller jener neun Messen: IV. (al. III.) Nonas Augusti. Natale sancti Stephani in coemeterio Callisti, via Appia. Die Depositiones episcoporum Romanorum (Mon. Germ., Auct. antiq. IX 70) sagen zu diesem Tage: Stephani (papae) in Callisti. Das Martyrologium Hieronymianum

also jedenfalls hin auf mannigfache Veränderungen und auf verschiedenartige Feste[1]. In Jerusalem wurde ehedem der Todestag des hl. Stephanus am 3. August gefeiert, erst im 5. Jahrhundert begann man, ihn nach dem Weihnachtsfest im Dezember zu begehen[2]. Rom hat wohl denselben Entwicklungsgang eingehalten, also das Fest des Erzmärtyrers von dem 3. August auf den zweiten Weihnachtstag verlegt. Wie in Jerusalem hielt man den 3. August für das Fest der Auffindung seiner Reliquien fest. Bei Verlegung des Festes auf den zweiten Weihnachtstag wurden neue Gebete verfaßt (jene der siebten und achten Messe des Leonianum) und an die früheren angefügt. Bei der Weihe der ehedem sehr geräumigen, runden Kirche des Heiligen auf dem Cälius mag dann die neunte Messe verfaßt und hinter die älteren eingetragen worden sein. Das heutige Römische Missale schreibt sowohl für das Fest des 25. Dezember als für dasjenige des 3. August andere Gebete vor als das Leonianische Sakramentar[3].

In vielen karolingischen Büchern wird am 1. Januar ein Marienfest genannt (16. Kolonne). Seit dem 4. Jahrhundert hatte man an diesem Tage eine Messe gefeiert, welche sich beim Beginn des Jahres gegen götzendienerische Gebräuche wandte[4]. Nach Probst hätte Gregor d. Gr. diese Messe (ad prohibendum ab idolis) aus seinem Sakramentar ausgeschieden und dafür ein Marienfest am Oktavtage von Weihnachten angeordnet. Es wird noch in Perikopenverzeichnissen des 9. und 10. Jahrhunderts erwähnt. Das Fest der Beschneidung trat aber seit dem 9. Jahrhundert mehr und

---

(Acta SS. Novemb. II 10) sagt im Cod. Bern. und im Cod. Wissenb. zu IV. Non. Augusti: Romae in cimiterio Calesti, via Appia, sancti Stephani episcopi et martyris. In Antiochia Natale reliquiarum protomartyris Stephani, apostoli et diaconi, qui Hierusolimis est lapidatus et ex revelatione Luciani episcopi corpusculum eius Hierosolimis est translatum. Der Liber Pontificalis sagt: Simplicius (gest. 483) dedicavit basilicam sancti Stephani in Celio monte in urbe Roma (ed. Duchesne I 249).

[1] Ballerini Opera S. Leonis (Migne a. a. O. LV 15, n. 8; 87, nota b).

[2] Zeitschrift für Kirchengeschichte XXVI, Gotha 1905, 45.

[3] Das Gelasianische Sakramentar schreibt am zweiten Weihnachtstage als 1. Gebet vor das 1. Gebet der 1. Messe des Leoninum, als 3. das 2. der 7. Messe, als Secreta die 2. der 9. Messe, als Postcommunio die 3. der 8. Messe. Das Gregorianische Sakramentar (Migne a. a. O. LXXVIII 33) hat am zweiten Weihnachtstage Gebete, welche denen des heutigen Römischen Missale entsprechen. Es fügt aber als Alia ad Complendum bei das 1. Gebet der 1. sowie der 7. Messe des Leonianum, dann das 2. der 8. etwas verändert. Am 2. August gibt das Sakramentar Gregors eine Messe für Natalis sancti Stephani episcopi et martyris.

[4] Vgl. oben S. 57.

	Graeci	Syri	Gallic.	Silo	Mozarab.	Mediolan.	Rehdig.	Corbin.	Lindisfarne	Missale
Vigil. Nativ.	Lc 2, 1	Lc 2, 1	Io 1, 1			Mt 1, 18	Mt 1, 18	Mt 1, 18	Mt 1, 18	Mt 1, 18
Nativitas Dñi I	Mt 2, 1	Mt 1, 17 ad 2, 12	Lc 2, 1	Lc 2, 1	Lc 2, 6	Io 1, 9	Lc 2, 1	Mt 2, 1	Lc 2, 1	Lc 2, 1
II						Lc 2, 1		Lc 2, 1		Lc 2, 15
III										Io 1, 1
S. Stephani	Mt 21, 23		Mt 17, 23	Mt 23, 34	Mt 23, 1	Mt 17, 23	Mt 23, 34		Mt 23, 34	Mt 23, 34
S. Ioannis			Mt 10, 35	Io 21, 20	Io 21, 15	Io 1, 1 Io 21, 19	Io 21, 21		Io 21, 19	Io 21, 20
S. Innocentium	Mt 2, 13	Mt 2, 16	Mt 2, 1	Mt 2, 16	Mt 10, 13	Mt 2, 13	Mt 2, 10		Mt 2, 16	Mt 2, 13
1. Ianuarii	Lc 2, 20		Lc 2, 21	Lc 2, 21 Mt 10, 5	Lc 2, 21	Lc 2, 21	Lc 2, 21	Lc 2, 21	Lc 2, 21	Lc 2, 21
Vigil. Epiphanie	Lc 3, 1		Mt 2, 1		Io 1, 18	Mt 3, 13	Mt 13, 13 Io 3, 16		Mt 4, 16	Mt 2, 19
Epiphania	Mc 1, 9 Mt 3, 13	Mt 3, 1 Io 1, 14	Mt 3, 13	Mt 2, 1	Mt 2, 1	Mt 2, 1	Mt 2, 1	Mt 2, 1 Mt 3, 13 Io 2, 1	Mt 3, 13 Mt 2, 1	Mt 2, 1

mehr an dessen Stelle. Heute sind von diesem Marienfest nur die Oratio der Messe, einige andere liturgische Gebete und die Statio ad sanctam Mariam ad martyres übrig geblieben[1].

In den Perikopen der Weihnachtszeit herrscht insoweit Einheit, als der Bericht über Christi Geburt (Lk 2, 1 f) für den Christtag oder für seine Vigil überall festgehalten ist. Daneben wird das erste Kapitel des Johannes-evangeliums über Christi ewige Zeugung bevorzugt. Für den 1. Januar, den Oktavtag von Weihnachten, wurde natürlich Lk 2, 21 über die „am achten Tage" vollzogene Beschneidung stets gelesen. Am Tage von Epiphanie finden wir neben dem Bericht über die Anbetung der Magier (Mt 2, 1) den über Christi Taufe (Mt 3, 13 und Mk 1, 9). Für das Fest des ersten Märtyrers geben die verschiedenen Verzeichnisse drei, für das des Lieblingsjüngers zwei Evangelien, für die unschuldigen Kinder nur das eine, worin ihr Tod erzählt wird. Weitere Einzelheiten zeigt die Tabelle auf S. 108.

Elftes Kapitel.

Englische Evangelienverzeichnisse.

Der Grieche Theodor, den Papst Vitalianus im Jahre 668 zum Erzbischof von Canterbury ernannt hatte, oder sein Begleiter Hadrian, Abt des Klosters Neridan bei Neapel, brachte ein Evangelienbuch aus Italien nach England, worin die Perikopen des Kirchenjahres vielleicht am Rande des Textes verzeichnet waren. Aus diesem Buche wurden um das Jahr 700 die Evangelien und die Angaben über die Perikopen in dem berühmten Book

[1] Das „Gregorianische" Formular für das Marienfest des 1. Januar bei Migne, P. lat. LXXVIII 37 649. Die Messe des 1. Januar im Gelasianischen Sakramentar (ed. Wilson 9) betont, man feiere den Oktavtag von Weihnachten, preist aber in der Präfation die Gottesgebärerin. Natale S. Mariae heißt der 1. Januar in Frontos Kalender, im Kalender von Essen (herausgegeben von Binterim, Köln 1824), im Comes von Lucca bei Zaccaria (Bibliotheca ritualis, Romae 1776, 191), in der großen Bibel von Farfa (Vatican. lat. 5729) usw. Das Marienfest am Oktavtage von Weihnachten behandeln der Micrologus c. 39 (Migne a. a. O. CLI 1007); Durandus, Rationale VI, c. 15, n. 16; Martène, De antiquis ritibus IV, c. 13, n. 16 und Thesaurus anecdot. V 67, nota c; Muratori, Opera minora XIII 2, 13; Benedict. XIV., De festis I, n. 25; Probst, Die ältesten Sakramentarien 185 f; Revue bénéd. V (1888) 343 u. a. Über die kaum bekannte Märtyrin Martina, deren Fest in den meisten Perikopenverzeichnissen des 9. bis 11. Jahrhunderts am 1. Januar gegeben wird (Natale sanctae Martinae statt Natale sanctae Mariae?), vgl. Römische Quartalschrift XVII (1903) 222 f.

of Lindisfarne und in einer andern Handschrift kopiert[1]. Beide Handschriften nennen auf den Rändern der vier Evangelien jene Tage, an denen ein bestimmter Abschnitt zu verlesen sei. Die Randbemerkungen lauten z. B. beim Beginn des ersten Evangeliums also:

Pridu natale Domini (neben Mt 1, 18).
In stilla Domini ad missa publica (neben Mt 2, 1).
Innocentum (neben Mt 2, 16).
Post secunda Dominica feria 4. de adventum (neben Mt 3, 1).

Alle Angaben sind in der folgenden Liste gegeben in einer dem heutigen Kirchenjahr entsprechenden Ordnung und mit Angabe der Perikopen nach unserer heutigen Kapiteleinteilung sowie mit Hinzufügung einiger Worte, aus denen der Inhalt der Perikope erhellt. Auffallend ist, daß für Weihnachten nur eine Perikope angegeben ist. In den beiden ersten Wochen der Fastenzeit fehlt eine Perikope für den Samstag. Das ist vielleicht eine Erinnerung an ältere Zeiten, in denen man zu Rom während der Fastenzeit am Samstag keine heilige Messe feierte[2]. Die Leidensgeschichte des Herrn wird nach allen vier Evangelien verlesen, und zwar am Samstag vor Palmsonntag, am Palmsonntag, am Donnerstag und am Freitag der Karwoche. Während der Osterwoche wird die Geschichte der Auferstehung nach den vier Evangelien genommen, aber die Reihenfolge der Evangelisten wird nicht eingehalten. Mit dem heutigen Römischen Missale stimmen in dieser Zeit nur die Lesungen am Karsamstag und am Weißen Sonntag überein. Vom Weißen Sonntag bis zum Pfingstfest einschließlich kommen (mit Ausnahme des Festes der Himmelfahrt) Perikopen aus Jo-

[1] Book of Lindisfarne, auch genannt: Evangelium S. Cuthberti in London, Brit. Mus. Nero D. IV. aus dem 8. Jahrhundert, bei Gregory, Textkritik 642, Nr 153. Dann Evangelia, Brit. Mus. Royal I. B. VII. Vgl. Revue bénédict. VIII (1891) 481 f 529 f; Morin, Liber comicus 426 f; Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 76 112 f.

[2] Socratis Hist. eccl. V 22 (Migne, P. gr. LXVII 637): Cum omnes ubique terrarum ecclesiae per singulas hebdomadas (Quadragesimae) die Sabbati sacra mysteria celebrent, Alexandrini tamen et Romani vetustam quandam traditionem secuti, id facere detrectant. Sed Aegyptii, qui Alexandrinis vicini sunt, et ii qui Thebaidem incolunt, Sabbato quidem collectas celebrant, non tamen, sicut mos est Christianorum, sacra mysteria percipiunt. Postquam enim epulati sunt et omni ciborum genere saturati, sub vesperam oblatione facta communicant. Praeterea Alexandriae quarta feria (maioris hebdomadae) et ea, quae dicitur Parasceve, leguntur Sacrae Scripturae easque doctores interpretantur et cuncta fiunt, quae ad collectam pertinent, praeter mysteriorum celebrationem.

hannes zum Vortrag. Sie sind fast dieselben wie jene des heutigen Römischen Missale, aber in andere Ordnung gestellt.

Weißer Sonntag	Jo 20, 26 f,	heute ebenso.
1. Sonntag nach der Osteroktav	„ 15, 1 f	—
2. „ „ „ „	„ 14, 1 f	—
3. „ „ „ „	„ 16, 5 f,	heute am 4. Sonntag.
4. „ „ „ „	„ 16, 23 f,	heute am 5. Sonntag.
4. „ „ „ „	„ 16, 16 f,	heute am 3. Sonntag.
Christi Himmelfahrt	Lk 24, 44 f	—
Sonntag nach Himmelfahrt	Jo 15, 26 f,	heute ebenso.
Samstag vor Pfingsten	„ 7, 37 f	—
Pfingsten	„ 14, 15 f,	heute am Samstag vor Pfingsten.

Auffallend ist, daß fast alle in den beiden Handschriften genannten Feste der Heiligen Vigilien haben, nämlich die Märtyrer Johannes und Paulus, Petrus, Laurentius, Januarius und Andreas[1]. Die Feste der hll. Stephanus, Johannes und der unschuldigen Kinder mußten ohne Vigil bleiben, weil sie in die Weihnachtsoktav fielen.

Morin[2] glaubt, die Tatsache, daß das Fest des hl. Januarius durch eine Vigil ausgezeichnet sei, weise darauf hin, das Verzeichnis sei in Neapel entstanden. Für letzteres spreche auch die angeführte „Weihe der Basilika des hl. Stephanus", weil die Kathedrale von Neapel dem hl. Stephanus gewidmet gewesen sei. Darauf ist zu erwidern, auch Rom habe in dem von Papst Simplicius (gest. 483) geweihten Rundbau des hl. Stephanus eine angesehene Kirche des Erzmärtyrers besessen, und im Sakramentar Leos d. Gr. finde sich, wie bereits gesagt[3], eine Messe, welche sich wohl auf die jährliche Erinnerung an jene Weihe bezieht.

Wo das Verzeichnis des Evangelienbuches von Lindisfarne mit dem heutigen Römischen Meßbuch übereinstimmt, ist wiederum ein * eingesetzt, wo es dieselben Perikopen bietet, deren Gregor d. Gr. sich bediente, steht ein G, dagegen ein °, wo es von ihm abweicht. Klammern zeigen an, daß die betreffenden Angaben nicht ganz sicher sind.

Vigil. Nativit. Mt 1, 18 f. Cum esset desponsata.*
Natale Dñi.[4] Lc 2, 1 f. Edictum a Caesare. G*
Octav. Nativit. „ 2, 21 f. Postquam consummati sunt dies octo. G*

[1] Johannes und Paulus, Andreas sowie Petrus und Laurentius haben auch im Gelasianischen Sakramentar Vigilien (Wilson, The Gelasian Sacramentary 179 180 189 206).

[2] Anecdota Maredsolana I 426. [3] Vgl. oben S. 107.

[4] Die Feste der hll. Stephanus, Johannes und der unschuldigen Kinder folgen unten.

Post octav. Nativit. . . .	Io 3, 16 f. Sic Deus dilexit mundum.
Vigil. Epiphan.[1] . . .	Mt 4, 16 f. Baptizatus Iesus.
Epiphan. nocte. . . .	„ 3, 13 f. Venit Iesus ad Ioannem.
„ Missa. . . .	„ 2, 1 f. Magi venerunt Ierosol. G*
Dom. 1. post Epiphan. .	Io 1, 29 f. Vidit Ioannes Iesum[2]. (G*)
„ 2. „ „ .	„ 1, 43—51. Iesus invenit Philippum.°
„ 3. „ „ .	„ 4, 5 f. Mulier Samaritana.°
„ 4. „ „ .	Lc 2, 42 f. Annorum duodecim.°
Sexagesima (?)[3]. . . .	Mt 13, 3 (?). Exiit, qui seminat[4]. (°)
Quinquagesima (?). . .	Io nach 14, 30, vor 18, 1.°
Quadragesima.	Mt 4, 1 f. Iesus in desertum. G*
Fer. 2.	„ 5 (?).
„ 4.	„ 18, 15 (?). Si peccaverit in te frater.
„ 4.	Io 4 (?).
„ 6.[5]	Mt 9 (?). In telonio (Matthaeus).
„ 6.	(„ 15, 29. Ascendens in montem.)
Dom. 2. Quadrag. . .	Io 2, 19 (?). Solvite templum.
Fer. 2.	Mt c. 5 vel 6.
„ 4.	„ 17, 20 (?). Hoc genus non eicitur.
„ 6.	„ 16, 16 (?). Tu es Christus?
Dom. 3. Quadrag. . .	„ 20, 1 f. Exiit conducere operarios.
Fer. 2.	Lc c. 7 (?).
„ 4.[6]	„ 18, 1 f. Iudex quidam erat.
„ 4.[6]	Io 16, 16 f. Modicum, et non videbitis.
„ 6.	„ 8 (?).
Sabb.[7]	„ 9, 1—38. Homo caecus a nativitate.
„ [8]	„ 9, 39—10, 10 (?). In iudicium veni.
„ [9]	„ 16, 23 f. Si quid petieritis.
Dom. 4. Quadrag.[10] . .	Mt 6, 9 f. Orabitis: Pater noster.°
Fer. 2.	Io 6, 51 f. Ego sum panis.
„ 4.	„ 6, 36 f. Ad me veniet.
„ 6.	„ 10 (?).

---

[1] Die drei Perikopen für Epiphanie tragen die Titel: In ieiunium de stella Domini. In stilla Domini nocte. In stilla Domini ad missa publica.

[2] Bei Gregor d. Gr. am 1. Sonntag nach Epiphanie, im Missale am Oktavtage.

[3] Die Titel für diese Sonntage lauten: In XLgisima Paschae (Schreibfehler für LX). In XLgisima Paschae (Schreibfehler für L). In XLgisima Paschae.

[4] Bei Gregor d. Gr. und im Missale dieselbe Parabel nach Lc 8, 5 f.

[5] Die Titel lauten: De XLgisima feria VI Mt 9, 1 und De XLgisima feria VI Mt c. 15 vel 16. Einmal ist für XL wohl zu lesen L.

[6] Beide Titel lauten: Post III Dominicas XLgisima feria IV.

[7] Sabbato mane post scrutinium. [8] In ieiunium. Quatemberfasten.

[9] Die sabbati ab his (?).

[10] Quando orationem (dominicalem) accipiunt catechumeni.

Sabb.	Io 7, 22 f. Moyses dedit circumcisionem.
Dom. 5. Quadrag. . . .	Mt c. 21 vel 22 (?)[1].
„ 5. „ . . .	„ 25, 31 f. Cum venerit Filius hominis.
Fer. 2.	„ 12, 39 (?). Generatio mala.
„ 3.	Io 7, 25—30. Nonne hic est?
„ 4.	„ 7, 43—53. Dissensio facta est in turba.
„ 6.	„ 11, 1 f. „De Lazarum.“
Sabb.	„ 8 (31?). Si manseritis.
„ [2]	Mt c. 26 et 27. Passio.
Dom. 6.[3]	Io 12, 1 f. Maria unxit pedes.°
„ 6.	Mc c. 14 et 15. Passio.
Fer. 2.[4]	Io 12, 12 (?) f. Acceperunt ramos.°
„ 3.	Lc 18, 31 f. Ecce ascendimus Ierosolymam.°
„ 4.	Io 13, 21 f. Unus ex vobis tradet me.°
„ 5.[5]	Lc c. 22 et 23. Passio.
„ 5.[6]	Io 13, 1 f. Coepit lavare pedes. G*
„ 6.	„ c. 18 et 19. Passio.*
Sabb., mane.	Mc 7, 3 4 f. Non lotis manibus.
„ ad sero.	Mt 28, 1 f. Vespere autem sabbati.*
Pascha.	„ 28, 8 f. Et exierunt de monumento.
Fer. 2.	Io 20, 1 f. Magdalene cucurrit.
„ 3.	Lc 24, 13 f. Ibant in Emmaus.
„ 4.	Io 21, 1 f. Iesus ad mare.*
„ 5.	Lc 24, 36 f. Stetit Iesus in medio.
„ 6.	Mc 16, 1 f. Emerunt aromata.
Sabb.	Lc 24, 1 f. Venerunt (mulieres).
Octava Paschae.	Io 20, 26 f. Post dies octo Thomas. G*
Fer. 2.	Io 17 (?).
Dom. 1. post albas Paschae.	„ 15, 1 f. Ego sum vitis.
„ 2. „ „ „	„ 14, 1 f. Non turbetur cor.°
„ 3. „ „ „	„ 16, 5 f. Vado. Paraclitus.
„ 4. „ „ „	„ 16, 23 f. Si quid petieritis.
„ 5. (4?)	„ 16, 16 f. Modicum.
In ascensa Dom.	Lc 24, 44 f. Ferebatur in caelum.°
(Dom.) post Ascens. . .	Io 15, 26 f. Cum venerit Paraclitus.*
Sabb. ante Pent.	„ 7, 37 f. Si quis sitit.
Penticost.[7]	„ 14, 15 f. Si diligitis me.°*
Fer. 4.[8]	Mc nach 7, 34, vor c. 14.

[1] Quando symbulum accipiunt.
[2] Die sabbati prima passionem Domini nostri Ihesu Christi.
[3] Dominica VI. de indulgentia. [4] Feria II. de ebdomada maiorem.
[5] Mane in cena Domini ad Missa: Passio Domini nostri Ihesu Christi.
[6] In ieiunium de cena Domini. [7] Dominica sancta Penticosten.
[8] In ieiunium. Quatemberfasten.

Fer. 6.[1]	Mt 9, 15 f. Filii sponsi.
Sabb.[1]	Lc 6, 6 f. Manus arida.
Dom. 1. Advent. . .	„ 3, 1 f. Verbum Dñi super Ioannem[2].°
Fer. 4.[3]	„ 12, 35 f. Sint lumbi praecincti.
„ 6.	„ 12, 35 f. „ „ „
Dom. 2. (?)[4] Advent.	Mt 11, 2 f. Ioannes cum audisset. G*
Fer. 4.	„ 3, 1 f. Venit Ioannes praedicans.
„ 6.	„ 24 (?).
Dom. 3. Advent. . .	Lc 1, 26 f. Missus est angelus[5].°
Fer. 4.	Mt 24 (?).
„ 6.	„ 24 (?).
Dom. 4. Adventus (?).	
„ 5. „ (?).	
Post dom. 5. Advent.	Lc 3 (1 ?). Verbum Dñi super Ioannem[2].
Cottidiana	Mt 5.
„	„ 6, 24 (?). Duobus dominis servire.
„	„ 8, 1 f. Nolite iudicare.
„	„ 8, 5 f. „De puerum centurionis.“
„	„ 8. (So dreimal.)
„	„ 9, 1 f (?). Paralyticus.
„	„ 9, 18 f (?). Iairus.
„	„ 9, 27 f (?). Duo caeci.
„	„ 14, 13 f (?). Misertus est eis.
„	„ 14 (?).
„	„ 15 (? So zweimal).
„	„ 18, 23 (?). Rationem ponere.
„	„ 19 (?).
„	Mc nach 7, 34, vor 14.
„	Lc 4 (?).
„	„ 5.
„	„ nach 6, 20, vor 12, 1. (So sechsmal.)
„	„ 12 (?).
„	„ nach 12, 42, vor 14, 13. (So zweimal.)
„	„ nach 14, 26, vor 18, 1. (So viermal.)
„	„ nach 18, 31, vor 22. (So zweimal.)
„	Io nach 5, 4, vor 6, 8.
„	„ nach 6, 8.
„ per messes	Mt 12, 1 f. Per sata[6].

[1] In ieiunium. Quatemberfasten.
[2] Heute am Samstag vor dem 4. Adventssonntage sowie an diesem Sonntage.
[3] Post prima Dominica de Adventum in ieiunium feria IV.
[4] Dominica de Adventum.
[5] Heute am Mittwoch vor dem 4. Adventssonntage.
[6] Für die drei Rogationsprozessionen. Vgl. S. 126.

Cottidiana per messes. . . .	Mt 12 (9?	Manus arida).
" " " . . .	Lc 6, 1 f.	Per sata.
Inventio crucis (3. Mai). . .	Mt 13, 44 f.	Thesaur. absconditus.
S. Ioan. Evang. (6. (Mai). . .	Io 1, 1 f.	In principio.
S. Michaelis (8. Mai).	" 5, 1 f.	Probatica piscina.
S. Viti (15. Juni).	Mt 9 (32 f?	Obtulerunt mutum),
	35 f.	Circuibat Iesus civitates.
Vigil. S. Ioan. Bapt.[1] (23. Juni).	Lc 1, 5 f.	Zacharias.*
S. Ioan. Bapt. (24. Juni). . . .	" 1, 57 f.	Elisabeth peperit.*
Vigil. SS. Ioan. et Pauli (25. Juni).	" 12, 1 (?) f.	Attendite a fermento.
Natale SS. Ioan. et Pauli[2] (26. Juni).	Mt 20, 20 f.	Mater fil. Zebedaei.
" " " " " . . .	Io 12, 24 f.	Nisi granum frumenti.
Vigil. S. Petr. (28. Juni). . .	Mt 19, 27 f.	Ecce reliquimus omnia.
S. Petri (29. Juni).	" 16, 13 f.	Tu es Christus.*
" " "	Io 21, 15—19.	Diligis me?
Vigil. S. Laurent. (9. Aug.). .	Lc 14, 21 (?) f.	Coena magna.
S. Laurent. (10. Aug.). . . .	" 14, 13 (?) f.	Cum facis prandium.
Decollatio S. Ioan. (29. Juli). .	Mt 14, 1 f.	Herodis natalis.
Vigil. S. Ianuar. (18. Sept.). .	Io 12, 38 (?) f.	Qui credit in me.
S. Ianuarii (19. Sept.). . . .	Mt 25, 14 f.	Talenta.
Vigil. S. Andreae (29. Nov.). .	" 4, 18 f.	Vidit duo fratres.
S. Andreae (30. Nov.). . . .	Io 6, 8 f.	Dicit Andreas.°
Dedicatio basilicae S. Stephan.	Mt 21, 12 f.	Eiciebat vendentes.
Dedicatio S. Mariae (13. Mai?).	Io 2, 13 f.	Eiecit de templo.
S. Stephani.	Mt 23, 34 f.	Mitto ad vos prophetas.*
S. Ioannis[3].	Io 21, 19 f.	Petrus vidit (Ioannem).*
Innocentum.	Mt 2, 16 f.	Herodes occidit pueros.*
In dedicatione fontis. . . .	Io 5, 1—4.	Probatica piscina.
" " (basilicae). . .	Mt 7, 24 f.	Qui audit verba mea.
" " " . . .	" 17, 1 f.	Transfiguratus est.
In ordinatione epi.	" 9, 36 f.	Non habentes pastorem.
In natale epi.	Lc 12, 42 f.	Fidelis dispensator.
In velanda (virgine).	Io 2, 1 f.	Nuptiae.
In agendas (mortuorum). . .	" 11, 21 f.	Dixit Martha ad Iesum.*
Legenda pro defunctis. . . .	" 6, 48 f.	Ego sum panis vitae.*
Vigil. apostolor.	Lc 5, 1 (?) f.	Ascendens in navim.
Apostolorum.	Mt 10, 2 f.	Apostolorum nomina.
"	Lc 6, 13 f.	Elegit duodecim.
"	" 22, 30 f.	Sedeatis super thronos.
Martyrum[4].	Mt 12, 46 f.	Mater eius et fratres.

[1] In ieiunium sancti Ioannis Baptistae.
[2] Patrone des (griechischen) Klosters Gregors d. Gr. zu Rom.
[3] In assumptione sancti Iohannis aevangelistae.
[4] Wohl 12, 24 f. Nisi granum frumenti.

Martyrum. . . .	Lc nach c. 7, vor c. 12 (9, 23?).
„	„ „ c. 9, „ c. 12 (10, 16?).
„In martyra.“ . .	Mt 25, 1 f. Decem virgines.
Unius martyris. .	„ 16, 24 f. Si quis vult venire.*
„ „ .	Lc 14, 26 f. Si quis venit ad me.*
„ confessoris.	Mt 10, 32 f. Qui confitebitur me.
„ „ .	Lc 12, 8 f. Quicunque confessus fuerit.
In sanctorum. . .	„ 6, 20 f. Beati pauperes.
„ „ .	„ 9, 1. Apostolis dedit virtutem.
„ „ .	Mt 5, 1 f. „De beatitudinem“. Beati pauperes.

War das durch Erzbischof Theodor und Abt Hadrian im Jahre 668 nach Canterbury gebrachte, ins Evangeliar von Lindisfarne aufgenommene Perikopenverzeichnis für England maßgebend, oder besaß man bereits ein anderes Perikopenverzeichnis, an dem man festhielt? Da der hl. Gregor dem hl. Augustinus bei seiner Sendung nach England die zum Gottesdienst erforderlichen Geräte, Gewänder und Bücher geschenkt hatte, werden seine Evangeliare oder Comesverzeichnisse die in Rom gebräuchlichen Perikopen enthalten haben. Das ist um so mehr anzunehmen, da Beda wiederholt betont, in England halte man sich an den römischen Ritus [1]. Wie kommt es nun, daß die Perikopen des Buches von Lindisfarne und seiner Schwesterhandschrift so wenig mit denjenigen des heutigen römischen Meßbuches übereinstimmen? Ja selbst von den für Gregor d. Gr. gesicherten Perikopen sind vielfache Abweichungen zu bemerken. Warum hat man in ein so wichtiges Buch, wie das von Lindisfarne ist, jene abweichenden Perikopen aufgenommen? Eine Antwort auf diese Fragen läßt sich erst später geben. Vorerst müssen noch andere Verzeichnisse untersucht werden. Jedenfalls wird aber die Perikopenreihe von Lindisfarne in enger Beziehung stehen zu den in Rom gebrauchten. So sehr schloß man sich ja in England an römische Sitten an, daß Benedikt Biscop den Johannes, einen Erzsänger von St Peter, bewog, ihm in die Klöster Weremouth und Yarrow zu folgen, um die Mönche nach römischer Sitte singen und lesen zu lehren [2]. Lindisfarne lag in der Nähe jener beiden großen Klöster, und sein Evangelienbuch entstand im Beginn des 8. Jahrhunderts, also kurz nachdem Benedikt Biscop seine vier Reisen nach Italien gemacht hatte (653—684).

Auch Bedas (gest. 735) Perikopen sind andere als jene des Buches von Lindisfarne. Sie lassen sich zusammenstellen mit Hilfe seiner Homilien.

---

[1] Hist. eccl. I 29; IV 18; V 19 (Migne, P. lat. XCV 69 199 261 f).
[2] Beda a. a. O. I 29: IV 18 (ebd. XCV 69 199).

Letztere tragen freilich in den Ausgaben, welche Mabillon und der letzte Herausgeber (1843), Gilles, ihnen gab, unrichtige Überschriften. Jetzt aber besitzen wir durch Morin zuverlässige Angaben. Er hat die Reihenfolge der Homilien Bedas und ihre Titel besonders nach einer Handschrift des 8. und 9. Jahrhunderts zu Boulogne, sowie nach einer andern des 11. Jahrhunderts aus Cluny zu Paris[1] festgestellt. Aus seinen Mitteilungen ergibt sich, für welchen Tag jede Homilie und die von ihr erklärte Perikope bestimmt war. Die Feste, die Sonntage und andere Tage, sowie die erklärten Abschnitte der Evangelien sind im folgenden Verzeichnis zusammengestellt. Man wird aus den beigefügten Anmerkungen ersehen, daß das Perikopensystem Bedas demjenigen des heutigen Römischen Missale sehr nahe stand. Ein L zeigt die Übereinstimmung mit dem Buche von Lindisfarne an.

I, 1.	De Adventu. . .	Mc 1, 4—8.	Fuit Ioannes in deserto.
2.	„ „ . .	Io 1, 15—18.	Ioannes testimonium perhibet.
3.	Vigilia Nativitatis.	Mt 1, 18—21.	Cum esset desponsata Maria. L
4.	Nativitas Dñi. . .	Lc 2, 1—14.	Exiit edictum. L
5.	„ „ . .	„ 2, 15—20.	Pastores.
6.	„ „ . .	Io 1, 1—14.	In principio erat Verbum.
7.	S. Ioan. Evang. .	„ 21, 19—24.	Sic eum volo manere.
8.	S. Innocentium. .	Mt 2, 13—23.	Fuge in Aegyptum.
9.	Circumcisio. . .	Lc 2, 21.	Nomen eius Iesus. L
10.	Epiphania (?)[2] . .	Mt 3, 13—17.	Venit Iesus ad Iordanem.
11.	„ . . .	Io 2, 1—11.	Nuptiae[3].
12.	„ . . .	Lc 2, 42—52.	Iesus annorum duodecim. L[3]
13.	„ . . .	Io 1, 20—34.	Ecce agnus Dei[4].
14.	Purificatio. . . .	Lc 2, 22—35.	Simeon.
15.	„ . . .	Io 1, 43—51.	Iesus invenit Philippum.
16.	In Quadragesima. .	Mt 17, 1—9.	Transfiguratio[5].
17.	„ „ .	„ 15, 21—28.	Chananaea.
18.	„ „ .	Io 8, 1—12.	Adultera[6].
19.	„ „ .	Mc 7, 31—37.	Surdus et mutus.

[1] Revue bénéd. IX, Maredsous 1892, 316 f.

[2] Nach Morin wären Nr 10 und 11 (Revue bénéd. IX 321) für Epiphanie. Nr 11 im Römischen Missale heute für 2. Sonntag nach Epiphanie.

[3] Heute am Sonntage in der Oktav von Epiphanie.

[4] Heute am Oktavtage von Epiphanie. In L für Dom. 1. post Epiphaniam; Nr 12 in L für Dom. 4. post Epiphaniam.

[5] Heute am Quatembersamstage vor dem 2. Sonntage der Fastenzeit und an diesem 2. Sonntage.

[6] Heute am Samstage nach dem 3. Fastensonntage.

20. In Quadragesima. .	Io 2, 12.	Vendentes eiecit de templo[1].
21. „ .	„ 5, 1—17.	Piscina Bethsaida[2].
22. „ .	„ 6, 1—14.	Quinque panes (multiplicati).
23. „ .	„ 11, 56—12, 12.	Maria unxit Iesum[3].
24. Dom. Palmarum. .	Mt 21, 1—9.	Hosanna[4].
25. In coena Dñi. . .	Io 13, 1—15.	Iesus lavit pedes[4].
II, 1. Sabbato sancto. .	Mt 28, 1—10.	Vespere autem sabbati. L[4]
2. Post Pascha. . .	Lc 24, 1—9.	Portantes aromata.
3. „ „ . .	„ 24, 36—47.	Iesus apparet apostolis[5].
4. „ „ . .	Mt 28, 16—20.	Apostoli in Galilaea[6].
5. „ „ . .	Io 16, 16—22.	Modicum[7].
6. „ „ . .	„ 16, 5—15.	Vado. Paraclitus[8].
7. „ „ . .	„ 16, 23—30.	Si quid petieritis[9].
8. „ „ . .	Lc 11, 9—13.	Petite[10].
9. Ascensio Domini. .	„ 24, 44—53.	Ferebatur in caelum. L[11]
10. Post Ascensionem.	Io 15, 26—16, 4.	Cum venerit Paraclitus[12]. L
11. (Vigil.?) Pentecost.	„ 14, 15—21.	Si diligitis me. L[13]
12. (Octav.?) „	„ 3, 1—16.	Nicodemus[14].
13. Vigil. S. Io. Bapt.	Lc 1, 5—17.	Zacharias[15].
14. S. Io. Bapt. . .	„ 1, 57—79.	Elisabeth peperit[15].
15. Vigil. S. Petri. .	Mt 16, 13—19.	Tu es Christus[16].
16. Fest. S. Petri. .	Io 21, 15—19.	Diligis me? L[16]
17. S. Iacob. mai. .	Mt 20, 20—23.	Filii Zebedaei[17].
18. Decollatio S. Ioan.	„ 14, 3—12.	Herodis natalis. L[18]

[1] Nach dem Wortlaute hat Beda die Homilie (Migne, P. lat. XCIV 120, Hom. 22 in fine) kurz vor der Karwoche gehalten. Die Perikope heute am Montage nach dem 4. Fastensonntage.

[2] Heute am Freitage der Quatember vor dem 2. Fastensonntage.

[3] Heute am Montage der Karwoche. In L für Dom. 6. Quadragesimae (Palmsonntag).

[4] Ebenso heute im Römischen Missale.

[5] Nach dem Text der Homilie (Migne a. a. O. 140) begann die Perikope Lk 24, 36. Im Röm. Missale am Dienstag nach Ostern.

[6] Ebd. am Freitag nach Ostern.

[7] Ebd. am 3. Sonntag nach Ostern. In L am 5. (?) Sonntag nach Ostern.

[8] Ebd. am 4. Sonntag nach Ostern. In L am 3. Sonntag.

[9] Ebd. am 5. Sonntag nach Ostern. In L am 4. Sonntag.

[10] Ebd. In litaniis maioribus vor Christi Himmelfahrt.

[11] Ebd. Mk 16, 14 f. [12] Ebd. am Sonntag nach Christi Himmelfahrt.

[13] Ebd. für die Vigil von Pfingsten.

[14] Ebd. Jo 3, 16 f am Pfingstmontage.

[15] Nr 13 und 14 ebenso im Röm. Missale.

[16] Ebd. für 15 und 16 umgekehrte Ordnung, 16 für die Vigil, 15 für das Fest. Auch in L Mt 16, 13 für das Fest.

[17] Nr 17 ebenso im Röm. Missale. [18] Ebd. die Parallelstelle Mk 6, 17 f.

19. Dedicatio ecclesiae.	Io 10, 22—30.	Encaeniae[1].
20. „ „	Lc 6, 43—48.	Arbor bona[2].
21. Festum S. Matthaei. . . .	Mt 9, 9—13.	Matthaeus in telonio.
22. „ S. Andreae. . . .	Io 1, 36—42.	Secuti sunt Iesum[3].
23. Adventus.	Lc 1, 26—38.	Missus est[4].
24. „	„ 1, 39—55.	Exsurgens Maria[4].
25. Festum S. Benedicti. . . .	Mt 19, 27—29.	Reliquimus omnia[5].

Zwölftes Kapitel.

Das Evangelienverzeichnis des hl. Burchard von Würzburg.

Viele liturgische Anmerkungen über Perikopen sind auf dem Rande des Evangelienbuches des hl. Burchard zu Würzburg (gest. 754) verzeichnet[6]. Schon Morin hat bemerkt, in demselben sei das Perikopenverzeichnis des oben genannten Buches von Lindisfarne, das er als neapolitanisch ansieht, mit einem römischen vermengt. Daß beim Schreiben der auf den Rand gesetzten Anweisungen über die Auswahl der Perikopen zwei verschiedene Vorlagen benutzt wurden, ist schon darum klar, weil oftmals für denselben Tag zwei Evangelien dargeboten werden, von denen eines mit jenem englischen Verzeichnis übereinstimmt, das andere mit dem karolingisch-römischen. Weihnachten und Epiphanie haben eine Vigil und je zwei Evangelien. In der Karwoche wird die Leidensgeschichte nach den vier Evangelisten angegeben; da aber für den Palmsonntag zweimal die Leidensgeschichte genannt ist, einmal nach Matthäus, dann nach Markus, tritt hier die Verquickung zweier Verzeichnisse besonders deutlich zu Tage. Ja in der Fastenzeit findet sich sogar eine doppelte Benennung der Sonntage und der Wochentage, welche eine Anordnung der einzelnen Angaben in eine Liste erst nach vielfachen vergeblichen Versuchen ermöglichte. In dem einen der beiden zu Grunde gelegten Verzeichnisse hieß die Woche nach dem 2. Fastensonntag

[1] Beda sagt: Hodie iuxta morem Christiani orbis annuam dedicationis ecclesiae nostrae studuimus agere (Migne, P. lat. XCIV 243).

[2] Bei Migne a. a. O. 433 unter den Homiliae subdititiae.

[3] Ebenso im Römischen Missale am 29. November.

[4] Nr 23 ebd. für den Mittwoch der Quatember des Advents, Nr 24 für den Freitag.

[5] Ebenso im Röm. Missale für den 21. März.

[6] Universitätsbibliothek Mp theol. fol. 68, saec. VI—VII (?). Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 93; Schepß, Die ältesten Evangelienhandschriften der Würzburger Universitätsbibliothek, Würzburg 1887, 14 f. Die oben genannten Randbemerkungen hat Morin in Revue bénéd. X (1893) 118 f abdrucken lassen.

die 2. der XL, im andern die 3. der LXX. Der Passionssonntag ist der 5. Sonntag, die Woche nach ihm wird genannt ebdomada 5. in XL oder ebdomada 6. in LXX.

Für die Fastenzeit ist hauptsächlich die mit römischen Stationsangaben versehene, für den Advent dagegen die im Buch von Lindisfarne gegebene Ordnung aufgenommen. Perikopen für die Donnerstage der Fastenzeit fehlen. Erst Gregor II. (gest. 731) hat dieselben angeordnet[1]. Bei den Festen der Heiligen wiegen römische Namen vor, doch fehlen auffallenderweise Sebastian, Fabian und Agnes am 20., 21. und 28. Januar. Dagegen finden wir wie in jener englischen Handschrift das Fest des hl. Januarius mit Vigil und dasjenige der Weihe einer Stephanskirche sowie eines Baptisteriums.

Zuerst wird S. 121 f genannt der Tag nach der heutigen Bezeichnung, dann die Bezeichnungen desselben nach Burchards Handschrift, später das Datum des Heiligenfestes. Die großen Marienfeste fehlen. Daß Mariä Verkündigung sich nicht findet, ist schon dadurch veranlaßt, daß die Feste der Heiligen erst am 12. März, d. h. nach Ostern, beginnen. Aber auch Mariä Himmelfahrt ist nicht angegeben. Das einzige Marienfest ist die zum 13. Mai aufgeführte Weihe des Pantheon[2]. Wenn eine Perikope mit den Angaben des Buches von Lindisfarne und seiner Schwesterhandschrift übereinstimmt, ist ein L(indisfarne) beigefügt. Ist sie die gleiche wie in dem von Karl d. Gr. übernommenen römischen Comes[3], so folgt ein K. Wo die Perikopen mit den von Gregor d. Gr. in seinen Homilien erklärten übereinstimmen, ist ein G beigefügt; ein *, wo im heutigen Römischen Missale dieselbe Perikope steht.

Morin sieht den Text und die Randbemerkungen der Würzburger Handschrift an als ein englisches Werk aus dem Beginn des 8. Jahrhunderts, die Randbemerkungen als gleichzeitig mit dem Text[4].

---

[1] Liber pontificalis, ed. Duchesne I 402, Gregor. II. n. 9. Vgl. Walafrid Strabo, De rebus ecclesiasticis c. 20 (Migne, P. lat. CXIV 942); Micrologus, De ecclesiasticis observationibus c. 50 (ebd. CLI 1014); Ranke, Das kirchliche Perikopensystem, Berlin 1847, 48 f.

[2] Liber pontificalis, ed. Duchesne I 317, „Dedicatio S. Mariae", welche Bonifatius IV. (gest. 615) vollzog.

[3] Vgl. das 13. Kapitel S. 131 f.

[4] On peut conclure avec une certaine probabilité, que l'évangéliaire ne doit pas être de beaucoup postérieur à l'an 700. Revue bénédictine X 118. Pag. 113: Du sixième siècle d'après le catalogue, mais de date un peu plus récente.

Vigilia Nativit. In vigilias. . . Mt 1, 18 f. Christi generatio. LK*
Natale Dom.[1], nocte. . . . . . . Lc 2, 15 f. Pastores. K*
Ad missa publica. . . . . „ 2, 1 f. Exiit edictum. LK
Dominica. . . . . „ 2, 13 f. Pastores.
Octava Domini . . . . „ 2, 21 f. Circumcisio. LK*
Vigil. Epiph. In vig. de Theoph. . Mt 2, 19 f. Defuncto Herode. K*
„ „ In iei. de stilla Dñi. . „ 4, 12 f. Vidit lucem magnam. L
Epiphania. In stilla Dñi, nocte. . „ 3, 13 f. Baptizatur Iesus. L
Ad missa publica. . . . . „ 2, 1 f. Magi venerunt. LKG*
Dom. 1. post Epiphan. . . . . Io 1, 29 f. Ecce agnus Dei[2]. L
„ 2. „ „ . . . . . „ 1, 35 f. Duo discipuli Ioannis. L
„ 3. „ „ . . . . . „ 3, 22 f. Ioannes baptizans.
„ 4. „ „ . . . . Lc 2, 42 f. Iesus duodecim annorum[3].
Septuagesima. In LXX. Ad S. Laurentium.* Mt 20, 1 f. Operarii in vinea. KG*
Sexagesima. In LX. Ad S. Paulum.* Lc 8, 4 f. Exiit, qui seminat. KG*
Quinquagesima. In L. Ad S. Petrum.* „ 18, 31 f. Tradetur gentibus. KG*
Feria 2. In LXX. 1. ebd. Ad S. Nereum. Io 12, 1 f. Maria unxit Iesum.
Quadragesima. In XL Pascae. . Mt 4, 1 f. Iesus in desertum. LKG*
„ „ „ „ . „ 13, 1 f. Exiit, qui seminat.
„ „ „ „ . Lc 17, 11 f. Decem leprosi. L
Feria 2. In XL fer. 2. . . . . Mt 5, 17 f. Non veni solvere legem. K*
„ 2. „ „ „ Ad vincula.* „ 25, 31 f. Cum venerit Filius hominis in maiestate. K*
„ 3. In LXX ebd. 2. Ad S. Anastasiam.* Mt 21, 10 f. Hosanna.
„ 4. In XL fer. 4. . . . . Mt 18, 1 f. Sicut parvuli. L
„ 4. „ „ „ 4. . . . . Io 4, 46 f. Regulus. L
„ 6. „ „ „ 6. . . . . Mt 6, 25 f. Ne solliciti sitis.
„ 6. „ „ „ 6. . . . . . „ 15, 29 f. Misereor turbae. L
„ 6. „ „ „ 6. Ad Apostolos.* Io 5, 1 f.[4] Piscina Bethsaida. K*
Sabbato. Ad S. Petrum.* . . . Mt 17, 1 f[4]. Transfiguratus est. K*
Dom. 2. Quadr. Dom. 2. XL Pascae. Io 3, 1 f. Nicodemus.
Feria 2. In LXX ebd. 3. Ad S. Clementem.* Io 8, 21 f. Ego vado. K*
„ 3. „ „ „ 3. Ad S. Balbinam.* Mt 23, 1 f. Super cathedram Moysis. K*
„ 4. „ „ „ 3. Ad S. Cecilia.* „ 20, 17 f. Filius hominis tradetur. K*
„ 4. Post 2. dom. XL. . . . . . . „ 17, 14 f. Filius lunaticus.*

---

[1] Die Feste des hl. Stephanus, Johannes und der unschuldigen Kinder folgen unten bei den Festen der Heiligen.

[2] Im Aachener Evangeliar: Item alia post Theophaniam.

[3] Ebd.: Dom. 1. post Theophaniam.

[4] Quatemberfasten. Leo d. Gr. hielt am Samstage eine Predigt über Mt 17, 1 f (Sermo 51: Migne, P. lat. LV 308). Vgl. oben S. 60.

Feria 6. post 2. dom. XL. . . . . Mt c. 5 aut 6.
„ 6. In LXX ebd. 3. In Vestine. . . . „ 22, 1 f. Nuptias filio.
Sabbato „ „ „ 3. Ad S. Pet. et Marc.* Lc 15, 11 f. Duo filii. K*
Dom. 3. Quad. In XL ebd. 3. Ad S. Laur.* „ 11, 14 f. Erat eiciens daemonium. K*
Feria 2. In XL ebd. 3. Ad S. Marcum.* . „ 4, 23 f. Nemo propheta in patria. K*
„ 3. In LXX ebd. 4. Ad S. Podentiana.* . Mt 18, 15 f. Si peccaverit frater. K*
„ 4. „ „ „ 4. Ad S. Syxtum.* . . „ 15, 1 f. Non lavant manus. K*
„ 4. post 3. dom. XL. Lc 18, 10 f. Pharisaeus et publicanus.
„ 6. „ 3. „ „ Io 10, 30 f. Ego et Pater unum sumus.
„ 6. In LXX ebd. 4. In Lucina. Io 4, 5. Mulier de Samaria.
Sabbato „ „ „ 4. Ad S. Susanna.* „ 8, 1. Mulier adultera. K*
„ De XL post 3. dom. mane post scrutinium. Io 10, 11 f. Ego sum pastor.
Dom. 4. Quad. In LXX ebd. 5. In Suxurio.* Io 6, 1. Panes, ut manducent. K*
Feria 2. In LXX ebd. 5. Ad quattuor Coronatos.* Io 2, 12. Eiecit de templo. K*
„ 2. post 4. dom. XL. Io 6, 55 f. Qui manducat meam carnem. L
„ 3. „ 4. „ „ „ 6, 51 f. Ego sum panis vitae. L
„ 4. „ 4. „ „ „ 6, 36 f. Quod dat mihi Pater. L
„ 4. In LXX ebd. 5. Ad S. Paulum.* Io 8, 12. Ego sum lux.
„ 5. (? 4.). In LXX ebd. 5. Ad S. Paulum. „ 9, 1[1]. Caecus a nativitate. K
„ 6. In LXX ebd. 5. Ad S. Eusebium.* „ 11, 1. Lazarus. LK*
„ 6. In LX (?) ebd 4. Ad S. Prisca. „ c. 12 vel 13.
Sabbato post 4. dom. XL. Io 7, 14. Die festo mediante. L
Dom. Passionis Dom. 5. Quando symbolum accipiunt. Mt 21, 33. Plantavit vineam. L
Feria 2. In LXX ebd. 6. Ad S. Crisogonum.* Io 7, 32. Miserunt ministros, ut apprehenderent Iesum. K*
„ 3. „ „ „ 6. Ad S. Cyriacum.* Io 7, 1. Quaerebant eum interficere. K*
„ 4. „ „ „ 6. Ad S. Marcellum.* Io 10, 22. Facta sunt encaenia. K*
„ 6. „ „ „ 6. Ad S. Stephanum.* Io 11, 47. Moriatur homo pro populo. K*
Sabbato post 5. dom. XL. . . . . Io 8, 31. Filii Abraham. LK
Dom. in Palmis ebd. 6. die dom. Ad Lateranis. Mt 26, 1 f. Passio Dñi. KG*
„ „ „ Die dom. de indulgentiis. Mc 14, 1 f. Passio Dñi. L

[1] Im Römischen Missale für Feria 4. dieser Woche.

Feria 2. Feria I (!) de ebd. mai. . Io 13, 33 f[1]. Diligatis invicem[2].

„ 4. In XL ebd. 6. . . . . . . Lc 22, 1 f. Passio Dñi. LKG*

Coena Domini.

Parasceve. In ebd. mai. Ad Hierusalem.* Io 18, 1 f. Passio Dñi. LKG*

Sabbato sancto, mane. . . . Mc 7, 32 f. Surdus et mutus. L

„ „ ad missa.. . . Mt 28, 1 f. Vespere autem sabbati. LK*

Pascha. Ad S. Maria.* . . . Mc 16, 1 f. Maria Magdalene. KG*

Feria 2. Paschae. Ad S. Petr.* Lc 24, 13 f. Emmaus. KG*

„ 2. „ . . . . . Io 20, 1 f. Una autem sabbati. L

„ 3. „ Ad S. Paul.* Lc 24, 36 f. Stetit Iesus in medio. K*

„ 4. „ Ad S. Laur.* Io 21, 1 f. Ad mare Tiberiadis. LKG*

„ 5. „ Ad Apostol.* „ 20, 11 f. Maria ad monumentum. K*

„ 6. „ Ad Martyr.*[3] Mt 28, 16 f. Abierunt in Galilaeam. K*

„ 6. De albas Pascae. . . Mc 16, 8 f. Apparuit Mariae. L

Sabbato. „ „ „ . . Lc 24, 1 f. Una autem sabbati. L

„ Fer. 7. Pascae. Ad Lateranis.* Io 20, 19 f. Thomas. K*

Octava Post albas Pascae dom. 1. Io 15, 1 f. Ego sum vitis.

Pascha annotina. . . . . . . „ 3, 1 f. Nicodemus. K

Feria 2. Post albas Pascae . . „ 17, 1 f. Pater, venit hora.

„ 4. „ „ „ . . . . „ 17, 11 f. Pater, serva eos. K

Dom. 3. „ „ „ dom. 3. „ 15, 26 f. Cum venerit Paraclitus. (*)

„ 4. „ „ „ „ 4. „ 16, 15 f[4]. Modicum.

„ 4. Ebd. 4. post Pasca. . „ 16, 5 f[5]. Nunc vado. (*)

„ 5. Post oct. Pascae dom. 5. „ 14, 1 f. Non turbetur cor.

Vigilia Ascens. De ascensa Dñi. „ 17, 1 f. Pater, venit hora. K*

Ascensio. Fer. 5 de ascensa Dñi. Mc 16, 14 f. Novissime recumbentibus. L

In „ „ Lc 24, 44 f. Haec sunt verba. L

Feria 4. In ebd. post asc. Dñi. Io 15, 7 f. Si manseritis in me. K.

Vigilia Pent. Sabb. sancto Pentic. „ 7, 40 f. Hic est vere propheta. L

„ „ „ „ „ „ 14, 15 f. Paraclit. dabit vobis. K*

Pentecosten Dom. sancta Pentic. „ 14, 23 f. Si quis diligit me. LKG*

Feria 2. . . . . „ 3, 16 f. Sic Deus dilexit. KG*

---

[1] Im Perikopenverzeichnis von Lindisfarne: Feria 4 (hebd. mai.).

[2] In L für Coena Domini. Leo d. Gr. hielt seine 19 Reden De passione Domini teils an Sonntagen, teils an Mittwochen. Man las also zu Rom sowohl am Palmsonntage als am Mittwoch und Freitag der Karwoche zu seiner Zeit die Leidensgeschichte des Herrn (Migne, P. lat. LIV 318 f). Vgl. oben S. 59.

[3] Im Aachener Evangeliar: Ad S. Mariam ad martyres. Bezieht sich auf die Station im Pantheon, das erst von Bonifatius IV. (gest. 615) geweiht wurde. Liber Pontificalis, ed. Duchesne I 317. Vgl. Beda, Chron. ad an. 614, und Paul. Diacon., Hist. IV 36. Vgl. oben S. 120.

[4] Im Aachener Evangeliar: Hebdomada 3. post Pascha. Im Römischen Missale: Dom. 3. post Pascha.

[5] Im Aachener Evangeliar: Hebdomada 4. post Pascha. Im Römischen Missale: Dom. 4. post Pascha.

Feria 6. post 2. dom. XL. . . . . Mt c. 5 aut 6.
„ 6. In LXX ebd. 3. In Vestine. . . . „ 22, 1 f. Nuptias filio.
Sabbato „ „ „ 3. Ad S. Pet. et Marc.* Lc 15, 11 f. Duo filii. K*
Dom. 3. Quad. In XL ebd. 3. Ad S. Laur.* „ 11, 14 f. Erat eiciens daemonium. K*
Feria 2. In XL ebd. 3. Ad S. Marcum.* . „ 4, 23 f. Nemo propheta in patria. K*
„ 3. In LXX ebd. 4. Ad S. Podentiana.* . Mt 18, 15 f. Si peccaverit frater. K*
„ 4. „ „ „ 4. Ad S. Syxtum.* . . „ 15, 1 f. Non lavant manus. K*
„ 4. post 3. dom. XL. Lc 18, 10 f. Pharisaeus et publicanus.
„ 6. „ 3. „ „ Io 10, 30 f. Ego et Pater unum sumus.
„ 6. In LXX ebd. 4. In Lucina. Io 4, 5. Mulier de Samaria.
Sabbato „ „ „ 4. Ad S. Susanna.* „ 8, 1. Mulier adultera. K*
„ De XL post 3. dom. mane post scrutinium. Io 10, 11 f. Ego sum pastor.
Dom. 4. Quad. In LXX ebd. 5. In Suxurio.* Io 6, 1. Panes, ut manducent. K*
Feria 2. In LXX ebd. 5. Ad quattuor Coronatos.* Io 2, 12. Eiecit de templo. K*
„ 2. post 4. dom. XL. Io 6, 55 f. Qui manducat meam carnem. L
„ 3. „ 4. „ „ „ 6, 51 f. Ego sum panis vitae. L
„ 4. „ 4. „ „ „ 6, 36 f. Quod dat mihi Pater. L
„ 4. In LXX ebd. 5. Ad S. Paulum.* Io 8, 12. Ego sum lux.
„ 5. (? 4.). In LXX ebd. 5. Ad S. Paulum. „ 9, 1[1]. Caecus a nativitate. K
„ 6. In LXX ebd. 5. Ad S. Eusebium.* „ 11, 1. Lazarus. LK*
„ 6. In LX (?) ebd 4. Ad S. Prisca. „ c. 12 vel 13.
Sabbato post 4. dom. XL. Io 7, 14. Die festo mediante. L
Dom. Passionis Dom. 5. Quando symbolum accipiunt. Mt 21, 33. Plantavit vineam. L
Feria 2. In LXX ebd. 6. Ad S. Crisogonum.* Io 7, 32. Miserunt ministros, ut apprehenderent Iesum. K*
„ 3. „ „ „ 6. Ad S. Cyriacum.* Io 7, 1. Quaerebant eum interficere. K*
„ 4. „ „ „ 6. Ad S. Marcellum.* Io 10, 22. Facta sunt encaenia. K*
„ 6. „ „ „ 6. Ad S. Stephanum.* Io 11, 47. Moriatur homo pro populo. K*
Sabbato post 5. dom. XL. . . . . Io 8, 31. Filii Abraham. LK
Dom. in Palmis ebd. 6. die dom. Ad Lateranis. Mt 26, 1 f. Passio Dñi. KG*
„ „ „ Die dom. de indulgentiis. Mc 14, 1 f. Passio Dñi. L

[1] Im Römischen Missale für Feria 4. dieser Woche.

Feria 2. Feria I (!) de ebd. mai. .	Io 13, 33 f[1].	Diligatis invicem[2].	
„ 4. In XL ebd. 6.	Lc 22, 1 f.	Passio Dñi.	LKG*
Coena Domini.			
Parasceve. In ebd. mai. Ad Hierusalem.*	Io 18, 1 f.	Passio Dñi.	LKG*
Sabbato sancto, mane. . . .	Mc 7, 32 f.	Surdus et mutus.	L
„ „ ad missa.. . .	Mt 28, 1 f.	Vespere autem sabbati.	LK*
Pascha. Ad S. Maria.* . . .	Mc 16, 1 f.	Maria Magdalene.	KG*
Feria 2. Paschae. Ad S. Petr.*	Lc 24, 13 f.	Emmaus.	KG*
„ 2. „	Io 20, 1 f.	Una autem sabbati.	L
„ 3. „ Ad S. Paul.*	Lc 24, 36 f.	Stetit Iesus in medio.	K*
„ 4. „ Ad S. Laur.*	Io 21, 1 f.	Ad mare Tiberiadis.	LKG*
„ 5. „ Ad Apostol.*	„ 20, 11 f.	Maria ad monumentum.	K*
„ 6. „ Ad Martyr.*[3]	Mt 28, 16 f.	Abierunt in Galilaeam.	K*
„ 6. De albas Pascae. . .	Mc 16, 8 f.	Apparuit Mariae.	L
Sabbato. „ „ „ . .	Lc 24, 1 f.	Una autem sabbati.	L
„ Fer. 7. Pascae. Ad Lateranis.*	Io 20, 19 f.	Thomas.	K*
Octava Post albas Pascae dom. 1.	Io 15, 1 f.	Ego sum vitis.	
Pascha annotina.	„ 3, 1 f.	Nicodemus.	K
Feria 2. Post albas Pascae . .	„ 17, 1 f.	Pater, venit hora.	
„ 4. „ „ „ . . .	„ 17, 11 f.	Pater, serva eos.	K
Dom. 3. „ „ „ dom. 3.	„ 15, 26 f.	Cum venerit Paraclitus.	(*)
„ 4. „ „ „ „ 4.	„ 16, 15 f[4].	Modicum.	
„ 4. Ebd. 4. post Pasca. .	„ 16, 5 f[5].	Nunc vado.	(*)
„ 5. Post oct. Pascae dom. 5.	„ 14, 1 f.	Non turbetur cor.	
Vigilia Ascens. De ascensa Dñi.	„ 17, 1 f.	Pater, venit hora.	K*
Ascensio. Fer. 5 de ascensa Dñi.	Mc 16, 14 f.	Novissime recumbentibus.	L
In „ „	Lc 24, 44 f.	Haec sunt verba.	L
Feria 4. In ebd. post asc. Dñi.	Io 15, 7 f.	Si manseritis in me.	K.
Vigilia Pent. Sabb. sancto Pentic.	„ 7, 40 f.	Hic est vere propheta.	L
„ „ „ „ „	„ 14, 15 f.	Paraclit. dabit vobis.	K*
Pentecosten Dom. sancta Pentic.	„ 14, 23 f.	Si quis diligit me.	LKG*
Feria 2.	„ 3, 16 f.	Sic Deus dilexit.	KG*

[1] Im Perikopenverzeichnis von Lindisfarne: Feria 4 (hebd. mai.).

[2] In L für Coena Domini. Leo d. Gr. hielt seine 19 Reden De passione Domini teils an Sonntagen, teils an Mittwochen. Man las also zu Rom sowohl am Palmsonntage als am Mittwoch und Freitag der Karwoche zu seiner Zeit die Leidensgeschichte des Herrn (Migne, P. lat. LIV 318 f). Vgl. oben S. 59.

[3] Im Aachener Evangeliar: Ad S. Mariam ad martyres. Bezieht sich auf die Station im Pantheon, das erst von Bonifatius IV. (gest. 615) geweiht wurde. Liber Pontificalis, ed. Duchesne I 317. Vgl. Beda, Chron. ad an. 614, und Paul. Diacon., Hist. IV 36. Vgl. oben S. 120.

[4] Im Aachener Evangeliar: Hebdomada 3. post Pascha. Im Römischen Missale: Dom. 3. post Pascha.

[5] Im Aachener Evangeliar: Hebdomada 4. post Pascha. Im Römischen Missale: Dom. 4. post Pascha.

Feria 3. Ad S. Anastasia.* .	Io 10, 1 f.	Qui non intrat per ostium.	K*
„ 4. In ieiunium. . . .	Mc 9, 16 f.	Spiritus mutus.	L
„ 4. Ad S. Maria.* . .	Io 6, 43 f.	Nisi Pater traxerit.	K*
„ 6. In ieiunium. . . .	Mt 9, 10 f.	Cum publicanis manducat.	L
„ 6. Ad Apostolos.* . .	Lc 5, 18 f.	Paralyticus in tecto.	K*
Sabbato. Feria 7. Ad S. Petr.*	Mt 20, 29 f[1].	Duo caeci.	K.
Sabbato. In ieiunium. . . .	Lc 6, 6 f.	Manus arida.	L
Oct. Pent. Octabas de Pentic.	Io 3, 1 f.	Nicodemus.	
Feria 4. post octabas Pent. .	Lc 9, 12 f.	Date eis manducare.	K
„ 6. „ „ „ .	„ 15, 1 f.	Peccatores recipit.	K
„ 4. post. oct. Apostolorum[2].	Mc 10, 17 f.	Magister bone.	
„ 6. „ „ „	„ 8, 10 f.	Quaerentes signum.	
Ebd. 2. post natale Apostolorum.	Mt 5, 28 f.	Qui viderit mulierem.	K
„ 3. „ „ „	Mc 8, 1 f[3].	Misereor super turbam.	K
Dom. 1. Adv. Ebd. 1. ante nat. Dñi.	Io 1, 19 f[4].	Testimonium Ioannis.	
Feria 4. post 1. dom. de Advent.	Lc 12, 32 f.	Nolite timere.	L
„ 6. „ 1. „ „ „	„ 12, 39 f.	Si sciret.	L
Dom. 2. Advent.	Mt 11, 2 f[5].	Ioannes in vinculis.	L
Feria 4.	„ 3, 1 f.	Ioannes praedicans[6].	L
„ 6.	„ 24, 3 f.	Quando haec erunt?	L
Dom. 3. Advent.	Lc 1, 26 f.	Missus est angelus.	L
Feria 4.	Mt 24, 23 f.	Surgent pseudochristi.	L
„ 6.	„ 24, 34 f.	Caelum et terra transibunt.	L
Dom. 4. Advent. 4. ebd. Advent.	Mc 13, 18 f.	Erunt dies tribulationis.	
„ 5. „ 5. dom. „	Lc 4, 14 f.	Venit Nazareth.	
S. Gregorii. 12. Mart. . . .	Mt 24, 45 f.	Fidelis servus.	
S. Vitalis. 28. April. . . .	Io 15, 1 f.	Ego sum vitis.	K*
S. Phil. et Iacobi. 1. Maii. .	„ 14, 27 f.	Pacem relinquo vobis.	
S. Ioannis. 6. Maii.	„ 1, 1 f.	In principio erat Verbum.	L
S. Gordiani. 10. Maii. . . .	Mt 10, 34 f.	Non veni pacem mittere.	K
S. Pancratii. 12. Maii. . . .	Io 15, 17 f.	Diligatis invicem.	KG
Dedicatio S. Mariae. 13. Maii.	„ 2, 12 f[7].	Eiecit de templo.	
S. Marcelli et Petri. 2. Iun. .	Lc 21, 9 f.	Cum audieritis proelia.	K*
S. Viti. 15. Iun.	Mt 9, 35 f.	Circuibat Iesus civitates.	L

[1] Quatembertage. Im Aachener Evangeliar: Die sabbato XII lection.

[2] Octava Apostolorum, 6. Juli. Es handelt sich um Quatemberfasten.

[3] Im Aachener Evangeliar: Hebd. 2. post natale Apostolorum. Im Römischen Missale: Dom. 6. post Pent.

[4] Bei Gregor d. Gr.: Hebd. 2. ante natale Domini. Vgl. oben S. 64.

[5] Im Aachener Evangeliar: Hebdomada 2. ante (natale) Domini. Bei Gregor d. Gr.: Hebd. 3. ante natale Domini.

[6] Vgl. das Perikopenverzeichnis von Lindisfarne oben S. 114.

[7] Im Aachener Evangeliar: Die 13. mensis supra scripti (maii) dedicatio ecclesiae S. Mariae ad Martyres. Legitur evangelium, cuius occurrerit ebdomadae, eo quod semper in die dominico celebratur ipsa sollemnitas.

Vig. S. Io. B.	23. Iun.	Lc 1, 5 f. Zacharias. K*
Nat. S. Io. B.	24. Iun.	„ 1, 57 f. Elisabeth peperit. LK*
Vig. S. Io. et Pauli.	.	„ 12, 1 f[1]. Attendite a fermento.
S. Io. et Pauli.	26. Iun.	Mt 20, 20 f. Mater filiorum Zebedaei. L
„ „ „ „	„ „	Io 10, 20 f (?). Daemonium habet[2].
Vigilia S. Petri.	28. Iun.	Mt 19, 27 f[3]. Ecce nos reliquimus omnia. L
„ „ „	„ „	Mc 4, 38 f. Iesus dormiens.
S. Petri. 29. Iun.	. .	Mt 16, 13 f. Quem dicunt Filium hominis? LK*
S. Petri et Pauli.	29. Iun.	Io 21, 15 f. Simon, diligis me? L
Octava S. P. et P.	6. Iul.	Mt 14, 22 f. Navicula iactabatur fluctibus. K
S. Apollinaris.	23. Iul.	Lc 22, 24 f. Facta est contentio. K*
S. Fel., Simpl. etc.	29. Iul.	„ 12, 35 f. Sint lumbi praecincti. KG
S. Sixti. 5. Aug.	. .	Mt 10, 16 f. Mitto vos sicut oves. K
S. Cyriaci.	8. (9.). Aug.	„ 10, 26 f. Nihil est opertum. K
Vigil. S. Laur.	9. Aug.	„ 10, 37 f[4]. Qui amat patrem. L
„ „ „	„ „	Lc 14, 16 f. Coena magna. L
S. Laurentii.	10. Aug.	„ 14, 7 f. Cum invitatus fueris.
„ „	„ „ [5]	Io 12, 33 f (?). Oportet exaltari Filium.
„ Eusebii.	14. Aug.	Mt 24, 42 f. Vigilate, quia nescitis. K
„ Timothei.	22. Aug.	Lc 14, 25 f. Si quis venit ad me. K
S. Helisaei et Io B.	30. Aug.[6]	Mc 6, 14 f. Herodes: Ioannes resurrexit. K*
Decoll. S. Io. B.	30. (!) Aug.	„ 14, 1 f. Herodes: Hic est Ioannes.
S. Hadriani.	8. Sept.	Io 15, 5 f. Ego sum vitis. K
„ Proti et Hiac.	11. Sept.	Mt 10, 23 f. Cum persequentur vos. K
„ Corn. et Cypr.	14. Sept.	Lc 11, 47 f. Vae vobis! K
„ Crucis inventio.	14. Sept.	Mt 13, 44 f. Thesauro abscondito.
Vigilia S. Ian.	18. Sept.	Io 12, 33 f. Oportet exaltari Filium. L
S. Ianuarii.	19. Sept.	Mt 25, 14 f. Homo peregre proficiscens. L
Vigil. S. Andr.	29. Nov.	„ 4, 18. Iesus vidit duos fratres. L
S. Andreae.	30. Nov.	Io 6, 1. Unde ememus panes? L
„ Stephani.	26. Dec.	Mt 23, 29. Vae vobis, Scribae. LK*
„ Ioannis.	27. Dec.	Io 21, 19. Domine, hic autem quid? LK*

[1] Im Aachener Evangeliar: Die 26 mensis suprascripti (Iunii) natale sanctorum Ioannis et Pauli. Lc 12, 1—9.

[2] Wohl wie in L Io 12, 24. Nisi granum.

[3] In ieiunium S. Petri Mt 19, 27. In ieiunium Apostolorum Lc 4, 38.

[4] In vigilias S. Laurentii Mt 10, 37. In ieiunium S. Laurentii Lc 14, 16. Die Messe In ieiunium gilt vielleicht für den Tag vor dem Feste, die In vigilias für die Feier in der Nacht.

[5] Im Aachener Evangeliar: Vigilia S. Laurentii Mt 16, 14 f. Natale ad primam Missam Mt 17, 37 f. Ad Missam publicam Io 12, 24 f. Io 12, 33 f im Texte wohl in 12, 24 zu verbessern.

[6] Im Aachener Evangeliar: Die 30 mensis suprascripti natale S. Felicis et Adaucti et depositio Helisaei prophetae et decollatio S. Ioannis Baptistae Mc 6, 17 f.

S. Innoc. 28. Dec.	Mt 2, 13. Accipe puerum et fuge. K*
Dedicatio S. Stephani.	„ 21, 12. Eiciebat de templo. L
Dedicatio Fontis.	Io 5, 1. Piscina Bethsaida. L
In Apostolorum.	Mt 9, 35 f. Circuibat Iesus civitates.
„ „	„ 10, 16 f. Mitto vos sicut oves. L
„ „	Lc 6, 12 f. Elegit duodecim. L
„ „	„ 22, 24 f. Facta est contentio. L
In Sanctorum.	Mt 5, 1. „De beatitudinem.“ L
„ „	„ 10, 7 f. Euntes praedicate.
„ „	Lc 6, 17 f. Beati pauperes. L
„ „	„ 9, 1 f. Misit illos praedicare. L
„ „	„ 9, 23 f. Si quis vult post me venire.
„ „	„ 10, 1 f. Designavit septuaginta duos.
„ „	Io 15, 12 f. Diligatis invicem.
In unius Martyris.	Mt 16, 24 f. Vult venire post me. L*
„ „ „	Lc 14, 25 f. Coenam magnam. L
In natale Martyrum. . . .	Mt 11, 25 f. Confiteor tibi, Pater.
„In Martyra.“	„ 12, 46 f. Ecce mater eius.
„ „	„ 25, 1 f. Decem virginibus. L*
In Martyras.	Lc 8, 1 f. Iter faciebat per castella.
„ „	„ 10, 38 f. Martha excepit illum.
In unius Confessoris. . . .	Mt 10, 26 f. Ne timueritis. L
„ „ „ . . .	Lc 12, 9 f. Qui negaverit me. L
Ad missa defunctorum. . .	Io 5, 18 f. Pater suscitat mortuos. K
„ „ „ . .	„ 5, 24 f. Qui credit, habet vitam.
In agenda	„ 11, 25 f. Ego sum resurrectio. LK*
In dedicationem.	Mt 7, 24 f. Domum supra petram. L
In natale Epi.	Lc 12, 42 f. Fidelis dispensator. L
In ordinatione presbyteri. . .	„ 12, 42 f. Fidelis dispensator.
„ „ diaconi. . .	„ 9, 57 f. Sequar te.
In velanda.	Io 2, 1 f. Nuptiae in Cana. L
Cottidiana per messes. . . .	Mt 12, 1 f. Abiit Iesus per sata.
„ „ „ . . .	„ 12, 9 f. Manus arida.
„ „ „ . . .	Lc 6, 1 f. Cum transisset per sata.
In litania maiori ad S. Petrum.	„ 6, 36 f. Estote misericordes.
„ „ „ „ „ „	„ 11, 5 f. Amice, commoda mihi.

Blickt man zurück auf das Verzeichnis, besonders auf die ans Ende der Reihen gestellten Buchstaben, so ist offenbar derjenige Teil, bei dem K(arolingisch), G(regor) und das Sternchen als Zeichen der Übereinstimmung mit unserem heutigen Meßbuche stehen, der jüngere. Er muß in seinen meisten Bestandteilen die von Gregor d. Gr. geordneten Perikopen enthalten. Da er noch keine Donnerstagsmessen in der Fastenzeit hat, ist er, wie dies auch die Schrift beweist, womit das Ganze in das Evangeliar

Burchards eingetragen ist, vor dem Jahre 731 entstanden, und zwar, wie die in ihm gegebenen Stationsangaben beweisen, zu Rom. Nach Gregors Zeit sind einige Feste beigefügt, einige Veränderungen vorgenommen worden. Sie bleiben jedoch unbedeutend. Daß das auf die von Gregor benutzten Perikopen hinweisende G nicht öfter vorkommt, hat seinen Grund darin, daß wir ja von ihm kein vollständiges Verzeichnis besitzen. Berücksichtigt man, für wie wenige Lesestücke aus den Evangelien feststeht, an welchem Tage Gregor sie benutzte, so darf man aus der nachgewiesenen Übereinstimmung in so vielen Fällen weiter schließen, auch in den meisten andern, wo K an das Ende der Zeile gesetzt ist, handle es sich um gregorianische Perikopen.

Was ist nun aber von dem älteren, aus dem Buche von Lindisfarne stammenden Verzeichnis zu halten? Es ist sicher italienisch. Wäre es nur für Neapel, nicht für Rom maßgebend gewesen, so würde schwer zu verstehen sein, wie es in Burchards Buch mit dem gregorianischen so verquickt werden konnte. Da man für den Karsamstag in Gallien sowohl Lesungen des Papstes Gelasius (gest. 496) als auch solche Gregors d. Gr. (gest. 604) hatte und Gregor die Perikopen seiner Zeit änderte, liegt die Vermutung nahe, das ältere Verzeichnis sei ein gelasianisches[1]. Das Buch, aus dem der Schreiber des Book of Lindisfarne sein Perikopenverzeichnis entnahm, ist vielleicht mit neapolitanischen Zusätzen versehen, aus Rom nach England gebracht worden, bevor Gregor die Perikopen neu ordnete. Wenn Beda, der den römischen Ritus seiner Zeit befolgte, sich an die neue Bearbeitung Gregors hielt, mußte er von der Perikopenreihe des Buches von Lindisfarne, d. h. von derjenigen des Gelasius vielfach abweichen. Als sicher darf man die oben ausgesprochenen Vermutungen noch nicht hinstellen. Weitere Forschungen über alte Perikopenverzeichnisse sind noch nötig, bevor diese Frage entschieden werden darf.

Dreizehntes Kapitel.

Evangelienverzeichnis der Pfalzkapelle Karls d. Gr. zu Aachen.

Zahlreiche neue Evangelienbücher mit Perikopenverzeichnissen wurden angefertigt infolge der von Karl d. Gr. veranlaßten Erneuerung der Liturgie. Unter ihnen empfiehlt sich das Perikopenverzeichnis eines karolingischen Evangelienbuches (Ak) des Aachener Münsters vor andern, weil seine

[1] Bei den sacramentorum praefationes et orationes, die der Liber Pontificalis dem Gelasius zuschreibt, und unter den Tractatus diversarum scripturarum et

Miniatur[1] den Stil der sog. Palastschule Karls trägt, demnach das Buch wohl unter des Kaisers mittelbarem Einfluß nicht lange nach dessen Tod entstand und beim Gottesdienste seiner vorzüglichsten Palastkapelle maßgebend war. Wortgetreu ist es hier nicht abgedruckt, da einem solchen Abdruck Übersichtlichkeit fehlen würde. Um sie zu gewinnen, ist zuerst das Fest oder der Tag, um den es sich handelt, genannt, dann das Zitat des Verzeichnisses, welches sich auf die in den Kanontafeln berücksichtigte Einteilung der Evangelien bezieht. Sie gibt für Matthäus 355, für Markus 235, Lukas 342, Johannes 232 Nummern[2]. Dann ist die Stelle angegeben, wo sich die Perikope in der Vulgata findet. Ein * zeigt an, daß dieselbe Perikope noch heute im römischen Meßbuche an demselben Tage gelesen wird; ein °, daß dies Missale heute eine andere Perikope bietet. Einige lateinische Stichworte folgen, damit man den Inhalt der betreffenden Perikope erkenne. Auch bei den Stationsangaben macht ein * auf deren Übereinstimmung mit dem heutigen Römischen Missale, ein ° auf deren Abweichungen aufmerksam.

Statt der Namen Theophania, Ypapanti und ähnlicher sind die gewöhnlichen eingesetzt, doch ist in den Anmerkungen bemerkt, wie die Handschriften die Feste benennen. Auch die Monatsangaben sind abgekürzt, die Titel der Heiligen weggelassen, offenbare Schreibfehler verbessert. Die Anmerkungen zeigen, wie eine Anzahl anderer Perikopenverzeichnisse sich zu demjenigen des Aachener Evangeliars verhalten. Die einzelnen Verzeichnisse sind durch große und kleine lateinische Buchstaben bezeichnet. Es bedeutet also:

Ak das karolingische Evangelienbuch des Münsters zu Aachen.
Ao den ottonischen Kodex des Aachener Münsters[3].
B Bedas Martyrologium in der neuen Ausgabe der Acta Sanctorum Mart. II, pag. v f.
Ber Evangelienbuch des hl. Bernward von Hildesheim, herausgegeben von Beissel, Hildesheim 1891, Lex.
Cal Calendarium antiquum s. Romanae ecclesiae, bei Martène, Thesaurus novus V 63 f. Zusammengestellt aus einem Codex des 10. Jahr-

---

sacramentorum, die Pseudo-Gennadius ihm zuweist (vgl. Liber Pontificalis, ed. Duchesne I 257), befand sich vielleicht ein Liber comitis. Vgl. über Gelasius und Gregor oben S. 61 f und S. 56 f 60 66 107.

[1] Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 171.

[2] In den verschiedenen Handschriften schwanken die Zahlen bei den einzelnen Evangelien zwischen 352—360, 231—242, 342—349, 231—232. Vgl. Gregory, Textkritik 869 f und unten das I. Verzeichnis.

[3] Vgl. Die Bilder der Handschrift des Kaisers Otto im Münster zu Aachen, herausgegeben von Steph. Beissel, Aachen 1885, Barth.

hunderts, welcher dem Kloster des Andreas zu Avignon gehörte, und aus einem Kodex, den das Kloster Grasse in Languedoc von Karl dem Großen zum Geschenk erhielt.

Col Evangelienbuch des Seminars zu Köln, beschrieben von Beissel in der Zeitschrift f. christl. Kunst 1898 Nr 1, Sp. 1 f.

Eg Egbertkodex zu Trier, dessen Comes Lamprecht nur teilweise herausgab im 70. Heft der (Bonner) Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, S. 63 f.

Fro Fronto, Calendarium Romanum nongentis annis antiquius ex manuscripto S. Genovevae aureis characteribus exarato, Paris. 1652. Das Manuskript befindet sich jetzt zu London im Brit. Mus. Harl. n. 2797. Es stammt aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Vgl. Bibliothèque de l'école des chartes XLVI 324; Berger, Histoire de la Vulgate, Paris 1893, 388. Ranke, Perikopensystem 6 208 f 222.

G Gerberts Kapitular zusammengestellt aus zwei Handschriften: Evangelienbuch des 8. Jahrhunderts aus Speier (Gs) und aus der Reichenau 10. Jahrhundert (Gr). Monumenta veteris liturgiae alemannicae, Typis San-Blasianis 1777, I 417 f.

Hon Vier Trierer Kalendarien bei Hontheim, Prodromus historiae Trevirensis. Das älteste (Hon 1) aus dem 10. Jahrhundert.

Kal Kalendarium ecclesiae Germanicae Coloniensis saeculi noni (ist jünger). E manuscripto codice monasterii olim Assindiensi (Essen) eruit A. I. Binterim, Coloniae 1824.

L Lectionarius Missae bei Thomasi, Opera V 320 f.

Miss Missale Romanum ex decreto Concilii Tridentini.

Pam. Divi Hieronymi Presbyteri comes sive lectionarius in Pamel, Liturgicon ecclesiae latinae, Coloniae 1571, Quentel, II 1 f. Der Comes ist einem 833 geschriebenen Evangeliar der Kölner Dombibliothek entnommen, aber mit Handschriften aus Brügge vermischt.

Süst Evangelienbuch aus der Zeit um 1100 zu Süstern im holländischen Limburg.

Ta Die Trierer Adahandschrift, vgl. Geschichte der Evangelienbücher 174 f.

Theo Liber comitis seu lectionarius per circulum anni auctus a Theotincho presbytero rogatu Hechiardi comitis Ambianensis (Amiens), nach Ranke, Perikopensystem aus dem 9. Jahrhundert, aber später. Abgedruckt Baluze, Capitularia regum Francorum II 1309 f. Theotinchus sagt: V. Kal. Maii, in natali S. Richarii confessoris in Centulo. Sein Verzeichnis wird also in St.-Riquier bei Abbeville entstanden sein. Vgl. über den hl. Richarius Acta SS. Iunii IV, ed nov. 209 und den Revue de l'art chrétien IV (1886) 37 f behandelten Codex aus Centulum.

Us Usuardi Martyrologium, Acta Sanctorum Iunii VI, neue Ausgabe.

W Evangelienbuch des Dr Wings, jetzt in der Aachener Stadtbibliothek, 9. bis 10. Jahrhundert.

Z drei Kapitulare aus Florenz (Zf), Lucca (Zl) und Modena (Zm) aus dem 10. bis 11. Jahrhundert, in Zaccaria, Bibliotheca ritualis 183 f.

Wie die meisten karolingischen Perikopenverzeichnisse beginnt der Aachener Comes mit dem Weihnachtsfeste[1]. Im 10. Jahrhundert stellen einige Verzeichnisse Deutschlands die Vigil von Weihnachten voran[2]. Seit dem 11. Jahrhundert ist der heute übliche Anfang mit dem 1. Adventssonntag fast allgemein[3]. Kalendarien und Martyrologien beginnen dagegen stets mit dem 1. Januar[4]. Die Samstage der Quatemberzeiten hatten in karolingischer Zeit zwölf Lesungen, von denen je sechs in lateinischer und griechischer Sprache gesungen wurden[5]. Da der Gottesdienst an diesen Samstagen bis zur Frühe des Sonntages dauerte, fiel er am Sonntag aus. Der Sonntag wurde darum Dominica vacans genannt. Später veränderte man den samstäglichen Gottesdienst und gab diesen Sonntagen eigene Messen. Da aber die Evangelien in den Verzeichnissen verschieden sind, wird die Form dieser Messe anfangs nicht allgemein vorgeschrieben gewesen sein.

Auch in den Evangelien der Donnerstage der Fastenzeit zeigen sich viele Verschiedenheiten. Erst Gregor II. (gest. 731) gab diesen Donnerstagen eigene Messen[6]. Beachtenswert ist, daß im Perikopenverzeichnis der Aachener Pfalzkapelle die Rogationstage vor Christi Himmelfahrt noch fehlen, eine Litaneiprozession aber angegeben ist für den 25. April, an dem damals noch nicht das Fest des hl. Markus gefeiert wurde. Ein Beschluß des Aachener Konzils von 836 erklärt dies; denn er besagt: „Man brachte die Frage über die Abbetung der Allerheiligenlitanei und die Rogationstage zur Besprechung. Einstimmig wurde von allen für gut befunden und beschlossen, am 25. April jene Feier (die Prozession und Abbetung der Litanei) nach römischer Sitte und nach dem Gebrauche unserer Kirche nicht zu unterlassen.“[7]

---

[1] Mit demselben fangen auch an Ak, Ao, Ber, Gr, Gs, Ta, W und Zl.

[2] So Zm. [3] Cal, Col, Miss, Sust, Theo, Zf, Zm.

[4] B, Hon, Kal, Us.

[5] Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 77, und Gerbert, Vetus liturgia alemannica III 987 f, gegen Martène, De antiquis ecclesiae ritibus I, c. 8, a. 4. [6] Vgl. oben S. 61 120.

[7] Hartzheim, Concilia Germaniae II 79, can. 2, n. 10. Hefele, Konziliengeschichte IV² 89 f. Gerbert a. a. O. III 999 f. Ranke, Das kirchliche Perikopensystem 40 143 200 209 229. Revue bénéd. VI 199. Die Verordnung des Aachener Konzils von 836 lautet: De litania quoque maiore atque de rogationibus ventilatum est. Sed communi consensu ab omnibus electum atque decretum iuxta morem Romanum VII. Kal. Maii (25. April) illam celebrationem secundum consuetudinem nostrae ecclesiae non omittendam. Die gallikanische Kirche hielt ihre Bittprozessionen vor Christi Himmelfahrt. Auf den 25. April kam später das Fest des hl. Markus.

In der „Karolingischen Handschrift" von Aachen fehlt noch am Dienstag der Karwoche die Leidensgeschichte nach Markus. Die Sonntage nach Pfingsten werden in vier Abteilungen gesondert, nicht nur nach dem Pfingstfest, sondern auch nach den Festen der Apostelfürsten, des hl. Laurentius und des hl. Cyprian gezählt, so daß man zuerst zwei Sonntage nach Pfingsten, dann aber sechs, fünf und sieben nach jenen drei andern Festen erhält. Weiterhin fehlen in der Aachener Handschrift noch folgende, in den liturgischen Codices des 10. und 11. Jahrhunderts verzeichneten Heiligenfeste: Kreuzerfindung (3. Mai), Vitus, Modestus und Kreszenzia (15. Juni), Jakobus (25. Juli), Bartholomäus (24. August), die Vigil und das Fest des hl. Matthäus (20. und 21. September), Mauritius (22. September), Remigius (1. Oktober), die Übertragung der hl. Petronella (8. Oktober), Gereon (10. Oktober), die Vigil und das Fest des Evangelisten Lukas sowie der Apostel Simon und Judas (17., 18., 27. und 28. Oktober), Vigil und Fest Allerheiligen sowie Thomas (21. Dezember). Die erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters in die Kalendarien eingefügten nichtrömischen oder späteren Heiligen fehlen natürlich sämtlich.

Die Namen der Heiligen sind im Aachener Comes wie in den meisten Handschriften der römisch-karolingischen Richtung bis ins 11. Jahrhundert hinein zwischen die Sonntage gestellt. Doch ordnen die Verzeichnisse jene Heiligenfeste bald früher oder später ein. Dadurch kommt es, daß man kaum zwei Verzeichnisse findet, die in dieser Hinsicht miteinander übereinstimmen.

Natale Domini[1]. Ad S. Mariam.* 3 Lc 2, 1 f. Exiit edictum.*
Item. Ad S. Anastasiam.* 3 Lc 2, 15 f. Pastores.*
Item. Ad S. Petrum.° 1 Io 1, 1 f. In principio.*
S. Stephani. 240 Mt 23, 34 f. Mitto ad vos prophetas.*
„ Ioannis. 232 Io 21, 19 f. Iesus Petro: Sequere me.*
„ Innocentium. 6 Mt 2, 13 f. Fuge in Aegyptum.*
„ Silvestrii. 31. Dec. 263 Mt 24, 42 f. Vigilate.°
Octava Dñi. 3 Lc 2, 21 f. Ut circumcideretur.*
S. Martinae[2]. 1. Ian. 268 Mt 25, 1 f. Decem virgines.
Vigilia Epiphan. Ad S. Petrum. 6 Mt 2, 19 f. Defuncto Herode.*
Epiphania[3]. Ad S. Petrum.* 4 Mt 2, 1 f. Magi venerunt.*

[1] Weihnachten hat drei Messen, darum drei Evangelien. Vgl. oben S. 62.

[2] Dieselbe Perikope bei Ao, Gr, in Gs und Theo Mt 13, 44 f. Meistens fehlt das Fest. Der Titel Natale sanctae Mariae mit der Perikope Mt 13, 44 in Kal, Zl und Fro. Us bemerkt: Romae sanctae Martinae. Vgl. oben S. 105 u. 107.

[3] Ak, Ao, Ber, G, Theo nennen das Fest Theophania, die meisten Epiphania, viele wechseln zwischen beiden Ausdrücken.

Die 1. post Epiphan. Ad S. Petrum. 3 Mc 1, 4 f. Fuit Ioannes in deserto.
Alia (pro fer.) post Epiphan.[1] 13 Io 1, 29 f. Vidit Ioannes Iesum.*
Item alia (pro fer.). 7 Mt 3, 1 f. Venit Ioannes.
Dom. (1.) post Epiphan. 3 Lc 2, 42 f. Cum esset Iesus annorum duodecim.*
S. Felicis. 14. Ian. 116 Lc 10, 16 f. Qui vos audit.°
S. Marcelli. 16. Ian. 269 Mt 25, 14 f. Homo quidam peregre.°
Hebd.[2] 2. post Epiphan. 18 Io 2, 1 f. Nuptiae in Kana.*
Alia (pro fer.) post Epiphan. 17 Lc 4, 14 f. Regressus est.
Feria 4. 18 Mc 1, 40 f. Leprosus.
" 6. 50 Mc 6, 1 f. In synagoga.
Sabbato. 26 Lc 4, 38 f. Socrus Simonis.
S. Priscae[3]. 18. Ian. 140 Mt 13, 44. Thesauro abscond.*
Hebd. 3. post Epiphan. 63 Mt 8, 1. Leprosus.*
Feria 4. 25 Mc 3, 1 f. Homo habens manum aridam.
" 6. 33 Lc 5, 12 f. Vir plenus lepra.
Sabbato. 36 Mc 4, 1 f. Exiit seminans.
S. Sebastiani. 10. Ian. 45 Lc 6, 17 f. Beati pauperes.*
S. Fabiani[4]. 20. Ian. 263 Mt 24, 42 f. Vigilate.
Hebd. 4. post Epiphan. 69 Mt 8, 23 f. Motus in mari.*
S. Agnetis de passione. 21. Ian. 268 Mt 25, 1 f. Decem virgines.*
Feria 4. 74 Mt 9, 18 f. Mulier sanguinis fluxum patiens, Iairus.
" 6. 41 Mc 4, 24 f. Videte.
Sabbato. 178 Lc 14, 7 f. Dicebat ad invitatos.
Hebd. 5. post Epiphan.[5] 136 Mt 13, 24 f. Qui seminavit bonum semen.*
S. Vincentii. 22. Ian. 104 Io 12, 24 f. Nisi granum frumenti.°
S. Anastasii[6]. 22. Ian. 49 Mc 5, 22 (?). Iairus.°
S. Agnetis de nativitate[7]. 28. Ian. 140 Mt 13, 44 f. Thesauro abscond.*
Feria 6. 47 Mc 5, 1 f. In regionem Gerasenorum.
Sabbato. 67 Lc 7, 11 f. Naim.

---

[1] Io 1, 29 f bei Pam, Zm und Miss für Octava Epiphaniae. Ber gibt für die Oktav Mt 8, 1 f.

[2] Statt Hebdomada geben andere Verzeichnisse Dominica. Es handelt sich in allen um das sonntägliche Evangelium.

[3] Heute wird am 18. Januar Cathedra S. Petri gefeiert. Sie ist bereits in Kal und U für diesen Tag genannt, aber in keinem Perikopenverzeichnisse dieser Klasse vor dem 11. Jahrhundert. Vgl. oben S. 68 72 78 über die Stellung des Festes in andern Verzeichnissen.

[4] Die Trennung dieser beiden Heiligen auch bei Ao, Ber, Col, Zl. Später wurden sie vereint und erhielten Lc 6, 17 f als Perikope. Vgl. oben S. 64.

[5] Die gleiche Perikope bei Ao, Ber, Col, Eg, Gs, Gr, L, Miss, W und Zl. Dagegen bei Pam, Süst, Theo, Zl, Zm Mt 11, 25 f.

[6] Auch diese Feste wurden später vereint.

[7] Das erste Fest der hl. Agnes wurde an ihrem Grabe, das zweite am Orte ihres Todes gefeiert.

Hebd. 6. post Epiphan.[1] 67 Mc 6, 47 f. Navis in medio maris.
Feria 6. 74 Lc 7, 36 f. Mulier peccatrix.
Sabbato. 21 Mc 2, 13 f. Levi.
Hebd. 7. post Epiphan. 117 (116) Mt 12, 10 f. Homo manum habens aridam.
Purificatio. 2. Febr. 3 Lc 2, 22 f. Postquam impleti sunt dies purificationis.*
S. Agathae. 5. Febr. 268 Mt 25, 1 f. Decem virgines.°
Feria 4. 63 Mc 6, 34 f. Date illis manducare.
„ 6. 147 Mt 14, 15 f. Date illis manducare.
Hebd. 8. post Epiphan. 86 Lc 9, 1 f. Convocatis duodecim apostolis.
Feria 4. 154 Mt 15, 1 f. Accesserunt scribae.
S. Valentini. 14. Febr. 96 Lc 9, 23 f. Si quis vult post me venire.°
Feria 6. 83 Lc 8, 22 f. Procella.
Sabbato. 72 Mc 7, 24 f. In fines Tyri.
Hebd. 9. post Epiphan. 221 Mt 22, 2 f. Fecit nuptias filio.
Hebd. 10. post Epiphan. 157 Mt 15, 21 f. In partes Tyri.
S. Gregorii. 12. Mart. 263 Mt 24, 42 f. Vigilate.°
Annuntiatio. 25. Mart. 3 Lc 1, 26 f. Missus est angelus.*

Septuagesima. 200 Mt 20, 1 f. Operarii in vinea.*
Sexagesima[2]. 76 Lc 8, 4 f. Exiit, qui seminat.*
Quinquagesima[3]. Ad S. Petrum.* 222 Lc 18, 31 f. Ecce ascendimus.*
Feria 4.[4] Ad S. Savinam.* 45 Mt 6, 16 f. Cum ieiunatis.*
„ 5. Ad S. Georgium.*[5] 64 Mt 8, 5 f. Centurio.*
„ 6. In Pammachii.* 39 Mt 5, 43 f. Diliges proximum.*
Dom. (1. Quadrages.). Ad Lateranis.* 15 Mt 4, 1 f. Iesus in desertum.*
Feria 2. Ad S. Petrum ad Vincula.* 273 Mt 25, 31. Cum venerit Filius hominis.*
Feria 3. Ad S. Anastasiam. 210 Mt 21, 10. Eiciebat omnes vendentes.*

[1] Cal hat nur 4 Sonntage nach Epiphanie, Pam, Süst, Theo, Zf, Zm haben 5, Eg und Miss 6, W 9, Ak, Ao, Ber, Gr, Gs, L, Zl 10. Vgl. unten S. 172, A. 4.

[2] Ak, Ao, Ber, Gr, Gs, Miss, W haben für die Wochentage nach Septuagesima und Sexagesima keine Perikopen. Wir finden solche in Cal, Col, Pam, Süst, Zl, Zm. Sie sind Zusätze und haben keine Stationen.

[3] Dominica ante carnes tollendas oder carnis privium (Karneval).

[4] Caput ieiunii genannt in Eg, Pam, Theo, Zf und Zm.

[5] Die Stationen in den drei Kirchen des hl. Georg, des hl. Theodor und des hl. Apollinaris sind wahrscheinlich erst nach dem Tode des Papstes Honorius (638) eingerichtet worden. Die drei in den Kirchen der hll. Hadrian, Andreas beim Lateran und Lucia stammen aus dessen Regierungszeit (Duchesne, Origines du culte chrétien[3] 124).

[6] Der folgende Sonntag fehlt in Ak, Ao, Col, Eg, W. Er hat in Ber, Cal, Gr, Gs, L, Miss, Pam, Süst, Theo, Zf, Zl, Zm die Perikope 67 Mc 6, 47 f. Die von Pammachius erbaute Kirche war den hll. Johannes und Paulus geweiht, deren Namen in der heutigen Stationsangabe eingefügt wurde.

Mense primo, feria 4.[1] Ad S. Mariam.* 127 Mt 12, 38. Volumus a te signum.*
Feria 5.[2] Ad S. Laurentium.* 157 Mt 15, 21. In partes Tyri.*
„ 6. Ad Apostolos.* 38 Io 5, 1 f. Probatica piscina.*
Sabb. 12 lection.[3] Ad S. Petrum.* 172 Mt 17, 1 f. Transfiguratus est.*
Hebd. 3., dom. (2.) vacat (Mc 1, 40 f. Leprosus).
Feria 2. Ad S. Clementem.* 89 Io 8, 21 f. Ego vado et quaeretis me.*
„ 3. Ad S. Balbinam.* 227 Mt 23, 1 f. Super cathedram Moysi.*
„ 4. Ad S. Caeciliam.* 201 Mt 20, 17 f. Ecce ascendimus Ierusalem.*
„ 5.[4] Ad S. Mariam trans Tiberim.* 96 Lc 16, 19 f. Homo quidam erat dives.*
Feria 6. Ad Apostolos, inter Vestinae.° 219 Mt 21, 33 f. Paterfamilias plantavit vineam.*
Sabb. Ad S. Marcellinum et Petrum.* 190 Lc 15, 11 f. Homo quidam habuit duos filios.*
Hebd. 4., dom. (3.)[5] Ad S. Laurentium.* 126 Lc 11, 14 f. Erat eiciens daemonium.*
Feria 2. Ad S. Marcum.* 20 Lc 4, 23 f. Medice, cura te ipsum.*
„ 3. Ad S. Pudentianam.* 183 Mt 18, 15 f. Si peccaverit in te frater.*
„ 4. Ad S. Syxtum.* 154 Mt 15, 1 f. Accesserunt scribae.*
„ 5.[6] Ad SS. Cosmam et Damianum.* 26 Lc 4, 38 f. Socrus Simonis.*
„ 6. Ad S. Laurentium.* 38 Io 4, 5 f. Venit in civitatem Samariae (mulier).*
Sabb.[7] Ad S. Susannam.* 86 Io 8, 1 f. Adducunt mulierem (adulteram).*
Hebd. 5., dom. (4.) In Suxurio.* 46 Io 6, 1 f. Unde ememus panes?*
Feria 2. Ad S. quattuor Coronatos.* 20 Io 2, 12 f. In templo vendentes.*
„ 3. Ad S. Laurentium in titulo Damasi.* 75 Io 7, 14 f. Ascendit Iesus in templum.*

---

[1] Mense primo kündet das erste Quatemberfasten an.

[2] Diese Perikope für Feria 5. ist erst unter Gregor II. hinzugekommen. Vgl. oben S. 130. Zm, Zl, Theo und W haben die Perikope 89 Io 8, 21 (31) f, Cal 41 Io 5, 30 f.

[3] Eine Perikope fehlt noch in Ak und Ta. Wie Ao haben als Perikope Mc 1, 40 f Süst und Zl, dagegen 157 Mt 15, 21 f (Chananaea aus der oben genannten Feria) Ber, Cal, Eg, Gs, Theo, W, Zf und Zm.

[4] Dieselbe Perikope in Ao, Gr, Gs, L, Miss, Süst, Zl, dagegen 52 Io 6, 27 f in Cal, 41 Io 5, 30 f in Ber, Eg, Pam, Theo, W, Zf und Zm.

[5] Statt Hebdomada 4., die dominica sagt das heutige Missale: Dominica 3. Quadragesimae. Alkuin nennt diesen Sonntag In Tricesima, den folgenden In Vigesima. Vgl. oben S. 79 f 98.

[6] Dieselbe Perikope in Ak, Ao, Col, Gr, Gs, L, Miss, Süst, Ta, Zl, Zm, dagegen 52 Io 6, 27 f in Ber, Pam, Theo, W und Zf. Bei Eg fehlt dieser Donnerstag noch.

[7] Die Station zu diesem Samstage war Ad S. Susannam. Daraufhin wählte man als Epistel die Erzählung von der Errettung der Susanna durch Daniel, als Evangelium die Perikope von der Ehebrecherin.

Feria 4. Ad S. Paulum.* 89 Io 9, 1. Iesus vidit hominem caecum a nat.*
„ 5.[1] Ad S. Silvestrum.* 67 Lc 7, 11 f. Ibat in civitatem Naim.*
„ 6. Ad S. Eusebium.* 94 Io 11, 1 f. Lazarus.*
Sabb. Ad S. Laurentium.° 86 Io 8, 12 f. Ego sum lux mundi.*
Hebd. 6., dom. (5. De passione.) Ad S. Petr.* 89 Io 8, 46 f. Quis arguet me?*
Feria 2. Ad S. Chrisogonum.* 9 Io 7, 32 f. Adhuc modicum.*
„ 3. Ad S. Quiriacum.* 75 Io 7, 1 f. Ambulabat Iesus in Galilaeam.*
„ 4. Ad S. Marcellum.* 92 Io 10, 22 f. Encaenia in Ierusalem.*
„ 5[2]. Ad S. Apollinarem.* 74 Lc 7, 36 f. Mulier peccatrix.*
„ 6. Ad S. Stephanum.* 94 Io 11, 47 f. Collegerunt Pharisaei consilium.*
Sabb. vacat[3]. [153 Io 17, 1 f. Pater, venit hora.]°
Hebd. 7., dom. (in Palmis.) Ad Lateranis.* 274 Mt 26, 1 f. Passio.*
Feria 2. Ad SS. Nereum et Achilleum.° 97 Io 12, 1 f. Maria unxit pedes Iesu.*
„ 3[4]. Ad S. Priscam.* 112 Io 13, 1 f. Coepit lavare pedes.°
„ 4. Ad S. Mariam.* 260 Lc 22, 1 f. Passio.*
„ 5. Ad Lateran.* 112 Io 13, 1 f. Coepit lavare pedes.*
„ 6. In Suxurio.* 156 Io 18, 1 f. Passio.*
Sabb. sco. Ad Lateran.* 352 Mt 28, 1 f. Vespere autem sabbati venit Maria.*
Pascha. Ad S. Mariam mai. 230 Mc 16, 1 f. Maria Magd. et Maria Iacobi et Salome.*
Feria 2. Ad S. Petrum.* 339 Lc 24, 1 f. Mulieres; discipuli in Emmaus.*
„ 3. Ad S. Paulum.* 340 Lc 24, 36 f. Stetit Iesus in medio eorum.*
„ 4. Ad S. Laurentium.* 219 Io 21, 1 f. Vado piscari.*
„ 5. Ad SS. Apostolos.* 211 Io 20, 11 f. Maria stabat ad monumentum.*
Feria 6. Ad S. Mariam ad martyres.* 355 Mt 28, 16 f. Discipuli abierunt in Galilaeam.*
Sabb.[5] Ad Lateran.* 213 Io 20, 19 f. Iesus stetit in medio.*
Octava Paschae. 216 Io 20, 24 f. Thomas.*

[1] Das oben genannte Evangelium in AK, Ao, Gr, Gs, Miss, Süst, Ta, Zl, Zm, dagegen 40 Io 5, 17 f bei Ber, Eg, Pam, Theo, W und Zf. Bei Cal 82 Io 7, 40 f.

[2] Wie oben in Ak, Gr, Gs, Miss, Ta, Theo und Zl, dagegen 82 Io 7, 40 f in Eg, Pam, Süst, W, Zf und Zm. In Ao und Ber 240 Lc 20, 1 f. In Cal 66 Io 6, 54 f.

[3] Ohne Perikope in Ak und Ta. Die Perikope 153 Io 17, 1 f bei Ao, Ber, Col, Gr, Süst, W, Zl und Zm. 66 Io 6, 54 f bei Eg, Pam, Theo, und Zf, dann 160 Mc 14, 10 bei Gs, endlich 111 Io 12, 44 f bei Cal, Io 12, 10 f in Miss.

[4] Dieselbe Perikope in Ak, Ao, Ber, Cal, Ta, Zl. Nur die letzte Hälfte derselben 118 Io 13, 16 f in Gr, Gs, L und Zm. Bei Theo 104 Io 12, 24 f. Die Leidensgeschichte 156 Mc 14, 1 f ist seit dem Ende des 10. Jahrhunderts hier eingesetzt; sie findet sich in Col, Eg, Miss, Pam, Süst und W.

[5] Für diesen Samstag und den folgenden Sonntag dieselben Perikopen in Ak, Ao, Col, Gr, L, Süst, Theo und Zm. Dagegen für den Samstag 209 Io 20, 1 f, für die Osteroktav 213 Io 20, 19 f in Ber, Cal, Eg, Gs, Miss, Pam, W, Zf und Zl.

S. Tiburtii. 14. April. 134 Io 15, 12 f. Praeceptum meum, ut diligatis. °
Pascha annotinum[1]. 24 Io 3, 1 f. Nicodemus. °
S. Georgii. 23. April. 251 Lc 21, 14 f. Ponite in cordibus. °
Litania maior[2]. 25. April. 124 Lc 11, 5 f. Quis habebit amicum? *
Feria 4. 153 Io 17, 1 f. Pater, venit hora.
" 6. 37 Io 4, 46 f. Regulus.
S. Vitalis. 28. April. 132 Io 15, 1 f. Ego sum vitis vera. *
Sabbato. 46 Io 6, 1 f. Unde ememus panes? *
Hebdom. 2[3]. Ad SS. Cosmam et Damianum. 89 Io 10, 11 f. Pastor bonus. *
S. Philippi et Iacobi. 1. Mai. 127 Io 14, 1 f. Non turbetur cor vestrum. *
S. Alexandri etc. 3. Mai. 138 Io 15, 17 f. Diligatis invicem. °
Feria 6. 111 Io 12, 44 f. Qui credit in me.
Hebdom. 3. 149 Io 16, 16 f. Modicum, et iam non videbitis me. *
S. Gordiani. 10. Mai. 95 Mt 10, 34 f. Non veni pacem mittere. °
S. Nerei et Achillei. 12. Mai. 189 Mt 19, 3 f. Licet dimittere uxorem? °
S. Pancratii. 12. Mai. 138 Io 15, 17 f. Diligatis invicem. °
Hebdom. 4. 147 Io 16, 5 f. Dixit Iesus: Vado. *
" 5. 150 Io 16, 23 f. In illo die me non rogabitis. *
Dedicatio eccl. S. Mariae ad Mart. 13. Mai[4].
S. Pudentianae. 19. Mai. 140 Mt 13, 44 f. Thesaurus absconditus. °
Feria 4. 25 Io 3, 22 f. Veri adoratores adorabunt Patrem.
S. Urbani, via Appia. 25. Mai. 263 Mt 24, 42 f. Vigilate. °
Vigilia Ascens. 153 Io 17, 1 f. Pater, venit hora. *
Ascensio Dñi. 233 Mc 16, 14 f. Recumbentibus illis. *
Hebdom. 6[5]. 145 Io 15, 26 f. Cum venerit Paraclitus. *
Feria 4. 133 Io 15, 7 f. Si manseritis in me. °
Vigilia Pent. 128 Io 14, 15 f. Si diligitis me. *
Pentecostes. 130 Io 14, 23 f. Si quis diligit me. *

---

[1] Pascha annotinum verschwindet erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts aus den Perikopenreihen. Seine Stelle wechselt in den älteren Verzeichnissen. Es steht zwischen dem 14. und 23. April in Ak, Ao, Ber, Gr, Ta und Zl, die hier jedenfalls auf dasselbe alte römische Original des 8. Jahrhunderts zurückgehen. Vgl. S. 137, A. 2.

[2] So in Ak, Ao, Ber, Col, Gr, Gs, Süst, Ta, W, Zf, Zl. Auch H, Kal und Us haben am 25. April die Litania maior

[3] Dieser Sonntag heißt in andern Verzeichnissen: Dominica II post Pascha oder Dominica I post octavam Paschae.

[4] Es handelt sich um die Weihe des Pantheon. Die Verzeichnisse fügen bei: Legitur evangelium, cuius occurrerit ebdomadae, eo quod semper die dominica celebratur ipsa sollemnitas. Vgl. oben S. 115 120 124.

[5] Da in der vorhergehenden Woche eine Perikope für Feria 4. und eine andere für „Vigilia de ascensa Domini" gegeben ist, auch dieser Sonntag nicht wie in späteren Verzeichnissen (Cal, Eg, Gs, Pam, Süst, Theo, Zf) post ascensionem genannt ist, muß der Kern unseres Verzeichnisses aus einer Zeit stammen, in der Christi Himmelfahrt keine Vigil hatte und noch nicht hoch gefeiert ward.

Feria 2. Ad S. Petrum.* 24 Io 3, 16 f. Sic Deus dilexit mundum.*
„ 3. Ad S. Anastasiam.* 89 Io 10, 1 f. Per ostium in ovile.*
„ 4. Ad S. Mariam.* 60 Io 6, 44 f. Nemo potest venire ad me.*
„ 6. Ad Apostolos.* 36 Lc 5, 17 f. Paralyticus (supra tectum).*
Sabb. XII lect.[1] Ad S. Petrum.* 205 Mt 20, 29 f. Duo caeci (Iericho).
Dominica vacat[2]. 55 Lc 6, 36 f. Estote misericordes.
S. Marcellini. Via Lavicana.* 2. Iun. 249 Lc 21, 9 f. Cum audieritis praelia.*
S. Primi et Felicis. In bas. S. Stephani. 8. (9.) Iun. 134 Io 15, 12 f. [Diligatis.°
S. Basilidis. 12. Iun. 24 Io 3, 1 f. Nicodemus.°
Feria 4[3]. 93 Lc 9, 12 f. Date illis manducare.
„ 6. 186 Lc 15, 1 f. Appropinquantes publicani.
Sabbato. 85 Lc 8, 41 f. Iairus.
S. Marci et Marcelli, via Ardeatina. 18. Iun. 134 Io 15, 12 f. Diligatis [invicem.°
S. Protasii et Gervasii. Ad S. Vitalem. 19. Iun. 137 Mc 13, 1 f. Cum egrederetur de templo.°
Vigilia Io. B. 23. Iun. 1 Lc 1, 5 f. Sacerdos nomine Zacharias.*
S. Io. Bapt. 24. Iun. 3 Lc 1, 57 f. Elisabeth impletum tempus.*
S. Ioh. et Pauli. 26. Iun. 144 Lc 12, 1 f. Attendite a fermento.*
Hebdom. 2. post Pent.[4] 29 Lc 5, 1 f. Cum turbae irruerent.
Translatio corporis b. Leonis Pont[5]. 28. Iun. 59 Mt 25, 14 f. Talenta.*
Vigilia Apost. 28. Iun. 126 Io 21, 15 f. Diligis me?*
S. Petri et Pauli. 29. Iun. 166 Mt 16, 13 f. Quem dicunt homines?*
Ad S. Paulum. 30. Iun. 195 Mt 19, 27 f. Reliquimus omnia.°
Hebdom. 1. post natale Apostol.[6] 35 Mt 5, 20 f. Nisi abundaverit.*
S. Processi et Mart. 2. Iul. 242 Mt 24, 3 f. Quando haec erunt?°
Octava Apostolorum. 148 Mt 14, 22 f. Navicula iactabatur.*
Feria 4. 107 Mc 10, 17 f. Magister bone.
„ 6. 77 Mc 8, 11 f. Signum de caelo.
Hebdom. 2. p. Apost. 76 Mc 8, 1 f. Misereor super turbam.*

---

[1] Diese Perikope in Ak, Ao, Gr, Gs, L, Ta, Zf, Zl und Zm. Dagegen 26 Lc 4, 38 f in Ber, Cal, Col, Eg, Miss, Pam, Süst, Theo.

[2] Trotz der Bezeichnung Dominica vacat folgt eine Perikope. Die obige in Ak, Gr, L, Ta und Zl. Dagegen in Ao, Ber, Cal, Gs, L, Pam, Süst, Theo, W und Z 24 Io 3, 1 f, indem sie den Sonntag Octava Pentecosten nennen und das Evangelium des Pascha annotinum angeben. Wir haben also hier drei Zeugen der Entwicklung: zuerst eine Dominica vacans, dann am Ende des 8. Jahrhunderts eine Dominica mit Perikope (und Messe), endlich seit dem Ende des 10. Jahrhunderts Oktav von Pfingsten, auf die das Pascha annotinum verlegt wird.

[3] So in Ak, Ao, Ber, Gr, Ta, Zl. Dagegen in Süst und Theo 243 Lc. In Pam, Zf, Zm 48 Lc. In W 186 Lc. In Cal 27 Io. Ähnliche Verschiedenheit bei Feria 6.

[4] Miss: dom. 4. post Pent.

[5] Diese Übertragung fand statt unter Papst Sergius (gest. 701).

[6] Miss: Dom. 5. post Pent.

S. Tiburtii. 14. April. 134 Io 15, 12 f. Praeceptum meum, ut diligatis. °
Pascha annotinum[1]. 24 Io 3, 1 f. Nicodemus. °
S. Georgii. 23. April. 251 Lc 21, 14 f. Ponite in cordibus. °
Litania maior[2]. 25. April. 124 Lc 11, 5 f. Quis habebit amicum? *
Feria 4. 153 Io 17, 1 f. Pater, venit hora.
„ 6. 37 Io 4, 46 f. Regulus.
S. Vitalis. 28. April. 132 Io 15, 1 f. Ego sum vitis vera. *
Sabbato. 46 Io 6, 1 f. Unde ememus panes? *
Hebdom. 2[3]. Ad SS. Cosmam et Damianum. 89 Io 10, 11 f. Pastor bonus. *
S. Philippi et Iacobi. 1. Mai. 127 Io 14, 1 f. Non turbetur cor vestrum. *
S. Alexandri etc. 3. Mai. 138 Io 15, 17 f. Diligatis invicem. °
Feria 6. 111 Io 12, 44 f. Qui credit in me.
Hebdom. 3. 149 Io 16, 16 f. Modicum, et iam non videbitis me. *
S. Gordiani. 10. Mai. 95 Mt 10, 34 f. Non veni pacem mittere. °
S. Nerei et Achillei. 12. Mai. 189 Mt 19, 3 f. Licet dimittere uxorem? °
S. Pancratii. 12. Mai. 138 Io 15, 17 f. Diligatis invicem. °
Hebdom. 4. 147 Io 16, 5 f. Dixit Iesus: Vado. *
„ 5. 150 Io 16, 23 f. In illo die me non rogabitis. *
Dedicatio eccl. S. Mariae ad Mart. 13. Mai[4].
S. Pudentianae. 19. Mai. 140 Mt 13, 44 f. Thesaurus absconditus. °
Feria 4. 25 Io 3, 22 f. Veri adoratores adorabunt Patrem.
S. Urbani, via Appia. 25. Mai. 263 Mt 24, 42 f. Vigilate. °
Vigilia Ascens. 153 Io 17, 1 f. Pater, venit hora. *
Ascensio Dñi. 233 Mc 16, 14 f. Recumbentibus illis. *
Hebdom. 6[5]. 145 Io 15, 26 f. Cum venerit Paraclitus. *
Feria 4. 133 Io 15, 7 f. Si manseritis in me. °
Vigilia Pent. 128 Io 14, 15 f. Si diligitis me. *
Pentecostes. 130 Io 14, 23 f. Si quis diligit me. *

---

[1] Pascha annotinum verschwindet erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts aus den Perikopenreihen. Seine Stelle wechselt in den älteren Verzeichnissen. Es steht zwischen dem 14. und 23. April in Ak, Ao, Ber, Gr, Ta und Zl, die hier jedenfalls auf dasselbe alte römische Original des 8. Jahrhunderts zurückgehen. Vgl. S. 137, A. 2.

[2] So in Ak, Ao, Ber, Col, Gr, Gs, Süst, Ta, W, Zf, Zl. Auch H, Kal und Us haben am 25. April die Litania maior

[3] Dieser Sonntag heißt in andern Verzeichnissen: Dominica II post Pascha oder Dominica I post octavam Paschae.

[4] Es handelt sich um die Weihe des Pantheon. Die Verzeichnisse fügen bei: Legitur evangelium, cuius occurrerit ebdomadae, eo quod semper die dominica celebratur ipsa sollemnitas. Vgl. oben S. 115 120 124.

[5] Da in der vorhergehenden Woche eine Perikope für Feria 4. und eine andere für „Vigilia de ascensa Domini“ gegeben ist, auch dieser Sonntag nicht wie in späteren Verzeichnissen (Cal, Eg, Gs, Pam, Süst, Theo, Zf) post ascensionem genannt ist, muß der Kern unseres Verzeichnisses aus einer Zeit stammen, in der Christi Himmelfahrt keine Vigil hatte und noch nicht hoch gefeiert ward.

Feria 2. Ad S. Petrum.* 24 Io 3, 16 f. Sic Deus dilexit mundum.*
„ 3. Ad S. Anastasiam.* 89 Io 10, 1 f. Per ostium in ovile.*
„ 4. Ad S. Mariam.* 60 Io 6, 44 f. Nemo potest venire ad me.*
„ 6. Ad Apostolos.* 36 Lc 5, 17 f. Paralyticus (supra tectum).*
Sabb. XII lect.[1] Ad S. Petrum.* 205 Mt 20, 29 f. Duo caeci (Iericho).
Dominica vacat[2]. 55 Lc 6, 36 f. Estote misericordes.
S. Marcellini. Via Lavicana.* 2. Iun. 249 Lc 21, 9 f. Cum audieritis praelia.*
S. Primi et Felicis. In bas. S. Stephani. 8. (9.) Iun. 134 Io 15, 12 f. [Diligatis.°
S. Basilidis. 12. Iun. 24 Io 3, 1 f. Nicodemus.°
Feria 4[3]. 93 Lc 9, 12 f. Date illis manducare.
„ 6. 186 Lc 15, 1 f. Appropinquantes publicani.
Sabbato. 85 Lc 8, 41 f. Iairus.
S. Marci et Marcelli, via Ardeatina. 18. Iun. 134 Io 15, 12 f. Diligatis [invicem.°
S. Protasii et Gervasii. Ad S. Vitalem. 19. Iun. 137 Mc 13, 1 f. Cum egrederetur de templo.°
Vigilia Io. B. 23. Iun. 1 Lc 1, 5 f. Sacerdos nomine Zacharias.*
S. Io. Bapt. 24. Iun. 3 Lc 1, 57 f. Elisabeth impletum tempus.*
S. Ioh. et Pauli. 26. Iun. 144 Lc 12, 1 f. Attendite a fermento.*
Hebdom. 2. post Pent.[4] 29 Lc 5, 1 f. Cum turbae irruerent.
Translatio corporis b. Leonis Pont[5]. 28. Iun. 59 Mt 25, 14 f. Talenta.*
Vigilia Apost. 28. Iun. 126 Io 21, 15 f. Diligis me?*
S. Petri et Pauli. 29. Iun. 166 Mt 16, 13 f. Quem dicunt homines?*
Ad S. Paulum. 30. Iun. 195 Mt 19, 27 f. Reliquimus omnia.°
Hebdom. 1. post natale Apostol.[6] 35 Mt 5, 20 f. Nisi abundaverit.*
S. Processi et Mart. 2. Iul. 242 Mt 24, 3 f. Quando haec erunt?°
Octava Apostolorum. 148 Mt 14, 22 f. Navicula iactabatur.*
Feria 4. 107 Mc 10, 17 f. Magister bone.
„ 6. 77 Mc 8, 11 f. Signum de caelo.
Hebdom. 2. p. Apost. 76 Mc 8, 1 f. Misereor super turbam.*

---

[1] Diese Perikope in Ak, Ao, Gr, Gs, L, Ta, Zf, Zl und Zm. Dagegen 26 Lc 4, 38 f in Ber, Cal, Col, Eg, Miss, Pam, Süst, Theo.

[2] Trotz der Bezeichnung Dominica vacat folgt eine Perikope. Die obige in Ak, Gr, L, Ta und Zl. Dagegen in Ao, Ber, Cal, Gs, L, Pam, Süst, Theo, W und Z 24 Io 3, 1 f, indem sie den Sonntag Octava Pentecosten nennen und das Evangelium des Pascha annotinum angeben. Wir haben also hier drei Zeugen der Entwicklung: zuerst eine Dominica vacans, dann am Ende des 8. Jahrhunderts eine Dominica mit Perikope (und Messe), endlich seit dem Ende des 10. Jahrhunderts Oktav von Pfingsten, auf die das Pascha annotinum verlegt wird.

[3] So in Ak, Ao, Ber, Gr, Ta, Zl. Dagegen in Süst und Theo 248 Lc. In Pam, Zf, Zm 48 Lc. In W 186 Lc. In Cal 27 Io. Ähnliche Verschiedenheit bei Feria 6.

[4] Miss: dom. 4. post Pent.

[5] Diese Übertragung fand statt unter Papst Sergius (gest. 701).

[6] Miss: Dom. 5. post Pent.

S. septem fratr., via Appia et Salaria. 10. Iul.[1] 24 Mt 5, 1 f. Beati pauperes. °
Ad S. Alexandr.[1] 133 Lc 11, 33 f. Nemo lucernam accendit. °
Ad S. Felicitat.[1] 130 Mt 12, 46 f. Mater eius et fratres. *
Feria 6. 99 Lc 9, 37 f. Filius (obsessus).
Sabbato. 193 Mt 19, 16 f. Quid boni faciam?
Hebdom. 3. p. Apostol.[2] 56 Mt 7, 15 f. Attendite a falsis prophetis. *
S. Cyriaci. 15. Iul. 96 Lc 9, 23 f. Si quis vult venire.
S. Praxedis. 21. Iul. 140 Mt 13, 44 f. Thesaurus in agro. *
S. Apollinaris. 23. Iul. 270 Lc 22, 24 f. Facta est contentio. *
Feria 4. 83 Lc 8, 27 f. Daemonium (in porcos).
„ 6. 196 Lc 16, 19 f. Homo dives.
S. Felicis etc. 29. Iul. 154 Lc 12, 35 f. Sint lumbi praecincti. °
S. Abdon et Sen. 30. Iul. 134 Io 15, 12 f. Diligatis. °
Hebdom. 4. post Apostol. 190 Lc 16, 1 f. Villicus. *
Feria 4. 147 Mt 14, 15 f. Date illis manducare.
Hebdom. 5. p. Apostol.[3] 121 Lc 10, 25 f. Magister, quid faciendo? °
S. Petr. ad vincula. 1. Aug. 148 Mt 14, 22 f. Navicula iactabatur. °
S. Stephani. 2. Aug. 228 Lc 19, 12 f. Homo quidam nobilis. °
Feria 4. 126 Lc 11, 14 f. Daemonium mutum.
Hebdom. 6. p. Apostol. 214 Lc 18, 9 f. Pharisaeus, publicanus. *
S. Felicissim. et Agap. 6. Aug. 86 Mt 10, 16 f. Mitto vos sicut oves. °
S. Cyriaci. 8. Aug. 92 Mt 10, 26 f. Ne timueritis. °
Vigil. Laurent. 9. Aug. 170 Mt 16, 24 f. Vult post me venire. *
S. Laurentii[4]. 10. Aug. 96 Mt 10, 37 f. Qui amat patrem. °
Ad Missam publicam. 104 Io 12, 24 f. Nisi granum. *
S. Tiburtii. 11. Aug. 134 Io 15, 12. Diligatis invicem. °
S. Susannae. 11. Aug. 140 Mt 13, 44 f. Thesaurus absconditus. °
S. Euplii. 12. Aug. 149 Io 16, 20 f. Plorabitis.
Feria 4. 74 Lc 7, 36 f. Mulier peccatrix.
S. Yppoliti. 13. Aug. 144 Lc 12, 1 f. Attendite. °
Feria 6. 26 Lc 4, 38 f. Socrus Simonis.
S. Eusebii. 14. Aug. 263 Mt 24, 42 f. Vigilate. °
Pausatio scae Mariae[5]. 15. Aug. 122 Lc 10, 38 f. Martha. *
Evangelium in finem. 131 Lc 11, 27 f. Mulier de turba. *
S. Agapiti. 18. Aug. 154 Lc 12, 35 f. Sint lumbi. °
Hebdom. 1. post S. Laurent.[6] 74 Mc 7, 31 f. Surdus et mutus. *
S. Timothei. 22. Aug. 182 Lc 14, 26 f. Si quis venit ad me.

---

[1] Drei Messen für den 10. Juli bei Ak, Ao, Gr, Gs, Ta, Zf, Zl. Bei Cal nur die erste. In Miss, Süst und W blieb nur die letzte übrig. Vgl. oben S. 64.

[2] Miss: Dom. 7. post Pent. [3] Miss: Dom. 12. post Pent.

[4] In den Verzeichnissen fehlt seit Ende des 10. Jahrhunderts diese erste Messe.

[5] Erst Eg und Süst haben eine Vigil bei Mariä Himmelfahrt. Das zweite Evangelium 131 Lc ist heute für die Vigil bestimmt.

[6] Miss: Dom. 11. post Pent.

S. Genesii. 25. Aug. 138 Mc 13, 5 f. Ne quis vos seducat.
Feria 4. 169 Lc 13, 22 f. Angusta porta.
S. Hermetis. 28. Aug. 45 Lc 6, 17 f. Beati pauperes. o
S. Sabinae. 29. Aug. 140 Mt 13, 44 f. Thesaurus absconditus.*
S. Felicis etc., Decollatio Io. B. 30. Aug. 59 Mc 6, 17 f. Herodes.*
Hebdom. 2. post Laurent.[1] 120 Lc 10, 23 f. Beati oculi.*
Feria 4. 117 Mt 12, 14 f. Pharisaei consilium faciebant.
Feria 6. 149 Lc 12, 13 f. Dic fratri meo.
Hebdom. 3. post Laurent. 201 Lc 17, 1 f. Scandala.*
Feria 4. 120 Mc 11, 15 f. Coepit eicere vendentes.
Nativitas S. Mariae. 9. Sept. 3 Lc 1, 39 f. Exsurgens Maria. o
S. Adriani. 9. Sept. 132 Io 15, 1 f. Ego sum vitis. o
S. Proti et Hiac. 11. Sept. 89 Mt 10, 23 f. Cum persequentur vos.
Hebdom. 4. post Laurent. 48 Mt 6, 24 f. Duobus dominis servire.*
Feria 4. 40 Mt 5, 43 f. Diliges proximum.
„ 6. 240 Lc 20, 1 f. In qua potestate?
S. Cornelii et Cypriani[2]. 14. Sept. 140 Lc 11, 47 f. Vae vobis. o
Exaltatio s. crucis. 14. Sept. 24 Io 3, 1 f. Nicodemus. o
Hebdom. 5. post Laurent.[3] 67 Lc 7, 11 f. Naim.*
S. Luciae et Euph. 16. Sept. 140 Mt 13, 44 f. Thesaur. abscond. o
Feria 4. 37 Lc 5, 27 f. Levi.
Hebdom. 1. post Cyprian. 176 Lc 14, 1 f. Hydropicus.*
Feria 4. mensis septimi. 91 Mc 9, 16 f. Spiritus mutus.
„ 6[4]. 36 Lc 5, 17 f. Paralyticus (de tecto).
Sabbato. 164 Lc 13, 10 f. Mulier inclinata.
Hebdom. 2. post Cyprian. 233 Mt 22, 23 f. Resurrectio. o
Feria 4. 131 Mc 12, 28 f. Primum mandatum.
„ 6. 136 Mt 13, 24 f. Seminavit bonum semen.
S. Eustachii. 20. Sept. 154 Lc 12, 35 f. Sint lumbi. o
S. Cosmae et Dam. 27. Sept. 138 Io 15, 17 f. Diligatis invicem. o
Dedicatio eccl. S. Michaelis. 29. Sept. 178 Mt 18, 1 f.* Quis maior?
Hebdom. 3. post Cyprian. 70 Mt 9, 1 f. Paralyticus in lecto.*
S. Marci. 7. Octob. 268 Mt 25, 14 f. Talenta. o
S. Chrysanthi et Dariae. 25. Octob. 243 Mt 24, 4 f. Ne quis vos seducat. o
S. Caesarii[5]. 1. Nov. 104 Io 12, 24 f. Granum frumenti. o

---

[1] Miss: Dom. 12. post Pent. [2] Heute 16. September.

[3] Miss: Dom. 15. post Pent.

[4] Alle Verzeichnisse haben für Feria 4. und Sabbato dieser Quatembertage das gleiche Evangelium, verschiedene Perikopen aber für Feria 6.

[5] Allerheiligen fehlt noch in Ak, Ao, Gr, Gs, Pam, Ta und Zl, ist noch ohne Vigil bei B, Ber, Eg, H 1, H 4 und Zf, mit Vigil bei Kal, Miss, Süst, Us, W und Zm. Zu Rom wurde das Fest bereits früher gefeiert. Das obige Perikopenverzeichnis ist also ein Zeuge älterer Praxis. Vgl. Gerbert, Vetus liturgia alemannica III 909 f und unten 17. Kapitel.

S. Quattuor Coronator. 8. Nov. 45 Lc 6, 17 f. Beati pauperes.
S. Theodori. 9. Nov. 251 Lc 21, 14 f. Coloni vineae. °
Hebdom. 4. post Cyprian. 188 Mt 18, 23 f. Regi, qui voluit rationem. *
S. Mennae. 11. Nov. 96 Lc 9, 23 f. Si quis vult post me venire. °
S. Martini. 12. Nov. 154 Lc 12, 35 f. Sint lumbi. °
Feria 4. 186 Lc 15, 1 f. Appropinquantes publicani.
Hebdom. 5. post Cyprian. 223 Mt 22, 15 f. Censum Caesari. °
S. Caeciliae. 22. Nov. 268 Mt 25, 1 f. Decem virgines. *
S. Clementis. 23. Nov. 269 Mt 25, 14 f. Talenta. °
S. Felicitatis. 23. Nov. 130 Mt 12, 46 f. Mater eius et fratres. °
S. Chrysogoni. 24. Nov. 138 Io 15, 17 f. Diligatis invicem. °
Hebdom. 6. post Cyprian. 74 Mt 9, 18 f. Iairus. °
Feria 4. 33 Lc 5, 12 f. Vir plenus lepra.
S. Saturnini. 29. Nov. 138 Mc 13, 5 f. Ne quis vos seducat. °
Vigilia S. Andreae. 16 Io 1, 35 f. Ecce agnus Dei. *
S. Andreae. 30. Nov. 20 Mt 4, 18 f. Vidit duos fratres. *
Hebdom. 7. post Cyprian. 49 Io 6, 5 f. Unde ememus panes? °
Feria 4. 67 Mt 8, 14 f. Socrus Petri.
„ 6. 49 Lc 12, 13 f. Dic fratri meo.
S. Luciae. 13. Dec. 140 Mt 13, 44 f. Thesaurus absconditus. *
Feria 4. 79 Mc 8, 15 f. Cavete a fermento.
Hebdom. 4. **ante natale Dñi.** 206 Mt 21, 1 f. Cum appropinquasset Ierus. *
„ 3. „ „ „ 257 Lc 21, 25 f. Erunt signa in sole. *
„ 2. „ „ „ 102 Mt 11, 2 f. Ioannes cum audisset. *
„ 1. „ „ „ 9 Io 1, 19 f. Testimonium Ioannis. *
Feria 4. 1 Lc 1, 26 f. Missus est angelus. *
„ 6. 3 Lc 1, 39 f. Maria abiit in montana. *
Sabbato. 6 Lc 3, 1 f. Verbum Dñi super Ioannem. *
Vigilia Dñi. 24. Dec. 2 Mt 1, 18 f. * Christi autem generatio. *
Pro ubertate pluviae. 83 Lc 8, 22 f. Procella.
Pro sterilitate pluviae. 160 Mt 15, 32 f. Misereor turbae.
In commotione gentium. 150 Lc 12, 24 f. Considerate corvos.
In natale Papae. 270 Lc 22, 24 f. Contentio.
Alia. 229 Lc 19, 12 f. Homo nobilis abiit.
In ordinatione presbyterorum. 263 Mt 24, 42 f. Vigilate.
In ordinatione diaconorum. 104 Io 12, 24 f. Nisi granum.
In natale Papae. 166 Mt 16, 13 f. Tu es Christus.
Alia. 229 Lc 19, 12 f. Homo nobilis abiit.
In dedicatione basilicae. 60 Lc 6, 43 f. Arbor bona.
Alia. 225 Lc 19, 1 f. Zachaeus.
Pro velatione ancillarum Dñi. 221 Mt 22, 2 f. Nuptias filio.
Ad velandam maritatam. 27 Io 3, 27 f. Respondit Ioannes.
Alia. 189 Mt 19, 3 f. Licet dimittere uxorem?
Pro ordinantibus. 89 Io 8, 30 f. Multi crediderunt.
Pro ordinantibus Episc. 52 Mc 6, 6 f. Duodecim coepit mittere.

Alia. 86 Lc 9, 1 f. Apostolis dedit potestatem.
Alia. 76 Mt 9, 35 f. Messis multa.
In Agenda mortuorum. 94 Io 11, 21 f. Ego sum resurrectio.
Alia. 39 Io 5, 21 f. Pater suscitat.
Alia. 56 Io 6, 37 f. Ad me veniet.
Alia. 65 Io 6, 51 f. Ego sum panis vivus.

Vierzehntes Kapitel.

Die Homiliensammlungen des Alkuin und des Paulus Diakonus.

Das im vorigen Kapitel gegebene karolingische Perikopensystem der Pfalzkapelle zu Aachen ist eines der vielen, welche im 9. Jahrhundert im Reiche Karls d. Gr. als maßgebend galt. Wie weit erstreckte sich sein Einfluß, und wie verhielt es sich zu andern Comesbüchern? Eine wichtige Antwort auf diese Frage geben die Homilien, welche Alkuin und Paulus Diakonus zur Erklärung der Perikopen der Feste und der Sonntage sammelten.

Die ursprüngliche Anordnung der Homiliensammlung Alkuins hat wiederum Morin in einer Handschrift zu Paris gefunden [1]. Sie ist in der folgenden Liste verzeichnet. Weil das von Thomasi veröffentlichte [2] und dem Alkuin zugeschriebene Epistelverzeichnis eine andere Ordnung des Kirchenjahres bietet, sind dessen Angaben in Klammern beigefügt. Daß Alkuin sein Perikopenverzeichnis wenigstens zeitweilig mit Weihnachten begann, erhellt aus den Versen, die er für dasselbe dichtete:

Ad librum Comitis.

Inchoat hic Comes, in Christi cognomine codex,
Festa ministerii sacri solemnia complens,
Annua flammivomi redeunt dum tempora Phoebi,
Catholicae ecclesiae Romanae iura retexens,
Ex ortu innitens Domini nascentis in orbe,
Atque ad eundem iterum pertingit rite recursu [3].

---

[1] Bibl. nat. n. 14302; vgl. Revue bénéd. IX (1892) 491 f.

[2] Thomasii Opera, ed. Vezzosi V 418. Abgedruckt bei Ranke, Das kirchliche Perikopensystem, Anhang III f.

[3] Mon. Germ., Poetae I 299. Dort ist im letzten Verse irrtümlich gesetzt: euntem. Der Weihnachtstag war der Zeitpunkt der zunehmenden Sonne. Als kürzester Tag des Jahres galt bei den Römern der 25. Dezember. Mit ihm begannen die Tage länger zu werden. Vgl. oben S. 26 und Lersch, Einleitung in die Chronologie I 56; vgl. II 238 f.

Vigil von Weihnachten.
Weihnachten, 1. Messe.
„ 2. „
„ 3. „
Hl. Stephanus.
Hl. Johannes.
Unschuldige Kinder.
Christi Beschneidung (fehlt).
Sonntag nach Christi Beschneidung (2. Sonntag nach Weihnachten).
Epiphanie.
Oktavtag von Epiphanie.
1. Sonntag nach Epiphanie.
2. bis 4. Sonntag nach Epiphanie. (Im Epistolar fünf Sonntage nach Epiphanie und für den 5. zwei Episteln).
Fest des Todes Mariä. (Fehlt im Epistolar.)[1]
Lichtmeß.
Septuagesima.
Sexagesima.
Quinquagesima.
1. Fastensonntag (Epistolar: Quadragesima).
2. „ „ Dominica 1. mensis primi.
3. „ „ Tricesima.
4. „ „ Vicesima.
5. „ „ Dom. 4. in Quadragesima.
Nichts für Palmsonntag angegeben oder für die Karwoche. (Im Epistolar: Dominica indulgentia.)
Ostern.
Montag nach Ostern.
Dienstag „ „
Mittwoch „ „
1. Sonntag nach Ostern (Epistolar: Dominica in octava Paschae).
2. „ „ „
3. „ „ „
4. „ „ „
5. „ „ „
Christi Himmelfahrt.
Sonntag nach Himmelfahrt.
Pfingsten.
1. Sonntag nach Pfingsten (Epistolar: Dominica octava Pentecosten).
2. bis 5. Sonntag. (Im Epistolar nur 4 Sonntage nach Pfingsten.)
Geburt des hl. Johannes d. T. (24. Juni).
Hl. Petrus (29. Juni).
Hl. Paulus (30. Juni). Mt 19, 27 f. Ecce nos reliquimus omnia.

---

[1] Depositio sanctae Mariae. Am 15. August fehlt Mariä Himmelfahrt. Dies Fest ist das alte gallikanische Marienfest. Vgl. oben S. 68 f 72.

1. Sonntag nach **Peter und Paul.**
2. bis 7. Sonntag. (Im Epistolar nur 5 Sonntage nach Peter und Paul.)
Hl. Laurentius (10. August).

1. Sonntag nach **Laurentius.**								
2.	„	„	„					
3.	„	„	„					
4.	„	„	„					
5.	„	„	„	(Epistolar nur 5 Sonntage nach Laurentius.)				
6.	„	„	„	(Epistolar: Dominica mensis septimi.)				
7.	„	„	„	„	Dom.	1.	post S.	**Angeli.**
8.	„	„	„	„	„	2.	„	„
9.	„	„	„	„	„	3.	„	„
10.	„	„	„	„	„	4.	„	„
11.	„	„	„	„	„	5.	„	„
12.	„	„	„	„	„	6.	„	„

Andreas (30. November).
Homilie über Jo 15, 17 f. Haec mando vobis.

1. Adventsonntag.	(Epistolar:	Dom.	4.	ante	natale	Domini.)
2. „	„	„	3.	„	„	„
3. „	„	„	2.	„	„	„
4. „	„	„	1.	„	„	„

Wie man sieht, zählt Alkuin nach Art der gallikanischen Bücher die Sonntage des Advents in aufsteigender Ordnung. Das Lektionar rechnet, vielleicht durch einen Interpolator geändert, die Sonntage vor Weihnachten in absteigender Art. Nach Pfingsten zählt die Homiliensammlung zuerst fünf Sonntage, dann sieben nach Peter und Paul und zwölf nach Laurentius. Das Epistolar trennt jene Sonntage nach Laurentius, zählt nur fünf nach Laurentius, dann einen Sonntag des September und sechs nach dem Feste des hl. Michael. Stellen wir darum das bis dahin über die Zählung der Sonntage nach Pfingsten Gefundene zusammen, indem wir es aus andern, meist späteren Handschriften ergänzen.

Die Sonntage von Epiphanie bis Septuagesima oder bis zum Beginn der Fastenzeit und jene, die vom Oktavtag von Pfingsten bis zum Advent oder bis Weihnachten eintrafen, haben feste Perikopen erhalten, als jene der Fastenzeit, der Oktaven von Ostern und Pfingsten und jene der Weihnachtszeit schon lange bestimmt waren. Von Epiphanie bis Septuagesima oder bis zur Fastenzeit zählte man fast immer die Sonntage einfach in fortlaufenden Nummern. Nur das gallikanische Perikopenverzeichnis aus Luxeuil und Paris[1] zählt zuerst zwei Sonntage nach Epiphanie, dann drei

[1] Vgl. oben 7. Kapitel, S. 68 72.

nach Petri Stuhlfeier. Nach Pfingsten gibt es nur eine Messe für den ersten Sonntag, d. h. den Oktavtag, später aber zehn Perikopen für nicht näher bestimmte Sonntage, wohl für jene nach Pfingsten.

I. Das Perikopenverzeichnis des spanischen Klosters Silo[1] bietet 24 (25) Sonntagsevangelien nach Pfingsten. Eine solche fortlaufende, ununterbrochene Zählung dieser Sonntage von Pfingsten bis zum Advent findet sich wie im heutigen Römischen Meßbuch auch in folgenden Handschriften:

Godescalks Perikopenbuch zu Paris, Bibl. nat. n. 1993, saec. VIII.
Evangelienbuch Karls des Kahlen aus Regensburg in München Cim. 55, Cod. lat. n. 14000, saec. IX. 24 Sonntage.
Bibel von Farfa, Bibl. Vatican. lat. n. 5729, saec. XI. 25 Sonntage.
Perikopenbuch aus Bobbio, Mailand; Ambros n. 228 part. inf., saec. IX. 25 Sonntage.
Evangeliar des Dr Wings, Aachen, Bibliothek; 9. Jahrhundert. 26 Sonntage.
Reicheres Evangelienbuch des hl. Bernward, Hildesheim, Domschatz n. 18, 11. Jahrhundert. 25 Sonntage.
Evangelienbuch des Bischofs Hezilo, Hildesheim, Domschatz n. 34, 11. Jahrhundert. 25 Sonntage.
Evangelienbuch zu Essen, Münsterkirche, 8.—9. Jahrhundert. 24 Sonntage.
Bamberg, Perikopenbuch A. II. 46. Beginn des 11. Jahrhunderts. 25 Sonntage[2].
Perikopenbuch des hl. Ansfrid im erzb. Museum zu Utrecht, 11. Jahrhundert. 24 Sonntage.
Perikopenbuch des hl. Bernulf, ebendaselbst, 11. Jahrhundert. 25 Sonntage.
Evangelienbuch zu Süstern, 11. Jahrhundert. 24 Sonntage.
Perikopenbuch des Erzbischofs Egbert von Trier aus der Reichenau. Ende des 10. Jahrhunderts. 25 Sonntage.

24 Sonntage nach Pfingsten hat das Sakramentar von Angoulême[3]. Es stammt aus dem 8. oder aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts und ist wichtig, weil die Benediktiner es also bezeichneten: Missale vetus ex Gelasiano et Gregoriano mixtum, quale ab Alcuino ordinatum legitur in Chronico Centulensi.

Mit dem 11. Jahrhundert beginnt diese Zählung allgemeine Regel zu werden. Ein Evangelienbuch des Domes zu Mainz aus dem 11. Jahrhundert geht so weit, auch die Adventsonntage als Sonntage nach Pfingsten zu zählen, und hat infolgedessen 33. Die einzelnen Perikopen sind aber dieselben wie jene, welche die römischen Bücher für die Zeit von Pfingsten bis Weihnachten angeben.

---

[1] Vgl. oben 8. Kapitel S. 74 f.

[2] Unter den Heiligen, für deren Feste Lesestücke gegeben sind, erscheinen Bonifatius, Lambert, Wunebald, Willibald, Walburgis, Emmeram und Dionysius.

[3] Paris, Bibl. nat. n. 816. Delisle, Mémoire sur d'anciens sacramentaires 92.

II. Die Perikopenverzeichnisse von Mailand zählen zuerst 16 Sonntage nach Pfingsten, dann 8 (7) nach dem Feste der Enthauptung Johannes' des Täufers (29. August), 4 nach dem Feste der Kirchweihe und 6 Adventssonntage[1]. Das wohl aus Norditalien stammende Verzeichnis im Codex Rehdigeranus zu Breslau aus dem 8. Jahrhundert hat 2 Sonntage nach Pfingsten und 4 vor dem Feste der Geburt des hl. Johannes (24. Juni).

III. A. In der oben gegebenen Anordnung des Homilienbuches Alkuins finden sich die Sonntage nach Pfingsten in drei Gruppen geteilt. Es nennt 5 Sonntage nach Pfingsten, 7 nach dem Fest der Apostelfürsten (29. Juni) und 12 nach Laurentius, im ganzen also 24. Schon das Evangelienbuch des hl. Burchard von Würzburg, das leider unvollständig ist, zählt bei den Sonntagen nach Pfingsten auch solche nach dem Feste der heiligen Apostel[2].

III. B. Die Sonntage nach Laurentius werden dann im Aachener Comes[3] und in sehr vielen karolingischen Evangelienbüchern in zwei Gruppen zerlegt; die genannte Handschrift hat zuerst zwei Sonntage nach Pfingsten und 6 nach dem Feste der Apostelfürsten, dann aber 5 nach dem Feste des hl. Laurentius und 7 nach demjenigen des hl. Cyprian.

Die noch dem 8. Jahrhundert zugeschriebene Sammlung der römischen Episteln und Evangelien zu Würzburg stimmt für die Evangelien in allen wesentlichen Teilen mit jener Aachener Handschrift überein. Sie enthält den gewöhnlichen römisch-karolingischen Comes[4].

7 Sonntage nach Pfingsten, 7 nach dem Feste der Apostelfürsten, 5 nach Laurentius und 7 nach Cyprian hat das schon im 8. Jahrhundert von Jonatham geschriebene Evangelienbuch der Vatikanischen Bibliothek[5].

---

[1] Vgl. 9. Kap. S. 94. [2] Vgl. 12. Kap. S. 124. [3] Vgl. 13. Kap. S. 137 f.

[4] Würzburger Universitätsbibliothek Mp. th. fol. 62. Registrum stationum Rom. Vgl. Nürnberger, Aus dem Nachlaß des hl. Bonifatius, Neisse 1888, 39; Schepß, Die ältesten Evangelienhandschriften der Würzburger Universitätsbibliothek. Die Handschrift hat 7 hebdomadae post natale Apostolorum. Die Perikopen der 2. bis 7. sind aber dieselben wie jene der 1. bis 6. im Aachener Evangeliar. Es folgen 5 hebdomadae post natale S. Laurentii. Die 7. hebdomada post natale S. Cypriani ist verloren gegangen.

[5] Pal. lat. n. 46. In den Kanontafeln findet sich viel Flechtwerk. Die Schlußschrift lautet: Qui scribere nescit, nullum putat esse laborem. Tres digiti scribunt, duo oculi vident, una lingua loquitur, totum corpus laborat. Et omnis labor finem habet, et praemium eius non habet finem. Quam dulcis est naviganti optimus portus, ita scriptori novissimus versus. Ego Ionatham clericus, Domino opitulante, hunc codicem scribere studui. Ora pro me scriptorem, Dominum habens protectorem. Amen. Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 94 144 152 206.

Gleiche Einteilung bieten die Ada-Handschrift zu Trier[1] und zwei Evangelienbücher des hl. Bernward zu Hildesheim[2], eines aus St Emmeram zu Regensburg[3] und eines zu Rom[4].

III. C. Anstatt die letzte Unterabteilung nach dem Feste des hl. Cyprian zu zählen, wird dieselbe im Epistolar Alkuins nach dem Feste des hl. Michael berechnet. In ihm finden sich 4 Sonntage nach Pfingsten, 5 nach Peter und Paul, 5 nach Laurentius und 6 nach Michael.

Ähnliche Einteilung ist getroffen in folgenden Handschriften:

Evangeliar aus Xanten in Brüssel, Bibl. royale n. 18723, 9. Jahrhundert: 7 Sonntage nach Pfingsten, 6 nach dem Feste der Apostelfürsten, 7 nach Laurentius und 6 nach Michael.

Evangeliar aus Aachen in Brüssel, Bibl. royale n. 9219, 10. Jahrhundert: 4, 5, 6, 6 Sonntage.

Perikopenbuch der Bollandisten zu Brüssel, 9. bis 10. Jahrhundert, aus abbatia Belisiensi (S. Amoris Blisiensis) mit 6, 8, 7, 7 Sonntagen.

Evangeliare aus Grasse, 9. Jahrhundert, und Avignon, 10. bis 11. Jahrhundert: 6, 6, 7, 6 Sonntage[5].

Evangeliar aus Blois, 9. Jahrhundert: 7, 8, 7, 7 Sonntage[6].

Evangelienbuch des hl. Lebuin im erzbischöflichen Museum zu Utrecht, 11. Jahrhundert: 6, 8, 7, 7 Sonntage.

Zwei Evangelienbücher des Domes zu Köln. Nr 56, aus dem 9. Jahrhundert, mit 6, 6, 7, 6 Sonntagen, ist in Nr 14 im 10. Jahrhundert genau kopiert worden.

Trier, Evangelienbuch aus Hildesheim (Paderborn?), Dombibliothek Nr 142 (A 124), 12. Jahrhundert: 4, 8, 7, 6 Sonntage[7].

Mainz, Dom, Sakramentar, 10. bis 11. Jahrhundert: 5, 6, 5, 8 Sonntage.

Stuttgart, Landesbibliothek II. a. 6, 11. Jahrhundert: 6, 6, 7, 6 Sonntage.

Göttingen, Universitätsbibliothek. Cod. Mss theol. 55 (37), Evangelienbuch (aus einer Kirche des hl. Bartholomäus?), 11. Jahrh.: 5, 8, 7, 6 Sonntage.

Schäftlarn, Evangelienbuch, München, Cod. lat. n. 17011, Cod. pict. 56, 11. Jahrhundert: 5, 7, 7, 5 Sonntage.

Freising, Ellenhards Evangeliar, München, Cod. lat. 6832, Cod. pict. 82, 11. Jahrhundert: 3, 7, 7, 6 Sonntage.

Regensburg, Perikopenbuch aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts, jetzt beim Grafen Schönborn in Pommersfelden[8].

---

[1] Abdruck des Comes in der Ausgabe Leipzig 1889; vgl. Beissel a. a. O. 114 f.

[2] Domschatz Nr 13 u. 33. Vgl. Beissel, Des hl. Bernward Evangelienbuch, Hildesheim 1891, 51 f.

[3] 5, 6, 5, 8 Sonntage. München, Cod. lat. 14222, saec. X.

[4] Das Evangelienbuch des Kaisers Heinrich, in der Vatikana Ottob. lat. 74, saec. IX, 6, 6, 5, 8 Sonntage.

[5] Abgedruckt: Martène, Thesaurus novus anecdotorum V, Paris. 1717, 66 f.

[6] Vgl. Beissel a. a. O. 63, A. 4. [7] Vgl. ebd. 60, A. 3.

[8] Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei, Leipzig 1901, 42 und 207.

Verona, Kapitelsbibliothek, Evangeliar, Nr 101, 10. Jahrhundert: 5, 5, 5 (6. Sonntag: Ebdomada 1. mensis septimi, Dominica), 6 Sonntage. Ebenso im Evangelienbuch daselbst Nr 8, dem 8. Jahrhundert früher zugeschrieben, aber aus dem 10. Jahrhundert. Sein Perikopenverzeichnis ist unvollständig.

III. D. Eine Verquickung der beiden letzten Systeme (III B und C) bietet ein Evangelienbuch der Vatikanischen Bibliothek aus dem 10. Jahrhundert, indem es 4 Sonntage nach Pfingsten, 6 nach Peter und Paul, 5 nach Laurentius, 2 nach Cyprian und 4 nach Michael, endlich 5 vor Weihnachten aufzählt[1].

III. E. Von den Sonntagen nach Michael werden dann in drei Handschriften des 10.—11. Jahrhunderts zu Monte Cassino die letzten abgetrennt und als Sonntage nach dem Feste des hl. Martinus gegeben[2]. Zwei Evangeliare haben dort 4 Sonntage nach Pfingsten, 6 nach Peter und Paul, 6 nach Laurentius, 6 nach Michael, 3 nach Martin und 4 vor Weihnachten. Ein Homiliar enthält dagegen 5 nach Peter und Paul, 5 nach Laurentius, 6 nach Michael und 4 nach Martin.

Man ersieht aus den angegebenen Verschiedenheiten, daß es eine Täuschung wäre, zu glauben, durch Karl d. Gr. sei in allen liturgischen Übungen plötzlich Einheit erreicht worden. Im Gegenteil. Die Verschiedenheit wird in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts nur um so größer geworden sein. Freilich betonte Karl der Kahle in einem Briefe an den Klerus von Ravenna: „Wir beobachten in der Feier der heiligen Messe die Gewohnheiten der römischen Kirche." Er schreibt: nur bis zur Zeit Pipins hätten die gallikanischen Kirchen ihren eigenen Ritus gehabt[3]. Viele Kirchenvorsteher, besonders ärmere oder solche, welche ihre alten Gewohnheiten nicht auf-

---

Es zählt 6 Sonntage nach Pfingsten, 5 nach dem Feste der Apostelfürsten, dann einen 12. und 13. Sonntag nach Pfingsten, einen 3. bis 6. nach Laurentius, einen 2. und 3. nach Michael, endlich den 22. bis 24. nach Pfingsten.

[1] Vatican. Urb. n. 3.

[2] Cod. n. 191: 369 Evangelia, saec. X—XI; n. 424: 224 Evangelia, saec. XI; n. 109: 25 Homiliae, saec. XI. Vgl. S. 153 154.

[3] Bona, Rerum liturgicarum lib. 1, c. 12, n. 5 (Aug. Taur. 1747, I 236): Carolus Calvus imperator sic scribens in epistola ad clerum Ravennatem: Usque ad tempora abavi nostri Pippini Gallicanae ecclesiae aliter quam Romana vel Mediolanensis ecclesia divina celebrabant officia, sicut vidimus et audivimus ab iis, qui ex partibus Toletanae ecclesiae ad nos venientes secundum morem ipsius ecclesiae coram nobis sacra officia celebrarunt. Celebrata etiam sunt coram nobis Missarum officia more Hierosolymitano auctore Iacobo apostolo et more Constantinopolitano auctore Basilio, sed nos sequendam ducimus Romanam ecclesiam in Missarum celebratione. Vgl. Bäumer im Histor. Jahrbuch XIV (1893) 272.

zugeben gesonnen waren, fuhren auch nach Karls Tod ungestört fort, ihren gallikanischen Comes zu benutzen. Andere hielten sich wie bisher an ihren gelasianischen Gebrauch, d. h. an die römischen Bücher, welche im 6. Jahrhundert wohl durch die Bemühungen des hl. Cäsarius von Arles in Gallien eingeführt worden waren. Noch andere hatten Bücher, in denen gallikanische und gelasianische Gebete und Lesungen vermischt waren. Papst Hadrian hatte an Karl d. Gr. das von Gregor d. Gr. vereinfachte, veränderte und in einigen Dingen dem byzantinischen Ritus angepaßte Sakramentar und die ihm entsprechenden Lesungen aus dem Alten Testament, den Briefen und den Evangelien gesandt. Alkuin vervollständigte dann das auf Gregor zurückgehende, bis zur Zeit Hadrians vermehrte römische Perikopensystem, indem er aus den gelasianisch-gallikanischen Büchern mancherlei herübernahm. In St-Riquier (Centula), Angilberts Abtei, besaß man im Jahre 831 „ein gregorianisches und gelasianisches Missale, das von Alkuin neuestens geordnet worden war". Neben ihm lagen „Lektionare mit den Episteln und Evangelien, die gemischt und geordnet waren" aus älteren und neueren Vorlagen[1]. Das im 13. Kapitel abgedruckte Aachener Perikopenverzeichnis könnte das von Alkuin geordnete sein, wird wenigstens seiner Arbeit sehr nahestehen.

In einem gewissen Gegensatz zu Alkuin stand Paulus Diakonus. Er verfaßte zwischen 786 und 797 auf Ersuchen Karls d. Gr. zu Monte Cassino eine Sammlung von Homilien in zwei Bänden, welche der Kaiser der Geistlichkeit seines Reiches dringend empfahl[2]. Der bei Migne abgedruckte Text dieses Homiliars ist jedoch für die Geschichte der Liturgie des 9. Jahrhunderts unbrauchbar, da er verändert und durch zahlreiche Zusätze des 9.—10. Jahrhunderts vermehrt wurde[3]. Man muß also, um es zu verwerten, auf ältere Handschriften zurückgehen. Wiegand hat das getan. Auf Grund seiner Schrift läßt sich das S. 150 f gegebene Perikopen-

[1] Missalis Gregorianus et Gelasianus modernis temporibus ab Albino ordinatus I. Lectionarii Epistolarum et Evangeliorum mixtim et ordinate compositi V. Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui, Bonnae 1885, 27. Vgl. oben S. 127 144; Bäumer, Über das sog. Sacramentarium Gelasianum, im Histor. Jahrbuch XIV (1893) 247.

[2] Jaffé, Bibliotheca, IV. Monumenta Carolina, Berolini 1867, 372 f.

[3] Migne, P. lat. XCV 1159 f. Vgl. Bäumer, Geschichte des Breviers, Freiburg 1895, 287; Wiegand, Das Homiliarium Karls d. Gr. auf seine ursprüngliche Gestalt hin untersucht: Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche I, Leipzig 1897, Hft 2. Ergänzung zu letzterer Arbeit bietet Morin, Les sources non identifiées de l'homéliaire de Paul Diacre, in der Revue bénédictine XV (1898) 400 f.

1. Perikopen	2. Paulus Diakonus	3. Aachener Comes	4. Missale Romanum
Lc 6, 36 f	Dom. 1. post Pent.	Dom. vac.	Dom. 1. post Pent.
„ 14, 16 f	„ 2. „ „	—	„ 2. „ „
„ 15, 1 f	„ 3. „ „	—	„ 3. „ „
Lc 5, 1 f	Dom. 1. post nat. Apost.	Dom. 2. post Pent.	„ 4. „ „
Mt 5, 20 f	„ 2. „ „ „	Dom. 1. post nat. Apost.	„ 5. „ „
Mc 8, 1 f	„ 3. „ „ „	„ 2. „ „ „	„ 6. „ „
Mt 7, 15 f	„ 4. „ „ „	„ 3. „ „ „	„ 7. „ „
Lc 16, 1 f	„ 5. „ „ „	„ 4. „ „ „	„ 8. „ „
„ 10, 23 f	„ 6. „ „ „	„ 5. „ „ „	„ 12. „ „
„ 18, 9 f	„ 7. „ „ „	„ 6. „ „ „	„ 10. „ „
Mc 7, 31 f	Dom. 1. post S. Laur.	Dom. 1. post S. Laur.	„ 11. „ „
Lc 17, 11 f	„ 2. „ „ „	—	„ 13. „ „
Mt 6, 24 f	„ 3. „ „ „	„ 4. „ „ „	„ 14. „ „
Lc 7, 11 f	„ 4. „ „ „	„ 5. „ „ „	„ 15. „ „
„ 14, 1 f	„ 5. „ „ „	Dom. 1. post S. Cypr.	„ 16. „ „
Mt 22, 23 f	„ (6.) „ „ „	„ 2. „ „ „	17: Mt 22, 34 f
Mt 9, 1 f	Dom. 1. post S. Angeli	„ 3. „ „ „	Dom. 18. post Pent.
Mc 12, 28 f	„ 2. „ „ „	—	19: Mt 22, 1 f
Mt 13, 24 f	„ 3. „ „ „	—	20: Io 4, 46 f
„ 18, 23 f	„ 4. „ „ „	„ 4. „ „ „	„ 21.
„ 22, 15 f	„ 5. „ „ „	„ 5. „ „ „	„ 22.
„ 9, 18 f	„ 6. „ „ „	„ 6. „ „ „	„ 23.
Io 6, 5 f	Hebd. 5. ante nat. Dñi	„ 7. „ „ „	24: Mt 24, 15 f
Mt 21, 1 f	„ 4. „ „ „	Hebd. 4. ante nat. Dñi	
Lc 21, 25 f	„ 3. „ „ „	„ 3. „ „ „	Dom. 1. Adventus
Mt 11, 2 f	„ 2. „ „ „	„ 2. „ „ „	„ 2. „
Io 1, 19 f	„ 1. „ „ „	„ 1. „ „ „	„ 3. „
Lc 3, 1 f	Sabb. mens. dec.	Sabb. mens. dec.	„ 4. „

verzeichnis zusammenstellen. Trotz einzelner Zusätze und einer Einstellung anderer Benennungen der Tage dürfte es im wesentlichen echt sein. Jene Perikopen, welche im Aachener Verzeichnis [1] mit denen des Paulus Diakonus übereinstimmen, sind durch ein A bezeichnet, jene des heutigen Römischen Missale, welche dieselben sind, durch einen *. Man wird sehen, daß die Übereinstimmung eine fast vollständige ist. Ein ° an erster Stelle zeigt beachtenswerte Abweichungen vom Aachener Comes, an zweiter Stelle Abweichungen vom Missale an. Nach Pfingsten ist die Zählung der Sonntage eine andere als im Aachener Perikopenverzeichnis. Daß aber die Perikopen selbst wenig verschieden sind, zeigt die Tabelle auf S. 149. In ihrer 1. Kolonne steht ein Abschnitt des Evangeliums. In der 2. ist angegeben, wann es gelesen wird bei Paulus Diakonus, in der 3., wann es im Aachener Comes, in der 4., wann es heute im Missale vorkommt.

Die Perikope vom großen Gastmahl (Lk 14, 16 f), welche heute am Sonntag in der Oktav von Fronleichnam gelesen wird, ist dieselbe, welche schon vor mehr als tausend Jahren am 2. Sonntag nach Pfingsten stand. Sie hat vielleicht Veranlassung gegeben, das Fronleichnamsfest auf den zweiten Donnerstag nach Pfingsten zu legen. Das Ende des Kirchenjahres ist heute durch den Hinweis auf das Ende der Welt betont. Des Herrn Ankunft zum Gericht (Lk 21, 25 f) bildet den Stoff der Lesung für den 1. Sonntag im Advent. Früher wurde am 1. Sonntag des Advents an Christi glorreichen Einzug in Jerusalem erinnert (Mt 21, 1 f), weil dieser Einzug als Vorbild seiner glorreichen Erscheinung am Ende der Welt galt.

Ebdomada 5. ante natale Dñi.	Io 6, 5 f.	Panes, ut manducent.	
„ 4. „ „ „	Mt 21, 1 f.	Hosanna.	A*
„ 3. „ „ „	Lc 21, 25 f.	Erunt signa in sole.	A*
„ 2. „ „ „	Mt 11, 2 f.	Ioannes cum audisset.	A*
„ 1. „ „ „	Io 1, 19 f.	Miserunt Iudaei ad Io.	A*
Feria 4. in mense decimo.	Lc 1, 26 f.	Missus est.	A*
„ 6. „ „ „	„ 1, 39 f.	Maria abiit in montana.	A*
Sabbato „ „ „	„ 3, 1 f.	Anno quintodecimo.	A*
Vigilia natalis Dñi, ad Nonam.	Mt 1, 18 f.	Cum esset desponsata.	A*
Natale Dñi, nocte.	Lc 2, 1 f.	Exiit edictum.	A*
„ „ (mane).	„ 2, 15 f.	Pastores.	A*
„ „ ad Missas.	Io 1, 1 f.	In principio erat Verbum.	A*
Natale S. Stephani.	Mt 23, 34 f.	Ego mitto ad vos prophetas.	A*
„ S. Ioannis.	Io 21, 19 f.	Iesus Petro: Sequere me.	A*
„ Innocentium.	Mt 2, 13 f.	Fuge in Aegyptum.	A*

[1] 13. Kapitel S. 131 f.

Octava Dñi. Lc 2, 21 f. Ut circumcideretur. A*
Dominica post nat. Dñi. Lc 2, 33 f. Erant pater Iesu et mater mir. o*
In Epiphania. Mt 2, 1 f. Magi venerunt. A*
Feria 4. Io 1, 29 f. Vidit Ioannes Iesum.
Octava Epiphaniae. Mt 3, 13 f. Venit Iesus, ut baptizaretur.
Dom. 1. post Epiph. Lc 2, 42 f. Cum esset Iesus annorum duodecim. A*
„ 2. „ „ Io 2, 1 f. Nuptiae in Cana. A*
„ 3. „ „ Mt 8, 1 f. Leprosus. A*
Natale S. Agnetis (Evangelium fehlt). A*
Dom. 4. post Epiph. Mt 8, 23 f. Motus in mari. A*
In purificatione S. M. Lc 2, 22 f. Postquam impleti sunt dies purificationis. A*
Septuagesima. Mt 20, 1. Operarii in vinea. A*
Sexagesima. Lc 8, 4 f. Exiit, qui seminat. A*
Quinquagesima. „ 18, 31 f. Ecce ascendimus Ierusalem. A*
Quadragesima. Mt 4, 1 f. Iesus in desertum. A*
Dom. 1. in Quadragesima. Mt 17, 1 f. Transfiguratus est[1]. o(*)
„ 2. „ „ Lc 11, 14 f. Erat eiciens daemonium[2]. (A*)
„ 3. „ „ Io 6, 1 f. Unde ememus panes?[3] (A*)
Dominica ante Palmas. Io 8, 46 f. Quis arguet me de peccato? A*
„ in Palmis. Mt 21, 1 f. Hosanna.*
Feria 2. Io 11, 55 f. Proximum erat Pascha.
„ 3. (Mc, Passio?) A
„ 4. (Lc, Passio?) A*
In coena Dñi. Io 13, 1 f. Coepit lavare pedes. A*
In Parasceve. (Io, Passio?) A*
Sabbato sancto. Mt 28, 1 f. Vespere autem sabbati.*
Pascha. Mc 16, 1 f. Maria Magdalene. A*
Feria 2. Lc 24, 13 f. Ibant in Emmaus. A*
„ 3. „ 24, 36 f. Iesus in medio discipulorum. A*
„ 4. Io 21, 1 f. Dicit Petrus: Vado piscari. A*
„ 5. „ 20, 11 f. Maria stabat ad monumentum. A*
„ 6. Mt 28, 16 f. Discipuli abierunt in Galilaeam. A*
Sabbato. Io 20, 19 f. Iesus stetit in medio. A*
Dom. octava Paschae. Io 20, 24 f. Thomas. A*
Pascha annotina. „ 3, 1 f. Nicodemus. A o
In letania maiore. Lc 11, 5 f. Quis habebit amicum? A*
Dom. 1. post octav. Paschae. Io 10, 11 f. Pastor bonus. A*
„ 2. „ „ „ „ 16, 16 f. Dixit Iesus: Modicum. A*
„ 3. „ „ „ „ 16, 5 f. Dixit Iesus: Vado. A*
Natale SS. Philippi et Iacobi. „ 14, 1 f. Non turbetur cor vestrum. A*
Dom. 4. post octav. Paschae. „ 16, 23 f. Petite, et accipietis.

[1] Im Römischen Meßbuche: Dom. 2. in Quadragesima.
[2] Ebd.: Dom. 2. in Quadragesima, im Aachener Comes: Hebd. 4, Dominica
[3] Im Röm. Meßbuche: Dominica 4, im Aachener Comes: Hebd. 5, Dominica.

Vigilia Ascensionis. . .	Io 17, 1 f.	Pater, venit hora. A*
Ascensa Domini. . . .	Mc 16, 15 f.	Recumbentibus illis. A*
Dom. post Ascensa Dñi.	Io 15, 26 f.	Cum venerit Paraclitus. A*
In sabbato Pentecosten.	„ 14, 15 f.	Si diligitis me. A*
In die sancto Pent. . .	„ 14, 23 f.	Si quis diligit me. A*
Dom. 1. post Pent. . .	Lc 6, 36 f.	Estote misericordes. A*
„ 2. „ „ .	„ 14, 16 f.	Coena magna. °*
„ 3. „ „ .	„ 15, 1 f.	Publicani. °*
Vigilia S. Io. Bapt. . .	„ 1, 5 f.	Zacharias. A*
Natale S. Io. Bapt. . .	„ 1, 57 f.	Elisabeth impletum est t. p. A*
Vigilia S. Petri. . . .	Io 21, 15 f.	Diligis me? A*
Natale SS. Apostolorum.	Mt 16, 13 f.	Quem dicunt homines? A*
„ S. Pauli. . . .	„ 19, 27 f.	Reliquimus omnia. A*
Dom. 1. post. n. Apostol.	Lc 5, 1 f.	Cum turbae irruerent [1].
„ 2. „ „ „	Mt 5, 20 f.	Nisi abundaverit.
„ 3. „ „ „	Mc 8, 1 f.	Misereor super turbam.
„ 4. „ „ „	Mt 7, 15 f.	Attendite a falsis prophetis.
„ 5. „ „ „	Lc 16, 1 f.	Villicus.
„ 6. „ „ „	„ 10, 23 f.	Beati oculi.
„ 7. „ „ „	„ 18, 9 f.	Duo ascenderunt in templum.
Natale S. Laurentii. .	Io 12, 24 f.	Nisi granum frumenti. A*
Dom. 1. post S. Laurent.	Mc 7, 31 f.	Surdus et mutus. A*
In adsumptione S. Mariae.	Lc 10, 38 f.	Martha excepit eum. A*
In decollatione S. Io. B.	Mt 14, 1 f.	Herodes. °
Dom. 2. post S. Laurent.	Lc 17, 11 f.	Decem leprosi.
„ 3. „ „ „	Mt 6, 24 f.	Duobus dominis servire.
„ 4. „ „ „	Lc 7, 11 f.	Naim.
In nativitate S. Mariae.	„ 1, 39 f.	Exsurgens Maria abiit. A°
Dom. 5. p. S. Laurent.	„ 14, 1 f.	Hydropicus.
In mense septimo fer. 4.	Mc 9, 16 f.	Spiritus mutus. A*
Feria 6. mensis septimi.	Lc 5, 17 f.	Paralyticus. A°
Sabbato.	„ 13, 6 f.	Arbor fici. A*
Dominica sequenti. . .	Mt 22, 23 f.	Non esse resurrectionem.
In sancti Angeli. . .	„ 18, 1 f.	Sicut parvuli. A*
Dom. 1. post S. Angeli [2].	„ 9, 1 f.	Paralyticus.
„ 2. „ „ „	Mc 12, 28 f.	Primum mandatum.
„ 3. „ „ „	Mt 13, 24 f.	Seminavit semen bonum.
„ 4. „ „ „	„ 18, 23 f.	Rationem ponere cum servis.
„ 5. „ „ „	„ 22, 15 f.	Numisma census.
„ 6. „ „ „	„ 9, 18 f.	Iairus.
Vigilia S. Andreae.	Io 1, 35 f.	Ecce agnus Dei. A*
Natale S. Andreae.	Mt 4, 18 f.	Duo fratres Simonem et Andream. A*
In S. Mathei ap.	„ 9, 9 f.	Hominem in teloneo*.

---

[1] Vgl. oben S. 149. [2] Vgl. oben S. 146 f.

Commune sanctorum.

Vigilia unius apostoli. Io 15, 1 f. Ego sum vitis.
Natale „ „ „ 15, 12 f. Diligatis invicem.
„ „ sacerdotis. Mt 25, 14 f. Homo peregre proficiscens.*
In depositione unius confessoris. Lc 11, 33 f. Nemo lucernam accendit.
Item de confessoribus. Lc 12, 35 f. Sint lumbi vestri.*
In vigilia unius martyris. Mt 10, 34 f. Non veni mittere pacem.
Natale „ „ „ 10, 26 f. Nihil opertum.*
„ „ „ Lc 14, 26 f. Si quis non odit patrem.*
In festivitate martyrum. „ 6, 17 f. Beati pauperes.
In natale plurimorum mart. Mt 10, 16 f. Ego mitto vos sicut oves.
In „ „ „ Lc 21, 9 f. Cum audieritis praelia.
In festivitate martyrum. Mt 16, 24 f. Si quis vult venire.*
In natale virginum. „ 25, 1 f. Decem virgines.*
In „ „ „ 13, 44 f. Thesauro abscondito.*
In „ S. Felicitatis (23. Nov.) et aliarum sanctarum. Mt 12, 46 f. Ecce mater et fratres stabant[1]. A (*)
In dedicatione ecclesiae. Lc 6, 43 f. Arbor bona. A °
In „ „ Io 10, 22 f. Facta sunt encaenia.
In „ „ Lc 19, 1 f. Zachaeus. A*

Eine in langobardischer Schrift ausgeführte Homiliensammlung zu Monte Cassino[2] gibt für den 1. bis 5. Sonntag nach Pfingsten jene Perikopen, welche Paulus Diakonus für den 2. bis 7. bietet. Für den 1. bis 5. Sonntag nach Laurentius stimmt sie mit ihm überein. Dann aber gibt sie folgende Perikopen:

Dom. 1. p. S. Angeli. Mt 9, 1 f. (Paul. Diak. ebenso.)
„ 2. „ „ „ „ 22, 1 f.
„ 3. „ „ „ „ 22, 15 f. (Paul. Diak. 5. Sonntag nach Mich.)
„ 4. „ „ „ „ 9, 18 f. (Paul. Diak. 6. Sonntag nach Mich.)
„ 5. „ „ „ „ 13, 44 f.
„ 6. „ „ „ Lc 18, 35 f.
„ 1. „ S. Martini. Mt 24, 1 f.
„ 2. „ „ „ „ 24, 15 f. (Röm. Miss. 24. Sonntag.)
„ 3. „ „ „ „ 24, 36 f.
„ 4. „ „ „ „ 22, 1 f.

Durch drei Evangelien, welche nach dem Feste des hl. Martin vom Weltgericht handeln, leitet dies Verzeichnis über zur Ordnung des heutigen Missale, das am 24. Sonntage nach Pfingsten eine dieser Perikopen benutzt.

---

[1] Das Fest der hl. Felicitas hat heute keine besondere Messe, besitzt darum auch nicht mehr die Perikope Mt 12, 46. Sie ist verlegt in die Messe ihrer Söhne (11. Juli). Das Brevier aber erinnert in der 3. Nokturn daran, daß bereits der hl. Augustinus am Feste dieser Märtyrin jene Perikope verlesen ließ und deren Worte auf die starkmütige Mutter bezog. Vgl. oben S. 64.

[2] Cod. 109, 25, saec. XI; vgl. Bibl. Cassin. II 470 f. Oben S. 147.

Ein eigenartiges Perikopensystem findet am besten hier noch als Anhang seine Stelle. Es stammt aus dem Cod. 191, 369 zu Monte Cassino, der einst dem Kloster des hl. Nikolaus de Ciconia gehörte und dem 10. bis 11. Jahrhundert zugeschrieben wird, sowie aus dem Cod. 424, 224 Evangelia per annum, der im Beginn des 11. Jahrhunderts entstand. Beide Handschriften ergänzen sich gegenseitig[1]. Wo die Perikope mit derjenigen des heutigen Missale Romanum übereinstimmt, ist * gesetzt. Auffallend oft stammen die Perikopen inhaltlich überein mit denjenigen des Missale, sind aber aus verschiedenen Evangelien genommen.

Dom. 1. Adventus. . .	Mt 24, 36 f.	Weltgericht[2].(*)
„ 2. „ . .	Lc 7, 19 f.	Johannes' Sendung an Jesus.
„ 3. „ . .	Mc 1, 2 f.	Beruf des Vorläufers.
„ 4[3]. „ . .	Lc 3, 7 f.	Predigt des Vorläufers.
S. Thomae.	Io 20, 24 f.	Erscheinung des Erstandenen.*
Nativitas[4].	Mt 1, 1 f.	Geschlechtsregister Christi.
S. Stephani.	Lc 13, 31 f.	Jerusalem verfolgt Propheten.
S. Ioannis.	Io 21, 19 f.	Die Zukunft des hl. Johannes.*
S. Innocent.	Mt 2, 13.	Kindermord.*
Octava Dñi.	Lc 2, 21.	Beschneidung Christi.*
Dom. 1. post Nat. . .	Io 1, 15 f.	Zeugnis des Johannes.
Epiphania[5].	Mc 1, 4 f.	Johannes tauft Jesum.
Dom. 1. post Epiphan. .	Mt 13, 54 f.	Jesus in seiner Vaterstadt verachtet.
Octava Epiphan. . . .	Io 1, 29 f.	Zeugnis des Vorläufers.
Dom. 2. p. Epiphan. .	„ 3, 22 f.	Eifersucht der Johannesjünger.
„ 3. „ „ .	Mc 6, 1 f.	Jesus in seiner Vaterstadt verachtet.
„ 4[6]. „ „ .	Lc 7, 1 f.	Der Hauptmann von Kaphernaum.
„ 5. „ „ .	Mc 6, 47 f.	Jesus wandelt über das Meer.
„ 6. „ „ .	Mt 13, 46 f.	Schatz im Acker[7].*
Purificatio.	Lc 2, 33 f.	Simeons Weissagung.
Septuagesima.	Mt 19, 1 f.	Entlassung wegen Ehebruchs.
Sexagesima.	„ 13, 1 f.	Der Sämann[8].
Quinquagesima. . . .	Mc 10, 46 f.	Heilung des Bartimäus.
S. Benedicti.	Mt 5, 13 f.	Salz der Erde.
Annuntiatio.	Lc 1, 39 f.	Heimsuchung.
Quadragesima[9]. . . .	„ 4, 1 f.	Jesus in der Wüste versucht[10].

[1] Caravita, I codici e le arti a Monte Cassino I 179.

[2] Missale Rom.: Dom. 24. p. Pent. Mt 24, 15 f. [3] Quatemberevangelien fehlen.

[4] Nur eine Messe in beiden Handschriften. Ohne Vigil.

[5] Ohne Vigil. Ein anderes Evangelium am Ende des Cod. 191.

[6] Im Cod. 424 Dom. 4 und 5 umgestellt.

[7] Im Missale: Dom. 5. post Epiphan.

[8] Ebd. auch Perikope vom Sämann, aber Lc 8, 4 f.

[9] Dom. caput Quadragesim. Das Verzeichnis hat keine Stationsangaben, keine Ferialperikopen. [10] Im Missale: Jesu Versuchung nach Mt 4, 1 f.

Dom. 2.	Lc 9, 27 f.	Verklärung[1].
„ 3.	Mt 12, 22 f.	Heilung des Taubstummen.
„ 4.	Mc 6, 34 f.	Brotvermehrung[2].
„ 5.	Io 8, 31 f.	Die Israeliten aus Abrahams Geschlecht.*
„ in palmis[3]. .	„ 12, 12 f.	Einzug in Jerusalem.
„ oct. Paschae.	„ 20, 19 f.	Erscheinung des Erstandenen.*
„ 1. p. oct. .	„ 10, 1 f.	Christi Schafstall[4].
„ 2. „ „ .	„ 16, 31 f.	Reden Jesu.
„ 3. „ „ .	„ 12, 44 f.	Reden Jesu.
S. Phil. et Iac. .	„ 14, 1 f.	Wohnungen im Himmel.*
Inventio s. crucis.	Mt 13, 44 f.	Der gefundene Schatz.
S. Michael. . . .	Mc 9, 33 f.	Ermahnungen[5].
Dom. 4.	„ 11, 19 f.	Kraft des Glaubens.
Ascensio. . . .	Lc 24, 49 f.	Himmelfahrt Christi.
Dom. post Asc. .	Io 15, 7 f.	„Bleibet in mir."
Pentecost.[6] . . .	„ 7, 37 f.	Verheißung des Heiligen Geistes.
Dom. oct. Pent. .	„ 3, 16 f.	Nikodemus.
„ 1. p. Pent.[7] .	Mt 6, 31 f.	„Seid nicht besorgt."
„ 2. „ „ .	Lc 8, 22 f.	Meeressturm.
„ 3. „ „ .	Lc 5, 27 f.	Bekehrung des Levi.
„ 4. „ „ .	Mt 22, 2 f.	Hochzeit für Königssohn.
S. Io. Bapt. . .	Lc 1, 18 f.	Gabriel erscheint dem Zacharias.
S. Io. et Pauli. .	„ 12, 1 f.	Der Sauerteig der Pharisäer.*
S. Petri et Pauli[8].	„ 22, 28 f.	Lohn der Apostel.
S. Pauli.	Mt 19, 23 f.	Lohn der Apostel.
Octav. S. Apost. .	„ 14, 22 f.	Petrus auf dem Meere.*
Dom. 1. post Apost.	„ 5, 43 f.	Nächstenliebe.
„ 2. „ „	„ 15, 32 f.	Brotvermehrung.
S. Felicitatis. . .	„ 12, 46 f.	Jesu Mutter und Brüder.
Dom. 3. post Apost.	Lc 13, 22 f.	Die enge Pforte.
„ 4. „ „	„ 17, 1 f.	Ärgernisse.

[1] Im Missale: Verklärung nach Mt 17, 1 f.

[2] Ebd.: Brotvermehrung nach Io 6, 1 f.

[3] Es folgt gleich nach Palmsonntag die Oktav von Ostern.

[4] Im Missale: 10, 11 f. Der gute Hirt für Dom. 2. post Pascha (= Dom. 1. post octavas).

[5] Ebd. die ähnliche Perikope nach Mt 18, 1 f. Im Anhang zum Verzeichnis in Cod. 424 Io 5, 1: Probatica piscina.

[6] Keine Ferialperikopen für die Pfingstwoche.

[7] Es folgt die Notiz: In festo sanctorum a Pascha usque in octava Pentecosten leguntur ista duo evangelia: Ego sum vitis (Io 15, 1 f). Ein zweites nicht genannt. Es folgt aber: In sanctorum apostolorum Philippi et Iacobi (1. Mai). Io: In domo Patris mei mansiones (Io 14, 1 f). Dann: In inventione s. crucis (3. Mai). In sancti Angeli (8. Mai).

[8] Ohne Vigil.

S. Apollinaris.	Lc 22, 24 f.	Rangstreit.*
Dom. 5. post Apost.	Mc 10, 17 f.	Der reiche Jüngling.
Vincula Pet.	Mt 14, 22 f.	Petrus auf dem Meere.
Dom. 6. post Apost.	Lc 14, 7 f.	Die ersten Plätze.
Transfiguratio.	Mc 9, 1 f.	Verklärung.
S. Laurentii.	„ 8, 34 f.	Nachfolge Christi.
Dom. 1. post S. Laur.	„ 1, 29 f.	Die Schwiegermutter Petri.
Assumptio B. M.	Lc 1, 39 f.	Heimsuchung.
Dom. 2. post S. Laur.	Mt 15, 29 f.	Viele Heilungen.
„ 3. „ „ „	Lc 12, 13 f.	Teilung der Erbschaft.
Decoll. S. Io.	Mt 14, 1 f.	Enthauptung des Vorläufers.
S. duodec. fratr.	„ 10, 5 f.	Aussendung der Zwölf.
Dom. 4.	Lc 7, 11 f.	Naim.
„ 5.	„ 14, 12 f.	Gastmahl.
„ 5.	Mt 21, 19 f.	Die Verwünschung des Feigenbaumes.
Exaltatio s. crucis.	Io 3, 1 f.	Nikodemus.
S. Matthaei.	Mt 9, 9 f.	Berufung des Matthäus.*
Dom. 6[1].	Lc 20, 27.	Auferstehung.
S. Cosmae et Dam.	Io 15, 17 f.	Nächstenliebe.
Dedicat. S. Angeli	Mc 9, 33.	Schutzengel[2].
Dom. 1. post S. Ang.	„ 2, 2 f.	Der Gichtbrüchige.
„ 2[3]. „ „ „	Lc 17, 3 f.	Verzeihung.
„ 3. „ „ „	„ 20, 20 f.	Zins dem Kaiser.
„ 4. „ „ „	„ 8, 41 f.	Jairus.
S. Lucae.	„ 9, 23 f.	Kreuztragen.
Dom. 5.	Mt 13, 46 f.	Schatz im Acker[4].
S. Simonis et Iudae.	Lc 9, 44 f.	Ermahnung an Apostel.
O. Sanctorum.[5]	Lc 6, 17 f.	Seligkeiten.
Dom. 6.	Mc 11, 15 f.	Tempelreinigung.
S. Martini.	Lc 12, 35 f.	Erwartung des Herrn.
Dom. 1. post S. Martini	Mc 13, 1 f.	Zerstörung des Tempels.
S. Clementis.	Mt 25, 14 f.	Talente.
Dom. 2. post S. Martini	Mc 13, 14 f.	Zerstörung Jerusalems.
„ 3. „ „ „	Lc 21, 20 f.	Zerstörung Jerusalems[6].
S. Andreae.	Mc 1, 14 f.	Berufung des Andreas[7].
Epiphania Dñi.	Lc 3, 21 f.	Jesu Taufe[8].

[1] Im Codex 424 wie oben, dann aber: Dom. 6. vel sabbato. „Der verdorrte Feigenbaum." [2] Die Parallelstelle aus Mt 18, 1 f im Missale.

[3] Zuerst angegeben Perikope wie am 4. Sonntage nach dem Feste der Apostelfürsten. Dann die obige. [4] Wie am 6. Sonntage nach Epiphanie.

[5] Ohne Vigil. Als Perikope im Missale die Parallelstelle aus Mt 5, 1 f.

[6] Im Missale: Dom. 1. Adventus.

[7] Ebd. die Parallelstelle aus Mt 4, 18 f.

[8] Es folgt in Cod. 424 ein langes Verzeichnis als Commune Sanctorum.

Fünfzehntes Kapitel.

Entwicklung der Perikopen von Pfingsten bis zum Ende der Weihnachtsoktav.

Wie die Auswahl der Perikopen für die Sonntage, Wochentage und die Feste des Herrn sich der im heutigen Römischen Missale gegebenen immer mehr näherte, zeigt am klarsten eine Übersicht über die von Pfingsten bis nach Weihnachten verlesenen Evangelien der heiligen Messe. Sie ist in der S. 164 f gegebenen Tabelle zusammengestellt. In ihr bezeichnen die Ziffern 1—72 je eine der in der S. 157 f gegebenen Liste aufgeführten Perikopen. Aus der zweiten, S. 159 f abgedruckten Liste ersieht man, auf welche Handschriften sich die einzelnen Kolonnen beziehen.

Evangelien der Pfingstwoche.

1. Verheißung des Heiligen Geistes. . . . 128 Jo 14, 15 f.
2. " " " " . . . 130 Jo 14, 23 f.
3. Wirkungen " " " . . . 24 Jo 3, 16 f.
4. Christi Herde. . . . . 89 Jo 10, 1 f.
5. Verheißung des heiligsten Sakramentes. . 60 Jo 6, 44 f. Q[1].
6. Vollmacht der Apostel. . . . . . . 86 Lk 9, 1 f.
7. Erste Brotvermehrung. . . . . . . 93 Lk 9, 12 f.
8. Der Gichtbrüchige im Hause. . . . . 36 Lk 5, 17 f. Q.
9. Jairus und die Blutflüssige. . . . . . 85 Lk 8, 41 f (vgl. Nr 44).
10. Petri Schwiegermutter. . . . . . . 26 Lk 4, 38 f. Q.
11. Zwei Blinde. . . . . 205 Mt 20, 29 f.

Evangelien vom Oktavtag nach Pfingsten bis zum Advent.

12. Nächstenliebe. . . . . 55 Lk 6, 36 f. I[1].
13. Nikodemus. . . . . 24 Jo 3, 1 f.
14. Christi Gebet. . . . . 154 Jo 17, 24 f.
15. Der Prasser. . . . . 196 Lk 16, 19 f.
16. Verheißung des heiligsten Sakramentes. . 67 Jo 6, 56 f[2].
17. Das große Gastmahl. . . . . 181 Lk 14, 16 f. II.
18. Freude über Bekehrte. . . . . 186 Lk 15, 1 f. III.
19. Der reiche Fischfang. . . . . 29 Lk 5, 1 f. IV.
20. Erste Brotvermehrung. . . . . . . 147 Mt 14, 15 f.
21. Gerechtigkeit des Neuen Bundes. . . . 35 Mt 5, 20 f. V.
22. Zweite Brotvermehrung. . . . . . . 76 Mk 8, 1 f. VI.

[1] Die Nummern I bis XXIV zeigen an, an welchem Sonntag nach Pfingsten die betreffende Perikope im heutigen römischen Meßbuche steht; I† bis IV† beziehen sich auf die Sonntage des Adventes. Q auf Quatembertage.

[2] Im Missale eingefügt für Fronleichnam am Donnerstag nach dem 1. Sonntag nach Pfingsten.

23.	Der gute Baum.	56	Mt 7, 15 f.	VII.
24.	Der Verwalter.	190	Lk 16, 1 f.	VIII.
25.	Jesus weint über Jerusalem.	236	Lk 19, 41 f.	IX.
26.	Der Zöllner.	214	Lk 18, 9 f.	X.
27.	Der Taubstumme.	74	Mk 7, 31 f.	XI.
28.	Der Samaritan.	120	Lk 10, 23 f.	XII.
29.	Die zehn Aussätzigen.	201	Lk 17, 11 f.	XIII.
30.	Gott sorgt.	49	Mt 6, 24 f.	XIV.
31.	Auferweckung des Jünglings zu Naim.	67	Lk 7, 11 f.	XV.
32.	Der Wassersüchtige.	176	Lk 14, 1 f.	XVI.
33.	Das größte Gebot.	223	Mt 22, 34 f.	XVII.
34.	Die Auferstehung.	223	Mt 22, 23 f.	
35.	Der besessene Knabe.	91	Mk 9, 16 f.	Q.
36.	Magdalenas Bekehrung.	74	Lk 7, 36 f.	Q.
37.	Der unfruchtbare Feigenbaum.	164	Lk 13, 6 f.	Q.
38.	Die Gekrümmte.	164	Lk 13, 10 f.	
39.	Der Gichtbrüchige.	70	Mt 9, 1 f.	XVIII.
40.	Das Hochzeitsmahl.	221	Mt 22, 1 f.	XIX.
41.	Der Königliche.	37	Jo 4, 46 f.	XX.
42.	Der harte Knecht.	188	Mt 18, 23 f.	XXI.
43.	Gebet dem Kaiser.	223	Mt 22, 15 f.	XXII.
44.	Die Blutflüssige. Jairus.	74	Mt 9, 18 f (vgl. Nr 9).	XXIII.
45.	Erste Brotvermehrung.	49	Jo 6, 5 f.	
46.	Die enge Pforte.	169	Lk 13, 22 f.	
47.	Jesus wird weggehen.	127	Jo 14, 1 f.	
48.	Verhärtung der Bösen.	133	Mt 13, 13 f.	
49.	Der Sämann.	136	Mt 13, 24 f.	
50.	Der jüngste Tag.	248	Mt 24, 15 f.	XXIV.

Evangelien des Advents.

51.	Einzug in Jerusalem.	206	Mt 21, 1 f.	
52.	Christi Ankunft zum jüngsten Gericht.	257	Lk 21, 25 f.	I †.
53.	Gesandtschaft des Johannes.	102	Mt 11, 2 f.	I †.
54.	„ an „	9	Jo 1, 19 f.	III †.
55.	Gabriel bei Maria.	3	Lk 1, 26 f.	Q.
56.	Maria bei Elisabeth.	3	Lk 1, 39 f.	Q.
57.	Gott sendet den Täufer.	6	Lk 3, 1 f.	Q, IV †.
58.	Ein Engel bei Joseph.	2	Mt 1, 18 f.	

Evangelien der Weihnachtszeit.

59.	Christi Geburt.	3	Lk 2, 1 f[1].	
60.	Die Hirten.	3	Lk 2, 15 f.	
61.	Das Wort bei Gott.	1	Jo 1, 1 f.	

[1] Die Kaiser lasen in der Weihnachtsmesse diese Perikope vor wegen der Worte Exiit edictum a Caesare. Revue bénéd. I 463 461 f.

62. Verfolgung der Propheten. . . . . 240 Mt 23, 34 f.
63. Petrus fragt für Johannes. . . . . 231 Jo 21, 19 f.
64. Ermordung der Kinder. . . . . 6 Mt 2, 13 f.
65. Der gute Hirt. . . . . 92 Jo 10, 11 f.
66. Simeon und Anna. . . . . 3 Lk 2, 33 f.
67. Erwartung des Herrn. . . . . 154 Lk 12, 35 f.
68. Christi Beschneidung. . . . . 3 Lk 2, 21 f.
69. Beschneidung und Opferung Christi. . . . 3 Lk 2, 21 f.
70. Wachsamkeit. . . . . 263 Mt 24, 42 f.
71. Die zehn Jungfrauen. . . . . 268 Mt 25, 1 f.
72. Christi Taufe. . . . . 13 Mt 3, 13 f.

Verzeichnis der für die Tabelle S. 164 f benutzten Handschriften.

Die 2. Kolonne A gibt die Perikopen, welche zu Rom und im fränkischen Reich vom 8. bis 10. Jahrhundert von den höchsten Autoritäten benutzt wurden und in folgenden Handschriften sich finden:

Karolingisches Evangeliar im Münster zu Aachen. 9. Jahrhundert (Ak).
Ottonisches Evangeliar im Münster zu Aachen. Mitte des 10. Jahrh. (Ao).
Adahandschrift zu Trier. Anfang des 9. Jahrhunderts (Ta).
Evangelienbuch aus Bamberg zu München. Cod. lat. n. 4451, Cimel. 56, 9. Jahrhundert.
Evangelienbuch aus Bamberg zu München. Cod. lat. n. 4453, Cimel. 58, 11. Jahrhundert.
Evangelienbuch aus Passau zu München. Cod. lat. n. 11 019, Cod. pict. 32, 11. Jahrhundert.
Epistel- und Evangelienbuch zu Würzburg. Mp. th. f. 62, 8. Jahrhundert. Die Handschrift ist unvollständig.
Kleines Evangelienbuch des Domes zu Prag[1].
Evangelienbuch zu Rom. Vat. Pal. lat. 46 aus dem 8.—9. Jahrhundert[2].

Die 3. Kolonne (Hi) zählt die Perikopen folgender Handschriften auf:

Evangeliar des Hildesheimer Domes aus dem 9. bis 10. Jahrh. (HiA).
Einfaches Evangeliar des hl. Bernward aus dem Ende des 10. Jahrh. (HiB).
München, Cod. lat. n. 14 222, Evangelienbuch aus Regensburg, 10. Jahrh.
Rom, Vat. Ottob. lat. n. 74, Evangelienbuch Heinrichs III. (?) aus Bayern[3].

[1] Es hat am 2. Sonntage nach Cyprian nicht Nr 34, sondern 33.

[2] Die Handschrift hat keine Perikope für den Donnerstag der Pfingstoktav, für den Samstag drei Perikopen Nr 11 u. 12 und am Rand Nr 10 der Liste S. 157, für den Oktavtag von Pfingsten Nr 13, dann nur 1 Sonntag nach der Oktav von Pfingsten Nr 19, für 7 nach dem Feste der Apostelfürsten Nr 22 23 24 28 26 (zwei fehlen), für 5 nach Laurentius Nr 27 bis 31, für 7 nach Cyprian Nr 32 33 39 42 bis 45, für 4 im Advent Nr 51 bis 54.

[3] Der Comes dieser und der vorhergehenden Handschrift abgedruckt bei Swarzenski, Die Regensburger Buchmalerei 207; vgl. 123. Alle Angaben der Nummern, Kapitel und Verse der Evangelien fehlen bei ihm. Der 24. Sonntag nach Pfingsten sowie andere wichtige Angaben sind ausgelassen.

Die 4. Kolonne Lc gibt die Perikopen aus den Handschriften der Evangelien zu Lucca. Abgedruckt bei Zaccaria, Bibliotheca ritualis, Rom. 1776, I 183 f.

Die 5. Kolonne verzeichnet die Perikopen des Theotinchus. Sein Verzeichnis ist abgedruckt bei Baluze, Capitularia regum Franc. II 1309 und daraus bei Ranke, Das kirchliche Perikopensystem, Berlin 1847, LXXXIV f.

Die 6. Kolonne zeigt an, wie die Perikopen in dem Evangelienbuch Nr 218 aus dem 11. Jahrhundert im Dome zu Köln verteilt sind.

Ein eigenartiges Perikopensystem hat das anglo-sächsische Evangelienbuch des Herzogs von Arenberg. Es stammt aus der Zeit um das Jahr 1000 und aus St Severin zu Köln. Für den Mittwoch der Pfingstwoche gibt es die Perikope Nr 7 der oben S. 157 gegebenen Liste, für den Donnerstag Jo 6, 6 f (die Samariterin), für den Freitag Nr 11 und 9, für den Samstag Nr 12 und Mk 12, 41 f (das Scherflein der Witwe), für den Oktavtag von Pfingsten Nr 13 und 14, dann für den 2.—6. Sonntag nach Pfingsten Mk 11, 15 f (die Vertreibung der Verkäufer), Nr 12 und 16, Lk 3, 7 (Johannes' des Täufers Strafpredigt), Nr 19. Dann folgen für sechs Sonntage nach dem Feste der Apostelfürsten die Nr 21 22 23 24 28 26, für vier Sonntage nach Laurentius Nr 27 28 29 30, für neun Sonntage nach Cyprian Nr 31 32 33 39 42 43 44 41 45, endlich für vier Adventssonntage Nr 51 52 53 54.

Kolonne 7 (Col) gibt die Verzeichnisse aus folgenden Büchern:

Evangelienbuch des Kölner Seminars aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts. Beschrieben von Beissel in der Zeitschr. f. christl. Kunst XI (1898) 1 f.

Evangelienbuch der Dombibliothek zu Köln Nr 56, aus dem 9. Jahrhundert.

Evangelienbuch der Dombibliothek zu Köln, Nr 14, aus dem 10. Jahrhundert. Kopie aus dem Buche Nr 56.

Evangelienbuch des Stadtarchivs zu Köln, Nr 147, aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts.

Evangelienbuch des 11. Jahrhunderts zu Stuttgart, Landesbibliothek II, a. 6. Doch fehlt bei den fünf Sonntagen nach Pfingsten die Perikope Nr 15.

Perikopenbuch der Vatikanischen Bibliothek aus dem 10. Jahrhundert, Urbin. 3 Der Donnerstag der Pfingstwoche fehlt. Der Samstag hat Nr 11, der Oktavtag Nr 12; dann folgen drei Sonntage Nr 19 18 17, weiterhin sechs nach Peter und Paul Nr 21—24 28a 26, nur zwei nach Cyprian Nr 32 33, sodann vier nach Michael mit Nr 39 42—44, endlich fünf für den Advent mit Nr 45 und 51—54.

Kolonne 8 (Pad) zählt die Perikopen auf aus dem Evangelienbuch aus Paderborn-Hildesheim im Dome zu Trier Nr 42 aus der Zeit um das Jahr 1200. Es enthält eine merkwürdige Vermengung älterer und neuerer Verzeichnisse, wie die Anmerkungen zu dieser Kolonne dartun.

Das Evangelienbuch aus Schäftlarn zu München, Cod. lat. n. 17011, Cod. pict. 56, zählt fünf Sonntage nach Pfingsten (letzte Nummer 19), sieben nach dem Feste der Apostelfürsten (letzte Nr 26), sieben nach Laurentius (letzte Nr 34), fünf nach Michael (letzte Nr 44), fünf vor Weihnachten (erste Nr 45).

Kolonne 9 (Ber) enthält die Perikopen des reichen Evangelienbuches des hl. Bernward von Hildesheim im Dome zu Hildesheim (Nr 18). Sein Comes ist abgedruckt in Beissel, Des hl. Bernward Evangelienbuch, Hildesheim 1891, 51 f.

Kolonne 10 (Hez) gibt das Verzeichnis aus dem Evangelienbuch des Bischofs Hezilo von Hildesheim 1054—1079 im Dome zu Hildesheim.

Kolonne 11 (Wings) gibt die Perikopen des Evangelienbuches des Dr Wings zu Aachen aus der Mitte des 10. Jahrhunderts, jetzt in der dortigen Stadtbibliothek. 26 Sonntage. Es bietet für die Quatembertage der Pfingstwoche Feria 4. post Pentecosten Io 60 (Nr 5), Alia (für den Quatembermittwoch) Lc 93 (Nr 7), Feria 6. Lc 36 (Nr 8), alia Lc 85 (Nr 9), Sabbato Lc 26 (Nr 10), alia Lc 205 (Nr 11).

Das Evangelienbuch Karls des Kahlen zu München (Nr 14000) zählt die 24 Sonntage nach Pfingsten fortlaufend, ohne Unterabteilungen, hat aber, wie es scheint, die Perikopen der 2. Kolonne[1].

Die Kolonne 12 (Varia) dient zur Darstellung eines seit dem 10. Jahrh. weitverbreiteten Perikopensystems, das sich z. B. in folgenden Handschriften findet:

Evangelienbuch des Münsters zu Essen in Folio, 8.—9. Jahrhundert, mit großen Ziertiteln. Es zählt 24 Wochen nach der Oktav von Pfingsten. Nr 15 findet sich in ihm Ebdomada 2. post octavam Pentecosten.

Evangeliare der Stadtbibliothek zu Bamberg (Cod. A II, 45 und 46) aus dem 12. Jahrhundert. Beide zählen 25 Sonntage nach der Oktav von Pfingsten. Die Handschrift A. II, 46 hat für Dom. 24. post octavam Pentecosten die Perikope Nr 43, für Dom. 25. die Perikope Nr 44, dann Nr 45 für Dom. 5 ante natale Domini. Am 19. Sonntag nach Pfingsten gibt sie Nr 34, nicht Nr 33.

Perikopenbuch des hl. Ansfried im Erzbischöfl. Museum zu Utrecht aus dem 9.—10. Jahrhundert. Beschrieben bei Beissel, Des hl. Bernward Evangelienbuch 24 f. Nach Pfingsten 25 Sonntage, letzter mit der Perikope Nr 44; Dom. 5. ante natale Domini Nr 45.

Evangelienbuch der Abtei Süstern bei Maastricht aus dem 11. Jahrhundert. 24 Sonntage nach der Oktav von Pfingsten, 5 vor Weihnachten. Dom. 24. hat Perikope Nr 44, Dom. 1. ante natale Domini Nr 45.

Egbertkodex der Trierer Stadtbibliothek. Ende des 10. Jahrhunderts. 25 Sonntage nach der Pfingstoktav, letzte Perikope Nr 44; Dom. 5. ante natale Domini, Perikope Nr 45.

Evangelienbuch des Kölner Domes (Nr 144) aus dem Ende des 10. Jahrhunderts. 25 Sonntage nach Pfingsten. Der 1. hat die Perikope Nr 13, der 2. Nr 15, der 3. Nr 17, der 24. Nr 43, der 25. Nr 44, der 5. Sonn-

[1] Notiert habe ich für Dom. 21 bis 24 die Nrn 40 bis 44, für den 5. Sonntag vor Weihnachten Nr 45. Es hat 8 Sonntage nach Theophanie, in der Karwoche dreimal eine Passio, am 1. November: Natale S. Caesarii, jedoch im Commune: In honore omnium sanctorum. Der Titel lautet: Capitulare, qualiter in Romana legitur ecclesia.

tag vor Weihnachten Nr 45, der 4. Nr 51. Gleiches ist der Fall im Evangelienbuch des 11. Jahrhunderts Nr 312 im Archiv der Stadt Köln.

Perikopenbuch aus Echternach in Bremen, 11. Jahrhundert. 25 Sonntage nach Pfingsten; letzter mit der Perikope Nr 44. Der 1. Sonntag des Advents hat die Perikope Nr 51. Die Perikope Nr 45 ist also ausgefallen.

Evangelienbuch der Uta von Regensburg in München, Cod. lat. n. 13601, Cim. 54, aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts. Das Buch gibt keine Perikopen für Quatembertage nach Pfingsten oder für gewöhnliche Wochentage und nur wenige Feste der Heiligen, weil es nur bei feierlichen Anlässen benutzt wurde [1].

Evangelienbuch des Kaisers Heinrich IV. (? V.) zu Krakau [2].

Perikopenbuch des Erzbischofs Kuno von Trier (gest. 1388) im Trierer Dom. Geschrieben 1380. Nach Pfingsten 24 Sonntage. Am 22. die Perikope Nr 42, am 23. Nr 43, am 24. Nr 45. Hier fiel also Nr 44 aus. Der 1. Adventssonntag, womit das reich mit Miniaturen ausgezierte Buch beginnt, hat die Perikope Nr 51, der 2. Nr 52.

In mehreren Perikopenverzeichnissen dieser Klasse, z. B. jenen des Evangelienbuches aus St Pantaleon im Archiv zu Köln (Nr 312a), das um 1120 entstand, sowie in drei Evangelienbüchern zu Darmstadt, denen des Erzbischofs Gero von Köln (gest. 976), aus Meschede (Beginn des 11. Jahrhunderts) und aus M.-Gladbach um 1110 [3], sind die Quatembertage aus der Woche der Pfingstoktav in die folgende verlegt mit den Perikopen Nr 7, 9 und 11. Auch die Bibel von Farfa in der Vatikanischen Bibliothek [4] stellt drei Quatemberevangelien nach der Oktav von Pfingsten. Gleiches ist der Fall in dem eben genannten Evangelienbuch der Uta.

Die 13. Kolonne (Bobb.) gibt die Lesestücke eines Perikopenbuches aus Bobbio in Mailand [5].

Gleiche Perikopen enthält für die Sonntage von Pfingsten bis Weihnachten das mit Miniaturen reich ausgestattete Perikopenbuch der Barberinischen Bibliothek [6]. Ebenso das Perikopenbuch aus Bamberg, jetzt zu München [7].

---

[1] Der Comes bei Swarzenski, Regensburger Buchmalerei 206 f. Es hat 24 Sonntage nach Pfingsten (Perikope des letzten Nr 44) und 5 vor Weihnachten (erste Nr 45).

[2] 24 Sonntage nach Pfingsten, 5 vor Weihnachten. Comes, abgedruckt bei Swarzenski a. a. O.

[3] Darmstadt Nr 1948, 1640 und 530. Alle drei haben 25 Sonntage nach Pfingsten (für den letzten die Perikope Nr 44) und 5 vor Weihnachten (für den ersten die Perikope Nr 45). Vgl. Beissel, Geschichte der Evangelienbücher 349.

[4] Vatican. lat. 5729, saec. XI gibt für 25 Sonntage nach Pfingsten und 4 im Advent die Perikopen der 12. Kolonne, am 1. Januar: Nat. s. Marie.

[5] Ambros. n. 228, part. inf., angeblich aus dem 9., wahrscheinlich aus dem 10. bis 11. Jahrhundert. Es hat eine Vigil vor Allerheiligen.

[6] XIV 84, olim 10, aus der Zeit um das Jahr 1000, jetzt im Vatikan. Vgl. Beissel a. a. O. 222 230.

[7] Cod. lat. n. 4452, Cimel. 57, 11. Jahrhundert. (Am 18. Sonntage nach Pfingsten Nr 34, am 1. der Adventssonntage Nr 45.)

Die letzte Kolonne zeigt an, welche Evangelien heute im Römischen Missale als Perikopen stehen. Es bedeutet also I 12: am 1. Sonntag nach Pfingsten wird die unter Nr 12 genannte Perikope gelesen.

In der folgenden Tabelle zeigt ein Strich an, daß die betreffenden Handschriften an den bezeichneten Tagen, z. B. am Donnerstag nach Pfingsten, keine Perikope hat oder daß sie ohne 5. Adventssonntag ist. Wo weder ein Strich noch eine Nummer sich findet, ist der Raum leer geblieben, um die betreffende Nummer so zu stellen, daß sie mit den gleichen der andern Kolonnen in dieselbe Zeile kommt. Wo in der 1. Kolonne steht: Sonntag nach Pfingsten, fangen die Perikopen an, welche von diesem Tage bis zum Advent gebraucht werden. Dort ist aber zu beachten, daß die Sonntage nach Pfingsten verschieden eingeteilt werden. Die Verzeichnisse der 2.—8. Kolonne teilen, wie bereits im vorhergehenden Kapitel S. 144 f gezeigt wurde, die Sonntage nach Pfingsten in Gruppen ein, jene der 9. bis letzten Kolonne zählen sie durchgehend. Wieviele Sonntage nach Pfingsten, nach dem Feste der Apostelfürsten oder des hl. Laurentius usw. jedes der ersteren Verzeichnisse angibt, zeigt die Anzahl der in der Kolonne von einem Strich bis zum andern gegebenen Nummern. Beispielsweise hat also A in der 2. Kolonne nur 2 Sonntage nach Pfingsten, 6 nach Peter und Paul, dagegen in der 5. Kolonne Theotinchus 5 Sonntage nach Pfingsten, aber nur 4 nach Peter und Paul.

Nimmt man die Querreihe, in deren letzter Kolonne VII 23 steht, so ersieht man aus ihr, daß die Perikope Nr 23, d. h. nach S. 158 jene aus Mt 7, 15 f vom guten Baume gelesen wird, in den Handschriften der 2., 3., 4., 6. und 7. Kolonne am 3. Sonntag nach dem Feste der hll. Apostel Petrus und Paulus, in jener der 5. Kolonne am 1., in derjenigen der 8. Kolonne am 4. Sonntag nach dem Feste der Apostelfürsten, in den folgenden Kolonnen am 8. oder 7. Sonntag nach Pfingsten.

Die Quatembertage des September stehen in der Reihe der Sonntage an verschiedenen Stellen, meist nach dem 17. Sonntag. Sie sind zwar für die Numerierung (35—37) nach diesem 17. Sonntag (Nr 33) eingereiht, in der Tabelle jedoch erst nach dem letzten Pfingstsonntag eingefügt, um die Übersicht nicht zu stören. Aus gleichem Grunde sind die Quatembertage des Advents nach dem letzten Sonntag vor Weihnachten eingefügt.

Hinsichtlich der Adventssonntage ist festzuhalten, daß man sie in römischen und deutschen Perikopenbüchern bis ins 11. Jahrhundert ans Ende der Reihe, erst später an den Anfang, also vor das Weihnachtsfest stellte. Darum zählte man früher (5.), 4., 3., 2., 1. Sonntag vor Weihnachten, später (wie im heutigen Missale) 1., 2., 3., 4. Sonntag des Advents. Der 1. Sonntag vor Weihnachten ist also heute der 4. des Advents, der 2. vor Weihnachten ist der 3. des Advents.

Die nachstehende Tabelle tut offenbar dar, daß für die Zeit von Pfingsten bis zum Ende der Weihnachtsoktav im Bereich des römischen Ritus seit dem 9. Jahrhundert eine wesentliche Veränderung in den Perikopen der

1.	2. A	3. Hi	4. Luc	5. Theo	6. Col	7. Cal	8. Pad	9. Ber	10. Hez	11. Wings	12. Varia	13. Bobb	14. Missale
Vigil	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
Pfingsten	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Montag	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3
Dienstag	4	4	4	4	4	4	4	4	4	4	4	4	4
Mittwoch	5	5	5	5	5	5	5	5	5	5, 7	5	5	5
Donnerstag	—	(6)[1]	—	7		6	6	6	6	6	6	7?[2]	6
Freitag	8	8	8	8	8	8	8	8	8	8, 9	8	6	8
Samstag	11	11 (10)[3]	11 (12)	10	10	10	10[4]	10	10	10, 11	10	10	10
Oktavtag	(13)[5]	13[6]	13	13	13	13	13	13	13	13	13	13	—
							14						
Sonntage	I 12	I 12[7]	15	—	—	I 15	18	—	15	15	15	7	I 12
nach		II 15[8]	17	II 15	15		15	15					
Pfingsten		III 17	18	III 21	17	II 17	17	17	17	17	17	17	II 17
		IV 18	20	IV 18	18	III 18		18	18	18	18	18	III 18
		V 12	12	V 12	12	IV 12		12		12	12	12	
	II 19	VI 19	19	VI 19	19	19		19	19	19	19	19	IV 19
	Festum SS. Apostolorum												
							19						
	I 21	21	21	—	21	21	21	21	21	21	21	21	V 21
	II 22	22	22	—	22	22	22	22	22	22	22	22	VI 22
	III 23	23	23	23[9]	23	23	23	23	23	23	23	23	VII 23
	IV 24	24	24	24	24	24	25	24	24	24	24	24	VIII 24
	V 25	25	25	28	28	25	24	25	25	25	25	25	IX 25
	VI 26	26		26	26	26	28	26	26	26	26	26	X 25
							26						
	Festum S. Laurentii												
	I 27	27	27	II 27[10]	27	27	27	27	27	27	27	27	XI 27
	II 28	28	28	III 28	28	28	28	28	28	28	28	28	XII 28
	III 29	29	29	IV 29	29	29	29	29	29	29	29	29	XIII 29
	IV 30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30	XIV 30
	V 31	31	31	31[11]	31	31	31	31	31	31	31	31	XV 31
	Festum S. Cypriani												
	I 32	32	32	32[12]	32	32	32	32	32	32	32	32	XVI 32
	II 34	33	33	33	33	33	34[13]	33	33	33	33	34	XVII 33
						Michael							

[1] Nr 6 auf Rand beigefügt in Hi A. [2] Lc 9, 1 f. [3] Nr 10 auf Rasur in Hi B.

[4] Das Paderborner Evangelienbuch gibt zu Sabbato post Pentecosten vier Perikopen 205 Mt (Nr 11), 136 Mc (12, 41 f), 26 Lc (Nr 24) und 55 Lc (Nr 12). Dagegen fehlt die Perikope des Quatembermittwochs. Die Oktav von Pfingsten hat die beiden oben genannten Perikopen. Dann folgt Hebdomada 2. Lc 186 (Nr 18).

[5] So in Ao. [6] So in Hi B. [7] So in Hi A.

[8] Hi A nennt diesen Sonntag Ebd. 1. post octav. Pent., Hi B aber Ebd. 2. (post. Pent.). Dementsprechend ist die Zählung der folgenden Sonntage „nach Pfingsten“.

[9] Diese Perikope Nr 23 im Verzeichnis für Dom. post natale apostolorum, dann folgt Dom. 4. post natale apostolorum mit Nr 24. Der Schreiber ließ also die 1. und 2. Dom. aus und bezeichnete die 3. nur als Dominica.

[10] Diese Dominica als 2. post S. Laurentii bezeichnet, obwohl sie die 1. ist.

[11] Ist Dom. 6. post S. Laurentii. Sie wird aber bezeichnet als Dom. mensis VI.

[12] Ist Dom. 1. post S. Cypriani, aber bezeichnet als Dom. mensis VIII (? VII). Die folgenden heißen: Dom. mensis VII, Dom. mensis VII, Dom. 3. post S. Cypriani. Dann folgt eine große Lücke im Verzeichnis, weshalb die ersten Adventssonntage fehlen. [13] Mt 224 unsicher, ob Nr 33 oder 34.

1.	2. A	3. Hi	4. Luc	5. Theo	6. Col	7. Cal	8. Pad	9. Ber	10. Hez	11. Wings	12. Varia	13. Bobb	14. Missale
Sonntage	III 39	39	39	39	39	I 39	39	39	39	39	39	39	XVIII 39
nach		(40)[1]	40			II 40	44	40	40	40	40	40	XIX 40
Pfingsten			41			III 41	47[2]	41	41	41	41	41	XX 41
	IV 42	42	42	V 42	42	IV 42	42	42	42	42	42	42	XXI 42
	V 43	43	43		43	V 43	48	43	43	43	43	43	XXII 43
	VI 44	44	44		44	VI 44	44	44	44	44	44	44	XXIII 44
	VII 45		45		45			(45)[3]	49[4]	45	(45)		
													XXIV 50
Quat. Mittw.	35	35	35	35		35	35	35	35	35	35	35	35
Freitag	8	8 (36)[5]	8	8 (36)		36	8	8	8	8	8 (36)	36	36
Samstag	38	38 37	38	37		37	37	37	37	37	37	37	37
Sonntage		V 45[6]				45	45	(45)[3]	45		(45)[7]	45	
des	IV 51	IV 51	51	—	51	51	51	51	51	51	51	51	
Advents	III 52	III 52	52	—	52	52	52	52	52	52	52	52	I 52
	II 53	II 53	53	—	53	53	53	53	53	53	53	53	II 53
	I 54	I 54	54	54	54	54	54	54	54	54	54	54	III 54
													IV 57
Quat. Mittw.	55	55	55	55	55	55	55	55	55	55	55	55	55
Freitag	56	56	56	56	56	56	56	56	56	56	56	56	56
Samstag	57	57	57	57	57	57	57	57	57	57	57	57	57
Vigil	58	58	58	58	58	58	58	58	58	58	58	58	58
Weihnachten I	59	59	59	59	59	59	59	59	59	59	59	59	I 59
" II	60	60	60	60	60	60	60	60	60	60	60	60	II 60
" III	61	61	61	61	61	61	61	61	61	61	61	61	III 61
Stephan	62	62	62	62	62	62	62	62	62	62	62	62	62
Johannes	63	63	63	63	63	63	63	63	63	63	63	63	63
Unsch. Kinder	64	64	64	64	64	64	64	64	64	64	64	64	65
Thomas	—	—	—	—		—	—	—	—	—	(65)	—	65
Sonntag	—	69	66[8]	66		66	—	—	66	—	(66)	66	66
Silvester	70	70	70	70	70	70	70	70	67	—	(70)	70	67
Beschneidung	69	—	69	69		69	69	69	69	69	69	—	68
Martina	71	71[9]	71	—		—	—	—	—	—	(71)	—	—
1. Januar	—	—	72[3]	—		—	—	—	—	—	—	—	—

[1] Auf Rand in HiB.

[2] Die beiden vorhergehenden Sonntage genannt: Hebd. 1. post festum S. Michaelis, Hebd. 2. post S. Angel., dann Dom. 21. mit Nr 47. Es folgt Hebd. 4. post S. Angeli. Eine ähnliche Vermischung alter und neuer Verzeichnisse gibt das Perikopenbuch aus dem Münster zu Aachen, jetzt in der Burgundischen Bibliothek zu Brüssel Nr 9219 aus dem 10. bis 11. Jahrhundert. Es bietet 4 Sonntage nach Pfingsten, 1 post natale Apostolorum, 5 post octavas Apostolorum, 6 post natale S. Laurentii, dann eine Dom. vacans, weiterhin Dom. 16. und 17. nach Pfingsten, hierauf Dom. 3. bis 6. post S. Angeli. Die Adventssonntage standen im Anfange des Buches, der fehlt.

[3] Die Perikope 49 Jo im kleinen Buche des hl. Bernward für Hebdomada 7. post natale sci Cypriani, im reichen für Dom. hebdomadae 5. ante natale Domini gegeben.

[4] Hebdomada 25. post Pentecosten.

[5] Auf Rasur in HiA.

[6] Für Hebd. 5. ante natale Domini.

[7] So in den S. 161 genannten Handschriften von Bamberg, Süstern, Utrecht, Trier (Egbertkodex) und Köln.

[8] Kal. Ianuarii, si in Dominica contigerit, Lc 2, 21 f, si alias, Mt 3, 13 f (Nr 72); Octava Dñi Lc 2, 21 f.

[9] HiA gibt Nat. s. Marie. Vgl. oben S. 105 107 f 131 162, Anm. 4.

Sonntage, der hohen Feste und ihrer Oktaven nicht stattgefunden hat. Die starken Verschiedenheiten, welche in den Handschriften auf den ersten Blick den Forscher verwirren, erweisen sich zuletzt als andere Benennungen und Zählungsarten. Nur beim Übergang vom letzten Sonntag nach Pfingsten in den Advent zeigen sich bedeutendere Abweichungen und Neuerungen. Die Evangelien der Pfingstwoche erscheinen auffallend im heutigen Missale. Nur am Tage der Vigil, am Pfingstsonntag und -montag handelt die Perikope vom Heiligen Geiste in Nr 1—3. Am Dienstag erinnert sie daran, Jesus sei die Türe zum Schafstalle. Dies Evangelium entspricht demjenigen des 2. Sonntags nach Ostern, worin Jesus sagt: „Ich bin der gute Hirt." Beide sind an ihre Stelle gesetzt, weil an den Samstagen vor Ostern und vor Pfingsten die Taufe feierlich gespendet, also die Herde Christi durch neue Glieder vermehrt wurde. Am Mittwoch, Freitag und Samstag finden Quatemberfasten statt. Darum erinnern deren Evangelien an das höhere Brot, das heiligste Sakrament, an Nachlaß der Sünden, die Jesus dem Gichtbrüchigen gewährte, und an dessen barmherzige Wundermacht (Nr 5, 8, 10 und 11). Der Donnerstag hat erst spät eine eigene Messe erhalten. Darum fehlt in der 2. Kolonne das Evangelium, und darum hat dieser Tag noch heute im Römischen Missale die Messe des Pfingstsonntages. Nur Epistel und Evangelium sind anders; beide handeln von der Vollmacht der Boten Christi [1]. In der Zeit nach Pfingsten geben die Verzeichnisse des 9.—11. Jahrhunderts oft auch Perikopen für die Wochentage. Beispielsweise bezeichnet das reichere Evangelienbuch des hl. Bernward [2] regelmäßig eine Perikope für den Mittwoch. Andere geben in jeder Woche oft nur eine Perikope, zuweilen aber zwei oder gar drei, jedoch sind dann nur solche bezeichnet für Mittwoch, Freitag und Samstag.

Die Evangelien der 24 Sonntage nach Pfingsten sind im heutigen Missale folgende:

1. Lk 6, 26 f, Nr 12.	9. Lk 19, 41 f, Nr 25.	17. Mt 22, 34 f, Nr 33.
2. „ 14, 16 f, Nr 17.	10. „ 18, 9 f, Nr 26.	18. „ 9, 1 f, Nr 39.
3. „ 15, 1 f, Nr 18.	11. Mk 7, 31 f, Nr 27.	19. „ 22, 1 f, Nr 40.
4. „ 5, 1 f, Nr 19.	12. Lk 10, 23 f, Nr 28.	20. Jo 4, 46 f, Nr 41.
5. Mt 5, 20 f, Nr 20.	13. „ 17, 11 f, Nr 29.	21. Mt 18, 23 f, Nr 42.
6. Mk 8, 1 f, Nr 22.	14. Mt 6, 24 f, Nr 30.	22. „ 22, 15 f, Nr 43.
7. Mt 7, 15 f, Nr 23.	15. Lk 7, 11 f, Nr 31.	23. „ 9, 18 f, Nr 44.
8. Lk 16, 1 f, Nr 24.	16. „ 14, 1 f, Nr 32.	24. „ 24, 15 f, Nr 50.

[1] Vgl. Durandus, Rationale divinorum officiorum lib. 6, c. 111. Auch am 23. und 24. Sonntage nach Pfingsten sind im Missale Introitus, Graduale, Offertorium und Communio gleich. [2] Hildesheim, Dom, Nr 18.

In allen diesen Evangelien ist nur eines aus Johannes, dasjenige des 20. Sonntags. Aus Markus stammen nur zwei, jene des 6. und 11. Sonntags. Aus Lukas sind elf, aus Matthäus zehn entnommen. Das letzte aus Lukas findet sich am 16. Sonntag. Man möchte also glauben, die Liste dieser Sonntage habe ursprünglich bis zum 16. Perikopen aus Lukas, dann solche aus Matthäus gehabt. Die Griechen lesen umgekehrt vom Pfingstmontag bis zum 17. Sonntag nach Pfingsten an den Sonntagen Evangelien aus Matthäus, vom 18. an aber aus Lukas. Die Quatemberfasten stehen zwischen dem 17. und 18. Sonntag und bilden so einen Abschnitt.

Der mailändische Comes hat nach Pfingsten 16 Sonntage und dann 8 nach dem Feste der Enthauptung des hl. Johannes, 1 vor und 4 nach dem Feste der Kirchweihe, 4—5 im Advent[1] in folgender Ordnung:

1. Mk 16, 14 f.
2. Mt 9, 10 f.
3. Lk 6, 36 f, Nr 12.
4. „ 15, 11 f.
5. „ 17, 11 f, Nr 29.
6. „ 14, 16 f, Nr 17.
7. Mt 20, 29 f, Nr 11.
8. Lk 15, 1 f, Nr 18.
9. Lk 5, 1 f, Nr 19.
10. „ 12, 13 f.
11. Lk 18, 10 f.
12. Mt 5, 20 f, Nr 21.
13. Mk 8, 1 f, Nr 22.
14. „ 7, 31 f, Nr 27.
15. Lk 7, 11 f, Nr 31.
16. „ 19, 37 f.
1. „ 9, 7 f, Nr 7.
2. „ 19, 41 f, Nr 25.
3. Mt 7, 15 f, Nr 23.
4. Lk 10, 30 f.
5. Mk 21, 19 f.
6. „ 20, 1 f.
7. Lk 13, 6 f, Nr 37.
8. „ 14, 1 f, Nr 32.
1. Jo 8, 1 f.
1. Mt 8, 23 f, Nr 34.
2. „ 22, 15 f, Nr 43.
3. „ 22, 2 f, Nr 40.
4. „ 9, 18 f, Nr 44.

Hier haben wir aus Johannes 1, aus Markus 3, aus Matthäus 10, aus Lukas 15 Abschnitte. Die beigefügten Nummern, welche sich auf die oben (S. 157 f) gegebene Liste der karolingischen und der jetzigen römischen Perikopen beziehen, zeigen, daß viele der dort nach Pfingsten gelesenen Evangelien auch in Mailand an Sonntagen nach Pfingsten benutzt wurden.

Das spanische Perikopenverzeichnis des Klosters Silo im Erzbistum Toledo[2] bringt für die Sonntage nach Pfingsten keine Lesung aus Johannes. Es gibt aus Markus 5, aus Lukas 12, aus Matthäus 9.

1. Mk 5, 17 f, Nr 21.
2. „ 4, 18 f.
3. „ 8, 1 f, Nr 22.
4. „ 8, 14 f.
5. „ 24, 3 f, (Nr 50).
6. „ 7, 12 f, Nr 23.
7. Mk 1, 35 f.
8. „ 5, 21 f, Nr 21.
9a. „ 10, 17 f.
9b. Mk 10, 46 f.
10. Lk 4, 31 f.
11. „ 5, 12 f, Nr 8.
12. „ 5, 27 f.
13. „ 6, 37 f, Nr 12.
14. „ 7, 1 f.
15. „ 15, 11 f.
16. „ 16, 19 f, Nr 15.
17. „ 16, 1 f, Nr 24.
18. Lk 18, 10 f, Nr 26.
19. „ 14, 1 f, Nr 32.
20. „ 7, 11 f, Nr 31.
21. Mk 10, 35 f.
22. Lk 17, 11 f, Nr 29.
23. Mt 5, 43 f.
24a. „ 18, 23 f, Nr 42.
24b. „ 6, 19 f.

[1] Vgl. oben S. 90 94.
[2] Vgl. oben 8. Kapitel S. 82 f.

Zu beachten ist, daß Nr 1—6 und Nr 23—24b aus Matthäus genommen sind, 7—9b aus Markus, 10—20 und 22 aus Lukas.

Der mozarabische Comes[1] gibt den 7 Sonntagen nach Pfingsten aus Lukas 1 Lesung, aus Matthäus 6 Lesestücke:

1. Lk 19, 1f.
2. Mt 4, 18f.
3. Mt 8, 23f.
4. " 12, 30f.
5. Mt 8, 28f.
6. " 13, 3f.
7. " 13, 24f, Nr 49.

Am 23. Sonntag nach Pfingsten nach heutiger Zählung sind alle römisch-karolingischen Verzeichnisse einig in der Perikope Nr 44 über die Heilung der Blutflüssigen und der Auferweckung der Tochter des Jairus. Dann aber geben viele alte Verzeichnisse entweder als Schluß oder Anfang des Kirchenjahres Nr 45, den Bericht über die erste Brotvermehrung. Überall folgt Nr 51, Christi Einzug in Jerusalem, und Nr 52, eine Lesung über Christi Kommen zum Jüngsten Gericht. Beide Perikopen belehren, wie der Herr bei seiner Ankunft zu empfangen sei[2]. Das heutige Missale setzt dagegen sowohl ans Ende des Kirchenjahres als an dessen Anfang, den 1. Adventssonntag, eine Lesung über den Jüngsten Tag, Nr 50 und 52.

In den zwei folgenden Adventssonntagen geht das Römische Missale wiederum mit den alten Verzeichnissen zusammen. Alle geben Berichte über die Wirksamkeit des Vorläufers, um dem Messias den Weg zu bereiten. Für seinen letzten Adventssonntag schiebt das Römische Missale Nr 57 ein, worin es wie in Nr 53 und 54 über den Vorläufer handelt. Die drei Evangelien der Quatembertage des September geben die Be-

---

[1] Vgl. oben S. 86.

[2] Amalarius unterscheidet hinsichtlich der Sonntage des Advents zwischen den „alten“ (gelasianischen) Missalien mit ihren Lektionarien, welche fünf Sonntage vor Weihnachten gäben, und dem Antiphonar mit seinem Gregorianischen Missale, in dem man nur vier Sonntage finde, und erklärt dabei, warum man das Evangelium über die wunderbare Brotvermehrung (Nr 21) am 5. Sonntage vor Weihnachten lese. De ecclesiasticis officiis III, c. 40; IV, c. 30 (Hittorpius, De divinis officiis 438 484 703 und Migne, P. lat. CV 1158 1218; CXLII 1063). Vgl. Bernonis ratio de initio adventus (ebd. CXLII 1085) und Abbo, Apologeticus (ebd. CXXXIX 472). Der Micrologus c. 31 (ebd. CLI 1003) schließt sich an die Perikopen der 9. Kolonne an. Nach Rudolphus, De canonum observantia liber, propositio 16 (Hittorpius 1133) beginnen die Römer den Advent nach dem Feste der hl. Katharina. Er zählt für den Advent vier Wochen und vier Sonntage. Über die verschiedenen Lesungen des 1. Adventssonntages, die von jenen des letzten Sonntages nach Pfingsten abhängen, vgl. auch Durandus, Rationale VI 3.

freiung des Knaben vom Teufel (Nr 35), die Bekehrung der Magdalena (Nr 36) und, vor Aufschub der Bekehrung warnend, die Geschichte vom unfruchtbaren Feigenbaum. Nur in einigen alten Verzeichnissen steht an zweiter Stelle Nr 8, die Heilung des Gichtbrüchigen, dem Jesus die Sünden vergab. Doch ist Nr 8 mit Nr 36 insofern verwandt, als es sich in beiden, der Bedeutung der Quatembertage entsprechend, um Abkehr von der Sünde handelt.

Die Quatembertage des Advents weisen in ihren Perikopen Nr 55, 56 und 57 nur auf Weihnachten hin, indem sie die Geschichte der Verkündigung, Heimsuchung und Sendung des Vorläufers erzählen. Das Missale wiederholt die letztgenannte Perikope des Samstags dieser Quatemberfasten am letzten Adventssonntage, in der, wie erwähnt, neu eingeschobenen Perikope Nr 57.

Welche Abschnitte aus den Evangelien für den Advent in den verschiedenen Perikopenverzeichnissen vorgeschrieben wurden, zeigt die folgende Liste. In ihr beziehen sich Nr 1—8 auf die Perikopen des Römischen Missale, die folgenden Nummern auf Perikopen anderer Verzeichnisse.

1. I. Sonntag des Adventes. Lk 21, 25 f. Erunt signa.
2. II. " " " Mt 11, 1 f. Tu es, qui venturus es?
3. III. " " " Jo 1, 19 f. Dirigite viam Domini.
4. IV. " " " Lk 3, 1 f. Verbum Domini super Io.
5. Mittwoch der Quatember des Advents. Lk 1, 26 f. Missus est.
6. Freitag " " " " " 1, 39 f. Exsurgens Maria.
7. Samstag " " " " " 3, 1 f. Anno quintodec.
8. Vigil von Weihnachten. Mt 1, 18 f. Cum desponsata esset.
9. Mt 3, 1. Parate viam Domini. Vgl. Nr 3 und 11.
10. Mt 21, 1 f. Einzug in Jerusalem. Benedictus qui venit.
11. Mk 1, 3 f. Parate viam Domini. Vgl. Nr 3 und 9.
12. Mk 12, 38—13, 33. Die Witwe am Opferkasten. Zeichen des Weltendes.
13. Lk 17, 20 f. Quando venit regnum Dei?
14. Jo 1, 35 f. Ecce agnus Dei.
15. Mt 24, 15 f. Cum videritis abominationem.
16. Jo 1, 1 f. In principio erat Verbum.
17. Mk 13, 1 f. Erunt dies tribulationis. Vgl. Nr 12.
18. Lk 4, 14 f. Impleta est scriptura.
19. Mt 24, 1 f. Signum adventus tui?
20. Jo 4, 5 f. Mulier Samaritana.
21. Jo 6, 5 f. Unde ememus panes?
22. Mt 24, 36 f. Weltgericht. Im Römischen Missale am 24. Sonntage nach Pfingsten.
23. Lk 7, 19 f. Die Botschaft des Johannes an Jesus.
24. Lk 3, 7 f. Predigt des Vorläufers. Vgl. Nr 4.

Unter den angegebenen Perikopen beziehen sich

a) auf die Predigt des Johannes 2, 3, 4, 7, 9, 11, 14, 23, 24;
b) auf die Ankunft Christi zum Weltende 1, 12, 13, 15, 17, 19, 22;
auf den Einzug in Jerusalem 10;
c) auf Christi Geburt aus der Jungfrau 5, 6, 8;
auf Christi ewige Zeugung durch den Vater 16;
d) auf das Wort der Samariterin: Messias venit 18, 20;
auf den Ausspruch: Hic est vere Propheta, qui venturus est 21.

Wie diese Lesestücke auf die einzelnen Tage verteilt worden sind, lehrt übersichtlich die folgende Tabelle. Ihre 1. Kolonne nennt die Sonntage und Quatembertage des Advents. Es folgen die Perikopen der Verzeichnisse von Silo (Kolonne 2), des mozarabischen Ritus (3) und des gallikanischen (4), die Perikopen von Lindisfarne (5), Burchards (6), von Mailand (7), des Codex Rehdigeranus (8), der Aachener Pfalzkapelle und der Verzeichnisse des 9. bis 11. Jahrhunderts (9), des Paulus Diakonus, der S. 154 genannten Handschriften aus Monte Cassino (11)[1] und des heutigen Römischen Meßbuches (12).

1.	2. Silo	3. Moz.	4. Gall.	5. Lind.	6. Burchard	7. Mailand	8. Rehdiger.	9. Aachen	10. Paulus Diaconus	11. Monte Cassino	12. Missale
Dom. 6.		4	14			19					
Dom. 5.	9	2	15	4	3	4	15		21		
Dom. 4.	2	10	2	2	2	2	20, 19	10	10	22	1
Dom. 3.	10	12	4	5	5	10	2	1	1	23	2
Dom. 2.	11	13	9	?	17	3	4	2	2	11	3
Dom. 1.	4	11	10	?	18	6, 5	5	3	3	24	4
Feria 4. Quat.								5			5
Feria 6.								6			6
Sabbato								4	4		4
Vigilia			16	8	8	8	8	8			

Sechzehntes Kapitel.

Entwicklung der Perikopen von Epiphanie bis nach Christi Himmelfahrt.

Das vorhergehende Kapitel hat gezeigt, daß die römischen Perikopen für die Sonntage von Pfingsten bis nach Weihnachten seit dem 9. Jahrhundert nicht viel geändert worden sind. Im ältesten Teil der Perikopenverzeichnisse, in dem die Fastenzeit sich findet und die Osteroktav, sind die

[1] Die Einteilung des Paulus Diakonus (Kolonne 10) hat sich sehr lange erhalten; denn sie findet sich noch in einem reich ausgestatteten Perikopenbuche zu Bamberg aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts (A II 46).

Lesungen noch weniger umgestaltet worden. Nicht nur in allen Verzeichnissen seit dem 9. Jahrhundert, sondern auch schon im Comes des hl. Burchard von Würzburg, der im Beginn des 8. Jahrhunderts geschrieben wurde, findet sich in sehr vielen Fällen Übereinstimmung mit dem heutigen Missale. Da nun einerseits für die Fastenzeit die erst von Gregor II. (gest. 731) eingerichteten Donnerstagsevangelien bei Burchard fehlen, die karolingischen und ottonischen Verzeichnisse fast nur in ihnen voneinander abweichen, und da viele Perikopen, welche Burchard und die karolingischen Verzeichnisse bieten, mit denjenigen, die wir aus den Homilien Gregors d. Gr. kennen, übereinkommen, darf man mit Sicherheit schließen, das Perikopenverzeichnis des heutigen Römischen Missale sei mit Hinsicht auf die Perikopen der Sonntage der Fastenzeit und der großen Feste des Herrn dasselbe, dessen sich Gregor d. Gr. bediente.

Eine eingehende Prüfung der Tabelle S. 172 ff wird dies klarstellen.

Ihre 1. Kolonne nennt die betreffenden Tage. Die 2. Kolonne gibt die Perikopen des Synaxarion der Griechen[1]. Letztere zählen nur einen Sonntag nach Epiphanie. Es sind also für den 2. bis 10. jene Sonntage in die Kolonne eingestellt, welche der Fastenzeit vorausgehen. Die 3. Kolonne verzeichnet den Comes der gallikanischen Kirche, die 4. jenen des Klosters von Silo in Spanien aus dem 7. Jahrhundert[2]. Die 5. Kolonne gibt die Perikopenreihe der mozarabischen Liturgie[3], die 6. Kolonne enthält die Lesestücke des Ambrosianischen Ritus zu Mailand[4]. Die 7. Kolonne den Comes des Book of Lindisfarne[5], die 8. denjenigen des hl. Burchard[6]. Die 9. Kolonne zeigt an, welche Perikopen im 9. und 10. Jahrhundert im Reiche der Karolinger und zu Rom gelesen wurden[7]. Wenn eine Perikope mit derjenigen des heutigen Römischen Meßbuches übereinstimmt, ist ein * beigefügt. Ein G zeigt an, wenn die Perikope dieselbe ist, wie jene, welche schon Gregor d. Gr. an demselben Tage benutzte[8].

Die Tabelle läßt erkennen, wie in der Reihe der Perikopen Änderungen entstanden sind. So ist Jo 12, 1, Christi Salbung durch Maria, die nach dem Wortlaute der Perikope sechs Tage vor Ostern stattfand, von dem Palmsonntag auf den folgenden Montag verschoben worden, um der Leidensgeschichte nach Matthäus Platz zu machen. Die Leidensgeschichte nach Markus wird erst seit dem 9.—10. Jahrhundert am Mittwoch der Karwoche verlesen.

---

[1] Im 1. Kapitel S. 13 f abgedruckt
[2] Vgl. das 8. Kapitel S. 79 f.
[3] Vgl. das 8. Kapitel S. 85 f.
[4] Vgl. das 11. Kapitel S. 91 f.
[5] Vgl. das 9. Kapitel S. 111 f.
[6] Vgl. das 12. Kapitel S. 121 f.
[7] Vgl. das 13. Kapitel S. 131 f.
[8] Vgl. das 6. Kapitel S. 62 f.

1.	2. Graeci	3. Gallican.	4. Silo	5. Mozarab.	6. Ambros.	7. Lindisf.	8. Burchard	9. Karoling.
Vigil. Epiphan.	Lc 3, 1	Mt 2, 1		Io 1, 18	Mt 3, 13	Mt 4, 16	Mt 2, 19* Mt 4, 12	Mt 2, 19*
Epiphania	Mc 1, 9	Mt 3, 13	Mt 2, 1*	Mt 2, 1*	Mt 2, 1*	Mt 3, 13[1]	Mt 3, 13	Mt 2, 1 G* Mc 1, 4[3]
	Mt 3, 13	Lc 3, 23 Io 2, 1	(Mt 2, 16)[2]			Mt 2, 1	Mt 2, 1	Io 1, 29 Mt 3, 1
Dom. 1 post Epiph.	Mt 4, 12	Lc 4, 16		Lc 2, 42*	Lc 2, 42*	Io 1, 29	Io 1, 29	Lc 2, 42 G*
„ 2.	(Lc 12, 16)	Mt 22, 36		Lc 4, 14	Io 2, 1*	Io 1, 43	Io 1, 35	Io 2, 1*
„ 3.	(Lc 13, 10)	Mt 17, 1		Lc 11, 29	Io 4, 46	Io 4, 5	Io 3, 22	Mt 8, 1 G*
„ 4.	(Lc 14, 16)	Lc 10, 25		Lc 12, 10	Io 3, 16	Lc 2, 42	Lc 2, 42	Mt 8, 23*
„ 5.	(Lc 17, 12)	Lc 14, 1		Lc 12, 54	Mt 17, 14			Mt 13, 24 G* Mt 11, 25
„ 6.	(Lc 18, 18)			Lc 14, 26				Mc 6, 47 G
„ 7.	(Lc 18, 35)			Lc 15, 11				Mt 12, 9
„ 8.	(Lc 19, 1)			Lc 16, 1				Lc 9, 1
„ 9.	(Lc 18, 9)							Mt 22, 2
„ 10[4].	(Mt 15, 21)							Mt 15, 21
Septuagesima	Lc 15, 11				Mt 20, 1		Mt 20, 1*	Mt 20, 1 G*
Sexagesima	Mt 25, 31				Mt 13, 3	Mt 13, 3 (?)	Lc 8, 4*	Lc 8, 4 G*
Quinquagesima[5]	Mt 6, 14		Mt 17, 1	Lc 16, 19	Mt 13, 3	Io (?)	Lc 18, 31*	Lc 18, 31 G*
Feria 4.				Mt 4, 1			Io 12, 1[6]	Mt 6, 16*
„ 5.								Mt 8, 5*
„ 6.								Mt 5, 43*
Sabbato	Mc 2, 23							(Mc 6, 47)
Dom. 1. Quad.	Io 1, 44		Mt 4, 1*	Io 4, 3*	Mt 4, 1*	Mt 4, 1*	Mt 4, 1*[7]	Mt 4, 1 G*
Feria 2			Io 1, 1		Mt 5, 1	Mt 5, (17)	Mt 5, 17 Mt 25, 31*	Mt 25, 31*
„ 3.					Mt 5, 13	Mt 18, (1)	Mt 21, 1*	Mt 21, 1*
„ 4. Quat.			Io 1, 15	Mt 4, 1	Mt 5, 17	Io 4, (46)	Mt 18, 1 Io 4, 46	Mt 12, 38*
„ 5.					Mt 5, 20	Mt 9, 9 (?) Mt 15, 29		Mt 15, 21* Io 8, 21 Io 5, 30
„ 6. Quat.			Io 1, 29	Io 6, 27			Mt 6, 25 Mt 15, 29 Io 5, 1*	Io 5, 1*
Sabb. Quat.	Mc 1, 35		Io 1, 35		Mt 12, 1		Mt 17, 1*	Mt 17, 1*

[1] Erste Perikope Nocte: Christi Taufe, zweite Missa: Anbetung der Könige.

[2] In allisione infantum am Tage nach Epiphanie.

[3] Dies und die beiden folgenden Evangelien als alia post Theophaniam.

[4] Zehn Sonntage nach Epiphanie bei Fronto (vgl. Ranke, Perikopenverzeichnis 211), im Aachener Kodex (vgl. oben S. 132), im Comes von Lucca bei Zaccaria, Bibliotheca 195, in dem von Speier und Rheinau bei Gerbert, Monumenta I 422 usw. Vgl. oben S. 133, A. 1.

[5] In dem von Fronto edierten Perikopenverzeichnisse aus dem Kloster der hl. Genovefa zu Paris und aus dem 9. Jahrh., sowie in den beiden Evangelienbüchern des Vatikan Nr 7016, saec. IX, und Nr 5465, saec. IX—X, die George herausgab (De liturgia Rom. Pontificis III, Rom. 1744, 282 f), werden diese Sonntage genannt: Dom. I. in Septuagesima, Dom. II. in Sexagesima, Dom. III. in Quinquagesima, Dom. IV. in Quadragesima (Ranke, Perikopensystem 212 227).

[6] Für Feria 2. [7] Drei Perikopen Mt 4, 1; Mt 13, 1; Lc 17, 11.

1.	2. Graeci	3. Gallican.	4. Silo	5. Mozarab.	6. Ambros.	7. Lindisf.	8. Burchard	9. Karoling.
Dom. 2. Quad.	Mc 2, 1		Io 4, 5[1]	Io 9, 1	Io 4, 5	Io 2, 19 (?)	Io 3, 1	Mc 1, 40 Mt 15, 21
Feria 2.			Io 2, 12		Mt 5, 25	Mt 5 vel 6	Io 8, 21*	Io 8, 21*
" 3.					Mt 5, 27		Mt 23, 1*	Mt 23, 1*
" 4.			Io 3, 22	Io 6, 39	Mt 5, 43	Mt 17, (14)	Mt 20, 17* Mt 17, 14	Mt 20, 17*
" 5.					Mt 6, 1			Lc 16, 19* Io 5, 30 Io 6, 27
" 6.			Io 5, 31	Io 6, 48		Mt16,16(?)	Mt 5 vel 6 Mt 22, 1	Mt 21, 33*
Sabbato	Mc 2, 14		Io 5, 39		Mc 6, 1		Lc 15, 11*	Lc 15, 11*
Dom. 3. Quad.	Mc 8, 34		Io 9, 1[2]	Io 11, 1	Io 8, 31	Mt 20, 1	Lc 11, 14*	Lc 11, 14*
Feria 2.			Io 6, 5		Mt 6, 7	Lc 7, (?)	Lc 4, 23*	Lc 4, 23*
" 3.					Mt 6, 16		Mt 18, 15*	Mt 18, 15*
" 4.			Io 6, 15	Io 6, 56	Mt 6, 19	Lc 18, 1 Io 16, 16	Mt 15, 1* Lc 18, 10†	Mt 15, 1*
" 5.					Mt 6, 22			Lc 4, 38* Io 6, 27 Io 5, 17
" 6.			Io 6, 24	Io 8, 2		Io 8, (?)	Io 10, 30 Io 4, 5*	Io 4, (5) 6*
Sabbato	Mc 7, 31		Io 6, 30		Mc 9, 6	Io 9, 1 Io 9, 39 Io 16, 23	Io 8, 1* Io 10, 11	Io 8, 1*
Dom. 4. Quad.	Mc 9, 17		Io 7, 14[3]	Io 7, 2	Io 9, 1	Mt 6, 9	Io 6, 1*	Io 6, 1 G*
Feria 2.			Io 6, 35		Mt 6, 27	Io 6, 51	Io 2, 12* Io 6, 55	Io 2, 12*
" 3.			Io 6, 41		Mt 6, 34		Io 6, 51	Io 7, 14*
" 4.			Io 6, 47	Io 8, 12	Mt 7, 6	Io 6, 36	Io 6, 36 Io 8, 12	Io 9, 1*
" 5.			Io 6, 59		Mt 7, 13		Io 9, 1 (?)	Lc 7, 11* Io 7, 40 Io 5, 17
" 6.			Io 10, 24	Io 8, 31		Io 10, (?)	Io 11, 1* Io 12 vel 13	Io 11, 1*
Sabbato	Mc 8, 27		Io 7, 33		Mt 19, 13	Io 7, 22	Io 7, 14	Io 8, 12*
Dom. 5. Pass.	Mc 10, 32		Io 5, 28 Io 8, 51 Io 11, 1	Io 10, 1	Io 11, 1 De Lazaro	Mt 21,33(?) Mt 25, 31	Mt 21, 33	Io 8, 46 G*
Feria 2.			Io 10, 27		Mc 8, 27	Mt 12,39(?)	Io 7, 32*	Io 7, 32*
" 3.			Io 10, 32		Io 6, 14	Io 7, 25	Io 7, 1*	Io 7, 1*
" 4.			Io 15, 1	Io 10, 17	Lc 18, 31	Io 7, 43	Io 10, 22*	Io 10, 22*
" 5.			Io 15, 12		Io 7, 43			Lc 7, 36* Io 7, 40 Io 6, 54 Lc 20, 1
" 6.			Io 12, 44	Io 12, 35		Io 11, 1	Io 11, 47*	Io 11, 47*
Sabbato	Io 11, 1		Io 7, 1		Mt 11, 25	Io 8, (31) Mt, Passio	Io 8, 31	Io 17, 1 Io 6, 54 Mc 14, 10 Io 12, 44

[1] Ad Matutinum Io 6, 28.

[2] Dominica Tricesima, ad Matutinum Io 9, 39.

[3] Dominica Vicesima, ad Matut. Io 8, 15. Messe Io 7, 14 Mediante die festo.

1.	2. Graeci	3. Gallican.	4. Silo	5. Mozarab.	6. Ambros.	7. Lindisf.	8. Burchard	9. Karoling.
Dom. (6.) Palm.	Mt 21, 1		Mc 7, 31		Io 12, 12	Io 12, 1	Mt, Passio*	Mt Passio G*
	Io 12, 1	Io 12, 1	Io 11, 55	Io 11, 55	Io 12, 1		Mc, Passio	Mt 21, 1
Feria 2.	Mt 21, 18		Io 7, 43		Lc 21, 34	Io 12, 12	Io 13, 33	Io 12, 1*
	Mt 24, 3							
„ 3.	Mt 22, 15		Io 8, 46		Io 11, 47	Lc 18, 31		Io 13, 1
	Mt 24, 36							Io 13, 16
								Mc, Passio
„ 4.	Io 12, 17		Mt 26, 2	Mt 26, 2	Mt 26, 1	Io 13, 21	Lc, Passio*	Lc, Passio G*
	Mt 26, 6		Mc 14, 3					
Coena Domini	Lc 22, 1		Mt 20, 20		Mt 26, 14	Io 13, 1		Io 13, 1 G*
	Mt 26, 1	Mt 26, 2	Passio [1]	Passio	Mt 26, 17	Lc, Passio		
Parasceve	12 Lection.	Passio	Passio	Passio	Passio	Io, Passio*	Io, Passio*	Io, Passio G*
Sabbato sancto	11 „	Mt 28, 1*	Mt 28, 1*	Mt 28, 1*	Mt 27, 62	Mc 7, 34	Mc 7, 32	
			(Mt 28, 10)		Io 3, 1	Mt 28, 1*	Mt 28, 1*	Mt 28, 1*
					Mt 28, 1*			
Pascha	Io 1, 1	Lc 24, 1	Mt 28, 8	Io 20, 1	Io 20, 11 [2]	Mt 28, 8	Mc 16, 1*	Mc 16, 1 G*
					Io 7, 37			
Feria 2.	Io 1, 18	Mc 15, 47	Mc 16, 1	Mc 16, 9	Lc 24, 1	Io 20, 1	Lc 24, 13*	Lc 24, 1*
					Mt 5, 1		Io 20, 1	
„ 3.	Lc 24, 12	Mc 16, 12	Lc 24, 13	Lc 24, 13	Mt 28, 1	Lc 24, 13	Lc 24, 36*	Lc 24, 36*
					Io 5, 1			
„ 4.	Io 1, 35	Io 11, 1	Lc 24, 1	Lc 24, 36	Lc 24, 13	Io 21, 1*	Io 21, 1*	Io 21, 1 G*
					Mt 5, 44			
„ 5.	Io 3, 1	Io 20, 1	Io 20, 1	Lc 24, 46	Mt 28, 16	Lc 24, 36	Io 20, 11*	Io 20, 11*
					Io 6, 51			
„ 6.	Io 2, 12	Io 20, 11	Io 20, 11	Io 21, 1	Mc 16, 2	Mc 16, 1	Mt 28, 16*	Mt 28, 16*
					Io 6, 35		Mc 16, 8	
Sabbato	Io 3, 22	Io 21, 1	Io 21, 1	Io 21, 15	Io 21, 1	Lc 24, 1	Lc 24, 1	Io 20, 19
					Io 13, 4		Io 20, 19	Io 20, 1*
					Io 20, 1*			
Dom. 1. p. Pascha	Io 20, 19*	Io 20, 19*	Io 20, 19*	Io 20, 19*	Io 20, 19*	Io 20, 26	Io 15, 1	Io 20, 24
								Io 20, 19 G?*
„ 2.	Mc 15, 43	Mt 8, 1	Io 5, 1	Io 5, 1	Io 1, 29	Io 15, 1	Io 15, 26	Io 10, 11 G?*
„ 3.	Io 5, 1	Mt 14, 15	Io 13, 33	Io 4, 45	Io 16, 16*	Io 14, 1	Io 16, 15*	Io 16, 16*
Med. Pascha	Io 7, 14				Io 7, 14			
Dom. 4.	Io 4, 5	Lc 16, 19	Io 15, 1	Lc 8, 40	Io 16, 5*	Io 16, 5*	Io 16, 5*	Io 16, 5*
„ 5.	Io 9, 1	Mc 7, 31	Io 16, 16	Mc 2, 13	Io 14, 14	Io 16, 23*	Io 14, 1	Io 16, 23*
						Io 16, 16		
Rogationes		Mt 6, 1 [3]			11 Evangelia			Lc 11, 5*
		Mt 5, 31			10 Evangelia			
		Mt 6, 14			13 Evangelia			
Vigilia Ascensionis							Io 17, 1*	Io 17, 1*
Ascensio Domini	Lc 24, 36	Io 13, 33	Lc 24, 36	Io 16, 15	Lc 24, 36	Lc 24, 44	Mc 16, 14*	Mc 16, 14 G*
		Lc 24, 49					Lc 24, 44	
Dom. 6.	Io 17, 1	Io 17, 1	Mc 16, 15	Mc 9, 18	Io 17, 1	Io 15, 26*		Io 15, 26 (*)

[1] Ad matutinum Mt 20, 20. Ad tertiam Io 12, 27. Ad missam Passio. Per titulos Io 16, 29.

[2] Die erste Perikope in ecclesia maiore, die zweite in ecclesia minore für die Täuflinge.

[3] Für jeden der drei Rogationstage je drei Lesestücke. Vgl. oben S. 78. Nur die dritte jedes Tages oben genannt.

Am Samstag der Osterwoche hat Burchard die Perikope über die Erscheinung Christi im Saale vor den zehn Aposteln und vor Thomas (Jo 20, 19 f). An den Sonntagen nach Ostern wie in den letzten Wochen der Fastenzeit Lesungen aus Johannes. Er las am 1. Sonntag nach Ostern Jo 15, 1 f, am 2. Sonntag Jo 15, 26 f, am 3. Sonntag Jo 16, 15 f usw. Man hat vielleicht die Lesung Jo 20, 19 f, d. h. den Bericht über die am achten Tage nach Ostern eingetroffene Erscheinung vor Thomas zu Rom im 8. Jahrhundert vom Oktavtag des Karsamstages, dessen Messe die achte österliche war, auf den Oktavtag des Ostersonntages verlegt. Dadurch fiel am Oktavtag von Ostern Jo 15, 1 f: „Ich bin der wahre Weinstock", und am folgenden Sonntag Jo 15, 26 f aus. An die Stelle des 15. Kapitels aus Johannes trat das 10. mit der Perikope: „Ich bin der gute Hirt." [1]

Am Samstag nach dem 3. Fastensonntag hat das Buch von Lindisfarne Jo 9, 1 f; 9, 39 f und 16, 23 f. Gregor verlegte die Station in die Kirche der hl. Susanna, gab der Messe als Epistel Dn 13, 1 f, worin erzählt wird, wie die jüdische Susanna von den Ältesten des Ehebruches beschuldigt wurde, als Evangelium Jo 8, 1, worin berichtet wird, wie Pharisäer die Ehebrecherin vor Jesus führten [2]. Die Tabelle führt nicht nur bis auf Gregor d. Gr. hinauf, dem man alle jene mit * bezeichneten Perikopen des Comes Burchards zuschreiben darf, sondern vielleicht bis auf Gelasius (gest. 496), von dem jene Perikopen stammen dürften, welche in den Verzeichnissen Burchards und von Lindisfarne, also in der 8. und 7. Kolonne übereinstimmen, sich aber von denen des Römischen Meßbuches unserer Zeit unterscheiden [3].

Die römischen Perikopen der Fastenzeit zeigen eine auffallende Verwandtschaft mit jenen des Ritus der Kirche von Mailand. In Mailand liest man an dem 1. Sonntag der Fastenzeit wie in Rom und fast überall Mt 4, 1, also den Bericht über Christi Fasten in der Wüste, dann an den Wochentagen aus Matthäus, an den Sonntagen aus Johannes. In den Perikopenverzeichnissen Roms finden sich dagegen Lesungen meist aus Matthäus bis zum Mittwoch nach dem 3. Fastensonntag, dann solche aus Johannes. Die Sonntage der Fastenzeit tragen in Mailand ihren Namen nach der Perikope. Die Perikopen jener Sonntage aber finden wir alle unter den römischen der letzten Woche.

---

[1] Vgl. im 6. Kapitel S. 63, A. 2.
[2] Vgl. oben S. 122 134, A. 7.
[3] Vgl. oben S. 127.

Mailand			Rom
Dom. 2.	Io 4, 5.	Samaritana.	Feria 6. post dom. 3.
„ 3.	„ 8, 31.	De Abraham.	Dom. 5.
„ 4.	„ 9, 1.	De caeco.	Feria 6. post dom. 4.
„ 5.	„ 11, 1.	De Lazaro.	„ 6. „ „ 4.
„ 6.	„ 12, 1.	Maria unxit Iesum.	„ 2. „ „ 6.

Bemerkenswert ist, daß die Griechen, wie die 2. Kolonne S. 174 erweist, am Ostersonntag die Lesungen aus Johannes beginnen, die Spanier am 1. Fastensonntag (Kolonne 4), bzw. am Samstag nach dem 1. Fastensonntag (Kolonne 5), die Römer in der Woche nach dem 3. Fastensonntag (Kolonne 7, 8 und 9). In der Osterwoche finden wir in allen abendländischen Verzeichnissen (Kolonne 3—9) die Auferstehungsgeschichte nach den vier Evangelisten. An den Sonntagen nach Ostern gibt in allen Verzeichnissen (mit Ausnahme des gallikanischen der 2. Kolonne) das vierte Evangelium die Lesungen. Es mußte am Himmelfahrtstage verlassen werden, weil andere Evangelisten über Christi Auffahrt klarer berichten. Nur der mozarabische Ritus bleibt auch an diesem Tage bei Johannes, bei dem Jesus 16, 16 sagt: „Ich gehe zum Vater." Die Rogationstage sind ein Einschiebsel in die Reihe der Sonntage und bekunden dies auch durch ihre Perikopen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Feste der Heiligen in den Perikopenverzeichnissen bis zum 12. Jahrhundert.

Selten finden sich in den Perikopenverzeichnissen vor dem 12. Jahrhundert andere Heilige als jene, die in römischen Kirchen verehrt wurden. Karl führte eben römische Bücher in sein Reich ein. Nur langsam schob man in dieselben deutsche und fränkische Heilige ein. Einige derselben sind in der folgenden Tabelle genannt. Beispielsweise wird in einem Evangelienbuch aus Trier der hl. Matthias genannt am 24. Februar, im Evangelienbuch von Süstern im Beginn des 11. Jahrhunderts am 22. September der hl. Mauritius, am 9. Oktober der hl. Gereon. Ein im 12. Jahrhundert entstandenes Perikopenbuch des Berliner Kupferstichkabinetts (Nr 74) nennt am 22. September den hl. Mauritius, am 8. November den hl. Willibald, am 9. Oktober den hl. Dionysius. Regensburger Evangelienbücher des 11. und 12. Jahrhunderts verzeichnen zum 22. September die hll. Emmeram, Mauritius und seine Genossen, Salzburger zum 24. September den

hl. Rupert[1]. Auch die Feste der hll. Jakobus (25. Juli), Bartholomäus (24. August) und Matthäus (21. September), des hl. Martin von Tours (11. November), Kreuzerfindung (3. Mai) und Verklärung Christi (6. August) treten erst im 10. und 11. Jahrhundert in den Perikopenreihen häufig auf.

Das Fest Allerheiligen begann, als Bonifatius IV. (gest. 615) am 13. Mai das Pantheon zu Rom zur Kirche der Gottesmutter und aller heiligen Märtyrer weihte. Die Erinnerung an diese Feier ist in allen Perikopenverzeichnissen der karolingischen Zeit an diesem Tage festgehalten. Gregor IV. (gest. 844) verlegte diese Festfeier auf den 1. November und veranlaßte 835 Ludwig den Frommen, am genannten Tag ein Fest aller Heiligen in seinem Reiche einzuführen[2]. Allerheiligen erscheint darum hin und da schon im 9. Jahrhundert in Perikopenverzeichnissen[3]. Meist fehlt es jedoch. Erst um das Jahr 1000 wird es fast immer genannt. Eine Vigil vor Allerheiligen schrieb das Konzil von Seligenstadt bei Mainz 1023 vor[4]. Wie die an den Festen der Heiligen benutzten Lesestücke aus den Evangelien auf dieselben verteilt worden sind, erkennt man aus der S. 182 folgenden Tabelle. In ihr bezeichnen die Nummern 1—26 jene Perikopen, welche im heutigen Römischen Meßbuche für einzelne Klassen der Heiligen zur Verwendung kommen. Nr 50 bis 141 beziehen sich auf andere Lesestücke, die für einzelne Heiligen in den alten Verzeichnissen vorgemerkt werden. Letztere Nummern sind so angeordnet, daß sie zuerst der 2., dann der 3. Kolonne usw. folgen, also zeigen, wie im Laufe der Jahrhunderte neue Perikopen für die Heiligen hinzutraten.

---

[1] Über die Heiligen des Perikopenbuches A II 46 zu Bamberg vgl. oben S. 144, A. 2.

[2] Durandus, Rationale VII, c. 33, p. 451 f; Beleth, Rationale 127 (Migne, P. lat. CCII 133); Ado, Martyrologium (Migne a. a. O. CXXIII 387); Sigebert. Gembl., Chronicon ad an. 838 (Mon. Germ., SS. VI 338). Vgl. Ranke, Perikopensystem 46 f 204 210 229 234; Innsbrucker Zeitschrift für Theologie XII (1888) 731; Kellner, Heortologie[2] 229.

[3] Paris, Bibl. nat. Nr 257, Evangeliar Franz' II., und Nr 11956. Lyon, Stadtbibliothek Nr 357, Evangeliar. Vgl. Beissel, Gesch. der Evangelienbücher 351 f die Nachweise über diese Handschriften. Bibl. nat. Nr 270, worauf man auch hinweist, ist erst aus dem 10. Jahrhundert.

[4] Das Konzil verordnete, vor Weihnachten und vor dem Fest des hl. Johannes sei vierzehn Tage lang zu fasten, an einem Tage aber bei den Vigilien von Epiphanie, Mariä Himmelfahrt, Laurentius und Allerheiligen. Bernoldi Chronicon (Mon. Germ., SS. V 424).

Perikopen des heutigen Römischen Meßbuches.

1. Vigilia unius apostoli. Io 15, 12 f. Praeceptum meum, ut diligatis invicem. Vgl. 96.
2. Commune unius martyris pontificis. Lc 14, 26 f. Si quis venit ad me.
3. „ „ „ „ Mt 16, 24 f. Si quis vult post me venire.
4. „ „ „ non pontificis. Mt 10, 34 f. Non veni pacem [mittere.
5. „ „ „ „ „ „ 10, 26 f. Nihil est opertum.
6. „ mart., temp. paschali. De uno mart. Io 15, 1 f. Ego sum vitis vera.
7. „ „ „ „ De pluribus mart. Io 15, 5 f. Ego [sum vitis.
8. Com. plurimorum martyrum. Lc 21, 9 f. Cum audieritis praelia.
9. „ „ „ „ 6, 17 f. Beati pauperes.
10. „ „ „ Mt 24, 3 f. Quando haec erunt?
11. „ confessoris pontificis. „ 25, 14 f. Talenta.
12. „ „ „ „ 24, 42 f. Vigilate.
13. „ doctorum. „ 5, 13 f. Vos estis sal.
14. „ confessoris non pontificis. Lc 12, 35 f. Sint lumbi praecincti.
15. „ „ „ „ „ 12, 32 f. Nolite timere.
16. „ pro abbatibus. Mt 19, 27 f. Ecce nos reliquimus.
17. Pro virgin. et martyre. „ 25, 1 f. Decem virginibus.
18. „ „ „ „ „ 13, 44 f. Thesauro abscondito.
19. „ „ „ „ „ 19, 3 f. Licet dimittere uxorem?
18. „ virgine. Mt 13, 44 f. Thesauro abscondito.
18. „ una martyre non virgine. Mt 13, 44 f. Thesauro abscondito.
18. „ nec virgine nec martyre. „ 13, 44 f. „ „
20. In anniversario dedicationis ecclesiae. Lc 19, 1 f. Zachaeus.
21. Missa de angelis. Io 1, 47 f. Vidit Iesus Nathanael.
16. „ „ S. ap. Petro et Paulo. Mt 19, 27 f. Ecce nos reliquimus.
22. „ „ S. Cruce. Mt 20, 18 f. Filius hominis tradetur. Vgl. Nr 57.
23. „ „ S. Maria. Lc 1, 26 f. Missus est.
24. „ „ „ „ „ 2, 15 f. Pastores.
25. „ „ „ „ „ 11, 27 f. Beatus venter.
26. „ „ „ „ Io 19, 25 f. Ecce mater tua.

Perikopen für Feste der Heiligen in Handschriften.

50. Io 1, 1 f. In principio erat.
51. „ 5, 1 f. Probatica piscina.
52. „ 2, 13 f. Eiecit de templo.
53. Mt 9, (32 f. Homo mutus) 35 f. Circuibat Iesus.
54. Lc 1, 5 f. Zacharias.
55. „ 1, 57 f. Elisabeth.
56. „ 12, 1 f. Attendite.
57. Mt 20, 20 f. Mater filiorum Zebedaei. Vgl. Nr 22.

58. Io 12, 24 f. Nisi granum frumenti.
59. „ 10, 20 f. Daemonium habet.
60. Mt 16, 13 f. Tu es Christus?
61. Io 21, 15 (19) f. Diligis me?
62. Mt 21, 12 f. Eiciebat vendentes.
63. Lc 24, 21 f. Coena magna.
64. „ 14, 13 f. Cum facis prandium.
65. Mt 10, 37 f. Qui amat patrem. Vgl. Nr 4.
66. Io 12, 33 f. Oportet exaltari. Vgl. Nr 118.
67. „ 12, 38 f. Qui credit in me.
68. Mt 4, 18 f. Vidit duos fratres.
69. Io 6, 18 f. Dicit Andreas.
70. Mt 23, 34 f. Mitto ad vos prophetas.
71. „ 2, 16 f. Herodes occidit pueros.
72. „ 24, 45 f. Fidelis servus. Vgl. Nr 12.
73. Io 14, 27 f. Pacem relinquo.
74. Mt 14, 22 f. Navicula iactabatur fluctibus.
75. Lc 22, 24 f. Facta est contentio.
76. Mt 10, 16. Mitto vos sicut oves.
77. Mc 6, 14 (17) f. Herodes: Ioannes surrexit.
78. Mt 14, 1 f. Herodes: Hic est Ioannes.
79. „ 10, 23 f. Cum persequentur vos. Vgl. Nr 5 und 139.
80. Lc 11, 47 f. Vae vobis.
81. „ 10, 16 f. Qui vos audit.
82. Mc 4, 21. Lucerna. Vgl. Nr 91.
83. „ 5, 21 f. Iairus.
84. Lc 2, 22 f. Simeon.
85. „ 9, 23 f. Si quis vult post me venire. Vgl. Nr 3.
86. „ 21, 14 f. Non praemeditari.
87. Io 14, 1 f. Non turbetur cor.
88. „ 3, 1 f. Nicodemus.
89. Mc 13, 1 f. Quales lapides.
90. Mt 5, 1 f. Beati pauperes.
91. Lc 11, 33 f. Lucerna.
92. Mt 12, 46 f. Ecce mater tua.
93. Lc 19, 12 f. Decem mnas.
94. „ 10, 38 f. Martha.
95. „ 1, 39 f. Exsurgens Maria.
96. Io 15, 17 f. Mando vobis, ut diligatis invicem. Vgl. Nr 1.
97. Mt 18, 1 f. Quis maior est?
98. Mc 13, 5 f. Ne quis vos seducat.
99. Io 1, 35 f. Ex discipulis (Ioannis) duo.
100. Io 16, 20 f. Flebitis vos.
101. Mt 1, 1 f. Liber generationis.
102. „ 9, 9 f. Sedentem in telonio.

103. Lc 2, 33 f. Erat pater eius et mater mirantes.
104. „ 9, 27 f. Sunt aliqui hic stantes.
105. Mt 17, 1 f. Transfiguratus est.
106. Mc 3, 31 f. Et veniunt mater eius.
107. Mt 24, 27 f. Sicut fulgur.
108. Lc 5, 27 f. Levi.
109. Mc 14, 38 f. Vigilate.
110. Mt 5, 12 f. Merces vestra.
111. Mc 6, 6 f. Circuibat Iesus et vocavit duodecim.
112. Mt 11, 25 f. Revelasti ea parvulis. Vgl. Nr 125.
113. Lc 10, 1 f. Designavit Dominus septuaginta duo.
114. Io 4, 46 f. Regulus.
115. Lc 7, 36 f. Alabastrum unguenti.
116. Mc 16, 15 f. Euntes in mundum universum.
117. Lc 6, 12 f. Elegit duodecim. Vgl. Nr 133.
118. Io 12, 31 f. Nunc iudicium est mundi. Vgl. Nr 66.
119. Mt 22, 1 f. Fecit nuptias filio.
120. Io 20, 24 f. Thomas.
121. Mc 10, 35 f. Filii Zebedaei.
122. Mt 25, 31. Cum venerit Filius hominis in maiestate.
123. „ 13, 47. Sagenae missae in mare.
124. „ 24, 37. Sicut in diebus Noe. Vgl. Nr 12.
125. „ 11, 25 f. Revelasti ea parvulis. Vgl. Nr 112.
126. „ 10, 32 f. Qui confitebitur me. Vgl. Nr 4.
127. „ 13, 33 f. Fermento. Vgl. Nr 18.
128. Lc 5, 1 f. Laxate retia.
129. Mt 10, 1 f. Duodecim apostolorum nomina.
130. Lc 22, 30 f. Sedeatis super thronos.
131. „ 12, 8 f. Qui confessus fuerit me.
132. „ 9, 1 f. Dedit illis potestatem.
133. „ 6, 12 f. Elegit duodecim. Vgl. Nr 117.
134. Mt 10, 7 f. Euntes praedicate.
135. Lc 9, 44 f. Ponite in cordibus vestris.
136. „ 14, 25 f. Ibant turbae. Vgl. Nr 2.
137. „ 8, 1 f. Et mulieres cum eo.
138. Mc 8, 34 f. Si quis vult me sequi. Vgl. Nr 2 f.
139. Mt 10, 23 f. Cum persequentur vos. Vgl. Nr 5 und 79.
140. Mc 13, 23. Praedixi vobis.
141. Lc 13, 22. Pauci, qui salvantur?

In der Tabelle S. 182 ff gibt die 1. Kolonne alle Namen der in Betracht kommenden Feste der Heiligen.

Die 2. Kolonne bringt die Feste des Evangelienbuches von Lindisfarne, das wahrscheinlich die römischen Perikopen des Papstes Gelasius enthält und aus der Zeit um 600 stammt[1].

[1] Vgl. oben S. 115 127 148 175.

3. Kolonne: Feste aus dem Evangelienbuche des Bischofes Burchard von Würzburg, aus dem Beginn des 7. Jahrhunderts. In dieser Kolonne sind durch Beifügung von G die Perikopen Gregors des Großen bezeichnet[1]. Steht G vor der Ziffer, so fehlt die Perikope bei Burchard; steht es hinter ihr, so stimmt sie mit jener Burchards überein.

4. Kolonne: Feste der Ada-Handschrift zu Trier aus der Zeit um 800[2].

5. Kolonne: Feste der karolingischen Handschrift des Münsters zu Aachen aus dem Beginn des 9. Jahrhunderts[3].

6. Kolonne: Feste des reicheren Evangelienbuches des hl. Bernward zu Hildesheim aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts[4].

In der 7. Kolonne, welche die Überschrift Varia trägt, sind mehrere in den alten Perikopenverzeichnissen nur selten vorkommende Heilige erwähnt, um zu zeigen, wie allmählich in denselben auch solche Diener Gottes Platz fanden, die in den römischen Verzeichnissen des 8. bis 11. Jahrhunderts noch nicht aufgenommen worden waren.

8. Kolonne: Feste des Evangelienbuches der Abtei Süstern bei Maastricht aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts.

9. Kolonne: Feste des Evangelienbuches des 12. Jahrhunderts im Kupferstichkabinett zu Berlin Nr 74 aus Würzburg.

10. Kolonne: Aus dem Perikopenbuche des Bischofes Kuno von Falkenstein im Dome zu Trier, vollendet im Jahre 1380. Die Feste der Heiligen sind, wie im heutigen Römischen Meßbuch, zusammengestellt nach der Reihe der Pfingstsonntage unter dem Titel: Incipiunt de sanctis evangelia.

11. Kolonne: Perikopen aus dem heutigen Römischen Missale für die in der Liste angeführten alten Feste der Heiligen.

Die umstehende Tabelle beweist, daß die Perikopen für die Feste der Heiligen weit mehr verändert worden sind als jene der Sonntage, darum im heutigen Missale andere Lesestücke haben als in den alten Verzeichnissen.

Viele Heilige verloren ihre eigene Messe mit ihrem eigenen Evangelium und erhielten ein Evangelium aus dem Commune. Das auffallendste Beispiel hierfür bietet das Fest der hl. Felicitas. Schon zu Gregors Zeit wurde sowohl am Feste ihrer Söhne in der dritten, am 10. Juli bei ihrem Grabe gefeierten Messe, als am 23. November Nr 92 benutzt. Dies ist für das Fest ihrer Söhne geblieben. Sie aber hat jetzt keine eigene Messe mehr. Wenn eine Messe zu ihrer Ehre gelesen wird, muß das Evangelium Nr 18 aus dem Commune genommen werden[5].

---

[1] Vgl. 6. Kapitel S. 62 f.

[2] Abgedruckt „Die Ada-Handschrift", Leipzig 1889, 16 f.

[3] Vgl. oben 13. Kapitel S. 131 f.

[4] Abgedruckt in Beissel, Des hl. Bernward Evangelienbuch 52 f.

[5] Vgl. oben S. 64 138, A. 1, 140 153 156.

1.	2. Lind.	3. Burch.	4. Ada	5. Aachen	6. Hild.	7. Varia	8. Süstern	9. Würzb.	10. Trier	11. Missale
Ian.										
1. S. Martinae			17	17						
8. S. Erardi						12 [1]				
14. S. Felicis			81	81	81		81	81	81	5
16. S. Marcelli			11	11	11		11	11	11	3
18. S. Priscae			18	18	18			18	18	
20. S. Sebastiani		G 2	9	9	9		} 9	} 9	} 9	} 9
20. S. Fabiani			12	12	12					
21. S. Agnetis		G 17	17	17	17		17	17	17	17
22. S. Vincentii			58	58	58		58	3	3	8
22. S. Anastasii			83	83						
25. Conversio S. Pauli									16	16
28. Octava S. Agnetis		G 18	18	18	18		18	18	17	18
Febr.										
1. Vigil. Purif.								103		
2. Purificatio			84	84	84		84	84	84	84
5. S. Agathae			17	17	17		17	17	17	19
14. S. Valentini			85	85	85	3 [2]	3	85	3	4
22. Cathedra S. Petri						60 [2]	60	60	60	60
24. S. Matthiae						112 [3]		13	112	112
Mart.										
12. S. Gregorii		12	12	12	12			12	12	13
21. S. Benedicti						16 [4]		2		16
25. Annuntiatio			23	23	23		23	23	23	23
27. S. Ruperti						112 [5]				
April.										
11. S. Leonis								11		60
14. S. Tiburt., Val.			1	1	1		1	1		6
23. S. Georgii			86	86	86		86	86	86	6
25. S. Marci									113	113
28. S. Vitalis		6	6	6	6		6	6	6	6

[1] Im Evangelienbuche der Uta aus Regensburg zu München, 11. Jahrhundert, München, Cod. lat. n. 13 601, Cimel. 54.

[2] In Regensburger Evangelienbüchern zu München (Cod. lat. n. 14 222, 10. Jahrh.), zu Rom (Vatican., Ottob. lat. 74) und zu Krakau (Evangelienbuch Heinrichs IV. (V.?), letzteres 11. Jahrh.).

[3] Im Evangelienbuche des hl. Ansfrid im Bischöflichen Museum zu Utrecht aus dem Beginn des 11. Jahrh., im Evangelienbuche Heinrichs IV. zu Krakau und in der Interpolation des 11. Jahrh. des Cod. lat. n. 14 222 zu München mit Vigil. Perikope der Vigil Mt 9, 35 f, des Festes 129.

[4] Im Evangelienbuche der Uta aus Regensburg.

[5] Im Evangelienbuche des Stiftes St Peter zu Salzburg, Cod. VI 55.

1.	2. Lind.	3. Burch.	4. Ada	5. Aachen	6. Hild.	7. Varia	8. Süstern	9. Würzb.	10. Trier	11. Missale
Mai.										
1. S. Phil. et Iacob.		73	87	87	87		87	87	87	87
3. Inventio crucis	18				88	88 [1]	88	88	88	88
3. S. Alex., Ev., Theod.			96	96				96	96	7
6. S. Ioannis ap.	50	50								57
7. S. Michaelis	51									97
10. S. Gord., Epim.		4	4	4	4		4	76		7
12. S. Nerei, Achillei		G 114	19	19	19		19	} 19	} 19	} 114
12. S. Pancratii		1 G	96	96	96		96			
13. Dedicatio B. M.	52	52	[2]	[2]		[2]				
19. S. Pudentianae			18	18			18	18		17
20. S. Basilissae						18 [3]				
25. S. Urbani			12	12	12		12	12	12	2 (6)
Iun.										
1. S. Simeonis									91	
2. S. Marcell., Petri		8	8	8	8		8	8	8	8
9. S. Primi, Felic.			1	1	1		1	1	1	112
12. S. Basilidis etc.			88	88			56	91	76	8
14. S. Feliculae					18 [4]					
15. S. Viti etc.	53	53				4 [5]	4	4		81
18. S. Marci, Marcell.			1	1			1	1	96	80
19. S. Prot., Gerv.			89	89	89		89	89	8	9
22. Vigilia S. Io.	54	54	54	54	54		54	54	54	54
23. S. Io. Bapt.	55	55	55	55	55	55 [6]	55	55	55 [2]	55
25. Vigilia Io. et Pauli	56	56								
26. S. Io. et Pauli	57 58	57 59 (?)	56	56	56		56	56	56	56

[1] Im Evangelienbuche des hl. Ansfrid und in demjenigen der Uta Lc 19, 1 f.

[2] Dedicatio ecclesiae S. Mariae ad Martyres (Pantheon). Legitur evangelium, cuius occurrerit ebdomadae, eo quod semper in die dominico celebratur ipsa solemnitas. Ebenso in den drei Büchern, die S. 182, Anm. 2 genannt wurden und im Evangeliar der Uta. Vgl. oben S. 136, Anm. 4.

[3] Im Comes von Lucca (11. Jahrh. Zaccaria, Bibliotheca 203) und im Comes des Evangelienbuches Nr 142 im Trierer Dom aus Hildesheim (Paderborn) aus dem Ende des 12. Jahrh., der aber eine ältere Vorlage kopierte.

[4] Im Ottonischen Evangelienbuche zu Aachen aus der Mitte des 10. Jahrh. sowie im Evangelienbuche des Trierer Domes Nr 137 (d. 133) aus Paderborn und aus dem 11. Jahrh., dann in den drei S. 182, Anm. 2 genannten Büchern aus Regensburg. [5] Im Evangelienbuche des Trierer Domes Nr 142.

[6] Am Feste zwei Perikopen: Summo diluculo Lc 1, 18 f; In die sancto Lc 1, 57 f (Nr 55). Im Egbertkodex: Mane prima ad Missam; In die ad Missam publicam. Im Comes von Florenz: In prima Missa; Item eodem die ad Missam maiorem (Zaccaria a. a. O. 228).

1.	2. Lind.	3. Burch.	4. Ada	5. Aachen	6. Hild.	7. Varia	8. Süstern	9. Würzb.	10. Trier	11. Missale
Iun.										
28. S. Leonis[1]			11	11						11
28. Vigilia	16	16	61	61	61	60[2]	61	61	61	61
29. S. Petri	60	60	60	60	60	61	60	60	60	60
S. Petri et Pauli	61	61								
30. S. Pauli			16	16	16	16	16	16		76
Iul.										
2. S. Proc. et Marc.		G 3	10	10	10		10	10	10	3
6. Oct. Apostol.		74	74	74	74	74	74	74	74	74
10. S. Septem Fratrum I			90	90	90					
II			91	91						
III		G 92	92	92	92		92	92	92	92
15. S. Cyriaci			85	85						
21. S. Praxedis			18	18			18	18		18
22. S. M. Magdal.									115	115
23. S. Apollinaris		75	75	75	75		75	75		75
24. Vigilia S. Iacobi						113				
25. S. Iacobi						57[3]	96	57	121	57
29. S. Felicis etc.		14 G	14	14	14		14	14	14	9
30. S. Abdon. et Sen.			1	1	1		10	10		90
31. S. Germani								5		
Aug.										
1. S. Petri in vinc.			74	74	74			74	60	60
1. S. Machab.								92		56
2. S. Stephani papae			93	93	93		93	93	93	3
3. Inventio S. Steph.						70[4]			80	70
Dedicatio ecclesiae S. Steph. (?)[5]	62	62								
5. Vigil. Transfig.								104		
6. Transfiguratio								105		105
6. S. Sixti, Felic.		76	76	76	76		76	76	14	10
(9) 8. S. Cyriaci etc.		5	5	5	5		5	5	5	116
9. Vigil. S. Laur.	63	63, 65	3	3	3		3	3	3	3

[1] Translatio corporis beati Leonis pontificis. Vgl. S. 187, Anm. 5.

[2] So für Vigil, Fest und Oktav in den drei S. 182, Anm. 2 genannten Regensburger Evangelienbüchern und im Evangelienbuche zu Pommersfeld Nr 2821, aus dem 10.—11. Jahrh.

[3] Im Perikopenverzeichnis von Graffe und Avignon mit der Perikope 5 (Martène, Thesaurus novus V 75). In einem Evangelienbuche des Doms zu Mainz aus dem 11. Jahrh. und in den drei S. 182, Anm. 2 genannten Büchern mit Vigil.

[4] Im Evangelienbuche der Uta aus Regensburg. Vgl. oben S. 107.

[5] Vgl. oben S. 111.

1	2. Lind.	3. Burch.	4. Ada	5. Aachen	6. Hild.	7. Varia	8. Süstern	9. Würzb.	10. Trier	11. Missale
Aug.										
10. S. Laurentii I	64	64	65 [1]	65	65					
II		66 (?)	58	58	58		58	58	58	58
11. S. Tiburtii etc.			1	1	1		1	1	} 56	} 56
11. S. Susannae				18		18 [2]				
12. S. Euplii				100		100 [2]				
13. S. Hippolyti etc.			56	56	56		56	56	12	10
14. S. Eusebii		12	12	12	12			12		
14. Vigil. Assumpt.							95	106	3	25
15. Assumptio B. M. I			94	94	94	94	94	94	94	94
II				25 [3]		25 [3]		25		
17. Octava S. Laur.										58
18. S. Agapiti			14	14	14		14	14	14	5
22. S. Timoth., Symph.		2		2	2			2	9	10
24. S. Bartholomaei						140 [4]	75	75	75	117
25. S. Genesii				98		98 [5]				
28. S. Hermetis etc.			9	9	9		9	9	3	5
29. S. Sabinae				18		18 [6]		18		18
(30) 29. Decoll. S. Io.		77	77 [7]	77 [7]	77		78	77	77	77
30. Helisaei et Io. B.		78								
30. S. Felicis, Adaucti									5	81
Sept.										
1. S. Sixti, Sinicii								14		
8. Nativitas B. M.			95	95	101	101 [8]	95	95	101	101

[1] „Die Ada-Handschrift", Leipz. 1889, gibt S. 24 falsch gedruckt Ioh XCVI. statt Mt.

[2] So im Perikopenverzeichnis von Lucca, im Cod. lat. 14 222 zu München und Vatic. Ottob. lat. 74.

[3] Item eiusdem evangelii in finem. So auch im Evangelienbuche der Uta.

[4] Im Evangelienbuche des Dr Wings zu Aachen, 9. Jahrh., in den Büchern von Graffe und Avignon, im Perikopenbuche Egberts mit dem Evangelium Nr 75. Ebenso 75 in den drei S. 182, Anm. 2 genannten Büchern aus Regensburg, im Evangelienbuche der Uta und im Perikopenbuche des Berliner Kupferstichkabinetts Nr 111. Vgl. Beissel, Des hl. Bernward Evangelienbuch 37 und oben S. 146.

[5] Im Cod. lat. n. 14 222 zu München, Vatican. Ottob. lat. n. 74 zu Rom, in den Evangelienbüchern von Lucca und Florenz (Zaccaria, Biblioth. 208 230) und in demjenigen aus Paderborn im Trierer Dome Nr 187 (d. 133).

[6] Im kleinen Evangelienbuche des hl. Bernward im Dome zu Hildesheim Nr 13; in den Evangelienbüchern von Florenz und Lucca (bei Zaccaria a. a. O. 209 und 230) und im Dome zu Trier Nr 142.

[7] Natale SS. Felicis, Adaucti et depositio Helisei prophetae et decollatio S. Ioannis Baptistae. So auch im Evangelienbuche der Reichenau bei Gerbert. In „Ada-Handschrift" irrtümlich Felicissimi.

[8] Im Egbertkodex mit der Perikope 101, im Evangelienbuche Nr 187 (d 133)

1.	2. Lind.	3. Burch.	4. Ada	5. Aachen	6. Hild.	7. Varia	8. Süstern	9. Würzb.	10. Trier	11. Missale
Sept.										
8. S. Adriani		7	6	6	6			6		4
9. S. Gorgonii								5[1]	3	5
11. S. Proti, Hyac.		79	79	79	79		79	79	79	10
14. Exaltatio crucis		18	88	88	88	88[2]		107	118	118
14. S. Cornelii, Cypr.		80	80	80	80		80	80		8
14. (15.) S. Nicomedis			85	85	85			85	3	4
16. S. Luciae, Euphem.			18	18	18			18		9
18. Vigil. S. Ianuarii	67 (?)	66								
19. S. Ianuarii	11	11								10
20. S. Eustachii etc.				14		14[3]				9
20. Vigilia S. Matthaei						108[4]	108	108	108	108
21. S. Matthaei					102	102[4]	102	102	102	102
22. S. Mauritii							8	8	80	8
22. S. Emmerami						90[5]				
24. (25.) S. Ruperti						112[6]				
27. S. Cosm., Damiani			96	96	96	96	96	96		9[8]
28. Vigil. S. Michaelis						140[7]		109		
29. S. Michaelis			97	97	97	97	97	97	97	97

aus Paderborn aus dem 11. Jahrh. mit der Perikope 95. Im Utakodex die Perikope 101, in den drei andern Regensburger Büchern 95. Auch in zwei Salzburger Handschriften 95: München Cod. lat. n. 15 713, cim. 179 und Salzburg St Peter Cod. VI 55.

[1] Reliquien des hl. Gorgonius kamen im Jahre 965 in die Diözese Metz, 969 ins Kloster Gorze (Mabillon, Annales ordinis S. Benedicti II, Lucca 1739, 195 203; III 605).

[2] Evangelienbuch aus Paderborn zu Trier Nr 137 und aus Florenz bei Zaccaria, Biblioth. 230, 11. Jahrh. Ebenso in den drei Handschriften aus Regensburg.

[3] Evangelienbuch von Florenz. In demjenigen von Lucca 20. September S. Dignus (? Digna) mit der Perikope Nr 18 bei Zaccaria 210 230.

[4] Evangelienbücher von Graffe und Avignon, reiches Evangelienbuch des hl. Bernward zu Hildesheim Nr 102. Im Egbertkodex mit Vigil, ebenso in den Evangelienbüchern aus Regensburg in Rom (Vatican. Ottob. lat. n. 74) und im Krakauer Domschatz. Vgl. Swarzenski, Regensburger Buchmalerei 216.

[5] In den ebengenannten Regensburger Büchern. Leider gibt Swarzenski nur sehr ungenau an, welche Perikopen dort verzeichnet sind.

[6] In Evangelienbüchern aus Salzburg.

[7] In Evangelienbüchern aus Regensburg. Vgl. Swarzenski a. a. O.

[8] Nach Grisar wäre die Perikope 9 (Lc 6, 17 f), die im Römischen Missale heute für das Commune plurimorum martyrum gilt, ein Stück „aus dem ersten Meßformular, welches für die Einweihung der neuen Kirche der hll. Kosmas und Damian am Forum zusammengestellt wurde“ zur Zeit des Papstes Felix IV. (gest. 530)

1.	2. Lind.	3. Burch.	4. Ada	5. Aachen	6. Hild.	7. Varia	8. Süstern	9. Würzb.	10. Trier	11. Missale
Octob.										
1. Remigii, Ger.							14		12	11
7. S. Marci papae			11	11	11	11 [1]	11	14	91	12
7. S. Sergii, Bacchi						135 [2]				9
8. S. Petronillae						17 [3]				
8. S. Gereonis							90			
9. S. Dionysii etc.								76		56
14. S. Callisti			12	12	12		12	12		5
18. S. Lucae							113		113	113
25. S. Chrysanthi, Dar.			10	10			10		10	80
27. Vigil. Simonis					7		6(?7)	7	7	
28. S. Simonis, Iudae					96	96 [4]	96	96	96	96
31. Vigil. o. Sanctorum					9	9	9	14	15	9
Nov.										
1. O. Sanctorum					90	90	90	90	90	90
1. S. Caesarii			58	58		58		58		
8. Quattuor Coronat.			9	9		90	9	9	9	
8. S. Willibaldis								81		
9. S. Theodori			86	86		86	86	86	3	5
11. S. Martini Tur.									12	91
11. S. Mennae		G 8	85	85		85		86		5
(11.) 12. S. Martini papae			14	14		14	14	14		2
22. S. Caeciliae			17	17	17	17	17	17	17	17
23. S. Clementis		G 119	11	11	11	11	11	11	11	12
23. S. Felicitatis		G 92	92	92	92	92 [5]		92	92	18

(Geschichte Roms und der Päpste I, Freiburg 1901, 183). Dagegen ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß diese Märtyrer seit dem 9. Jahrhundert stets in ihrer Messe die Perikope 96 hatten.

[1] So in den Evangelienbüchern von Lucca und Florenz.

[2] Im Evangelienbuche von Lucca bei Zaccaria a. a. O. 211.

[3] Im Evangelienbuche von Lucca: Translatio corporis sanctae Petronillae. Vgl. Ranke, Perikopensystem 222 230 234. Translatio S. Petronillae auch im Evangelienbuche von Kremsmünster, aus dem 8. Jahrh. (vgl. Arneth, Evangel. Karls d. Gr. 30) und im Evangelienbuche der Vatikana, Cod. lat. n. 48 des 9. Jahrh.

[4] Regensburger Evangelienbücher in München, Cod. lat. n. 14222, aus dem 10. Jahrh; Rom, Ottob. lat. 74 und Krakau, aus dem 11. Jahrh. Auf diese Bücher beziehen sich alle folgenden Nummern dieser Kolonne außer jener bei S. Thomas.

[5] Zwei Perikopen in den Regensburger Evangelienbüchern München Cod. lat. n. 14222 und Rom Ottob. lat. 74, nämlich außer Nr 92 auch eine von Swarzenski zitierte: Dum perambularet Iesus. Wo sie in den Evangelien steht, finde ich nicht. Lc 19, 1 f?

1.	2. Lind.	3. Burch.	4. Ada	5. Aachen	6. Hild.	7. Varia	8. Süstern	9. Würzb.	10. Trier	11. Missale
Nov.										
24. S. Chrysogoni			96	96		96	96	96		4
29. S. Saturnini			98	98						5
29. Vigil. S. Andreae	68	68 G	99	99	99	99	99	99	99	99
30. S. Andreae	69	69	68	68	68	68	68	68	68	68
Dec.										
6. S. Nicolai									11	11
7. Octava S. Andreae									68	
8. Conceptio B. M.									101	23
8. (9.) S. Eucharii									113	
13. S. Luciae			18	18	18	18	18	18	18	18
21. S. Thomae						120 [1]	1		120	120
26. S. Stephani	70	70	70	70	70		70	70	70	70
27. S. Ioannis	61	61	61	61	61		61	61	61	61
28. S. Innocentium	71	71	71	71	71		71	71	71	71
31. S. Silvestri		G 11	12	12	12		12	12	12	14

Die Feste mehrerer Heiligen, die ehedem verschiedene Messen hatten, welche zwar an demselben Tage, jedoch bei ihren Gräbern, also an verschiedenen Orten gelesen wurden, sind vereint worden. So dient jetzt für sie ein Evangelium gemeinsam, das ehedem nur für einen derselben bestimmt war und nur für diesen paßt. Beispielsweise vergleiche man die Perikopen der hll. Fabian und Sebastian am 20. Januar, der hll. Nereus und Pankratius am 12. Mai, der sieben Brüder am 10. Juli.

Gregor d. Gr. hatte am 12. März als Papst die Perikope Nr 12; als er aber als Kirchenlehrer verehrt wurde, gab man ihm statt derselben Nr 13 aus dem Commune doctorum. Mehrere Märtyrer verloren ihre Perikopen, weil ihr Fest in die österliche Zeit fiel, für die man ein eigenes Commune verfaßt hatte, z. B. Tiburtius und Valerian am 14. April, Georg am 23. April. Dagegen behielt Vitalis seine Perikope, weil sie zufällig jene war, welche man für die österliche Zeit bestimmte.

Die hl. Agnes hat für den 21. und 28. Januar ihre Perikope stets behalten, ebenso Andreas im November. Nereus und Achilleus am 12. Mai, sowie Processus und Martinianus am 2. Juli hatten die Perikope aus der Zeit Gregors d. Gr. im Mittelalter verloren, haben sie aber jetzt wieder gewonnen. Geändert wurden die Perikopen der gregorianischen Zeit

[1] Im Utaevangeliar, München Cod. lat. n. 13 601, clm. 54.

für Pankratius am 12. Mai, für Mennas am 11. November und Klemens am 23. November. Wie es mit der Perikope der hl. Felicitas erging, ist oben S. 64 gesagt worden.

Im Morgenlande hat man früh angefangen, in den liturgischen Büchern die an bestimmte Tage des Kalenders gebundenen Feste der Heiligen zu trennen von den beweglichen großen Festen des Kirchenjahres und von den mit letzteren vereinten Sonntagen. Im Abendlande blieben in gregorianischen Verzeichnissen bis ins 11. Jahrhundert stets die Feste der Heiligen zwischen jene Festen des Herrn und zwischen die Sonntage eingereiht. Dadurch entstand, wie schon früher gesagt wurde, ein fast unübersehbarer Wechsel der Perikopenverzeichnisse, weil ja die einzelnen Sonntage vor und nach Ostern und Pfingsten auf verschiedene Kalendertage, ja in verschiedene Monate fallen konnten[1]. Als die Zahl der Heiligenfeste sich stark mehrte, suchten Abendländer ihren Comes dadurch zu entlasten, daß sie für bestimmte Klassen von Heiligen, also für Apostel, Märtyrer, Bekenner und Jungfrauen, Lesestücke feststellten, in ein sog. Commune Sanctorum sammelten und bei den Festen der Heiligen für das Evangelium auf jenes Commune verwiesen. Wir finden ein solches schon in sehr alten, nicht rein gregorianischen Perikopenverzeichnissen, in jenem des gallikanischen Ritus[2], des spanischen[3], in demjenigen von Lindisfarne[4], alle aus dem 7. Jahrhundert, sowie in Burchards wichtigem Buche[5]. Die Verzeichnisse des 7. Jahrhunderts nennen darum wenige Namen von Heiligen, weil sie ein Commune geben. Dagegen bieten die gregorianischen und die von ihnen abhängigen karolingischen und ottonischen Evangelienverzeichnisse um so viel mehr Heilige, je weniger sie auf ein Commune verweisen. Zu beachten ist aber hinsichtlich der Zahl und Art der Heiligenfeste, daß die reich ausgestatteten und in Gold eingebundenen Evangelienbücher des 9. bis 12. Jahrhunderts oft die Zahl der Heiligen beschränken, weil sie nur an den höchsten Festen gebraucht wurden. Wie sie darum Lesungen für die Wochentage weglassen, so verzichten sie auch auf Nennung der weniger hoch verehrten Heiligen.

Eine sehr beachtenswerte Anweisung, wodurch die Einführung des Commune in die römischen Evangelienbücher des 11. Jahrhunderts erklärt wird,

---

[1] Vgl. oben S. 23 47 131.
[2] Vgl. 7. Kapitel S. 73.
[3] Comes von Silo im 8. Kapitel S. 81; vgl. S. 87.
[4] 11. Kapitel S. 115.
[5] Vgl. das 12. Kapitel S. 126 f; vgl. S. 59 153.

gibt das aus Echternach stammende, reich illustrierte Perikopenbuch in Bremen. Es sagt nämlich: „An Vigilien oder Festen der Apostel, der Märtyrer oder Bekenner oder Jungfrauen lies ein Evangelium nach Belieben, das zu dem Tage paßt und das du finden wirst bei den Festen der oben (im Comes) angeführten Heiligen.“ [1]

Im 11. Jahrhundert wird dann in allen Perikopenbüchern und in den Comes-Verzeichnissen die Aufnahme eines Commune allmählich zur Regel.

In der Tabelle S. 191 f sind die Evangelien de Communi verzeichnet. In ihm zeigt die 2. Kolonne Perikopen des gallikanischen Comes an, die 3. jene des Comes von Silo [2]. Die 4. entspricht der 2. der vorhergehenden Tabelle, die 5. der 3. daselbst. Die 6. gibt die Angaben aus dem Kommune des Egbertkodex zu Trier (Ende des 10. Jahrhunderts), die 7. solche aus dem mit vielen Miniaturen ausgestatteten Perikopenbuche des Kupferstichkabinettes zu Berlin Nr 111 aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Die 8. Kolonne gibt das Commune Sanctorum des Comes von Lucca aus dem 11. Jahrhundert [3], die 9. das Commune aus dem Comes aus der Gegend von Avignon und aus Grasse [4]. Die 10. Kolonne bezieht sich auf das eigenartige Evangelienbuch von Monte Cassino [5]. In der 11. und 12. Kolonne findet man wie in der vorhergehenden Tabelle die Angaben aus dem Perikopenbuche des Erzbischofes Kuno von Trier und aus dem heutigen römischen Meßbuche.

Um rascher ein Verständnis dieser Tabelle zu gewinnen, ist festzuhalten, daß die Nummern 1—26 laut der oben S. 178 aufgestellten Liste die Evangelien des Commune Sanctorum aus dem heutigen Römischen Meßbuch geben. Für Jungfrauen ist die Parabel von den weisen und törichten Jungfrauen (Nr 17) in allen Verzeichnissen zu finden. Jene vom Schatz, der im Acker verborgen ist (Nr 18), scheint erst in der Zeit nach Gregor d. Gr. allgemeiner geworden zu sein. Sehr alt und weitverbreitet ist aber wieder die Parabel von den Talenten (Nr 11). Auch diejenigen, worin Jesus seinen Jüngern Verfolgung voraussagt (Nr 4 und 8), sind schon früh viel verwendet worden.

---

[1] Vgl. oben S. 155, Anm. 7.

[2] 7. Kapitel S. 73 und 8. Kapitel S. 81.

[3] Abgedruckt bei Zaccaria, Bibliotheca 214 f.

[4] Abgedruckt bei Martène, Thesaurus novus V 82, 11. Jahrh. Über das Alter dieses Verzeichnisses vgl. Ranke, Perikopensystem 199 f. Es wurde dem 4. oder 5. Jahrh. zugeschrieben!

[5] Nr 424 224. Vgl. oben S. 154.

1. Commune	2. Gallic.	3. Silo	4. Lindisf.	5. Burch.	6. Egbert.	7. Berlin	8. Lucca	9. Grasse	10. Monte Cassino	11. Trier	12. Missale
Vigilia unius apostoli			128				6			6[1]	1
Unius apostoli			117	53	1		1	1	1		
" "			129	75	6			6	6[2]		
" "			130	76	75					76	
" "				117	96		96	96	96	132	
Vigilia unius mart.							4			138	
Unius mart. pontif.	1[3]	8[4]	2	1[5]	2	2	2				2[6]
		12	3	9	3				3		3
		13	9[7]	85	4	4			4	4	
		14	90	90	5	5	5		5		4
		81	132	113	58	91					5
		123		132		136					
				134							
				3							6
				136							7
Vigilia plur. mart.										8	
Plurimorum mart.	8		81 (?)		8	8	8	2[8]	8	5	8
			85 (?)		10	9		4	9	10	9
			92		76	10	19	5	76	56	10
					79	19	56	8	81	89	
				112		56	76	9	90		
						76	89	76	111		
						80	100		141		
						81	79				
Confess. pont.	11[9]	4[10]	4	5	11	11	12[11]	11	11		11

[1] Je eine Perikope: In vigilia unius apostoli, Natale unius apostoli, In vigilia plurimorum apostolorum.

[2] Das Buch von Monte Cassino Nr 424 224 sagt: In natale apostolorum. Io. Ego sum vitis vera. Hoc evangelium dicitur in estate omnibus festivitatibus. Jetzt wird es für die Märtyrer in der österlichen Zeit benutzt. Die Perikopen Nr 1 und Nr 96 sind in jener Handschrift gegeben für Natale plurimorum apostolorum. [3] Unius martyris. [4] Sechs Perikopen: De sanctis.

[5] Sieben Perikopen: In sanctorum, dann zwei, Nr 3 und Nr 136, für Unius martyris.

[6] Je zwei Perikopen für Unius martyris pontificis, Unius martyris non pontificis und Martyris tempore paschali.

[7] Die drei letzten Perikopen: In sanctorum.

[8] Sechs Perikopen: In natali omnium sanctorum martyrum für einen oder für mehrere Märtyrer.

[9] Unius confessoris. [10] Fünf Perikopen: Unius iusti.

[11] Eine Perikope: In vigilia unius sacerdotis (Nr 12), dann zwei für Natale unius sacerdotis.

1. Commune	2. Gallic.	3. Silo	4. Lindisf.	5. Burch.	6. Egbert.	7. Berlin	8. Lucca	9. Grasse	10. Monte Cassino	11. Trier	12. Missale
Confess. pont.	6[1]	11	131	131	12	12	11	12	12	12	12
		12							13		
		93				14		14	14	14	
		124				93	91	91		91	
Doctorum											13
Confess. non pont.		125[2]			14		14[3]				14
		126			91		90				15
Abbatum											16
											17
Virg. mart.			17								18
											19
Virginum		17[4]	17[5]		17	17	17	17	17	17	
		127	92		18	18	18	18	18	18	18[6]
		94	94					19			
			137					92			

[1] Plurimorum confessorum. [2] Zwei Perikopen: De uno confessore.

[3] In natali plurimorum sanctorum.

[4] Eine Perikope: De virginibus, und zwei: De una virgine.

[5] Je zwei Perikopen: In martyra und In martyras.

[6] Die Perikope Nr 18 im Römischen Meßbuche für Commune virginum, für Martyrum non virginum und Nec virginum nec martyrum. Über die allmähliche Trennung des Proprium de tempore, Proprium de Sanctis und Commune Sanctorum vgl. Ebner, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Missale, Freiburg 1896, 392 f.

Schluß.

Blickt man zurück auf die bisherigen Darlegungen, um aus ihnen die Perikopen des heutigen Römischen Missale zu erklären, so ist zuvörderst klar, daß sie sich an die Hauptfeste anschlossen und deren Bedeutung erklärten. Die zuerst festbestimmten Perikopen, welche nach dem hl. Augustinus[1] Jahr um Jahr gelesen wurden und nicht geändert werden konnten, waren jene der Woche vor und nach Ostern. Allem Anschein nach stand in der morgenländischen wie abendländischen Kirche schon vor dem 4. Jahrhundert die Sitte fest, beim Beginn der Karwoche eine Perikope über Jesu Einzug in Jerusalem, am Donnerstag in der Karwoche über die Fußwaschung und die Einsetzung des heiligsten Sakramentes, am Freitag die Leidensgeschichte, für Ostern am Karsamstag oder am Ostertag den Bericht des ersten Evangelisten über die Auferstehung zu verlesen. Nach Ostern folgten dann der Reihe nach die Berichte der übrigen Evangelisten über Christi Auferstehung[2].

Von Ostern aus ging man bei Auswahl der Perikopen zuerst rückwärts, um jenen Tagen der Fastenzeit, an denen eine heilige Messe gefeiert wurde, ihre Perikopen zu geben. Da empfahl sich zuerst eine für den Anfang der Fastenzeit, welche auf Christi Verweilen, Beten und Fasten in der Wüste hinwies. Am Ende der Fastenzeit schloß sich an die Geschichte des Einzuges in Jerusalem jene Perikope an, welche erzählt, wie Maria am sechsten Tage vor dem Osterfest der Juden den Herrn salbte[3]. Diese Perikope brachte dann jene von der Auferweckung des Lazarus. Durandus schreibt darüber: „Beachte, daß immer an diesem Tag, d. h. dem 15. vor dem Leiden des Herrn, dies Evangelium gelesen wird, weil feststeht, Lazarus sei an diesem Tage auferweckt worden.“[4]

Weiter zurück gab das Fest Epiphanie, der 6. Januar, an dem der Herr von den Magiern angebetet, von Johannes getauft und von Maria in Kana zur Verwandlung des Wassers in Wein veranlaßt wurde, von selbst feste Lesestücke[5]. Im heutigen Meßbuch wird die Perikope über die

---

[1] Vgl. oben S. 41 f und 46 f. [2] Vgl. S. 48 f 60 f 88 f.

[3] Jo 12, 1. Am folgenden Tage, dem Montage der Karwoche, fand der Einzug in Jerusalem statt. Jo 12, 12.

[4] Rationale, De 6. feria dominicae 4. quadragesimae.

[5] Durandus, Rationale, De festo Epiphaniae. Nr 2: Epiphania dicitur quantum ad illam apparitionem Domini, quae facta est Magis per stellam Nr 5: Secunda apparitio fuit eodem die in baptismo. Nr 7: Tertia apparitio

Anbetung der Könige am Epiphaniefeste verlesen, eine über Christi Taufe am Oktavtag dieses Festes und jene über die Hochzeit zu Kana am 2. Sonntag nach Epiphanie. Die drei Evangelien des Weihnachtstages gleichen denjenigen, die ehedem am Feste der Erscheinung gelesen wurden; denn im ersten wird die Ankunft der Hirten geschildert, im zweiten wird gesagt, wie alle über Jesu Offenbarung sich wunderten[1], im dritten wird, wie um Epiphanie beim Berichte des hl. Lukas über Jesu Taufe des Herrn irdische Abstammung dargelegt wurde, dessen Ausgehen vom Vater erklärt[2].

Von Ostern aus weitergehend wurden zuerst Perikopen für die Pfingsttage, dann für Christi Himmelfahrt bestimmt. Zwischen Ostern und Pfingsten mußten die Evangelien naturgemäß einerseits auf Christi Weggehen in den Himmel, anderseits auf die Sendung des Heiligen Geistes und auf dessen vorzüglichstes Geschenk, die Liebe, hinweisen[3].

Nachdem so die wichtigsten Tage des Kirchenjahres mit Lesestücken ausgestattet worden waren, ging man dazu über, der Fastenzeit Perikopen zu geben, zuerst den Samstagen und Sonntagen. Nur sie haben bis heute bei den Griechen bestimmte Lesungen. Dann wies man im Abendlande für den Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag, zuletzt für den Donnerstag einen Abschnitt aus den Evangelien an. Als die Fastenzeit ihre Perikopen erhalten hatte, konnte der Advent nicht unberücksichtigt bleiben. Es handelte sich bei ihm darum, auf Christi Ankunft hinzuweisen. Man konnte nun diese Ankunft sehr verschiedenartig fassen, erstens im eigentlichsten Sinne als Geburt aus Maria, der Jungfrau. Darauf weisen hin die Perikopen des Mittwochs der Quatembertage des Advents und der Vigil von Weihnachten. Zweitens war hinzuweisen auf Christi Auftreten beim öffentlichen Lehramte. Dies mußte um so mehr geschehen, weil Weihnachten und Epiphanie eng zusammenhingen, der Advent deshalb auf beide Feste vorbereiten sollte. Um Epiphanie trat Jesu Taufe durch Johannes als wichtiger Teil des Festes ein. Darum wählte man

---

fuit eodem die, anno revoluto per mutationem aquae in vinum. Nr 8: Ideo autem institutum fuit hac die festum de tribus miraculis, quia haec dies fuit antiquitus celebris in honorem Augusti Caesaris propter triplicem eius triumphum, quo suo tempore Roma imperio tres regiones subiugavit, scilicet Parthiam, Aegyptum et Mediam. Nr 11: Post tertium nocturnum statim cantatur evangelium Lucae (3, 21 f), in quo de baptismo Salvatoris plene agitur, et eius genealogiam describit. Nr 13: Secundum evangelium est de Magis et dicitur in Missa. Tertium est de nuptiis et dicitur in dominica sequenti.

[1] Vgl. Lk 2, 18 mit Jo 2, 11. [2] Vgl. Lk 3, 21 f mit Jo 1, 1 f.

[3] Vgl. S. 63 70 166 f.

für den Advent Lesestücke, in denen Johannes als Vorläufer auf jenen hinweist, der da kommen soll. Von Johannes und von seiner Predigt handeln heute die Perikopen des 2., 3. und 4. Adventssonntags sowie jene des Freitags und Samstags der Quatembertage des Advents. Eine dritte Ankunft Christi ist diejenige zum Gericht. An sie erinnern die Evangelien des letzten Sonntags nach Pfingsten und des ersten des Advents. Ehedem wies man noch hin auf eine vierte Ankunft, auf Christi Einzug in Jerusalem vor seinem Leiden, weil das Volk den Herrn begrüßte mit den Worten: „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn.“ [1]

Über den Sinn und Zusammenhang der Perikopen der Sonntage nach Pfingsten ist viel Geistreiches geschrieben worden [2]. Ein Zusammenhang oder eine Gliederung dieser Perikopen ist jedoch bis jetzt noch nicht überzeugend dargetan worden.

Man könnte versucht sein, in den Perikopen des 3., 4. und 5. Sonntags eine Beziehung zum 1. Buche der Könige zu finden. Am 3. Sonntage liest man nämlich in der 1. Nokturn, wie Saul die Eselinnen suchte, in der Perikope der 3. Nokturn, wie der Mann das verlorne Schaf, das Weib die Drachme sucht (Nr 18 in der Liste S. 157). Am 4. Sonntage meldet die 1. Nokturn, wie David im Namen Gottes gegen Goliath kämpft und siegt. In dem Evangelium sagt Petrus: „In deinem Namen will ich das Netz auswerfen.“ Er tat es und fing viele Fische (Nr 19). Am 5. Sonntage erzählt die Lesung der 1. Nokturn, wie David über den Untergang seines Feindes weint; in der 3. ermahnt das Evangelium zur inneren Liebe und Versöhnung mit dem Feinde (Nr 21). Gegen die Ansicht, ein solcher Parallelismus sei bei Auswahl der Perikopen maßgebend gewesen, spricht aber, daß in den alten Verzeichnissen zwischen Nr 18 und Nr 19 noch Nr 12 über Nächstenliebe eingeschoben ist.

Auch die auffallende Tatsache, daß in einigen alten Verzeichnissen Nr 19, Lk 5, 1 f über Petri Fischfang und die Verheißung Christi: „Von nun an wirst du

---

[1] Vgl. S. 168 f. Durandus, Rationale VI, c. 3, n. 17. Evangelium Mt 21, 1 f ad passionem pertinet per litteram, ad diem vero hanc (dominicam 1. adventus) quoad allegoriam et spiritualem intelligentiam.

[2] Durandus a. a. O. VI, c. 115 f. Rupertus abbas Tuitiensis, De divinis officiis lib. 12 (Migne, P. lat. CLXX 315 f. Hittorpius, De divinis officiis, Paris. 1610, 1077 ff). Ranke, Perikopensystem 392 f. S. 398: „Man wird keinen inneren Fortschritt entdecken können. Die sämtlichen Glieder dieser Reihe gehören den synoptischen Evangelien an; aus Johannes ist nicht ein einziges Evangelium vorhanden.“ Schu, Die biblischen Lesungen der kathol. Kirche in dem Offizium und der Messe De tempore, Trier 1861. Kicker O. S. B., Das Perikopensystem, Versuch einer genetisch-historischen Entwicklung desselben, Wien 1892, 136 f. S. 138: „Der Inhalt (dieser Perikopen nach Pfingsten) bezieht sich teils auf die Ausbreitung des Reiches Christi, der Kirche, teils auf die Heiligung und Befestigung des inneren Lebens der Christen.“ Meyenberg, Homiletische u. katechetische Studien, Luzern 1903, 568 f: „Die Sonntage nach Pfingsten schildern das Fortleben Jesu in der Kirche in einem tiefsinnigen Zusammenhange.“

Menschen fangen", unmittelbar vor dem Feste der Apostelfürsten (29. Juni) seinen Platz hat, dürfte nur Zufall sein. Dies ist um so mehr anzunehmen, da der betreffende (4.) Sonntag nach Pfingsten oft lange vor dem Feste des hl. Petrus eintreffen konnte.

Jene Perikope, welche ehedem am letzten Pfingstsonntage oder am 1. Adventssonntage gelesen wurde (aus Jo 6, 5 f) und von der Brotvermehrung handelt, bei der Andreas in den Vordergrund tritt, traf in der Nähe des Festes dieses Apostels (30. November) ein[1]. Das ist beachtenswert. Aber auch dies Zusammentreffen kann zufällig gewesen sein.

Zufall ist es weiterhin, wenn der 8. Sonntag nach Pfingsten, worin Jesus die Klugheit des Verwalters als Vorbild empfiehlt, der 1. Sonntag des August ist, an dem in der 1. Nokturn der Anfang des Buches der Weisheit zur Klugheit auffordert.

Irgend ein Grund muß jedoch die Anordnung dieser Reihe der Sonntage nach Pfingsten bestimmt haben. Sie kann nicht absichtslos so angeordnet worden sein. Jedenfalls wirkte die Absicht mit, jene wichtigeren Abschnitte der Evangelien nachzuholen, die bis dahin noch nicht zur Verlesung gekommen seien, also der Reihe der Perikopen der Fastenzeit eine zweite gegenüberzustellen.

Wenn am Freitage der Quatembertage des September dasselbe Evangelium verlesen wird wie am Donnerstag nach dem Passionssonntage (Lk 7, 36 f von der Bekehrung der Magdalena), so ist zu beachten, daß einerseits diese Perikope nicht zum alten Bestande gehört; denn an jenem Quatemberfreitage wurde ehedem meist eine andere verlesen, und daß anderseits die Perikopen der Donnerstage der Fastenzeit jünger sind. Am 15. Sonntage nach Pfingsten wird dieselbe Perikope vorgelesen wie am Donnerstage nach dem 4. Fastensonntage, nämlich der Bericht über die Auferweckung des Jünglings von Naim (Lk 7, 11 f). Aber auch hier handelt es sich wiederum um ein später eingefügtes Donnerstagevangelium, das nicht einmal in allen alten Perikopenverzeichnissen steht; denn für diesen Donnerstag werden oft andere Perikopen angegeben.

Die aus dem Evangelium des Johannes genommene Perikope des 20. Sonntages nach Pfingsten über die Heilung des Sohnes des Königlichen ist, wie die Tabelle S. 165, Nr 41 zeigt, erst nach dem 8. Jahrhundert eingefügt worden.

Allem Anschein nach liegen die Anfänge der heutigen römischen Perikopenreihe in so früher Zeit, daß vielleicht die alte Überlieferung, der hl. Hieronymus habe auf Geheiß des Papstes Damasus die römischen Perikopen geordnet, einen wahren Kern enthält. Freilich hätten dann Gelasius (gest. 496), Gregor d. Gr. (gest. 604), Gregor II. (gest. 731) und ihre Nachfolger die alten Verzeichnisse stark verändert. Was heute im römischen Ritus verlesen wird als Evangelium der Messe, ist jedenfalls in den meisten Fällen dasselbe, was vor 1300 Jahren schon unter Gregor d. Gr. zu Rom durch den Diakon vom Ambo aus gesungen worden ist.

---

[1] Durandus, Rationale VI, c. 142.

I. Verzeichnis der Perikopen.

Die 1. Kolonne gibt die Zählung der Kapitel und Verse der Vulgata, die 2. die Nummern der Kanontafeln des Eusebius nach der Ausgabe von Migne, P. lat. XXIX 530 f. Vgl. Gregory, Textkritik 861 f. Festzuhalten ist, daß in den Handschriften die Nummern oft etwas zahlreicher sowie etwas kürzer oder länger sind, also zu den betreffenden Kapiteln und Versen der Vulgata nicht so genau passen, wie hier angezeigt ist. Weiterhin, daß sie an den Rand der Handschriften geschrieben, also oft aus Versehen etwas höher oder niedriger gestellt wurden und so zu andern Versen kamen. Die 3. Kolonne zeigt an die Kapitel des Evangelienbuches der Ada in der Stadtbibliothek zu Trier (Nr 22) aus dem Beginn des 9. Jahrhunderts, die 4. die von Stephan Langton gegebene, an welcher man während der zweiten Hälfte des Mittelalters fast allgemein festhielt (Otto Schmid, Über verschiedene Einteilungen der Heiligen Schrift, insbesondere über die Kapiteleinteilung Stephan Langtons im 13. Jahrhundert, Graz 1892, 56 f). Die 5. Kolonne ist jene des vom Iren Thomas im 8. Jahrhundert hergestellten Evangelienbuches im Dome zu Trier (Nr 134). Die 6. Kolonne teilt die Kapiteleinteilung mit, welche das Evangelienbuch der Vallicelliana zu Rom enthält, abgedruckt bei Carus, Sacrorum Bibliorum veteres tituli II, Romae 1688, 1 f aus Cod. Orat. B. VI. Vgl. Evangelienbücher der ersten Hälfte des Mittelalters 333, XVI. Genau stimmen die Nummern der 6. Kolonne nicht immer mit der 1.; denn z. B. beginnt 22 der letzten Kolonne mit Mt 7, 6.

Bei den im heutigen römischen Brevier als Perikopen verlesenen Abschnitten aus den Evangelien ist der betreffende Tag genannt. Doctorum, Virginum bezeichnet deren Commune.

Matthaeus.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
1, 1	1	1	1	1	1	Liber generationis. 5 23 33 35 84 154 179 f.
1, 18	3				2	Desponsata Maria. Vigil. Nativ. Dñi. 33 35 49 91 97 101 111 117 121 140 150 158 169.
2, 1	4		2	2	3	Magi venerunt. Epiphania. 30 33 35 48 60 62 72 79 85 98 101 101 108 f 110 121 131 151 172.
2, 13	5				4	Angelus: Fuge. S. Innocent. 30 f 33 35 78 91 91 101 108 110 112 115 117 126 131 150 154 159 172 179 f.
2, 19	6	2		3		Defuncto Herode. Vigil. Epiph. 35 97 121 131 172.
3, 1	7		3	4	5	Ioannes praedicans. 31 33 35 71 79 108 110 114 124 132 169.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
3, 13	13	3	4		6	Iesus ad Ioannem. 31 49 72 91 98 108 f 112 117 121 151 159 172.
4, 1	15			5	7	Iesus in desertum. Dom. 1. Quadrag. 31 36 f 62 79 85 f 92 98 112 121 133 151 172 175.
4, 12	18			6	8	Cum audisset Iesus. 31 71 73 121 167 172.
4, 18	22				9	Iesus vidit fratres. 12 15 51 64 82 86 112 115 125 140 152 168 179 f.
4, 23	23			7	10	Et circuibat Iesus. 15.
5, 1	24	4	5	8	11	Beati pauperes. 38 38 44 73 81 81 92 f 116 126 138 172 178 f 179 f.
5, 13	31				12	Estis sal. Doctorum. 73 81 92 154 167 172 178 f 180 f.
5, 17	33			9	13	Pacem mittere. 73 82 94 121 149 152 157 166 f 172.
5, 20	35					Nisi abundaverit iustitia. Dom. 5. post Pent. 15 36 92 137 172 f.
5, 27	37			10	14	Non moechaberis. 92 124 173.
5, 31	38				15	Qui dimiserit uxorem. 15 73 174.
5, 43	39			11	16	Diliges proximum. Feria 6. p. Cineres. 15 82 82 92 f 133 139 155 167 172 f 174.
6, 1	42		6	12	17	Attendite, ne iustitiam. 33 36 73 73 82 92 114 173 f.
6, 5		5			18	Et cum oratis. 92 98 112 173.
6, 16	45			13	19	Cum ieiunatis. Feria 4. Cinerum. 12 22 36 49 73 82 92 98 133 167 172 f 174.
6, 22						Lucerna corporis. 12 15 82 92.
6, 24	48			14	20	Duobus dominis servire. Dom. 14. p. Pent. 15 92 114 121 139 149 152 158 166 172.
6, 31	49					Nolite solliciti esse. 15 92 155 173.
7, 1	50	6	7		21	Nolite iudicare. 15 36 45 73.
7, 3	51			15	22	Vides festucam. 92 173.
7, 13	55			16	23	Per angustam portam. 15 36 82 92 101 167 173.
7, 15	56					Attendite a falsis prophetis. Dom. 7. p. Pent. 12 15 92 94 138 149 158 166 f.
7, 21	59			17	24	Dicit: Domine. 15 36 82 115 126.
7, 28	62			18		Cum consummasset.
8, 1	63	7	8		25	Leprosus. Dom. 3. p. Epiphan. 33 36 62 72 82 132 149 151 166 f 174.
8, 5	64			19	26	Centurio. Feria 5. p. Cineres. 12 15 114 133 172.
8, 14	67			20	27	Petri socrus. 15 36 82 140 167.
8, 19	68				28	Sequar te.
8, 23	69	8			29	Motus in mari. Dom. 4. p. Epiphan. 15 36 62 86 95 132 151 167 f.
8, 28				21	30	Gerasenorum daemonia. 12 16 86.
9, 1	70	9	9	22	31	Paralyticus (peccata). Dom. 18. p. Pent. 12 16 22 37 51 86 114 139 149 152 f 158 166.
9, 9	71			23	32	In telonio Matthaeus. 16 94 119 124 152 156 167 172 179 f.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
9, 14	73					Discipuli non ieiunant. 15 114.
9, 18	74			24	33	Iairus, mulier. Dom. 23. p. Pent. 16 23 36 95 102 114 119 132 140 149 152 f 158 161 f 166 f.
9, 27	75			25	34	Duo caeci. 12 16 37 51 114.
9, 32						Homo mutus. 72 115 178.
9, 35	76			26	35	Circuibat civitates. 15 98 115 115 124 126 141.
10, 1	79	10	10		36	Convocatis duodecim. 31 79 81 115 133 180 f.
10, 8	82					Infirmos curate. 15 64 108 125 f 138 152 156 179 f 180 f.
10, 23	89			27		Cum persequentur. 15 125 139 179 f 180 f.
10, 26	92					Nihil est opertum. Unius martyris n. P. 12 81 87 125 f 138 152 178 f.
10, 34	95				37	Pacem mittere. Unius martyris n. P. 15 38 81 108 116 124 136 152 178 f 180 f.
10, 37	96			28		Qui amat patrem. 15 81 125 138 179 f.
11, 1	101	11	11	29	38	Ioannes in vinculis. Dom. 2. Advent. 15 64 71 79 85 91 94 100 114 124 140 149 f 158 f 169.
11, 16	107			30	39	Cui similem? 15 36.
11, 20	108					Coepit exprobrare. 15.
11, 25	110			31	40	Confiteor tibi, Pater. 15 21 73 81 93 126 172 f 180 f.
12, 1	114	12	12	32	41	Vellere spicas. 15 73 92 126 172.
12, 9	116			33	42	Manus arida. 15 36 126 133.
12, 15	118					Iesus recessit. 31 64 139.
12, 22	119				43	Caecus et mutus. 15 36 f 87 155.
12, 30	122					Qui non est mecum. 16 86 149 152 168.
12, 38	127			34	44	Signum Ionae. Feria 4. Q. T. p. Dom. 1. Quadrag. 16 35 38 81 86 113 134 172 f.
12, 46	130			35	45	Mater eius. 16 64 115 126 138 140 153 155 179 f.
13, 1	131	13	13	36	46	Exiit, qui seminat. 16 36 73 86 92 112 121 154 168 172.
13, 16	134					Beati oculi. 16 86 f 108 158 180 f.
13, 24	136			37	47	Seminavit semen. Dom. 5. p. Epiphan. 16 62 86 100 132 139 149 152 158 168 172.
13, 31	137			38		Grano sinapis. Dom. 6. p. Epiphan. 16 180 f.
13, 44	139			39	48	Thesauro abscondito. Virginis et mart.; non virginum. 16 36 64 81 85 115 125 132 132 136 138 138 f 139 f 153 153 f 155 f 178 f 180 f.
13, 53	141			40	49	Cum consummasset parabolas. 16 35 81 154.
14, 1	143	14	14	41	50	Herodes tenuit Ioannem. 16 50 73 81 87 102 115 118 125 152 156 179 f.
14, 13	146				51	Navicula; panes. 12 16 38 72 87 114 133 138 157 174.
14, 23	149			42	52	Ambulans super mare. 12 16 37 48 125 137 f 155 156 179 f.
14, 35	153					Obtulerunt male habentes. 16.
15, 1	154	15	15	43	53	Transgrediuntur traditionem. Feria 4. p. Dom. 3. Quadrag. 9 16 32 37 122 133 f.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
15, 12	155					Omnis plantatio. 16 87.
15, 21	157			44	54	Mulier Chananaea. Feria 5. p. Dom. 1. Quadrag. 12 12 17 21 36 82 100 117 133 f 156 172 f.
15, 32	160	16		45	55	Septem panes. 16 82 102 112 121 140 155 172.
15, 37						Et comederunt. 16 174.
16, 1	161		16		56	Signum de caelo. Ionas. 26.
16, 6	164				57	Cavete a fermento. 26.
16, 13	166			46	58	Quem dicunt Filium hominis? 31 31 f 35 72 79 82 87 112 115 118 125 137 140 152 173 179 f.
16, 21	168			47	59	Quia oporteret pati. 16 37 102.
16, 24	170					Si quis vult. Unius martyris P. 16 64 73 79 85 99 116 126 138 153 178 f.
16, 28	172	17	17	48	60	Sunt de hic stantibus. 38.
17, 1						Transfiguratus est. Sabbat. Q. T. p. Dom. 1. Quadrag. et Dom. 2. Quadrag. 23 31 36 60 72 79 115 117 121 134 151 172 180 f.
17, 14	174			49	61	Filius lunaticus. 12 16 73 92 121 172 f.
17, 21	176			50	62	Didrachma. 12 16 32 36 72 91 108 112.
18, 1	178	18	18			Maior? Parvuli. 16 33 37 85 92 98 112 121 139 152 172 179 f.
18, 12	182				63	Centum oves. 15.
18, 15	183			51		Si peccaverit in te. Feria 2. p. Dom. 3. Quadrag. 37 79 81 122 134.
18, 23	188	19		52		Decem millia talenta. Dom. 21. p. Pent. 12 17 22 82 98 114 140 149 152 158 161 166 f.
19, 1	189		19	53	64	Licet dimittere uxorem? Virginis et mart. 12 17 37 f 136 140 154.
19, 13	192			54	65	Oblati parvuli. 16 85 92 98 108 173.
19, 16	193					Adolescens habens possessiones. 12 17 38 138.
19, 27	196				66	Ecce, nos reliquimus omnia. Abbatum. 45 119 125 137 152 155 178.
20, 1	200	20	20	55	67	Operarios in vineam. Septuagesima. 16 37 62 92 94 98 112 121 151 167 172.
20, 17	201			56	68	Ecce ascendimus. Feria 4. p. Dom. 2. Quadrag. 16 37 121 134 173 178.
20, 20	202					Mater filiorum Zebedaei. 17 80 91 98 101 f 115 118 125 174 178.
20, 29	205			57	69	Duo caeci. 37 94 101 124 137 157 161 167.
21, 1	206	21	21	58	70	Hosanna! Dom. Palm. 12 33 47 71 79 91 99 118 140 149 f 150 f 158 162 169 174.
21, 12	211					Eiciebat vendentes. Feria 3. p. Dom. 1. Quadrag. 73 94 115 121 126 133 179 f.
21, 18	214			59	71	Fici arborem. 22 36 94 101 156 167 174.
21, 23	217				72	In qua potestate? 16 108.
21, 28	218			60		Habebat duos filios. 16 71 73.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
21, 33	219	22		61	73	Plantavit vineam. Feria 6. p. Dom. 2. Quadrag. 12 17 31 81 122 134 173.
21, 43	220					Auferetur regnum Dei. 16.
22, 1	221		22	62	74	Nuptias filio. Dom. 19. p. Pent. 12 17 21 64 73 85 95 122 133 140 153 153 155 158 166 f 172 f 180 f.
22, 15	223	23		63	75	Censum Caesari? Dom. 22. p. Pent. 17 21 f 45 95 140 149 152 f 158 162 166 f.
22, 23	224			64	76	Non esse resurrectionem. 16 139 149 152 158.
22, 34					77	Mandatum magnum? Dom. 17. p. Pent. 12 17 22 72 158 166 172 f.
22, 41	225			65	78	Cuius filius (Christus)?
23, 1	227		23	66	79	Super cathedram Moysi. Feria 3. p. Dom. 2. Quadrag. 17 73 85 108 121 134 173.
23, 13	232	24		67		Vaeh, Pharisaei. 16 85.
23, 29	238				80	Aedificatis sepulchra. 16 85 125.
23, 34	240					Mitto prophetas. S. Stephan. 16 78 98 108 114 131 150 159 179 f.
23, 37	241	25		68		Ierusalem, quae occidis.
24, 1	242		24	69	81	Ostenderunt aedificationem. 17 91 169.
24, 3	243					Quando erunt? Plur. martyrum. 81 f 97 124 137 f 153 167 174 178 f.
24, 15	247					Abominationem. Dom. 24. p. Pent. 17 22 71 97 153 158 ff 166 169 178 f 179 f.
24, 29	258			70		Sol obscurabitur. 17 124 153 169 177 179 f 180 f.
24, 42	263				82	Vigilate. Confess. Pont. 17 22 81 81 124 f 131 f 133 136 138 140 154 159 f.
25, 1	268		25	71		Decem virginibus. Virginum. 17 37 64 72 f 81 92 116 126 131 f 133 140 152 159 178 180 f.
25, 14	269				83	Quinque talenta. Confess. Pont. 12 17 36 64 73 81 115 123 132 137 f 140 153 156 178.
25, 31	273			72	84	Filius hominis in maiestate. Feria 2. p. Dom. 1. Quadrag. 12 21 36 f 81 121 133 172 f 180 f.
26, 1	274	26	26	73	85	Post biduum Pascha. Dom. Palmarum. 22 37 44 62 72 80 86 93 98 122 135 173 f.
26, 6	276					Mulier habens alabastrum. 22 37 86 174.
26, 14	278					Abiit Iudas. 93 101 174.
26, 17				74	86	Facio Pascha. 22 33 98.
26, 31	287	27		75		Scandalum patiemini. 22 113.
26, 55	304					Tamquam ad latronem. 22.
27, 1	317		27	77		Tradiderunt Pilato. 22 86 92 99.
27, 11	320			78		Iesus ante praesidem. 37.
27, 27	329	28				Milites praesidis.
27, 57	348			79		Ab Arimathaea. 33 93.
27, 62	351			80		Seductor dixit. 22 93 174.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
28, 1	352		28	81	87	Vespere Sabbati. Sabb. sancto. 22 33 37 42 44 46 48 72 77 80 86 90 92 f 99 113 118 123 135 151 176.
28, 16	355				88	Undecim in Galilaeam. Feria 6. p. Pascha. 22 77 80 90 93 99 101 113 118 123 135 151 174.
28, 18	355					Data est potestas. SS. Trinitatis. 22 101 101.

Marcus.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
1, 1	1	1	1	1	1	Vox in deserto. 6 17 20 31 31 35 79 85 132 154 172.
1, 9	5				2	Iesus baptizatus. 31 108 f 154 172.
1, 14	8			2	3	Vidit Simonem. 17 35 156.
1, 23	14			3	4	Homo in spiritu immundo. 17.
1, 29	15	2		4	5	Socrus Simonis. 17 36 82 156 172.
1, 40	18			5	6	Leprosus. 21 132 134.
2, 1	20		2	6		Capharnaum. Paralyticus. 12 21 36 51 156 173.
2, 14	21			7	7	Levi ad telonium. 17 21 37 86 133 173 f.
2, 23	24	3			8	Cum ambularet per sata. 98 172.
3, 1	25		3	8		Manus arida. 31 132.
3, 6	26				9	Pharisaei consilium faciebant. 17.
3, 14	29			9	10	Duodecim. 17 37.
3, 20	31			10		Veniunt ad domum. 17.
3, 31	35	4				Mater eius. 17 35 180 f.
4, 1	36		4	11	11	Exiit seminans. 17 37 132.
4, 21	39				12	Lucerna sub modio. 179 f.
4, 24	41			12		Semen germinet. 17 132.
4, 35	47			13	13	Procella. 17 36 125.
5, 1	48		5	14		In regionem Gerasenorum. 17 51 132.
5, 21	49	5		15	14	Iairus. 17 82 132 179 f.
5, 24						Mulier in profluvio sanguinis. 17 51.
6, 1	50		6	16	15	Abiit in patriam. 17 21 35 92 132 154 173.
6, 6	52			17	16	Circuibat castella. 17 37 92 140 180 f.
6, 14	57			18	17	Herodes tenuit Ioannem. 21 31 35 43 f 50 92 125 173 f 179 f.
6, 30	61	6				Apostoli renuntiaverunt. 9 17 36 38.
6, 34	63			19	18	Misertus est. 82 133 155.
6, 47	67			20	19	Navis in mari. Sabbato post Cineres. 17 62 133 154 172.
7, 1	70		7	21	20	Conveniunt Pharisaei. 17 21 30.
7, 14	72					Quae de homine procedunt. 17.
7, 24	73	7		22	21	In fines Tyri. 17 36 133.
7, 31	74			23	22	Surdus et mutus. Dom. 11. p. Pent. 21 73 80 94 101 113 117 123 138 149 152 158 166 f 173 f.
8, 1	76		8	24	23	Misereor. Dom. 6. p. Pent. 17 30 38 94 124 137 149 152 157 166 f 173.
8, 10	76			25	24	Signum de caelo. 20 37 124 137 140.
8, 22	81				25	Caecus. 20.
8, 27	82			26	26	Quem dicunt homines? 20 f 35 92 173.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
8, 34	85				27	Si quis vult. 12 21 f 30 156 180 f.
9, 2	87		9	27		Transfiguratus. 38 92 102 156.
9, 13	90			28	28	Filius mutus. Feria 4. Q. T. Septemb. 12 20 f 50 74 86 102 124 139 152 158.
9, 29	93	8		29	29	Praetergrediebatur Galilaeam. 36 155 f.
9, 37	97				30	Eicientem daemonium. 20.
9, 42	100					Si scandalizaverit te. 20.
10, 1	103		10	30	31	Uxorem dimittere? 20.
10, 11	105					Quicumque dimiserit. 20 38.
10, 17	107			31	32	Quid faciam? 20 30 35 82 82 124 137 156.
10, 32	112	9		32	33	Quae essent eventura. 12 21 37 f 72 82 173 180 f.
10, 46	116			33	34	Bartimaeus. 20 82 102 154.
11, 1	117		11	34	35	Hosanna. 111.
11, 11	120			35	36	Ficus. 20 139 156.
11, 22	124					Qui dixerit monti. 20 30 36 155.
11, 27	127	10		36	37	In qua potestate? 20.
12, 1	128		12	37		Vineam pastinavit. 20 36.
12, 13	130			38	38	Tributum Caesari? 20.
12, 18				39	39	Septem fratres. 20 36.
12, 28	131				40	Primum mandatum. 20 35 139 149 152 169.
12, 35	134			40		Christus filius David. 20 81 85.
12, 41	136		13	41	41	Sedens contra gazophylacium. 38 85.
13, 1	137			42	42	Quales lapides! 20 85 137 156 169 179 f.
13, 3	138	11				Quando ista fient? 20 85 139 f 156 179 f.
13, 24	150					Sol obtenebrabitur. 20 124.
13, 32	152				43	Nemo scit. 20 30.
14, 1	156	12	14	43	44	Pascha post biduum. Feria 3. p. Dom. Palmarum. 20 62 80 122 135 151 173 f.
14, 17	161			44		Unus tradet me. 21 113.
14, 27	168			45 [1]	45	Scandalizabimini. 21 180 f.
14, 43	181			46		Venit Iudas et cum eo turba. 21.
14, 55	189	(13)				Concilium adversus Iesum. 21.
15, 1	198					Mane consilium. 21 f.
15, 20	218					Educunt eum. 21 f.
15, 43	227					Ioseph deponit corpus Christi. 11 14 32 72 174.
16, 1	230		15		46	Cum transisset sabbatum. Dom. Resurrectionis. 14 22 82 42 44 46 48 63 80 90 93 113 123 135 151 174.
16, 9	233			47		Apparuit Mariae. 22 86 99 101 123 174.
16, 14	235					Recumbentibus undecim. Ascensio Dñi. 37 42 44 48 63 72 81 94 99 123 136 152 167 174 180 f.

[1] Bei Markus gibt das Inhaltsverzeichnis andere Kapitel an, als der Text hat, z. B. beim Schluß: Kapitel 45 Mc 12, 41; 46 Mc 13, 11; 47 Mc 14, 3; 48 Mc 14, 17; 49 Mc 14, 29; 50 Mc. 14, 53; 51 Mc 15, 1; 52 Mc 16, 1.

Lucas.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
1, 1	1			1	1	Quoniam multi. 6 30 31 f 35 44.
1, 5		1	1		2	Zacharias. 27 50 73 81 100 115 118 125 137 152 155 178 f.
1, 26	2				3	Missus est. Feria 4. Q. T. Advent. et B. M. V. in Adventu 35 49 79 91 101 114 119 124 133 140 150 158 169 178 f.
1, 39	3					Exsurgens Maria. Feria 6. Q. T. Advent. 30 35 72 f 73 81 91 119 139 f 150 152 154 156 158 169 179 f.
1, 57					4	Elisabeth impletum. 30 f 35 73 81 102 115 118 125 137 152 178 f.
2, 1			2	2	5	Exiit edictum. Nativit. Dñi I. 9 27 30 33 35 60 62 72 79 91 97 101 108 f 111 117 121 131 150 158.
2, 8						Pastores. 49 85 108 121.
2, 15					6	Pastores. Nativit. Dñi II. et Missa B. M. V. a nat. Dñi. 43 f 85 91 108 117 121 131 150 158 178 f.
2, 21					7	Ut circumcideretur. Circumcisio Dñi. 31 35 72 79 85 91 f 101 108 f 111 117 121 131 133 151 151 154 159.
2, 22				3		Impleti dies. 21 31 85 117 179 f.
2, 25		2				Simeon. 31 154.
2, 33						Pater et mater mirantes. Dom. inf. octav. Nativitatis. 31 35 85 151 159 180 f.
2, 41	4			4	8	Ibant in Ierusalem. Dom. inf. oct. Epiphan. 35 62 85 91 98 117 121 132 151 172.
3, 1	6	3	3	5	9	Verbum Domini super Ioannem. Sabb. Q. T. et Dom. 4. Advent. 31 35 64 71 79 85 91 97 101 108 114 140 149 f 158 169 172.
3, 7	8					Genimina viperarum. 154 169.
3, 19	12				10	Herodes. 18 31.
3, 21	13			6		Iesu baptizato. 156.
3, 23	14					Ioseph, qui fuit Heli. 18 35 172.
4, 1	15	4	4	7	11	Iesus in desertum. 18 101.
4, 16	18			8	12	Venit Nazareth. 18 72 82 85 91 124 132 169 172.
4, 23	20					Cura te ipsum. Feria 2. p. Dom. 3. Quadrag. 82 122 134 173.
4, 31	23			9	13	Descendit Capharnaum. 18 32.
4, 38	26				14	Socrus Simonis. Feria 5. p. Dom. 3. Quadrag. et Sabb. post Pent. 18 37 132 134 138 157 161 173.
5, 1	29		5	10	15	Stagnum Genesareth. Dom. 4. p. Pent. 12 18 37 82 94 115 137 149 152 157 166 f 180 f.
5, 12	33			11	16	Plenus lepra. 18 132 140.
5, 17	36	5		12	17	Paralyticus in lecto. Feria 6. p. Pent. 18 51 124 137 f 152 157 161.
5, 27	38			13	18	Levi. 18 82 139 155 180 f.
6, 1	41		6	14	19	Vellebant spicas. 12 18 36 82 115 126.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
6, 6	42			15	20	Manus arida. 114 124.
6, 12	43			16	21	Elegit duodecim. 18 38 115 126 180 f.
6, 17	45				22	Beati pauperes. Plur. martyrum. 18 30 32 36 92 116 126 132 137 139 f 153 156 166 178.
6, 31	54					Si diligitis. 18.
6, 36	56					Estote misericordes. Dom. 1. p. Pent. 12 18 36 38 74 94 126 137 149 152 157 167.
6, 41	59			17	23	Festuca. 18 119 134 140 153.
7, 1	65	6	7	18	24	Capharnaum. Centurio. 18 36 82 154.
7, 11	67			19	25	Naim. Feria 5. p. Dom. 4. Quadrag. et Dom. 15. p. Pent. 12 18 22 36 82 94 132 135 139 152 156 158 166 f.
7, 18	69			20	26	Ioannes misit ad Iesum. 18 35 38 154 169.
7, 31	73					Similes pueris. 18.
7, 36	74			21	27	Mulier peccatrix. Feria 5. p. Dom. Passionis et Feria 6. Q. T. Septemb. 9 18 33 37 63 92 99 133 135 138 158 173 180 f.
8, 1	75		8		28	Iter faciebat. 18 36 126.
8, 5	76			22		Qui seminat. Sexagesima. 12 18 22 62 121 133 151 172.
8, 16	79				29	Lucerna. 19 30 30 35.
8, 22	83			23	30	Transfretemus. 18 36 85 133 140 155.
8, 26				24	31	Ad regionem Gerasenorum. 12 18 51 138.
8, 40	85	7		25	32	Iairus. 12 19 23 36 86 137 156 f 161.
9, 1	86	8	9	26	33	Convocatis duodecim. Feria 5. p. Pent. 19 37 116 126 133 141 157 172 180 f.
9, 7	90				34	Herodes. 18 38 94 167.
9, 12	93			27	35	Date illis manducare. 18 124 137 157 161.
9, 18	94			28	36	Quem me dicunt? 18.
9, 23	96				37	Si quis vult. 18 38 64 126 133 156 179 f.
9, 28	98	9		29		Transfiguratio. 38 138 140 155 180 f.
9, 37	99			30	38	Filius daemoniacus. 19 37 138.
9, 44	101				39	Tradatur. 18 156 180 f.
9, 51	104			31	40	In civitatem Samaritanorum. 18 37.
9, 57	105			32		Vulpes foveas. 19 73 126.
10, 1	107	10	10	33	41	Septuaginta duos. 18 37 74 126 180 f.
10, 16	116			34		Qui vos audit. 19 30 f 81 132 179 f.
10, 21	118				42	Confiteor tibi, Pater. 12.
10, 23	120					Beati oculi. Dom. 12. p. Pent. 19 37 139 149 152 158 166.
10, 25	121			35	43	Legisperitus. 12 19 33 72 94 138 167.
10, 38	122			36	44	Martha excepit. 9 30 f 38 79 81 102 126 138 152 179 f.
11, 1	123	11	11	37	45	Doce nos orare. 19 36.
11, 5	124				46	Quis habebit amicum. In litaniis maioribus. 19 118 126 136 151.
11, 14	126			38	47	Eiciens daemonium. Dom. 3. Quadrag. 19 37 81 122 134 138 151 173.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
11, 23	130					Immundus spiritus. 19.
11, 27	131			39	48	Beatus venter. B. M. V. p. Pent. 19 30 35 85 138 178 f.
11, 33	133				49	Lucerna. 19 179.
11, 37	135			40	50	Rogavit, ut pranderet. 19 37 85 138 153.
11, 43	137			41		Vaeh, quia diligitis. 19 125.
11, 53	143	12		42		Pharisaei. 19 35 115 139 179 f.
12, 1	144		12		51	Attendite a fermento. 19 38 115 125 137 f 155 178 f 180 f.
12, 13	149			43	52	Dividat haereditatem. 12 19 19 36 73 92 94 116 126 139 f 156 167 172.
12, 32	151			44	53	Pusillus grex. Confess. n. Pont. 30 38 85 98 124 140 178.
12, 35	154					Lumbi praecincti. S. Silvester. Confess. n. Pont. 31 64 73 81 114 124 f 126 138 138 f 140 153 156 159 178 f.
12, 49	160			45	54	Ignem mittere. 19 74 172.
13, 1	163	13	13	46	55	Nuntiantes de Galilaea. 19 38 85.
13, 6	164					Arborem fici. Sabb. Q. T. Septemb. 63 85 94 158 167.
13, 10				47		Mulier inclinata. 12 19 37 74 139 152 158 172.
13, 19	167				55	Grano sinapis. 20 37.
13, 22	169			48		Pauci salvantur? 139 155 158 180 f.
13, 31	174			49	56	Herodes vult te occidere. 19 22 154.
14, 1	176	14	14	50	57	Hydropicus. Dom. 16. p. Pent. 19 f 36 72 82 94 149 152 158 166 f 172.
14, 7	178					Cum invitatus. 125 132 156.
14, 16	181				58	Coena magna. Dom. infra Octav. Corp. Christi. 12 19 63 94 98 115 125 149 f 152 156 f 161 166 f 172 179 f 180 f.
14, 26	182			51	59	Si quis venit. Unius martyris P. 19 36 38 64 85 115 f 125 f 138 153 178 f 180 f.
14, 34	185	15	15			Bonum est sal.
15, 1	186			52	60	Publicani et peccatores. Dom. 3. p. Pent. 19 21 37 63 94 101 124 137 140 149 152 157 166 f.
15, 11	190			53	61	Homo habuit duos filios. Sabb. p. Dom. 2. Quadrag. 11 f 21 82 85 94 98 122 134 167 172 f.
16, 1		16		54	62	Villicus. Dom. 8. p. Pent. 19 36 74 82 85 138 149 152 158 166 172.
16, 13	191			55	63	Duobus dominis. 19 f 99.
16, 19	196				64	Dives, Lazarus. Feria 5. p. Dom. 2. Quadrag. 12 18 36 63 73 82 85 134 138 157 161 173.
17, 1	197		16	56	65	Scandala. 19 36 139 156 f.
17, 5	200				66	Auge nobis fidem. 20.
17, 11	201			57	67	Decem leprosi. Dom. 13. p. Pent. 12 20 36 82 94 121 149 152 158 166 f 172.
17, 20	202			58	68	Quando venit regnum? 19 36 85 169.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
17, 31	208		17	59?		Qui fuerit in tecto. 19.
18, 1	214			60	69	Oportet orare. 20 36 74 112 173.
18, 9	215			61	70	Pharisaeus et publicanus. Dom. 10. p. Pent. 12 20 82
18, 15	216				71	Parvuli. 19. [94 122 138 149 152 158 166 f.
18, 18	218			62	72	Magister bone! 12 20 38 172.
18, 31	222	17		63	73	Ascendimus Ierosolymam. Quinquagesima. 19 37 62 92 113 121 133 151 172 f 174.
18, 35	224				74	Caecus. 12 20 153 172.
19, 1	225		18	64	75	Zachaeus. In dedicatione eccl. 12 20 37 73 81 86 102 140 153 169 172 178 f.
19, 11	228			65	76	Decem mnas. 19 36 81 138 140 140 179 f.
19, 29	232				77	Invenietis pullum asinae. 21 37 94.
19, 41	236				78	Flevit. Dom. 9. p. Pent. 19 22 94 158 166 f.
19, 45	238					Eiecit vendentes. 19 98.
20, 1	240		19	67	79	Convenerunt principes. 19 73 135 139 173.
20, 9	241			68	80	Plantavit vineam. 19 98.
20, 20	243	18		69	81	Tributum Caesari? 19 99 156.
20, 27				70	82	Negant resurrectionem. 20 137.
20, 41	245				83	Dicunt Christum filium David. 20 35.
20, 45	246			71		Attendite a scribis. 20.
21, 1	247		20			Gazophylacium. 20 81.
21, 5	248			72	84	Dicentibus de templo. 20 38.
21, 9	249					Cum audieritis praelia. Plur. martyrum. 21 64 73 124 136 140 153 156 178.
21, 20	252				85	Cum videritis circumdari Ierusalem. 179 f.
21, 25	257					Erunt signa. Dom. 1. Adventus. 63 140 149 f 158 169.
21, 28	258				86	Appropinquat redemptio. 20 38.
21, 34	259			73		Attendite vobis. 20 93 174.
22, 1	260	19	20	74	87	Appropinquabat Pascha. Feria 4. mai. hebdom. 21 f 62 86 113 123 135 137 151 174.
22, 24	270			75	88	Facta est contentio. 125 f 138 140 155 f 179 f.
22, 31	273			76		Satanas expetivit vos. 115 180 f.
22, 38	278			77	89	Duo gladii. 22.
22, 47	285	20		78		Iudas antecedebat.
22, 66	295			79		Convenerunt seniores. 22 37.
23, 1	300		22			Ad Pilatum. 21.
23, 26	315			80	90	Simonem Cyrenensem. 37.
23, 50	332			81		Ioseph, decurio.
24, 1	336		23	82	91	Una autem sabbati. 22 37 44 48 72 77 80 90 93 99
24, 9	338	21				Egressae nuntiaverunt. [118 123 135 174.
24, 13	340				92	Emmaus. Feria 2. p. Pascha. 13 22 22 32 37 68 77 80 86 90 93 99 113 123 151 174.
24, 36	341				93	Iesus in medio. Feria 3. p. Pascha. 14 22 32 37 44 48 51 73 81 86 93 99 113 118 123 135 151 174.
24, 44	343					Ferebatur in caelum. 99 102 111 113 118 123 155 174.

Vulgata	Eusob.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
11, 23	130					Immundus spiritus. 19.
11, 27	131			39	48	Beatus venter. B. M. V. p. Pent. 19 30 35 85 138 178 f.
11, 33	133				49	Lucerna. 19 179.
11, 37	135			40	50	Rogavit, ut pranderet. 19 37 85 138 153.
11, 43	137			41		Vaeh, quia diligitis. 19 125.
11, 53	143	12		42		Pharisaei. 19 35 115 139 179 f.
12, 1	144		12		51	Attendite a fermento. 19 38 115 125 137 f 155 178 f 180 f.
12, 13	149			43	52	Dividat haereditatem. 12 19 19 36 73 92 94 116 126 139 f 156 167 172.
12, 32	151			44	53	Pusillus grex. Confess. n. Pont. 30 38 85 98 124 140 178.
12, 35	154					Lumbi praecincti. S. Silvester. Confess. n. Pont. 31 64 73 81 114 124 f 126 138 138 f 140 153 156 159 178 f.
12, 49	160			45	54	Ignem mittere. 19 74 172.
13, 1	163	13	13	46	55	Nuntiantes de Galilaea. 19 38 85.
13, 6	164					Arborem fici. Sabb. Q. T. Septemb. 63 85 94 158 167.
13, 10				47		Mulier inclinata. 12 19 37 74 139 152 158 172.
13, 19	167				55	Grano sinapis. 20 37.
13, 22	169			48		Pauci salvantur? 139 155 158 180 f.
13, 31	174			49	56	Herodes vult te occidere. 19 22 154.
14, 1	176	14	14	50	57	Hydropicus. Dom. 16. p. Pent. 19 f 36 72 82 94 149 152 158 166 f 172.
14, 7	178					Cum invitatus. 125 132 156.
14, 16	181				58	Coena magna. Dom. infra Octav. Corp. Christi. 12 19 63 94 98 115 125 149 f 152 156 f 161 166 f 172 179 f 180 f.
14, 26	182			51	59	Si quis venit. Unius martyris P. 19 36 38 64 85 115 f 125 f 138 153 178 f 180 f.
14, 34	185	15	15			Bonum est sal.
15, 1	186			52	60	Publicani et peccatores. Dom. 3. p. Pent. 19 21 37 63 94 101 124 137 140 149 152 157 166 f.
15, 11	190			53	61	Homo habuit duos filios. Sabb. p. Dom. 2. Quadrag. 11 f 21 82 85 94 98 122 134 167 172 f.
16, 1		16		54	62	Villicus. Dom. 8. p. Pent. 19 36 74 82 85 138 149 152 158 166 172.
16, 13	191			55	63	Duobus dominis. 19 f 99.
16, 19	196				64	Dives, Lazarus. Feria 5. p. Dom. 2. Quadrag. 12 18 36 63 73 82 85 134 138 157 161 173.
17, 1	197		16	56	65	Scandala. 19 36 139 156 f.
17, 5	200				66	Auge nobis fidem. 20.
17, 11	201			57	67	Decem leprosi. Dom. 13. p. Pent. 12 20 36 82 94 121 149 152 158 166 f 172.
17, 20	202			58	68	Quando venit regnum? 19 36 85 169.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
17, 31	208		17	59?		Qui fuerit in tecto. 19.
18, 1	214			60	69	Oportet orare. 20 36 74 112 173.
18, 9	215			61	70	Pharisaeus et publicanus. Dom. 10. p. Pent. 12 20 82 94 122 138 149 152 158 166 f.
18, 15	216				71	Parvuli. 19.
18, 18	218			62	72	Magister bone! 12 20 38 172.
18, 31	222	17		63	73	Ascendimus Ierosolymam. Quinquagesima. 19 37 62 92 113 121 133 151 172 f. 174.
18, 35	224				74	Caecus. 12 20 153 172.
19, 1	225		18	64	75	Zachaeus. In dedicatione eccl. 12 20 37 73 81 86 102 140 153 169 172 178 f.
19, 11	228			65	76	Decem mnas. 19 36 81 138 140 140 179 f.
19, 29	232				77	Invenietis pullum asinae. 21 37 94.
19, 41	236				78	Flevit. Dom. 9. p. Pent. 19 22 94 158 166 f.
19, 45	238					Eiecit vendentes. 19 98.
20, 1	240		19	67	79	Convenerunt principes. 19 73 135 139 173.
20, 9	241			68	80	Plantavit vineam. 19 98.
20, 20	243	18		69	81	Tributum Caesari? 19 99 156.
20, 27				70	82	Negant resurrectionem. 20 137.
20, 41	245				83	Dicunt Christum filium David. 20 35.
20, 45	246			71		Attendite a scribis. 20.
21, 1	247		20			Gazophylacium. 20 81.
21, 5	248			72	84	Dicentibus de templo. 20 38.
21, 9	249					Cum audieritis praelia. Plur. martyrum. 21 64 73 124 136 140 153 156 178.
21, 20	252				85	Cum videritis circumdari Ierusalem. 179 f.
21, 25	257					Erunt signa. Dom. 1. Adventus. 63 140 149 f. 158 169.
21, 28	258				86	Appropinquat redemptio. 20 38.
21, 34	259			73		Attendite vobis. 20 93 174.
22, 1	260	19	20	74	87	Appropinquabat Pascha. Feria 4. mai. hebdom. 21 f. 62 86 113 123 135 137 151 174.
22, 24	270			75	88	Facta est contentio. 125 f. 138 140 155 f. 179 f.
22, 31	273			76		Satanas expetivit vos. 115 180 f.
22, 38	278			77	89	Duo gladii. 22.
22, 47	285	20		78		Iudas antecedebat.
22, 66	295			79		Convenerunt seniores. 22 37.
23, 1	300		22			Ad Pilatum. 21.
23, 26	315			80	90	Simonem Cyrenensem. 37.
23, 50	332			81		Ioseph, decurio.
24, 1	336		23	82	91	Una autem sabbati. 22 37 44 48 72 77 80 90 93 99 118 123 135 174.
24, 9	338	21				Egressae nuntiaverunt.
24, 13	340				92	Emmaus. Feria 2. p. Pascha. 13 22 22 32 37 68 77 80 86 90 93 99 113 123 151 174.
24, 36	341				93	Iesus in medio. Feria 3. p. Pascha. 14 22 32 37 44 48 51 73 81 86 93 99 113 118 123 135 151 174.
24, 44	343					Ferebatur in caelum. 99 102 111 113 118 123 155 174.

Ioannes.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
1, 1	1		1	1	1	In principio erat. Nativit. Dñi III. 8 10 f 13 32 43 f 72 79 91 98 108 115 117 131 150 158 169 172 174 178 f.
1, 15	6			2		Ioannes testimonium. 33 64 79 108 117 154 172.
1, 19	9	1			2	Tu quis es? Dom. 3. Advent. 13 35 91 98 117 124 140 149 f 158 169 174.
1, 29	13			3		Ecce agnus. Octava Epiphan. 31 35 93 112 121 132 151 154 172 174.
1, 35	16			4	3	Ex discipulis eius duo. 13 71 79 98 101 119 121 140 152 169 172 179 f.
1, 44	17					Nathanael. 12 21 35 112 172 178 f.
2, 1	18	2	2	5	4	Nuptiae. Dom. 2. p. Epiphan. 13 36 62 72 81 91 98 101 108 115 117 126 132 151 172.
2, 13	21			6	5	In templo vendentes. Feria 2. p. Dom. 4. Quadrag. 13 79 99 112 115 118 122 124 134 174 178 f.
2, 23	23					Multi crediderunt. 35.
3, 1	24		3	7	6	Nicodemus. 13 63 81 86 93 98 101 101 118 121 124 136 f 139 151 155 157 161 173 f 179 f.
3, 16						Dilexit Deus. Feria 2. p. Pent. 13 30 36 92 98 102 108 112 123 137 156 f.
3, 22	25	3		8	7	Iesus in Iudaeam. 13 35 79 98 121 136 f 140 154 173 f.
4, 1	31	4	4	9		Plures discipulos. 102.
4, 4	33			10	8	Samaritana. Feria 6. p. Dom. 3. Quadrages. 11 14 32 35 37 51 73 79 83 85 92 97 101 112 122 169 173 f 176.
4, 43	34			11		Abiit in Galilaeam. 36 73.
4, 46	37				9	Regulus. Dom. 20. p. Pent. 14 64 86 92 98 121 136 166 172 174 180 f.
5, 1	38	5	5	12	10	Probatica piscina. Feria 6. Q. T. p. Dom. 1. Quadrag. 11 14 32 36 51 80 86 93 101 115 115 118 121 126 134 155 172 f 174 178 f.
5, 21	39			13	11	Pater suscitat. 13 36 73 80 126 134 f 173.
5, 30	42				12	Iohannes lucerna. 13 35 79 126 134 172 f.
6, 1	46	6	6	14	13	Abiit trans mare. Dom. 4. Quadrag. 35 62 118 122 125 134 136 151 155 173.
6, 5	49					Cum sublevasset. 14 79 115 140 149 f 158 161 f 169.
6, 16	51					Ambulantem super mare. 13 36 79 173 180 f.
6, 22	52			15	14	Turba trans mare. 14 77 79 83 86 102 134 141 173.
6, 34	55				15	Ego sum panis. 14 38 79 f 83 86 93 112 122 141 173 f.
6, 41	56				16	Filius Ioseph. 14 80 83 86.
6, 44	60					Nemo potest venire ad me. Feria 4. p. Pent. 38 73 73 80 83 93 112 115 122 124 137 141 157 173.
6, 56	67					Caro mea est cibus. Festo corp. Christi. 14 83 86 86 122 135 157 161 173.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
6, 60	68				17	Durus sermo. 80 83 92.
7, 1	75	7	7	16	18	Ambulabat Iesus. Feria 3. p. Dom. Passionis. 14 36 80 83 86 99 122 135 173.
7, 14						Festo mediante. Feria 3. p. Dom. 4. Quadrag. 14 23 32 39 50 69 72 76 80 83 93 99 102 113 122 134 173 f.
7, 31	78				19	Miserunt ministros. Feria 2. p. Dom. Passionis. 80 92 122 135 173.
7, 37	81			17		Si quis sitit. 15 44 72 92 f 94 99 111 118 123 135 155 173 f.
7, 45	85					Ministri ad pontifices. 37 80 113 151 173 f.
8, 1	86		8	18	20	Mulier in adulterio. Sabb. p. Dom. 3. Quadrag. 31 83 86 94 117 122 134 173 175.
8, 12				19	21	Ego lux. Sabb. p. Dom. 4. Quadrag. 14 35 80 83 86 98 122 135 173.
8, 21	89	8		20	22	Ego vado. Feria 3. p. Dom. 2. Quadrag. 14 30 83 86 121 134 172 f.
8, 31					23	Si manseritis in sermone meo. 14 14 35 62 83 86 118 122 140 155 173 f 175 f.
8, 51					24	Qui sermonem servaverit. 14 80 86 135 173 f.
9, 1			9	21	25	Caecus a nativitate. Feria 4. p. Dom. 4. Quadrag. 11 14 32 32 37 73 77 79 83 86 92 98 f 100 102 112 122 135 173 f 175 f.
10, 1		9	10	22	26	Qui non intrat per ostium. Feria 3. p. Pent. 14 38 73 83 86 112 124 137 155 157.
10, 11	90					Pastor bonus. Dom. 2. p. Pascha. 30 50 f 63 83 86 93 122 136 151 159 173 f.
10, 17	91				27	Pono animam. 14 83 173.
10, 22	92			23		Encaenia. Feria 4. p. Dom. Passionis. 14 35 37 78 80 83 94 122 125 135 153 173 179 f.
10, 27	93					Oves meae. 80 173.
10, 32	94					Bona opera. 80 122 173.
11, 1			11	24	28	Lazarus. Feria 6. p. Dom. 4. Quadrag. 21 72 77 84 86 89 92 98 113 122 135 173 f 176.
11, 21	95					Dixit Martha. 115 126 141 173.
11, 47				25	29	Collegerunt consilium. Feria 6. p. Dom. Passionis. 14 84 86 93 99 135 173 f.
11, 55	96	10				Proximum erat Pascha. 37 77 80 83 86 118 122 151 174.
12, 1	97		12	26		Ante sex dies Paschae. Feria 2. p. Dom. Palmarum. 7 12 21 47 70 72 77 83 86 93 113 121 135 176.
12, 12	100			27	30	Hosanna. Sabb. p. Dom. Passionis. 33 37 93 99 135 155 174.
12, 20	102				31	Gentiles. 14 22 37 85 139 f.
12, 26	106			28	32	Mihi ministrat. 44 80 99 115 125 132 135 138 f 140 152 179 f 180 f.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
12, 37	108			29		Tanta signa. 14 80 84 f 115 125 135 f 155 173 180 f.
13, 1	112	11	13	30	33	Lavare pedes. In Coena Dñi. 21 f 37 63 85 93 99 113 118 135 151 174.
13, 16	118				34	Non est servus maior Domino. 21 f 135 174.
13, 21	121			31		Iesus turbatus est. 113 174.
13, 33	125			32		Modicum. 22 37 73 80 123.
14, 1	127				35	Non turbetur cor. 14 22 38 73 99 111 113 123 136 155 158 174 179 f.
14, 15	128			33	36	Si diligitis. Vigilia Pent. 14 37 73 86 93 f 111 113 118 123 136 152 157.
14, 23	130					Si quis diligit. Pentecost. 14 63 81 85 123 f 136 152 157 180 f.
15, 1	132	12	14	34	37	Sum vitis. Unius martyris temp. Paschal. 14 73 80 f 111 113 123 f 136 139 153 155 174 f 178 f.
15, 5						Vos palmites. Plurium mart. temp. Paschal. 37 123 125 136 155.
15, 12	135					Hoc est praeceptum meum. Vigilia unius apostoli. 64 80 85 126 136 f 137 f 153 178 f.
15, 17	138				38	Diligatis. 14 73 93 102 124 136 136 139 f 156.
15, 26	145		15	35		Paraclitus. Dom. infra oct. Ascens. 81 93 111 113 118 123 136 152 174 f.
16, 1						Locutus sum. 15 85.
16, 5	147					Vado. Dom. 4. p. Pascha. 37 81 93 111 113 118 123 136 151 174.
16, 16	149				39	Modicum. Dom. 3. p. Pascha. 15 37 81 86 93 99 111 f 113 118 123 136 138 151 173 f 175.
16, 23	150					Si quid petieritis. Dom. 5. p. Pascha. 15 111 113 118 136 151 173 f 179.
16, 25	151			36		In proverbiis. 80 99 174 f.
16, 33	152		16			Pacem habeatis. 37 f 155.
17, 1	153	13		37	40	Venit hora. Vigilia Ascensionis. 11 14 32 73 81 92 f 123 135 f 152 173 f.
17, 11				38		Serva eos. 15 37 f 38 123.
17, 21	155					Omnes unum. 81 157.
18, 1	156			39	41	Trans Cedron. In Parasceve. 22 63 113 123 135 151.
18, 3	157		17			Iudas. 22.
18, 28	176					Iesum in praetorium. 22 37.
19, 1	185		18			Pilatus flagellavit. 30.
19, 25	202			40		Stabant mater. Missa B. M. V. 31 154 178 f.
19, 38	206					Ioseph ab Arimathaea. 22.
20, 1	209	14?	19	41	42	Una sabbati. Sabb. p. Pascha. 22 37 42 44 63 72 77 80 84 86 90 93 99 101 113 123 174.
20, 4	210					Currebant duo.
20, 11	211					Maria stabat. Feria 5. p. Pascha. 63 72 77 80 90 93 123 135 151 174.

Vulgata	Euseb.	Ada	Langton	Thomas	Vallic.	
20, 19	213			42	43	Cum sero esset. Dom. in albis. 11 13 22 22 30 f 42 44 48 63 72 77 80 84 86 90 f 93 99 101 123 135 151 155 174 f.
20, 26	217					Thomas. 46 113 135 151 154 180 f.
21, 1	219		20	43	44	Manifestavit se. Feria 4. p. Pascha. 22 37 44 48 63 72 77 80 84 86 93 99 113 123 135 151 174.
21, 15	226				45	Diligis me? 15 22 30 37 f 38 44 44 72 81 84 f 115 118 125 137 152 174 179 f.
21, 20	232					Conversus Petrus. S. Ioannis (27. Dec.). 44 79 98 108 115 117 125 131 150 154 159.

II. Verzeichnis der Handschriften.

Das erste Wort bezeichnet den Ort, das zweite die Bibliothek, dann folgt die Bezeichnung der Handschriften und deren hier in Betracht kommender Inhalt. Jene, welche den fortlaufenden Text der Evangelien enthalten, sind Evangel(ien), jene, welche Lesestücke aus den Evangelien geben, Perikop(enbücher), jene, welche Lesungen aus dem Alten oder Neuen Testament bringen, Lektionare genannt. Die eingeklammerte Ziffer weist hin auf die bei den Exegeten gebräuchliche Bezeichnung der Handschrift, wie sie Tischendorf in seinem Novum Testamentum graece III, ed. 8 critica maior, Lipsiae 1884 gibt und Gregory in seiner Textkritik des Neuen Testamentes I, Leipzig 1900. Die römische Ziffer nennt das Jahrhundert, dem die Handschrift zugewiesen wird. Zwei solcher Ziffern zeigen, daß man über die Datierung unsicher ist und wie weit die Angaben auseinandergehen, z. B. X—XIV. Die letzten arabischen Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahl dieses Buches. Es handelt sich meistens um lateinische Handschriften, wo eine griechische oder syrische angeführt wird, ist graec. oder syr. beigefügt.

Seminarsbibl.: Evangel. XI 129 f 160 f; Stadtarchiv Nr 312: Evangel. S. Gereon. XI 162 f; Nr 312 a: Evangel. S. Pantaleon XII 162 f; Nr 147: Evangel. X 160 f.

Krakau, Dom: Evangel. Heinrichs IV. (?) XI 162 f 182 f 187.

Kremsmünster: Evangel. Cod. millen. (590) VIII 187.

Leipzig, Universitätsbibl., Tischendorf Nr 5: Perikop. (293) VIII—IX 9.

London, Brit. Mus., Arundel Nr 547 graec.: Perikop. (183) IX—X 9; Burney Nr 22 graec.: Perikop. (184) XIV 9; Harley Nr 5598 graec.: Perikop. (150) X 9; lat. Nr 2797: Evangel. (187) IX 129 f; Cotton, Nero D IV: Book of Lindisfarne, Evangel. (153) VIII 108 110 f 116 f 119 f 127 170 f 180 f; Royal I. B. 7: Evangel. (231) VIII 110 f.

Lyon, Bibl. 357: Evangel. (1045) IX 177.

Mailand, Bibl. Ambros. Nr 2 8 part. inf.: 88 f 108 145 170 f; A. Nr 24 bis inf.: 88 f 145 170 f; Nr 228 part. inf.: Perikop. aus Bobbio IX 144 162 f.

Mainz, Dom: Perikop. XI 144; Evangel. XI 184; Sakramentar X—XI 146.

Monte Cassino Nr 109 25: Homil. XI 147 153; Nr 191 369: Evangel. X—XI 147 154 170; Nr 424 224: Evangel. XI 147 154 170 191.

München, Nr 4451, cim. 56: Evangel. (1666) IX 159 f; Nr 4452, cim. 57: Perikop. (1667) XI 162; Nr 4453, cim. 58: Evangel. (1668) X 159 f; Nr 6224, cim. 13: Evangel. S. Corbinian. (q, 1698) VI—VII 100 f 108; Nr 6832, cod. pict. 82: Evangel. (1705) XI 146; Nr 11019, cod. pict. 32: Evangel. (1738) XI 159 f; Nr 13601, cim. 54: Evangel. Utae (1762) XI 162 f 182 f; Nr 14000, cim. 55: Bibel Karls des Kahlen (lm) XI 144 161 f; Nr 14222: Evangel. X 146 159 f 182 f; Nr 15713, cim. 179: Evangel. XI 186; Nr 17011, cod. pict. 56: Evangel. (1791) XI 146 160 f.

Paris, Bibl. nat. Reg. Nr 48 graece: Evangel. (M) IX—X 9; Reg. Nr 53 graece: Evangel. (262) X—XII 9; Reg. Nr 63 graece, Colb. 5149: Evangel. (K) VIII—IX 9; Suppl. graece Nr 79: Evangel. (274) X 9. Papyrusbruchstücke graece: Perikop. (943) VI 9; (354 f) VII 9; (360) VIII 9. Lat. Nr 256 aus St-Denis: VII 67 69 73; Nr 257: Evangel. Franz' II. (1222) IX 177; Nr 270: Evangel. X 177; Nr 816: Sakramentar aus Angoulême 144; Nr 1993 (nouv. acq. 1203): Perikop. Godescalcs VIII 144; Nr 9427, suppl. lat. 1444: Perikop. aus Luxeuil VII 66 f 69; Nr 9451: Evangel. IX 52 54; Nr 10837: Martyrologium VIII 68; Nr 11956: Evangel. 177; nouv. acq. 2171: Perikop. VII 74 f, vgl. III. Verzeichnis: Silo. Bibl. de l'arsenal 227 (olim 348) IX 60.

Petersburg, Muralt 35: Evangel. (243) VIII 9.

Pommersfeld, Evangel. X—XI 146 184.

Prag, Kathedrale: Evangel. XI 159 f.

Rom, Vatikan, Barberini, Papyrus: Perikop. (135) VIII 9; Barberini: Perikop. X 162; Vatican. Syr. Nr 12: Evangel. VI 32 40; Nr 19 (olim 11): Evangel. XI 33; Nr 20: Perikop. XIII 40; Nr 21: Epistel. XI 40; lat. Nr 48: Evangel. IX 187; Nr 5465: Evangel. IX—X 172; Nr 5729: Bibel von Farfa XI 109 144 162; Nr 7016: Evangel. (2142) IX 172; Ottob. Nr 74: Evangel. XI 146 159 f 182 f 187; Pal. Nr 46: Evangel. VIII 145 159 f; Urbin. Nr 3: Evangel. X 147.

Salzburg, St Peter, cod. VI 55: Perikop. XI 186.

Stuttgart, Landesbibl. II. a. 6: Evangel. XI 146 160 f.

III. Personen- und Sachregister.

